Arthur Schopenhauer.

Von ihm. Ueber ihn.

Ein Wort der Vertheidigung

von

Ernst Otto Lindner

und

Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke

von

Julius Frauenstädt.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von A. W. Hayn.

Vorrede.

Schopenhauer hat zwar aufgehört, ungekannt zu sein, aber noch nicht, verkannt zu werden. Da ich es nun zuerst und zumeist gewesen bin, der seinem Ungekanntsein ein Ende gemacht hat, so halte ich es jetzt für meine Aufgabe, auch seinem Verkanntwerden ein Ende zu machen.

Gwinners Buch*) konnte Dieses nicht leisten. Denn obwohl es ein sehr schätzenswerther und verdienstlicher Beitrag zur nähern Kunde des Lebens Schopenhauers ist, so ist es doch, was die richtigere und tiefere Würdigung seiner Person und Lehre betrifft, so mangelhaft, dass es, anstatt dem Verkennen Schopenhauers entgegen zu wirken, vielmehr demselben noch in die Hände gearbeitet hat. Auf Gwinners Buch konnten sich getrost alle jene Gegner Schopenhauers berufen, die schon seit lange bemüht sind, ihn als einen Sonderling bei Seite zu schieben. Denn nach Gwinner steht Schopenhauer noch immer da wie eine Curiosität, eine Rarität, voll der wunderlichsten Eigenheiten und Schrullen, die sich kein Anderer anzueignen vermag.

*) Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre von Wilhelm Gwinner. Leipzig, F. A. Brockhaus 1862.

Nun will ich zwar nicht in Abrede stellen, dass Schopenhauer manche subjective Eigenheiten an sich hatte, die sich zur Nachahmung nicht empfehlen lassen; aber diese werden doch so sehr überragt und überstrahlt von den objektiven, allgemein- und mustergültigen Zügen in seinem Wesen, dass wer nur jene ersteren in seiner Darstellung aufzählt, diese letzteren aber entweder gar nicht oder doch nicht gebührend hervorhebt, einem Portraitmaler gleicht, welcher zwar alle Warzen und Finnen seines Originals getreu wiedergiebt, aber den eigentlichen Geist und die charakteristische Schönheit desselben nicht zur Anschauung bringt.

Auf Gwinners Buch sich mit dem Scheine des Rechts zu berufen wäre wahrlich den gehässigen Anschwärzern und Verläumdern Schopenhauers unmöglich gewesen, wenn Gwinner es verstanden hätte, die Fehler Schopenhauers in das rechte Licht zu stellen, d. h. sie als die Fehler seiner Tugenden zu begreifen. Dazu wäre jedoch ein tieferes Eindringen in das eigentliche Wesen Schopenhauers erforderlich gewesen, als es bei Gwinner zu finden ist.

Weit entfernt daher, durch das Gwinnersche Buch überflüssig geworden zu sein, ist das vorliegende in seiner jetzigen Gestalt vielmehr durch dasselbe erst hervorgerufen worden.

Aber nicht blos eine richtigere und tiefere Würdigung der Person und Lehre Schopenhauers wird man hier finden, sondern auch factisch wichtige und interessante Ergänzungen des Gwinner-

schen Buches. Gwinner schweigt über manche Seiten des Schopenhauerschen Lebens ganz oder berührt sie nur oberflächlich. So z. B. weiss er über mein Verhältniss zu Schopenhauer, welches doch eine so wichtige Rolle in dem Leben des Letztern spielte, weiter nichts zu berichten als (S. 103.) dieses, dass erst durch meinen Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer“ in den Blättern für litterarische Unterhaltung dem Publikum die Augen über Schopenhauer geöffnet worden seien. Aus meinen vorliegenden Memorabilien und den auf diese folgenden Briefen wird man aber ersehen, dass mein Verhältniss zu Schopenhauer denn doch ein Mehreres zu bedeuten hatte, dass es nämlich eines jener ächten und fruchtbringenden Freundschaftsverhältnisse war, wie sie jetzt nur noch selten existiren. Auch über manche andere Dinge, über die Gwinner schweigt, wird man erst aus vorliegendem Buche Kunde erhalten. Jedenfalls wird dem Leser aus demselben ein menschlicheres, lebendigeres und vielseitigeres Bild des „misanthropischen Weisen von Frankfurt“ entgegentreten, als aus der Gwinnerschen Darstellung.

Während ich mit der Abfassung der hier vorliegenden „Memorabilien“ beschäftigt war, erschienen successive in der Voss'schen Zeitung unter der Ueberschrift: „Arthur Schopenhauer. Von ihm, über ihn“, zehn Artikel von Dr. Lindner, die mich durch die Uebereinstimmung ihrer Auffassung mit der meinigen angenehm überraschten. Diese Uebereinstimmung schien mir von um so grösserem Gewichte

zu sein, als sie eine völlig ungesuchte und unverabredete war. Da nun Dr. Lindner mir seine Absicht kund gab, das Hauptsächlichste aus diesen seinen zehn Artikeln, ergänzt durch noch einiges Andere, besonders herauszugeben, lud ich ihn ein, statt vereinzelt aufzutreten, sich lieber mit mir zu verbinden. Er folgte meiner Einladung, und dies ist der Grund, weshalb wir hier gemeinsam auftreten. —

Die nachgelassenen Manuscripte Schopenhauers, die ich in den vorliegenden „Memorabilien" benutzt, sind dieselben, die ich schon in der Vorrede zu der von mir herausgegebenen zweiten Auflage der Parerga aufgeführt habe, nämlich: 1) Die Erstlingsmanuscripte; 2) Reisebuch; 3) Foliant; 4) Brieftasche; 5) Quartant; 6) Adversaria; 7) Cholerabuch (d. h. auf der Flucht vor der Cholera geschrieben); 8) Cogitata; 9) Pandektä; 10) Spicilegia; 11) Senilia.

Diese Manuscripte enthielten ausser den bereits von Schopenhauer selbst für seine Werke benutzten und deshalb mit Bleistift durchstrichenen Stellen eine grosse Menge noch unbenutzter und undurchstrichener. Unter diesen bisher theils ungedruckten, theils noch nicht in dieser Form gedruckten Stellen habe ich viele gefunden, die mir für die „Memorabilien" besonders geeignet schienen und die ich daher für dieselben benutzt habe.

Anlangend die von mir mitgetheilten Briefe Schopenhauers an mich, so bilden dieselben eine nothwendige Fortsetzung und Ergänzung der „Me-

morabilien." Das geistige Bild Schopenhauers, das ich in diesen zu geben beabsichtigte, wäre unvollständig geblieben ohne sie. Nicht sowohl um der in ihnen enthaltenen Einzelnheiten willen — obwohl auch diese interessant und wichtig sind — theile ich dieselben mit, als vielmehr um des aus ihnen resultirenden G e s a m m t b i l d e s Schopenhauers willen, und ich muss daher den Leser bitten, nur dieses Gesammtbild auf sich wirken zu lassen, nicht aber bei Einzelnheiten kleben zu bleiben. Diese Bitte gilt überhaupt für alles Einzelne in diesem Werke mitgetheilte. Denn im Einzelnen wird man allerdings manches Anstössige finden; wenn man aber nur das Ganze aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, aus demselben Gesichtspunkt, aus welchem Lindner und ich alles Einzelne ansehen, so wird Einem ein bei allen Schwächen doch Achtung gebietender Charakter entgegentreten.

Hätte es in meiner Macht gestanden, die vielen in den Briefen vorkommenden Angriffe und Invektiven auf Zeitgenossen zu unterdrücken, so hätte ich es gethan. Denn meine Absicht ist nicht, Jemanden zu kränken. Auch geht gerade aus den Briefen selbst, so wie auch aus einigen Stellen der Memorabilien hervor, dass ich die Heftigkeit der Schopenhauerschen Polemik nicht billigte und deshalb von ihm „breiiger Toleranz" beschuldigt wurde. Aber, obwohl ich mich von der Absicht, zu kränken, frei weiss, so konnte ich doch, um zu schonen, nicht so weit gehen, dass ich die polemischen Briefe unveröffentlicht gelassen, oder die polemi-

schen Stellen aus ihnen gestrichen hätte. Manche der Angegriffenen verdienen auch gar keine Schonung. Sie haben der Welt boshaft genug gesagt, was sie von Schopenhauer denken; die Gerechtigkeit erfordert, dass die Welt nun auch erfahre, was er von ihnen gedacht hat. Er selbst hielt es bei seinem Leben unter seiner Würde, sich mit ihnen einzulassen.

Ein Verbot Schopenhauers, seine an mich gerichteten Briefe zu veröffentlichen, existirt nicht. Weder in seinem Testament, noch brieflich, noch mündlich hat er mir untersagt, nach seinem Tode seine Briefe zu veröffentlichen. Nur bei seinen Lebzeiten wollte er dieselben nicht veröffentlicht sehen. Ein angeblich an Andere gerichtetes Verbot der Veröffentlichung seiner Briefe kann ich nicht auf mich beziehen, da mir Schopenhauer zu nahe gestanden und zu gut gewusst hat, dass ich die meisten und bedeutendsten Briefe von ihm habe, als dass er ein Verbot ihrer Veröffentlichung an einen Andern, als an mich selbst adressirt haben sollte. Ich kann daher etwaige Proteste gegen die hier vorliegende Veröffentlichung, die sich auf Schopenhauer berufen, nicht anerkennen.

Berlin im December 1862.

Julius Frauenstädt.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Erste Abtheilung.

Arthur Schopenhauer.

Ein Wort der Vertheidigung.

Von

Ernst Otto Lindner.

I.

Am 21. September 1860 starb Arthur Schopenhauer. — Noch sind seitdem kaum achtzehn Monden verflossen, und sein Testamentsvollstrecker Herr Dr. Gwinner in Frankfurt am Main hat bereits dafür gesorgt, dass zu dem einfachen Stein auf dem Grabe des Verstorbenen ein ausführliches Gedenkbuch die nähere Erläuterung gebe. „Aus persönlichem Umgange" hat er Schopenhauer „dargestellt"; (Leipzig, Brockhaus;) sein Leben, sein Charakter, seine Lehre sind in zehn Abschnitten, „wie er ward", „wie er blühte", „wie er aussah", u. s. w. auseinandergelegt, ein wohlgetroffenes Bildniss steht dem Titelblatte gegenüber, und das Schlussblatt bildet eine vergleichende Seitenansicht des Schopenhauerschen Schädels mit denen Napoleon's, Kant's, Schiller's u. s. w.

Gewiss ein Aufmerksamkeit erregendes, belehrendes Werk. Ist doch auch schon gedruckt zu lesen, erst hierin, in dieser Lebensgeschichte sei der Schlüssel zum Verständniss der Schriften des grossen Denkers gegeben, und hat doch das Buch bereits als besondere Frucht einen längeren Artikel von Herrn K. Gutzkow gezeitigt, auf den weiter unten zurückzukommen ist, da derselbe, im Gegensatz zum Panegyrikus, das vollendete Muster einer biographischen Schandrede darstellt, mich persönlich berührt und überdies für den Charakter und die philosophische Bildung seines Verfassers sehr lehrreich sein dürfte.

Was nun die Gwinnersche Schrift betrifft, so enthält dieselbe jedenfalls des Bemerkenswerthen gar Manches. Auch kann darüber gestritten werden, ob die in ihr

beliebte Art und Weise, die Persönlichkeit Schopenhauer's in ein zehnfaches: wie? wer? und was? zu zerstücken, die rechte sei, um ein lebensvolles Bild des ganzen Mannes zu erhalten. Herr Dr. Gwinner berichtet nämlich nach einander: Wie er ward — wie er blühte — wie er aussah — wie er sprach — was er trieb — wer er war — was er lehrte — quoad politica — wie er lebte — wie er endete. Mir sagt diese Art, aufrichtig gestanden, durchaus nicht zu. Die einzelnen Abschnitte machen auf mich fast den Eindruck künstlich zurecht gelegter Präparate der einzelnen Glieder eines Leichnams, und der Goethesche Vers:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiss nicht wie;

bildet den Endreim dazu. Das thut aber der Sache selbst keinen wesentlichen Eintrag. Ist das doch nicht die erste und letzte Lebensbeschreibung Schopenhauer's, als einzelnen Baustein dazu aber mag man sie willkommen heissen. Auch wird es für alle Zeiten nur von untergeordneterem Interesse sein die Lebensumstände Schopenhauer's genauer zu erfahren; bei ihm wie bei jedem grossen Denker und Künstler, sind und bleiben die Werke selber die Hauptsache. Und gerade bei Schopenhauer geben diese Werke mehr als bei irgend einem andern Philosophen, zugleich einen sehr bestimmten Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Bedenklicher erscheint es mir dagegen, dass die vorliegende Schrift ziemlich deutlich in zwei, dem Inhalt wie der Form nach verschiedenartige Theile, zerfällt.

Verschiedenartig erscheint mir, was die Form angeht, die Darstellung selber. Neben einer Reihe von Sätzen, welche das Gepräge Schopenhauerschen Stiles tragen, findet sich eine mitunter ausserordentlich matte, unklare Ausdrucksweise. Auffallender jedoch ist der Umstand, dass Gwinner gerade über die Jugendzeit Schopenhauer's ziemlich ausführlich zu berichten vermag, aus der spätern Zeit aber, in welcher er Schopenhauer als seinen „Freund" bezeichnet, kaum viel mehr zu erzählen weiss, als das Allerbekannteste, was längst vielfach öffentlich erzählt worden ist, und was so ziemlich Jeder, der auch nur einmal einen

Besuch an der Mainbrücke machte, ohne viele Mühe erfahren konnte.

In dieser Beziehung ist es ein unersetzlicher Verlust, dass eine Schrift, welche Schopenhauer im Laufe des spätern Alters begonnen, nicht mehr vorhanden ist. Er nannte dieselbe *εις ἑαυτον*. Wiederholt habe ich mit ihm darüber gesprochen. Zuletzt im Jahre 1858. Nach seinen Aeusserungen wollte er darin eine Reihe von rein persönlichen Lebenserinnerungen niederlegen, zum Theil mit der Absicht, sich selbst einen Spiegel über einzelne Seiten seines natürlichen Wesens vorzuhalten. Zugleich bemerkte er, dass diese Aufzeichnungen vor seinem Tode durchaus nicht gedruckt werden könnten. Und nicht mit mir allein hat Schopenhauer in solcher Weise gesprochen. Stets aber scheint er einen besonderen Werth auf diese Schrift gelegt zu haben, und ich wenigstens war in Folge seiner Andeutungen gerade auf diesen Theil seines Nachlasses besonders gespannt, da ich ihn nach Schopenhauer's eigenen Aeusserungen für wichtiger und eigenthümlicher halten musste als einzelne Gedanken, Studienhefte und zurückgelegte frühere Arbeiten. Als daher Dr. Frauenstädt in den Besitz des handschriftlichen Nachlasses gelangte, war meine erste Frage auf das *εις ἑαυτον* gerichtet. Aber kein derartiges Werk, oder auch nur das Bruchstück eines solchen war ihm zugekommen. Nichtsdestoweniger fand sich das Werk in dem mit Papier durchschossenen Schopenhauerschen Handexemplare der Parerga für die zweite Auflage, welche Schopenhauer selbst nicht mehr erlebte, citirt; z. B. zu der Stelle über Hypochondrie (Parerga Bd. II. §. 333. der 2. Aufl.) mit den Worten: „*εις ἑαυτον*, mittelstes Blatt, S. rechts, p. 43.“; eben so war zu der Stelle der 2. Aufl. Bd. II. S. 88., welche von der symbolischen Darstellung zweier Rosskastanien auf dem Deckel einer Tabacksdose handelt, bemerkt: „*εις ἑαυτον* in medio.“ In Folge dieser Bemerkungen richtete Dr. Frauenstädt an Herrn Dr. Gwinner eine Anfrage über den Verbleib dieser Handschrift, die, jenen Anführungen zufolge, zu dem ihm vermachten wissenschaftlichen Nachlasse Schopenhauer's

zu gehören scheine. Hierauf wurde ihm nachstehende Antwort zu Theil:

„Das εις ἑαυτον war kein wissenschaftliches Manuscript, sondern betraf nur Persönliches, seine Privatverhältnisse zu einigen Personen, untermischt mit einigen Klugheitsregeln und Lieblingsstellen, wie er sie auf allen seinen Brieftaschen einzuzeichnen pflegte, und, soweit es ihm passend erschien, bereits in den Parergen benutzt hat. Es war ein Heft von etwa 30 losen Blättern, aus dem er mir zuweilen etwas mitgetheilt hatte, und das, seinem Willen gemäss, nach dem Tode vernichtet wurde. Es ist möglich, dass er eine oder die andere Stelle für eine neue Auflage der Parergen noch zu benutzen gedachte, doch vermuthe ich, dass dies nur Variationen im Ausdruck betraf; denn er war gewohnt jede Reflexion, die er für seine Schriften benutzen wollte, den wissenschaftlichen Manuscripten, resp. deren Repertorium einzuverleiben.“

Aus diesen Zeilen ging unzweifelhaft hervor, dass das Heft εις ἑαυτον nicht mehr vorhanden war. Welche Mittheilungen Herr Dr. Gwinner daraus erhalten, oder nach dem Tode Schopenhauer's vor der Vernichtung der Handschrift daraus entnommen, dafür fehlt es nun an jedem sicheren Massstabe. Sehr seltsam aber bleibt es für mich, dass Schopenhauer selbst die Vernichtung dieser Schrift bestimmt haben soll. Mit seinen Aeusserungen gegen mich, stimmt dies durchaus nicht überein. Auch ist diese Anweisung schwer mit seinem überaus vorsichtigen Wesen zu vereinigen, wonach man kaum annehmen kann, dass er die Vernichtung einer ihm so wichtigen Schrift, welche er mit ruhiger Ueberlegung beschlossen hätte, ohne weitere Vorsichtsmassregeln dem guten Willen eines Ueberlebenden anheim gegeben haben sollte. Wohl überlegt aber müsste ein solcher Entschluss jedenfalls gewesen sein, denn der Tod selbst trat plötzlich an ihn heran. Endlich könnte noch die Frage aufgeworfen werden: Wenn Schopenhauer in der That einmal seinen Willen dahin geäussert hat, das Heft möge nach seinem Tode vernichtet werden, — war die Verpflichtung hierzu eine so eilige, dass

Niemand ausser Herrn Dr. Gwinner dasselbe zu Gesicht bekommen durfte? Ja, war nicht dabei in ernsteste Ueberlegung zu ziehen, ob nicht, trotz jenes Wunsches, die Handschrift für die Nachwelt erhalten werden müsse?

Aber das Räthsel, ein solches ist diese Angelegenheit wenigstens für mich, dürfte unlösbar geworden sein; der Todte und das vernichtete Heft geben keine Antwort mehr, der Lebende aber hat bereits geantwortet.

Soviel aber wird einleuchten, — erhält es doch auch aus der obigen Erklärung des Herrn Dr. Gwinner einige Bestätigung, — das *εις ἑαυτον* wäre vielleicht am besten geeignet gewesen, die mir aufgefallenen Ungleichheiten in Gwinner's Schrift zu erklären.

Doch ich verlasse gern diesen Gegenstand, der allzuleicht auf das Gebiet unfruchtbarer, persönlicher Streitigkeiten führen könnte, um zu Gwinner's Schrift selbst überzugehen.

Als den Zweck seines Buches giebt Gwinner nicht nur die Nothwendigkeit an, dem allmälig in Umlauf gekommenen „Zerrbilde" Schopenhauer's das „Urbild" gegenüberzustellen, sondern ganz besonders hat er dasselbe gegen die Philosophieprofessoren gerichtet. „Es musste", so heisst es in der Vorrede, „seinen Zeitgenossen gesagt werden, wer er gewesen, der nun vom Schauplatz abgetreten ist; der letzte Trumpf, der ihm in der sinkenden Hand geblieben, musste ausgespielt werden gegen das vulgus profanum der Professionisten: damit kein leiser Zweifel übrig bleibe, dass zwischen ihnen und ihm keine Gemeinschaft bestand noch besteht!" u. s. w.

Das klingt in der That etwas verwunderlich; fast so als wäre es noch nicht genug an den wiederholten Ausfällen Schopenhauer's gegen das „vulgus profanum der Professionisten" in seinen Schriften; als genügte nicht schon allein sein Aufsatz über die „Universitäts-Philosophie", damit auch nicht der „leiseste Zweifel übrig bleibe, dass zwischen ihnen und ihm keine Gemeinschaft bestand noch besteht." Und welches wäre denn nun der „letzte Trumpf, der Schopenhauer in der sinkenden Hand ge-

blieben" und der von Herrn Dr. Gwinner ausgespielt werden musste?

Ich gestehe, dass ich mich vergeblich bemüht habe, das zu ergründen. Denn, wie bemerkt, nachträglich noch wieder und immer wieder gegen diejenigen loszuziehen, welche an Universitäten das undankbare Amt ausüben, einer unerfahrenen Jugend Vorlesungen über Dinge zu halten, die sie beim besten Willen nicht verstehen kann, — die Philosophie ist eben kein Gegenstand des Jugend-Unterrichts, sondern nur die Angelegenheit gereifterer und ernsthafter Männer, — das erscheint eben so unwürdig als überflüssig. Einen „letzten Trumpf" gegen sie aber, den Schopenhauer noch in der Hand gehabt hätte, habe ich in dem Buche nirgends zu entdecken vermocht. Sollte jedoch der Verfasser darunter nichts als seine Darstellung Schopenhauer's meinen, so wäre dieser neue Weg, philosophische Ansichten, Missdeutungen oder absichtliche Entstellungen einer bestimmten Weltanschauung, durch einen Blick auf das Leben und den Charakter ihres Schöpfers widerlegen zu wollen, jedenfalls der allerunglücklichste. Gerade so unglücklich, wie wenn Jemand den immer wieder auf's Neue entbrennenden Streit über den sittlichen Charakter des Baco von Verulam mit Sätzen aus dem novum organon desselben erledigen wollte. Ueberdies wäre in Betreff der dauernden Leistungen hervorragenderer Menschen zu bemerken: Wer nicht durch seine Werke, nicht nur den Zeitgenossen, sondern allen kommenden Geschlechtern laut und vernehmlich zu sagen vermag, wer er gewesen, — von dem zu erzählen ist überflüssig. Aber auch die beste Erzählung würde nie auch nur einen schwachen Ersatz darbieten können für jene Werke. Aus diesen spricht ihr Schöpfer unmittelbar zu uns, in diesen lebt er mit uns selbst; die Schilderungen eines Andern gleichen, selbst im besten Falle, nur dem Abbilde einer Versteinerung.

Aber auch angenommen, dass eine Darstellung der gesammten Persönlichkeit Schopenhauer's ein „letzter Trumpf" gegen seine Gegner auf dem Katheder sein könnte, — dann würde eine solche Darstellung doch jeden-

falls derart ausfallen müssen, dass sie, soweit dies überhaupt möglich wäre, ein wirkliches Gesammtbild des Verstorbenen gäbe.

Dass dies aber der Fall wäre, kann ich in Betreff der Gwinnerschen Darstellung nicht zugeben. Ich kann darin das „Urbild" nicht finden. Dazu ist diese Darstellung zu unvollständig, — dazu ist sie zu einseitig, — dazu ist sie zu unphilosophisch.

Unphilosophisch aber, um damit zu beginnen, ist der ganze Ton der Schrift fast überall, wo philosophische Gedanken hingestellt, oder die Gedanken Schopenhauer's beurtheilt werden.

So gleich am Anfang des ersten Abschnittes. Als eine Wahrheit, würdig der Ideenlehre Platon's, und Kant's Lehre von der Idealität der Erscheinungen an die Seite gestellt zu werden, wird hier Schopenhauer's Ansicht von der Erblichkeit der Eigenschaften, insbesondere von der Vererbung des Willens vom Vater, des Intellects von der Mutter hingestellt. Abgesehen jedoch davon, dass diese Ansicht eine sehr untergeordnete Stelle in der Reihe der glänzenden Gedanken Schopenhauer's einnimmt, ist sie, was die Erblichkeit im Allgemeinen betrifft, ein uralter Erfahrungssatz. Das Eigenthümliche aber, wodurch Schopenhauer diesen Satz näher zu erläutern suchte, ist keineswegs erwiesen. Es ist eine Ansicht, die erfahrungsmässig ebenso oft sich zu bestätigen scheint, als das Gegentheil nachgewiesen werden kann. Ueberdies aber steht diese Ansicht im Widerspruch mit viel bedeutenderen und unzweifelhafteren Ansichten Schopenhauer's. Sie steht zunächst im Widerspruch mit der Aseität des Willens; denn die Qualität macht eben das Wesen; ist nun die Qualität des Willens einfach angeerbt, so steht dieser Wille ohne Weiteres lediglich im erfahrungsmässigen Kreise des zeit- und räumlichen Daseins, und ist ganz und gar zu erklären aus der Causalität die ihn bewirkt hat. Dann mag der Einzelne, der nicht „Gott" anklagen will, weil er ihn gerade so „erschaffen" hat, sich näher und einfacher an seine Vorfahren wenden. Die sittliche Verantwortlich-

keit ist damit schlechterdings aufgehoben. Aber dies nicht allein. Die Weiber, sagt Schopenhauer, sind »kindisch, läppisch und kurzsichtig, mit Einem Worte, Zeit Lebens grosse Kinder“, — „der Mann erlangt die Reife seiner Vernunft und Geisteskräfte kaum vor dem acht und zwanzigsten Jahre; das Weib mit dem achtzehnten. Aber es ist auch eine Vernunft darnach: eine gar knapp gemessene«; — »im Grunde sind die Weiber ganz allein zur Propagation des Geschlechts da, und ihre Bestimmung geht hierin auf«, — „mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern blosse Aefferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben. Das macht, sie sind keines rein objectiven Antheils an irgend etwas fähig.“ — „Man kann von den Weibern auch nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, dass die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechts es nie zu einer einzigen wirklich grossen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können.« — „Als die Natur das Menschengeschlecht in zwei Hälften spaltete, hat sie den Schnitt nicht gerade durch die Mitte geführt. Bei aller Polarität ist der Unterschied des positiven vom negativen Pol kein blos qualitativer, sondern zugleich ein quantitativer.“ — — Und von diesen Weibern sollte der Mann seinen Intellect erben? — Ueberdies aber sagt hier, so einseitig sonst das ganze Kapitel „über die Weiber« in den Parergis sein mag, Schopenhauer nichts als das erfahrungsgemäss Richtige. Der mittelmässigste reguläre Manneskopf hat einen stärkeren Intellect als das intelligenteste Frauenzimmer. „Das weibliche Geschlecht erlangt und erwartet vom männlichen Alles, nämlich Alles, was es wünscht und braucht: das männliche verlangt vom weiblichen zunächst und unmittelbar nur Eines. Daher musste die Einrichtung getroffen werden, dass das männ-

liche Geschlecht vom weiblichen jenes Eine nur verlangen kann gegen Uebernahme der Sorge für Alles und zudem für die aus der Verbindung entspringenden Kinder: auf dieser Einrichtung beruht die Wohlfahrt des ganzen weiblichen Geschlechts. Um sie durchzusetzen, muss nothwendig das weibliche Geschlecht zusammenhalten und esprit de corps beweisen. Dann aber steht es als ein Ganzes und in geschlossener Reihe dem gesammten männlichen Geschlechte, welches durch das Uebergewicht seiner Körper- und Geisteskräfte von Natur im Besitz aller irdischen Güter ist, als dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber, der besiegt und erobert werden muss, um, mittelst seines Besitzes, in den Besitz der irdischen Güter zu gelangen.« (Parerga Bd. I. S. 388. 2. Aufl.) Nicht der Intellect im Ganzen ist es, den ein Mann jemals von seiner Mutter geerbt haben könnte, sondern die erhöhtere Sensibilität, die Unmittelbarkeit der Empfänglichkeit für den gerade gegenwärtigen Eindruck, welche in Verbindung mit der männlichen Vernunft jene Ueberlegenheit des Geistes ausmacht, welche dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen durchaus nicht inne wohnt. Endlich aber ist jene Erbschaftsansicht auch darum nicht durchzuführen, weil sie im Widerspruch mit den Vorgängen der Geschlechtsliebe selber steht. Die in Bezug auf ihre vernünftige Besonnenheit, ja selbst in Bezug auf ihren individuellen Willen verschiedensten, einander widersprechendsten Naturen, stimmen, trotz dessen, sehr häufig in Betreff der Begattung ganz unmittelbar vortrefflich zusammen. Sehr gewöhnlich ist die Erfahrung, dass recht kräftige, tüchtige Kinder aus einem Coitus hervorgehen, der als die natürliche Versöhnung nach einem heftigen Streite zu Wege kam; und regelmässig kann man bemerken, dass im Coitus das Weib sich der Gesammtwirkung der überlegenen männlichen Kraft unterwirft. Während der Schwangerschaft aber wirkt das Bild des Geliebten (es ist oft gar nicht der leibliche Vater des Kindes) unausgesetzt in dem Vorstellungskreise der Mutter. Zugleich suchen edlere weibliche Naturen instinktmässig die beste

ihnen zugängliche intellectuelle Nahrung auf, sei es in der Bibel, sei es in gewissen Dichterwerken u. s. w. Dass gerade hierbei aber der männliche Einfluss durchaus vorwalte, wird doch wohl Niemand im Ernste bestreiten wollen. In Erwägung aller dieser, zum Theil von Schopenhauer selbst anerkannten Erfahrungen, dürfte das 43. Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung", welches von der „Erblichkeit der Eigenschaften" handelt, sehr erheblichen Bedenken und Einwendungen unterliegen.

Nicht viel besser als mit diesem Eingange des Gwinnerschen Buches, steht es weiterhin mit der Charakteristik, welche dem Philosophen Schopenhauer verschiedene Male zu Theil wird. So steht S. 52. zu lesen: »Die Ergänzung des ethischen Realismus Kant's zu dem physischen der Sensualisten nicht nur, sondern auch zu dem ästhetischen Goethe's, durch die Verkörperung des kategorischen Imperativs und der platonischen Ideen im Willen, dessen Wesen gleichwohl die idealistische Grundansicht beider in sich schliesst. Dies war seine Aufgabe.« Ich glaube, man könnte eine Preisaufgabe auf das Verständniss dieser Sätze setzen, — sie würde ungelöst bleiben. »Die Verkörperung des kategorischen Imperativs im Willen« Schopenhauer's Aufgabe? Ja, wenn er das Hexeneinmaleins in Goethe's Faust, ins Philosophische zu übersetzen gehabt hätte.

Dass bei einer solchen Art zu philosophiren der ganze Abschnitt VII. »was er lehrte« geradezu ungeniessbar wird, ist sehr erklärlich. Diese Seiten (152. bis 193.) wären, zum Vortheil des Buches, besser weggeblieben. Nicht nur geben dieselben k e i n e irgend ausreichende Darstellung dessen, »was er lehrte«, der Herr Verfasser ergeht sich darin auch in einer so rein individuellen Kritik, dass man fast daran zweifeln möchte, ob er selber denn jemals die Werke seines »Freundes« gründlich gelesen habe. Kaum wäre es sonst denkbar, dass er gegen Schopenhauer's Ansicht, dass »wir uns unserer selbst an uns selbst und unabhängig von den Objekten des Erken-

nens und Wollens" nicht bewusst werden können, mit einem Satze vorrücken könnte, wie der: es sei Thatsache des Bewusstseins: »dass wir uns unserer selbst an uns selbst und unabhängig von den Objekten des Erkennens und Wollens einzig und allein im Gefühl bewusst werden können, in diesem aber bis zum höchsten Grade der Selbstbestimmung." Ich wenigstens verstehe diesen Satz nicht, glaube auch nicht, dass irgendwo ein Bewusstsein vorhanden ist ohne ein Object des Erkennens und Wollens. Was Schopenhauer meint, ist die Unerkennbarkeit eines nicht durch irgend welche Zeit- oder Raumbestimmungen näher charakterisirten Ichs. Dieser Satz ist keine „Thatsache des Bewusstseins", sondern das unleugbare vernünftige Ergebniss genauer Beobachtung, stets wiederkehrender Erfahrung. Schopenhauer schloss daraus, dass das Individuum nur Erscheinung, nicht Ding an sich sei. Dieser Schluss ist allerdings anfechtbar, aber nicht auf Grund jener unerwiesenen und, da sie nur im Gefühl wurzeln soll, auch völlig unerweisbaren Thatsache, — diese Art philosophischen Ods hat überhaupt keinen wissenschaftlichen Werth mehr, — sondern weil Schopenhauer damit selbst über die Grenze des von ihm als erkennbar Bezeichneten hinaus geht. Dadurch wird sein Schluss zur Hypothese. Zugleich ist, was Schopenhauer angeht, zu bemerken, dass er die Wurzel der Individualität als nicht allein auf dem principio individuationis beruhend, bezeichnet; jenen Schluss also selbst wieder wesentlich modificirt hat.

Ueberaus seltsam kommt mir ferner die S. 31. aufgestellte Behauptung vor, Schopenhauer's Denken sei in Betreff der juridischen und theologischen Disciplinen mangelhaft ausgebildet geblieben. Von der Jurisprudenz könnte man dies allenfalls in sofern zugeben, als er überhaupt dem Staate einen nur bedingungsweisen Werth einräumte; dabei ist aber doch nicht zu übersehen, dass, sie mag richtig sein oder nicht, diese seine Ansicht mit seiner gesammten Auffassung von dem Wesen des Menschen, in engster Verbindung steht. Aber die theologischen Disciplinen! Als wenn diese nach irgend einer Seite hin rein

wissenschaftlichen Werth beanspruchen könnten; als ob alle „Theologie“, sie mag als Kirchengeschichte, Glaubenslehre, Schrifterklärung u. s. w. auftreten, so lange sie „theologisch“ getrieben wird, je etwas anderes sein könnte, als Mittel für einen bestimmten Dogmatismus, für einen bestimmten religiösen Zweck! Das gerade ist, worauf ich noch zurückkommen werde, einer der Hauptvorzüge der Schopenhauerschen Philosophie, dass sie sich rein erhält von dem Beischmack der Theologie; während sie andererseits das Wesen der Religion viel tiefer an der Wurzel erfasst, als die Aufklärer sowohl wie die Speculativen vermocht haben. Sie scheidet Judenthum und Christenthum auf das Schärfste von einander, hebt gerade die tiefsinnige Seite des Christenthums mit eingehendstem Verständniss hervor, und befreit den welcher dafür die intellectuelle Befähigung mitbringt von den dogmatischen Vorstellungen der religiösen Mythologie, ohne das metaphysische Bedürfniss bei Seite zu werfen, welches denselben zu Grunde liegt, und, trotz der Auflösung des Dogma, doch selbst niemals mit aufgelöst werden kann.

Dass Herr Dr. Gwinner für dies Alles nur ein unzureichendes Verständniss besitzt, legt er selbst S. 220. seines Buches an den Tag. Dort erzählt derselbe in Betreff seines letzten Besuches bei Schopenhauer u. A. Folgendes:

„Als literarische Neuigkeit hatte ich ihm Baader's Commentar zu St. Martin's Schriften mitgebracht und die Stellen angezeichnet, an denen der Herausgeber seiner erwähnt. „Können Sie aber so Etwas lesen?“ fragte er, auf die zufällig aufgeschlagene Stelle S. 86. zeigend: „„Der Mensch richtet oder dirigirt sein Wollen, welches er als Odem nur hat, wenn er es empfängt, und es empfängt, wenn er es giebt.““ „Es giebt mancherlei Philosophen, abstrakte und concrete, theoretische und praktische: dieser Baader ist ein unausstehlicher.“ Ich erinnerte ihn daran, dass Baader schon 1836 in der spekulativen Dogmatik den Studenten seine Werke empfohlen und, trotz des Abstandes der beiderseitigen Denkweisen, in den Vor-

lesungen über Jakob Böhme's Theologumena und Philosopheme anerkannt habe, dass Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine Aufrichtigkeit sich ein ungleich grösseres Verdienst erworben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit“ (F. v. Baader. Sämmtl. Wk. III. S. 366.) „Es ist wahr“, erwiderte er: „ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen.“ Die Form des Philosophirens, welche man einem Böhme und seiner Zeit nachsehen muss, ist im neunzehnten Jahrhundert allerdings unerträglich und hieraus dieses wegwerfende Urtheil Schopenhauer's über einen so mächtigen Geist zu erklären.«

Das geschah zwei Tage vor Schopenhauer's Tode. Es bleibt nun freilich selbstverständlich einem Jeden unbenommen, wen er für einen »mächtigen“ Geist zu halten beliebt; — aber eben so zeugt es von dem mangelhaftesten Verständniss des Philosophen Schopenhauer, wenn man ihn, wie diese Erzählung schildert, mit Franz von Baader in Berührung bringen will. Die oberflächlichste Kenntniss der Werke dieser beiden Männer kann darüber doch wohl keinen Augenblick einen Zweifel aufkommen lassen, dass Schopenhauer sich gegen Baader rein verneinend verhalten musste. Wenn daher Herr Dr. Gwinner das Urtheil Schopenhauer's über den letzteren ein „wegwerfendes“ nennt, so wird die Befähigung wie die Berechtigung zu einem solchen Tadel, wohl einfach mit der Schopenhauerschen Frage charakterisirt werden dürfen: »Können Sie aber so etwas lesen?« — Gleichzeitig giebt übrigens dieser Bericht einen hüschen Beleg dafür, dass es Schopenhauer weniger darauf ankam, anerkannt zu werden, als vielmehr darauf, von wem diese Anerkennung ausging.

Doch dabei sich noch länger aufzuhalten wäre wirklich eben so undankbar wie überflüssig. An der philosophischen Kritik des Herrn Dr. Gwinner wird keinem Leser seines Buches viel gelegen sein; sie ist selbst da wo er meiner Ansicht nach richtig urtheilt, zu unklar aus-

gedrückt, überhaupt aber zu abgerissen und gedankenarm, um bei Freund oder Feind begründete Ansprüche auf eine erhebliche Bedeutung geltend machen zu können.

Leider aber kann ich auch mit der Gwinnerschen Darstellung des Menschen Schopenhauer nicht übereinstimmen, denn wie ich oben schon bemerkte, sie erscheint mir ebenso unvollständig als einseitig.

II.

Was mir bei der Gwinnerschen Darstellung des Menschen Schopenhauer besonders mangelhaft erscheint, das ist einmal die absichtliche Uebergehung oder die Unkenntniss einer Reihe von äussern Lebensmomenten, neben der ins Einzelnste gehenden Beschreibung der täglichen Lebensweise Schopenhauer's, sodann aber die Art und Weise der Charakterdarstellung, wonach Schopenhauer, trotz aller verbrämenden Redensarten als ein völlig gefühlloser Egoist erscheint.

Herr Dr. Gwinner zählt, namentlich in dem Abschnitt: „wer er war", eine grosse Menge einzelner Aeusserungen seines Argwohns, seiner Reizbarkeit, seiner Heftigkeit, seines Stolzes auf; er spart nicht die Anekdoten, welche so vereinzelt an einander gereiht, hier und da an's Närrische streifen. „Schon mit dreissig Jahren war er es herzlich müde, Wesen für seines Gleichen ansehen zu müssen, die es wahrhaftig nicht seien", — und S. 117 wird die Aufgabe der Charakterschilderung Schopenhauer's also gezeichnet:

„Wie der Knabe in das Leben hineinsah, mit dem erstaunten Blick auf das durch Hunger und Geschlechtslust erhaltene Getriebe dieser Welt; wie der Jüngling ihr scheu entgegentrat, seine eigene innere Welt verbergend; wie der Mann ihr fremd und feindlich gegenüber stand — a vulgo longe longeque remotus, solutus omni foenore; wie der Greis endlich sie tief unter sich erblickte, und sein feuriges klares Auge in stolzer Resignation erkaltete —

dies müsste man darstellen können, die trübselige Einsamkeit, die grenzenlose Oede seines Daseins, die unsägliche Menschenverachtung, die Härte des Stolzes, mit dem er sein Herz wie mit einem Panzer umgab, der es selbst zu verhärten drohte, ethisch verständlich zu machen, um dem Charakter des Mannes vor der Welt den Platz zu wahren, der ihm gebührt.“

Wäre es nur also mit Schopenhauer's Charakter beschaffen gewesen, welchen Platz könnte man ihm vor der Welt wahren wollen? Herr Dr. Gwinner mag sich die Antwort selbst geben, wenn er sieht, welcher Platz in Folge seiner Charakteristik für seinen „Freund“ bereits zurecht gemacht wird. Aber es fehlt hier eben die Gegenseite seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, wenn er, ihm in irgend einer Beziehung näher stehenden Naturen begegnete, — seiner lebhaften, dauernden Anhänglichkeit und Freundschaft für Personen, die ihm aus irgend einem Grunde werth geworden, — seiner Offenheit und kindlichen Naivität gegen Viele, die häufig kaum etwas Anderes als eine übrigens leicht verzeihliche Neugier zu ihm geführt hatte. Doch selbst abgesehen von diesen Mängeln und Lücken, auch das was Herr Dr. Gwinner wahrheitsgetreu berichtet, ja zugegeben, dass alle Einzelnheiten die er auf dem groben Faden seiner Erzählung aneinander reiht, vollkommen richtig seien, — so erscheint Schopenhauer doch dadurch nur in einseitiger und ungünstiger, weil nur von Aussen angebrachter Beleuchtung. Schopenhauer erscheint mir in dieser Biographie gleich einem Wachsbilde, behangen mit Kleidungsstücken, wie sie der Verstorbene zu tragen pflegte; aber Niemand vermag aus der Aehnlichkeit dieser Maske auf die lebendigen Mienen des Originals zu schliessen; Niemand wird durch diesen starren Augapfel, die Tiefe und Klarheit, die strahlende Wahrheitsliebe und die feurige Begeisterung für das erkannte Richtige und Rechte, welche aus den blauen Augensternen des „Verhärteten“ strahlten, auch nur annäherungsweise wahrzunehmen vermögen.

Zunächst will ich die Schilderung der Tagesordnung Schopenhauer's hersetzen, um dann das Bild folgen zu lassen, welches daraus und aus der Gwinnerschen Charakterschilderung Herr K. Gutzkow gemeisselt hat. Dr. Gwinner berichtet in Uebereinstimmung mit der Erfahrung Aller die Schopenhauer persönlich kennen lernten:

„Zwischen 7 und 8 Uhr verliess er, Sommers wie Winters, das Bett, und wusch sich kalt mit einem kolossalen Schwamm den ganzen Oberkörper. Den Augen, als dem werthvollsten Sinnesorgan, wandte er besondere Pflege zu: er badete sie, indem er sie mehrmals offen untertauchte, wodurch er den Sehnerv vorzüglich zu stärken glaubte. — Dann setzte er sich zum Kaffee, den er sich selbst bereitete. Seine Haushälterin hatte die Weisung, sich in den Frühstunden gar nicht blicken zu lassen; denn er hielt grosse Stücke darauf, seine Gedanken Morgens, während das Gehirn einem frisch gestimmten Instrumente gleiche, vollkommen concentrirt zu erhalten. — In dieser geistigen Sammlung verharrte er bei seiner Arbeit den ganzen Vormittag. In späteren Jahren nahm er in der zweiten Hälfte desselben Besuche an. Da er im Flusse des Gesprächs die Stunde leicht vergass, so erschien um Mittag seine Haushälterin, und gab das Zeichen zum Aufbruch. Vor dem Ankleiden spielte er in der Regel eine halbe Stunde auf der Flöte. — Um Ein Uhr ging er zu Tische. — Er erfreute sich eines starken Appetits. Von der Makrobiotik Cornaro's wollte er nichts wissen: er nannte ihn einen italienischen Hungerleider. Kant und Goethe, seine beständigen Vorbilder, haben auch viel gegessen und seien alt dabei geworden. Seine diätetische Grundmaxime war: Verbrauch der Kräfte und Ersatz derselben im Gleichgewicht zu erhalten, weshalb er es nie an Bewegung fehlen liess. Bei der Mahlzeit sprach er gerne; doch verhielt er sich aus Mangel an tauglicher Tischgesellschaft öfter beobachtend. So legte er z. B. eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich hin, ohne dass die Tischnachbaren wussten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder an sich. Endlich darüber zur Rede

gestellt, erklärte er: das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tisch sitzenden Offiziere nur ein einziges Mal eine andere ernsthafte Unterhaltung als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten. — Nach Tisch begab er sich gleich wieder nach Hause, nahm seinen Kaffee und hielt eine Stunde Siesta. Den ersten Theil des Nachmittags füllte dann leichtere Lectüre aus. Gegen Abend ging er regelmässig ins Freie. Er wählte gewöhnlich einsame Feldwege; nur wenn das Wetter zu schlecht war, blieb er in den die Stadt umkränzenden Anlagen. Sein Schritt war bis ins letzte Jahr seines Lebens voll jugendlicher Spannkraft und Geschwindigkeit. Während des Gehens pflegte er mit dem Stocke, einem kurzen dicken Bambusrohr, von Zeit zu Zeit heftig auf den Boden zu stossen. Vor der Stadt zündete er sich eine Cigarre an, die er aber nur zur Hälfte rauchte, da er den feuchten Rest für schädlich hielt. Zuweilen blieb er stehen, sah sich um und eilte dann wieder, einige unarticulirte Laute ausstossend, weiter. — — Auf diesen Spaziergängen blieb er vorzugsweise gern allein, schon deshalb, weil er im Freien, nach Kant's Beispiel, mit geschlossenem Munde athmete; noch mehr aber aus dem tiefen Bedürfniss nach ungestörtem Verkehr mit der Natur, deren „durchgängige Wahrheit und Consequenz" ihn den „Winkelzügen" der menschlichen Gesellschaft gegenüber wahrhaft anheimelte. Nach dem Spaziergange ging er ins Lese-Cabinet. Wie erwähnt, las er regelmässig, wenn auch nur flüchtig, die Times, dann einige englische und französische Revüen. Den deutschen Zeitungen schenkte er erst, seitdem sie sich mit ihm beschäftigten, grössere Aufmerksamkeit. — — Während des Abendessens las er die neuesten Nachrichten in der Frankfurter Postzeitung. In früheren Jahren brachte er die meisten Winterabende im Concert oder Theater zu; da ihm jedoch seine Harthörigkeit diese Genüsse allmälig verkümmerte, beschränkte er sich auf einzelne Symphonien, Oratorien und klassische Opern. Zwischen 8 und 9 Uhr ging er zum Nachtessen, das gewöhnlich in einer kalten Fleischspeise und einer halben

Flasche leichten Weins bestand. — Er sass in der Regel allein, fing nicht leicht ein Gespräch mit fremden Tischgenossen an und rügte es als eine Verletzung der guten Sitte, wenn ein Unbekannter sich neben ihn setzte, während Platz genug an der Tafel war. Seit er nur noch auf dem linken Ohr hörte, war es ihm überhaupt unangenehm, wenn zwei zugleich mit ihm sprachen. Sonst liebte er die Unterhaltung bei Tische sehr und blieb, wenn das Gespräch nach seiner Art war, ohne eine Spur von Ermüdung bis tief in die Nacht hinein sitzen. Wenn er keine Gesellschaft hatte, wie in der Regel, ging er bald heim, zündete sich eine Pfeife an und las noch eine Stunde Er bediente sich fünf Fuss langer Weichselrohre, weil ihm die Abkühlung des Dampfes sonst nicht genügend schien. Bevor er zu Bette ging, schlug er nicht selten noch seine Bibel, das Oupnekhat auf, um darin seine Andacht zu verrichten. — Er schlief Sommers und Winters kalt, unter einer leichten Decke. Sein Schlaf war bis zu seinem Ende tief und fest. — Seine Privatökonomie war im höchsten Grade geregelt. Das mässige väterliche Erbtheil verwaltete er mit ängstlicher Vorsicht, und vermehrte dasselbe trotz der früheren erheblichen Verluste im Laufe eines langen Lebens durch Ordnung und Sparsamkeit auf das Doppelte". u. s. w.

Man sieht, diese Beschreibung ist eine ziemlich trokkene. Statt einer lebendigen Schilderung, die Schopenhauer gegeben hätte, wie er seinen Tag verlebte, die sein Bild in Wahrheit so gezeichnet hätte, dass man den geistvollen Mann in seiner individuellsten Eigenthümlichkeit vor sich stehen sähe, — statt dessen erhält man eine Tageseintheilung, die einer Tanzordnung nicht unähnlich sieht, wobei eben nur der Tanz selber, der glänzende Saal und die bewegten Menschen fehlen, um eine Vorstellung der Scene selbst zu erhalten. Nichtsdestoweniger wird jeder Unbefangene sich sagen müssen, dass die Tagesordnung Schopenhauer's eine sehr wohl geregelte gewesen, dass sie davon zeugt, in welch' besonnener Weise er seinen Tag vertheilte, da er sich, was er selbst nicht genug prei-

sen konnte, in der glücklichen Lage befand, durch keinen Tagelöhnerdienst, durch keine drängenden Nahrungssorgen an der selbsteignen Bestimmung seiner Lebensart verhindert sah. Er sorgte für sich, und zwar mit dem festbegründeten Bewusstsein, dass er, indem er das thue, zugleich Arbeiten vollführe, welche eben nur er allein für die bedeutenderen Köpfe der kommenden Geschlechter zu vollführen vermöge. In dieser Ueberzeugung, dass sein Beruf im Auffinden und Niederschreiben von Gedanken bestehe, die für die Erkenntniss des Wesens der Welt von tiefgehender Bedeutung seien, ging er allem Anderen weit aus dem Wege, hielt er ängstlich seine materielle Unabhängigkeit aufrecht, wollte er seine Zeit nicht verderben in unfruchtbarem Verkehre. Von diesem Standpunkt aus angesehen, ist es sogar ganz gleichgültig, welchen Werth seine Werke in Wahrheit haben, — er hätte sich darüber täuschen können, und doch könnte ihn in ethischer Beziehung kein Vorwurf treffen. Nun aber höre man, was Herr Karl Gutzkow aus jener Beschreibung gemacht hat. In den Nummern 13. und 14. seiner „Unterhaltungen am häuslichen Heerde" (Leipzig 1862) bringt derselbe Schopenhauer's Lebensweise mit der von ihm wissenschaftlich aufgestellten Askese in Verbindung, — einer Umkehr, einer Verneinung des Willens, deren für ihn unzweifelhafte Heiligkeit, Schopenhauer darstellte mit dem klaren Bewusstsein, selber kein Heiliger zu sein, — und schreibt:

„Die „Askesis" Schopenhauer's, ein Wort, dessen Klang die schauerliche Höhle St.-Hieronymus', die ausdörrende Busse der thebaischen Wüste, die sturm- und regentrotzende Andacht der Säulen- und Bergheiligen vor die Augen führt, dies Wort kann nicht in einem Athem ausgesprochen werden mit dem Lebenslauf einer „Entsagung", die nach dem vorliegenden Buche darin bestand:

Wohnen in einer eleganten Etage; Aufstehen zwischen 7 und 8 Uhr; behagliches Waschen mit dem Badeschwamm; der auf der Maschine selbst zubereitete Kaffee; die Pfeife; das einladende weiche Sopha mit dem beneidenswerthen Luxus interessanter Lectüre (zur Ergänzung seines Wissens

jedem, der die Musse dazu finden kann, ein wahrer Hochgenuss!); abwechselnd dann das Auge geschlossen und hinausgeschaut in die Ideenwelt; die Feder ergriffen, die Wahrnehmungen der Seele niedergeschrieben; kein Keuchen unter der Last des Lesenmüssens, Schreibenmüssens; kein Buchhändler, der nur fertig gewordene Bücher sehen und bezahlen will; alles Geistige darf in ihm ruhig vor sich gehen, organisch anwachsen; keine lärmende Kinderumgebung, die ihr eigenes Dasein zum Hausregulator macht, keine Hausfrau, die über ihre Anschaffungen eine Rechnung bringt, vor deren Höhe der arme Geistesproletarier alle Besinnung verliert; keine Unterbrechungen der Musse durch Pflichten der Geselligkeit, keine Musikübungen einer Frau oder Tochter; vor Tisch „bläst" der Asket selbst behaglich „eine halbe Stunde die Flöte", nimmt die Besuche der Verehrer und Geschäftsfreunde entgegen und schlendert dann an die Table d'hôte des ersten Hotels in Frankfurt, der Universität der Gastwirthe; hier spannt sich der ermüdete Geist im leichten Gespräch aus; oft wird es ihm wohl zu leicht: „er legt dann ein Goldstück auf den Tisch und sagt, er wolle es den Armen geben, wenn einmal einer von den anwesenden österreichischen oder preussischen Offizieren von etwas anderm als Pferden, Hunden oder Frauenzimmern spräche —." Der fünfte oder sechste Gang der Speisen ist vorüber, jetzt wandelt der vom Weltschmerz gedrückte „Einsiedler" nach Hause, macht sich wieder seinen Kaffee, stopft wieder seine Pfeife von einem fünf Fuss langen Weichselrohr, welche Länge allein den Rauch gehörig abkühle. Auf dem Sopha ausgestreckt, hat der Asket mit diesem allerdings unbequemen Rohr vielleicht einige „Mühe"; aber der Tisch liegt voll „leichter Lectüre", die der Buchhändler schickt; die Brust dehnt sich, ein Wonnegefühl des Behagens durchströmt den ganzen Körper — wolle man hier einschalten, was S. 147. über einen Gegenstand zu lesen ist, wo das „Selbstgenügen auf schwachen Füssen stand." Putz, der Pudel, bellt; der Abend naht; der einsame fröhliche Spazierlauf um die Stadt beginnt. Das Theater ist geöffnet,

die Oper bringt ein Gastspiel; „„Norma“ ist schon als Textbuch, sagt er, eine grosse Tragödie (!)“; die Museums-Concerte bringen Beethoven. Der Glückliche, Sorgenlose geht in die Lesegesellschaft, liest die „Times“, schlendert wieder in den Englischen Hof zum Nachtessen und zu „einer halben Flasche Wein“ zurück; dann endlich sinkt er nach 10 Uhr sanft in Morpheus' Arme, die ihn fest umschlungen halten. Er geniesst das Glück eines gesunden Schlafs. So ein Tag wie der andere. Immer unter Kaufleuten und Offizieren oder unter Aerzten und Advokaten, die durch ihre Beziehung zum Handelsstand allerdings selber halbe Money-makers geworden sind. Dabei verwaltet er denn selbst sein Vermögen (S. 215.) „mit ängstlicher Vorsicht“ und „vermehrte es auf das Doppelte“ u. s. w. —

Und ein solches — Martyrium der Wahrheit war berechtigt, allen Anforderungen, die ihm von seiner Nation, von der Herrschaft des Geistes über den Unverstand, von Menschen gestellt wurden, die sich auch in ihrer Weise geben wollten, wie sie sind, allen Ansprüchen auf Liebe, Hingebung, allen Aufforderungen, sich der Gesellschaft, wie sie ist, einzureihen, allem Denken an die „fast verarmte Mutter und Schwester“ u. s. w. gegenüber zu sagen: L a s s t m i c h i n R u h e? Zudringliche Welt, was störst du mich armen, unglücklichen, entsagenden Bonzen in meiner — „Askese“?!“ — —

Zum besseren Verständniss der Schlussworte sei bemerkt, dass Herr Gutzkow u. A. ausserordentlich erzürnt darüber ist, dass Schopenhauer während der Kriege 1813 und 15, unbekümmert um die Zeitereignisse seine philosophischen Studien fortsetzte, statt als Freiwilliger ins Heer einzutreten. Nach Herrn Gutzkow's Ansicht wäre das viel „ethischer“ gewesen. Ich meine jedoch, dass der Mann, der wie er mir selbst erzählte, in einem Hause, welches grösstentheils von Soldaten besetzt war, umgeben von Kriegsgetümmel, die „vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde“ schrieb, allerdings einen anderen und wichtigeren Beruf hatte, als den, sich in Reihe und Glied gegen die Franzosen zu stellen. Doch warum erst auf Einzelnes ein-

gehen wollen? Wer irgend unbefangen zu lesen versteht, der wird aus der Gutzkowschen Umschreibung des Gwinnerschen Berichtes, eben nur herauslesen, dass Herr K. Gutzkow sich nicht in der sorgenfreien Lage Schopenhauer's Zeit seines Lebens befunden hat, — dass er unter der Last des Lesenmüssens, Schreibenmüssens, nicht selten gekeucht habe, — genug dass er unter die „Geistesproletarier“ gehöre. — Selbst der gesunde Schlaf Schopenhauer's erscheint ihm anstössig. — Gern gebe ich zu, dass es viel angenehmer und für freie Geistesarbeit unter Umständen vortheilhafter sein mag, unabhängig zu sein durch ausreichenden materiellen Besitz. Ob Herr Karl Gutzkow jedoch, in gleicher Lage mit Schopenhauer, darum bessere, dauerndere Werke geschrieben haben würde, als er in Wirklichkeit geschrieben hat, möchte mindestens sehr zweifelhaft sein. Zwar sagt Herr Gutzkow einmal: der Mensch sei immer das, wozu ihn seine Lage mache, — aber das ganze Buch, worin er das sagte: „Zur Philosophie der Geschichte. Hamburg 1836“ stellt ihm auch, meiner Ansicht nach, das unzweideutigste Zeugniss dafür aus, dass er unter keinen Umständen eine bemerkenswerthe philosophische Leistung hätte zu Stande bringen können. Ausserdem giebt eben sein neuestes Auftreten gegen Schopenhauer den einleuchtendsten Beweis dafür.

Velle non discitur, diesen Satz des Seneca, den Schopenhauer wiederholt weiter ausführte und tiefer begründete, diesen Satz scheint Herr Gutzkow nicht verstehen zu können. Es wäre sonst in der That unmöglich, dass er das Leben Schopenhauer's mit seiner Ansicht von der Askese in so obligatorischer Weise zusammenbrächte. Schopenhauer ist es nie in den Sinn gekommen, gleich einem Religionslehrer Askese, Entsagung, Verneinung des Willens, zu predigen. Als seine Aufgabe betrachtete er lediglich die Erkenntniss dessen, was die Welt sei. Das Verhältniss dieser Erkenntniss als Motiv des Willens, welches daraus folgt oder folgen kann, ist nicht mehr Sache der wissenschaftlichen Erkenntniss, sondern der individuellen Natur, die je nach ihrer Beschaffenheit und

Befähigung jene Erkenntniss auf sich einwirken lässt. Wissenschaft aber als solche ist nicht Sittenlehre, und zwischen dem Denker Schopenhauer und dem Individuum Schopenhauer könnte unter Umständen ein eben so grosser Unterschied stattgefunden haben, als er gelegentlich zwischen dem Dichter der Iphigenie und dem Manne der Vulpius unzweifelhaft bestanden hat. Schopenhauer hat niemals gemeint oder beabsichtigt, selber in der „Askese“ zu leben, hätte er doch dann seine Werke nicht schreiben können, und Gutzkow's Angriff beruht daher theils auf der eben näher bezeichneten sophistischen Unterstellung, theils auf seiner philosophischen Unerzogenheit, um nicht zu sagen: Unfähigkeit. Dass nichts destoweniger stets ein inniger Zusammenhang auch zwischen den intellectuellen Werken und dem individuellen Thun des Menschen bestehe, — dass der Wille des Menschen, die Art seines Charakters daraus hervorleuchte, wird dadurch nicht ausgeschlossen. Schopenhauer's Wille war es, seine gesammte Lebensthätigkeit auf die Erkenntniss des Wesens der Welt zu wenden; diesem Einen, grossen Zwecke gemäss, einem Zwecke für die gesammte Menschheit, ordnete er sein Leben. Er stand durchweg im Dienste der Wahrheit. Hierin liegt der Vereinigungspunkt seines Lebens und seiner Werke. Das ist, um auf Herrn Dr. Gwinner's Frage zu antworten, der Platz der ihm ethisch vor der Welt gebührt.

Wie richtig diese Auffassung der Lebensart und Lebensrichtung Schopenhauer's sein dürfte, geht aber nicht nur aus einer unbefangenen Betrachtung derselben hervor, dieselbe erfährt auch eine schwer zu widerlegende Bestätigung durch einen Vergleich mit dem praktischen Verhalten andrer hervorragender Männer. Am geeignetsten für einen solchen Vergleich ist das Leben des Philosophen, auf dessen Schultern zu stehen Schopenhauer selbst wiederholt erklärt hat, des Mannes den wegen seiner streng geordneten Lebensweise, wegen seiner auf Abfassung seiner Werke gerichteten Einseitigkeit, noch Niemand anzutasten gewagt hat. Wie schildert Schubert die Lebens-

weise Kant's? (Sämmtl. Werke von R. u. S. Bd. XI. Zweiter Theil, S. 185 ff.)

„Die Regelmässigkeit der Lebensordnung war für Kant ein so heiliges Gesetz, dass er seit seinem Eintritt in ein selbstständiges amtliches Leben, das wir mit der ordentlichen Professur im Jahr 1770 annehmen müssen, wohl nur in sehr wenigen Ausnahmefällen davon abgewichen ist. Des Winters wie des Sommers stand er pünktlich um 5 Uhr morgens auf, indem sein Diener Lampe ihn mit unerbittlicher Strenge wecken musste .... Nach dem Aufstehen rauchte er eine Pfeife Taback und trank zwei Tassen sehr schwachen Thee, obwohl er den Kaffee zwar sehr liebte, aber für seine körperliche Beschaffenheit für nicht zuträglich hielt. Dann arbeitete er bis zum Anfang der Vorlesungen, gewöhnlich 7 oder 8 Uhr, und nach Beendigung der Vorlesungen um 9 oder 10 Uhr ging es sofort wieder zur Arbeit bis 12¾ Uhr, wo er sich zum Essen ankleidete .... Bis dass er seine eigene Oekonomie sich einrichtete, ass er in einem öffentlichen Speisehause, welches er aber sogleich wechselte, als er bemerkte, dass Leute sich dort eindrängten, um ihm an der Tafel ihre Einwürfe vorzulegen und auch dort zu den Pflichten des Lehramtes zu nöthigen. Er wollte bei Tische sich von Allem abspannen, was den Geist anstrengte, und hier, nach seinem Ausdrucke, dem Körper seine Ehre geben .... Die Speisen mussten einfach, aber gut zubereitet sein, der Wein von reiner Beschaffenheit; in den früheren Jahren trank er nur rothen, in den späteren nur weissen Wein. Bei der Tafel wünschte er keine Eile, und rühmte stets das coenam ducere der Römer .... Nach dem Mittagstische ging er unausgesetzt eine Stunde lang spazieren, früher mit Collegen und Studirenden, im höheren Alter (seit 1785 etwa) stets allein, weil er im Gehen nicht sprechen wollte, da es seine Brust zu sehr anstrenge .... Nach der Rückkehr vom Spaziergange verrichtete er die vorkommenden häuslichen Geschäfte, und las dann die neu zugesandten literarischen Novitäten oder die Journale, Literatur- und politischen Zeitungen, unter denen die letzteren ihn auch

bisweilen bei den Vormittagsarbeiten unterbrechen konnten: denn oft hatte er einen wahren Heisshunger nach der Politik. Darauf ging er noch im Zimmer auf und ab, um über die Vorlesungen des nächsten Tages oder schriftstellerische Arbeiten nachzudenken, schrieb die eingefallenen Gedanken auf Memoirenzettel und ging dann zwischen 9 und 10 Uhr zu Bette.« — Sich gesund zu erhalten, und möglichst ungestört seinen Gedanken nachgehen zu können, darauf zielte diese Lebensweise ab. Und dies nicht allein. Aus dem letzteren Grunde las und schrieb Kant, soweit es irgend anging, nur das, was damit zusammenhing. Seine Briefe (Sämmtl. Werke Bd. XI. Erster Theil) enthalten eine Menge hierauf bezüglicher Bemerkungen; eben deswegen war er auch zu Kritiken wenig geneigt. Dafür aber trug er die Gewissheit in sich, etwas viel Wichtigeres, etwas viel Durchgreifenderes: eine Arbeit für kommende Geschlechter zu vollziehen. So schreibt er — (offenbar einige Zeit vor der Herausgabe der Kritik der reinen Vernunft; der Brief trägt kein Datum und ist l. c. S. 63. ff. hinter Briefe an denselben Empfänger vom Jahre 1789 u. 90 gestellt) — an Dr. M. Herz: »Sie suchen im Messkatalog fleissig, aber vergeblich nach einem gewissen Namen unter dem Buchstaben K. Es wäre mir nach der vielen Bemühung, die ich mir gegeben habe, nichts leichter gewesen, als ihn darin mit nicht unbeträchtlichen Arbeiten, die ich beinahe fertig liegen habe, paradiren zu lassen. Allein, da ich einmal in meiner Absicht, eine so lange von der Hälfte der philosophischen Welt umsonst bearbeitete Wissenschaft umzuarbeiten, so weit gekommen bin, dass ich mich in dem Besitz eines Lehrbegriffs sehe, der das bisherige Räthsel völlig aufschliesst und das Verfahren der sich selbst isolirenden Vernunft unter sichere und in der Anwendung leichte Regeln bringt, so bleibe ich nunmehr halsstarrig bei meinem Vorsatz mich keinen Autorkitzel verleiten zu lassen, in einem leichteren und beliebteren Felde Ruhm zu suchen, ehe ich meinen dornigen und harten Boden eben und zur allgemeinen Bearbeitung frei gemacht habe. Ich glaube nicht, dass es

Viele versucht haben, eine ganz neue Wissenschaft der Idee nach zu entwerfen und sie zugleich völlig auszuführen. Was aber das in Ansehung der Methode der Eintheilungen der genau angemessenen Benennungen für Mühe macht und wie viel Zeit darauf verwendet werden muss, werden Sie sich kaum einbilden können. Es leuchtet mir aber dafür eine Hoffnung entgegen, die ich Niemand ausser Ihnen ohne Besorgniss, der grössesten Eitelkeit verdächtig zu werden, eröffne, nämlich der Philosophie dadurch auf eine dauerhafte Art eine andere und für Religion und Sitten weit vortheilhaftere Wendung, zugleich aber auch ihr dadurch die Gestalt zu geben, die den spröden Mathematiker anlocken kann, sie seiner Bearbeitung fähig und würdig zu halten.«

Es dürfte nicht schwer sein, aus diesen Aeusserungen, sowie aus der oben wiedergegebenen Lebensweise Kant's, — zumal wenn man noch Einzelnes hinzunähme, wie z. B. den Ankauf eines eigenen Hauses; seinen Umgang mit Geschäftsleuten und Reisenden, an denen er Menschen und Welt studirte; die Strenge, womit er die Collegiengelder einzog, u. s. w. — auch dem Königsberger Philosophen — (der übrigens eine ebenso eigenartige Persönlichkeit war wie Schopenhauer, weswegen jede Parallele zwischen ihnen selbst wie zwischen ihnen und Andern unzureichend bleibt,) — denselben Prozess wegen Egoismus und Hochmuth zu machen, den Herr Gutzkow gegen den Frankfurter Philosophen anzustrengen sich bemüht. Der Strick aber, den er drehen möchte, gleicht dem Sandstrick des Hudibras, und der dadurch erregte Staub wird in Bälde sich legen.

III.

Die Art und Weise wie Herr K. Gutzkow den Gwinnerschen Bericht über Schopenhauer's Lebensweise umsetzt, ist aber nur ein verhältnissmässig geringer Theil der eigenthümlichen, halb dichterischen halb mönchischen

Verarbeitung, welche er dem Abgeschiedenen zu Theil werden lässt. Und nicht genug damit! Die sittliche Entrüstung, der ethische Zorn des grossen Ritters vom Geist, wendet sich auch gegen einzelne Freunde des Verstorbenen. Abermals muss das Testament Schopenhauer's dazu herhalten. Schon einmal hatte dieses Testament, durch welches bekanntlich die 1848 im Kampfe gegen die Revolution verwundeten preussischen Soldaten und die Hinterbliebenen der Gefallenen als Haupterben eingesetzt worden sind, Herrn Gutzkow Veranlassung gegeben, mit den Waffen der persönlichen Schmähung den ihm, wie es scheint, nach und nach immer unbequemer gewordenen Philosophen zu verunglimpfen. Darauf kommt er nun in seiner neuesten, freilich nur die eigene Blösse darlegenden Enthüllung zurück und sagt:

„Weit entfernt, ein Legat zu Gunsten braver Krieger, die in der Erfüllung ihrer beschwornen Pflichten gehandelt haben, irgend einer Bemängelung, auch nur der leisesten zu unterwerfen, konnten wir doch nicht umhin, gerade an einem Philosophen einen solchen Abschied von einer Zeit, die ihm so hingebend zu huldigen angefangen hatte, zu ernsten Nachdenken auffordernd zu finden. Wahrlich, der Gedanken so viele, die zum Lichte emporwachsen wollen, Institutionen, die der helfenden Hand des Begüterten, des Zeugnisses der Denkenden bedürfen, ringen mit der Ungunst der äusseren Pflege! Schule, Kirche, Volksleben, Kunst und Literatur — wohin konnte nicht alles ein zufällig im materiellen Besitz befindlicher Seher den letzten Blick vor seinem Abschied vom Leben richten, wohin nicht alles, einmal noch, segnend seine Hand ausstrecken! Diejenigen, welche den Soldaten auf den Barrikaden gegenüberstanden, waren zum grössten Theil nur Verblendete, welche die Losung, die jene Brustwehren zum unseligen Bruderkampf aufwerfen hiess, nicht von blinder Zerstörungswuth, nicht von der Furie der Anarchie erhalten hatten, sondern von der zitternden Angst um die Freiheit, von der Furcht vor ihrem Untergang. Aber sogar eine absolute Verwerflichkeit des Jahres 1848 zuge-

standen, warum aus solchem Munde, zwölf Jahre später, diese herbe Erinnerung! Schopenhauer, der 1813 fürchtete, zur Rettung seines Vaterlandes zum Soldaten, zum Kameraden Theodor Körner's, »gepresst“ zu werden, schied von seiner Zeit mit dem Bekenntniss, dass er in ihr nur hätte sein System zu finden wünschen müssen, und im übrigen die Ruhe. — — — Die Zeitungsnotiz über Schopenhauer's Testament machte ihren gewöhnlichen Rundweg durch das Labyrinth der Journale; zu einer Randglosse ist der Rothstift der Redactionen zu schwerfällig, zu beschäftigt, der weisse Rand des Papiers zu eng; die Anpreisungen der Lehre und des Lebens des »Sonderlings«, ursprünglich aufgesetzt von einem Adepten, gingen ohne Hinderniss von Blatt zu Blatt. Die Berliner Vossische Zeitung, redigirt von zwei Schopenhauerianern, den Doctoren Lindner und Frauenstädt, machte aus dem, was nach Gwinner eine Lehre, ein Gesinnungsact sein sollte, einen zufälligen Liebesact des »Mitleids«, eine harmlose Gabe des Erbarmens, deren Adresse ihm irgend ein guter Freund völlig tendenzlos mitgetheilt hätte. Mit einer der trübsten Erinnerungen der Berliner Bevölkerung, der auch die Vossische Zeitung ihr »Extrablatt der Freude« gewidmet hatte, war nicht zu spassen.«

Mit Verlaub, das ist denn doch etwas zu stark. Zunächst rührt Schopenhauer's Testament aus dem Jahre 1852 her, — vier nicht zwölf Jahre nach 1848; — sodann war dasselbe in der That ein sehr bewusster und folgerichtiger Act. Wer nur auch ganz oberflächlich die Ansichten Schopenhauer's kennt, muss wissen, dass ihm jede Empörung auf das Entschiedenste zuwider war, — dass die Art und Weise, wie er im Jahre 1848 von Freiheit und Völkerglück vielfach sprechen hörte, ihm ebenso landläufig als unwahr erscheinen musste. Nimmt man hinzu, die Erbitterung, welche die bodenlose Rohheit des Frankfurter Pöbels, die Ermordung Auerswald's und Lichnowski's in ihm, wie er mir einst mit sprühenden Augen schilderte, hervorgerufen hatten, so ist es weder unerklärlich noch irgendwie anstössig, dass er sein Vermögen den

Kämpfern gegen die Revolution vermachte, die ihm als die Schützer der Ordnung und Bildung gegen wüste Barbarei, gegen das entfesselte Thier im Menschen, erschienen. Man muss doch wohl erst den Mann und seine Ansichten wirklich kennen, ehe man sich darüber tadelnd auslässt, warum er nicht anders testirt habe. Aber nein! Herr Gutzkow hat das nicht nöthig, denn des „Sehers letzter Blick vor seinem Abschied vom Leben" hat den Schreibenmüssenden nicht sich zugewandt; der goldene Regen ist den vielen „Gedanken, die zum Licht emporwachsen wollen", nicht zu Theil geworden; und von Herrn Gutzkow's „Kunst und Literatur" hat der Erblasser nun vollends gar keine Notiz genommen! — Dafür muss sich derselbe denn wiederholt das Jahr 1813 vorrücken und eine Testamentsauslegung gefallen lassen, nach welcher die Schopenhauersche Philosophie einfach mit dem Motto: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" erledigt, wonach Jedermann ihres Studiums überhoben werden könnte. Dass Herr Gutzkow nebenbei den Dr. Frauenstädt zu einem Redacteur der Vossischen Zeitung macht, was derselbe niemals gewesen, darauf kommt es nicht weiter an. Das ist eine leicht verzeihliche Unwissenheit. Boshafter dagegen, aber auch völlig sinnlos und erdichtet ist die gewaltsam herbeigezogene Anspielung auf „das Extrablatt der Freude." Ich kann jedoch darin für Herrn Gutzkow wenigstens die frohe Aussicht finden, dass, wenn es mit den neunbändigen Romanen nicht mehr gehen sollte, eine Anstellung für den Zuschauer der Kreuzzeitung ihm gewiss wäre.

Uebrigens geht auch aus diesen Aeusserungen deutlich hervor, wie dürftig die wirkliche Bildung des Herrn Gutzkow beschaffen ist. Der Unterschied zwischen rein wissenschaftlicher, der ganzen Welt in höherem oder geringerem Grade zu Gute kommender Thätigkeit, und einer praktischen Betheiligung an den unmittelbaren politischen Verhältnissen, scheint ihm durchaus nicht einzuleuchten. Schopenhauer hat 1813 nicht der „Kamerad Theodor Körner's" werden wollen, — das wirft nach Herrn Gutz-

kow's sittlichem Massstabe, für immer ein nachtheiliges Licht auf den Charakter des Philosophen. Weg mit der „nächtlichen Lampe“ des Weisen, die den Erdkreis erhellt, — er soll das Gewehr in die Hand nehmen, oder, je nach den veränderten Verhältnissen, als Abgeordneter auftreten, Klubredner werden u. dergl. Hat doch dafür Herr Gutzkow selbst nach dem 18. März 1848 unter den Zelten zu Berlin ein lautredendes, freilich wenig erspriessliches Beispiel gegeben! Ich glaube jedoch, dass jeder Verständige in diesem Punkte viel mehr auf der Seite Biot's stehen wird, der, als er, ein dreiundachtzigjähriger Greis, bei seinem Eintritte in die französische Akademie, wo er Charles de Lacretelle's, des Geschichtsschreibers der Revolution, Nachfolger wurde, sich unter Anderem also äusserte: *)

„Die gesammte Mannichfaltigkeit der sinnlichen (mechanischen) Erscheinungen, so ungleich sie sich uns auch darstellen mögen, wird vom menschlichen Geiste begriffen lediglich nach der Verschiedenartigkeit der Elemente die auf einander und zusammen wirken. Dies gilt von den ewigen Umwälzungen der Gestirne in den Tiefen des Himmels bis herab zu den langsamen oder zuckenden Bewegungen welche die letzten, zur äussersten Kleinheit gebrachten Theilchen der Materie in den Operationen der Physik und Chemie entwickeln. Stark durch diese Erkenntniss, und von ihr geleitet, befragen wir die Natur, indem wir sie den sich widersprechendsten Versuchen aussetzen, dadurch sie zwingen uns die Geheimnisse ihrer Vorgänge zu enthüllen, uns die Existenz und die Eigenschaften ihrer unsichtbaren Agentien zu offenbaren, ihre Macht und die Arten ihrer Kraftäusserung zu zeigen.

„Ermuthigt durch den Erfolg, wagen wir diese Kräfte zu unterscheiden, und auf dieselben abstracten Gesetze das zurückzuführen was mechanisch ist in der unendlichen

---

*) Das Citat ist der von v. Martius am 28. März 1862 in der Bayerschen Akademie gehaltenen Gedächtnissrede auf Biot entlehnt. Das Original lag mir nicht vor.

Menge von Wesen durch welche Gott jenen vorübergehenden Hauch verbreitet hat, den wir das Leben nennen — Wesen von denen ein jedes gleichsam eine Welt für sich bildet, eine Welt die sich während der ihr zugemessenen Dauer durch ein fortgesetztes Wunder der innern Schöpfung erhält und erneuert.

„Unterstützt durch Instrumente welche unsere Kunst erfand um das Vermögen unserer Sinne zu erweitern, erforschen wir die innere Structur dieser Wesen, ihre verschiedenen Organe, deren Verrichtungen, die beständigen wie die veränderlichen und gelegentlichen, die Säfte welche sie absondern, die Gewebe aus denen die Theile zusammengesetzt sind. Dann holen wir die Hülfe einsichtsvoller Versuchsreihen herbei, und richten unsern Scharfsinn darauf den Gebrauch dieser Theile für das Ganze offen zu legen; eine Untersuchung von unerschöpflichem Interesse, wo der schwächste Trieb einer lebenden Pflanze, das kleinste mikroskopische Thier ebenso viele Wunder darbietet als der Himmel selbst, eine Untersuchung welche in einer Art göttlicher Erleuchtung uns die Schöpfermacht durch den Schleier ihrer Handlungen wahrnehmen, sie um so näher anbeten lässt, je mehr Anstrengungen wir machen sie zu begreifen.

„Wer sich diesen beschaulichen Studien mit aufrichtiger und tiefer Leidenschaft gewidmet hat, der wird sich überhoben fühlen theilzunehmen an den öffentlichen Angelegenheiten, ebenso als wenn er auf dem Saturn oder Jupiter lebte. Er wird nicht ihren Gefahren verfallen, es sei denn dass er sich selbst hineinstürzen wollte. Die äussere Welt wird ihn seinen Abstractionen nicht entreissen, wenn er nicht eben durch diese die Blicke des grossen Haufens auf sich lenken, wenn er nicht durch das Votum der Menge sich den Weg zu Reichthum und öffentlichen Stellen bahnen will, die reinen Genüsse des Gedankens seiner Eitelkeit, seinem Interesse opfernd.

„Wie viele Männer unserer Zeit haben wir nicht um diesen Preis die Würde ihrer Unabhängigkeit, ihr inneres Glück, den Frieden ihrer Seele, das Vermögen der Arbeit,

selbst das Genie verlieren sehen! Und für welchen Ruhm! Auf dass jener Haufen den ihr verachtet euch auszeichne und nenne, so lange ihr in Gunst seid, während die Männer, die ihr achtet und die euch richten, nur sagen: o, wie schade! Und wie weit wird dieser eitle Erfolg eurem Andenken Vortheil bringen? Wer kümmert sich jetzt darum welchen politischen Rang jemals ein Descartes in Frankreich, ein Newton in England, ein Leibnitz in Deutschland, ein Linné in Schweden eingenommen oder nicht eingenommen haben? Auf diesen abstracten Ruhm, der gemein ist allen Nationen der civilisirten Welt, muss man die Blicke der Jugend richten welche sich der Wissenschaft widmet, das ist die Zukunft die man ihr zeigen muss.«

Genauere Beobachtung wird fast immer zeigen, dass die Männer der reinen Wissenschaft welche daneben noch praktische Politik mit Eifer treiben, zumal wenn sie dies in leidenschaftlicher Weise thun, wirklich von Eitelkeit, von persönlichem Interesse dazu getrieben werden. Die reine Wissenschaft, an ihrer Spitze vor Allem die Philosophie, kennt (gerade wie das Evangelium) nur Ein Interesse: das der Erforschung der Wahrheit. So wenig man dem Theologen zumuthet gemeine Kriegsdienste zu thun, eben so wenig darf man diese Zumuthung an einen tiefsinnigen Forscher stellen. Der sittliche Zweck jener, wie der intellectuelle Zweck dieser ist umfassender, weitsichtiger als der des einzelnen Staates, der einzelnen Nation zu welcher sie gehören. Sie können Märtyrer werden, — gleich Huss und Galilei, gleich Giordano Bruno und Savonarola, denn auch dieser letztere war kein Kämpfer für ein, wenn auch noch so edles Sonderinteresse, — nicht aber Schlachtopfer. Nicht den Muth des Soldaten haben sie zu bewähren, sondern den einer unerschütterlichen Ueberzeugung. Diesen Muth aber hat Schopenhauer wahrlich sein ganzes Leben hindurch bewiesen; auch in dieser Beziehung sich als Genius bewährend, im Gegensatze zum blossen Talent, selbst wenn dies das umfassendste wäre. Darin beruht z. B. der wesentliche Unter-

schied zwischen ihm und A. v. Humboldt, der nur den Umkreis der naturwissenschaftlichen Erkenntniss erweiterte, keineswegs aber dazu berufen war, neue allgemein gültige Gedanken zu finden. Dieser befand sich auch in der ungesundesten Hofatmosphäre wohl, und begnügte sich damit, hinter den Kulissen sich über dieselbe Bühne lustig zu machen, auf der er selber so gern eine Rolle spielte, weil das seiner Eitelkeit schmeichelte. Er war nicht der Weise neben den Königen, sondern er unterhielt sie. —

Herr Gutzkow findet ferner für gut, zu behaupten, sein früherer Artikel über das Schopenhauersche Testament habe zu Angriffen gegen ihn geführt »mit der nächsten besten Waffe.« Dann aber sagt er: »In der Vossischen Zeitung bewarf uns Dr. Lindner geradezu mit Schimpfworten.« Alle Achtung vor dem Pluralis maiestatis des Herrn Gutzkow, aber fast möchte ich mit dem Prometheus in den Vögeln des Aristophanes ausrufen:

»Ich bin des Todes, wenn mich Zeus hier unten sieht.
Doch dass ich dir berichte, wie's da droben steht,
So fasse diesen Sonnenschirm und halte mir
Ihn über's Haupt, dass mich die Götter nicht erspäh'n.«

Einen Sonnenschirm gegen Gutzkow-Zeus! — Doch Scherz bei Seite: Es wäre für Herrn Gutzkow fürwahr besser gewesen, er hätte nicht abermals Geister beschworen. Der Artikel, den derselbe hier meint und allein meinen kann, erschien am 23. October 1860 ohne Unterschrift in der Vossischen Zeitung; an der Spitze desselben war die Erklärung des Dr. Bähr, welcher in Sachen Schopenhauer's einen (später jedoch unterbliebenen) Verleumdungsprozess gegen Herrn Gutzkow ankündigte, mitgetheilt, dann aber folgte wörtlich:

»Einer anderen Behandlung, als der gerichtlichen, ist in der That der besagte Schmähartikel in Gutzkow's »Unterhaltungen am häuslichen Heerd« nicht werth. Dieser Artikel, den man auch in der Wiener »Presse«, welche denselben ihren Mittheilungen über Schopenhauer angereiht hat, nachlesen kann, ist von Anfang bis zu Ende

ein Beleg für die Wahrheit dessen, was Schopenhauer über das Uebelwollen oder die Gehässigkeit die bei der so häufigen und so schonungslosen übeln Nachrede zum Vorschein komme, sagt. (S. die beiden Grundprobleme der »Ethik« in dem §. 14. »über die antimoralischen Triebfedern.«) Herr Gutzkow erwirbt sich in seinem Artikel sodann das zweite Verdienst, die volle Wahrheit dessen zu erhärten, was Schopenhauer über den Neid sagt, der sich in der unglücklichen Lage befinde, dass alle seine Schläge machtlos fallen, sobald an den Tag komme, dass sie von ihm ausgegangen sind, und gegen den die Verhaltungsregel sei:

Den Neid wirst nimmer Du versöhnen:
So magst Du ihn getrost verhöhnen.
(S. Parerga u. Paralipomena Bd. II. §. 114.)

Weiter wirft Gutzkow Schopenhauer Mangel an Liebe vor; nun, eine lieblosere Behandlung kann es wohl kaum geben, als die, welche der kaum in's Grab Gesunkene von Gutzkow erfahren hat. Dieser Artikel ist eben kein Beweis dafür, dass an dem »häuslichen Heerd« Gutzkow's das christliche „Richtet nicht!« sich niedergelassen. Aber nicht blos dies. Die jämmerliche Nachrede Gutzkow's geht sogar so weit, Schopenhauer »eine Pflichtenlehre« vorzuwerfen, die »nur auf dem moralischen Muth des Coupon-Abschneidens begründet ist.« Wenn Herr Gutzkow die Schopenhauersche Ethik in ihrem furchtbaren Ernste nicht zu verstehen vermag, wenn er ihr vielleicht aus Gründen nicht in's Gesicht zu sehen wagen sollte, so wäre das lediglich seine persönliche Angelegenheit. Auch wäre dagegen nichts zu sagen, wenn er dieselbe verwürfe, bekämpfte, mit allen Waffen des Geistes und seiner eigensten Ueberzeugung. Statt dessen aber beliebt es ihm, den grossen Todten mit »moralischem Muthe« persönlich anzugreifen und ihn in ein verächtliches Licht zu stellen. Auf solches Gebahren, welches das Gebiet der Wissenschaft verlässt und in das der Schmähung hinübergreift, ziemt allerdings nur die Strafe des Richters. Wissen-

schaftlich genommen erscheint Gutzkow's Artikel nur lächerlich.“

Abgesehen davon, dass an diesem Artikel nur die letzten fünf Sätze von mir herrühren, — wo finden sich darin die „Schimpfworte“, mit denen Herr Gutzkow beworfen sein will? Es ist in diesem Artikel nichts weiter enthalten, als eine Charakteristik des Gutzkowschen Angriffes, die freilich so blöde nicht ist, das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen. Man hätte vielleicht an ihrer Richtigkeit zweifeln können; aber in dem Artikel, den ich eben etwas eingehender besprochen habe, hat Herr Gutzkow nun selber einen so schlagenden Beleg für diese Richtigkeit gegeben, dass ich den Wiederabdruck der „Schimpfworte“ für meine geeignetste Vertheidigung ansehe. Die sonstige Erwähnung welche Herr Gutzkow mir zu Theil werden lässt, lohnt nicht der Mühe, sie auch nur anzurühren. Der Bovist platzt von selbst, wer möchte den Degen gegen ihn ziehen? — Nur noch der Worte, womit Herr Gutzkow den Schluss seines Artikels gewissermassen dramatisch zu machen sucht, will ich gedenken. Herr Gutzkow hebt an:

„Wir geben uns für diese Beurtheilung ruhig den erneuten Schmähungen der Berliner Vossischen Zeitung hin, ertragen alle Repressalien für unser sonstiges Wissen“ u. s. w.

Lieber Himmel! Glaubt Herr Gutzkow wirklich dass er eine so wichtige, eine so unfehlbare Person sei, dass man ihn unausgesetzt angreifen müsse, dass man ihn nur mit Schmähungen angreifen könne? Hat er in der That so schlimme Erfahrungen durch mich machen müssen? Seit dem Oktober 1860 ist sein Roman: „Der Zauberer von Rom“ erschienen; — fast über jeden Band dieses, mir persönlich nichts weniger als zusagenden, Werkes, hat die Vossische Zeitung durch meine Vermittelung eine sehr wohlmeinende Besprechung aus der Feder eines Freundes des Verfassers gebracht, und was Schopenhauer betrifft, so mag sich Herr Gutzkow beruhigen: ich hoffe in diesem Punkte von jetzt an, mich für immer mit ihm auseinandergesetzt zu haben. Meiner Pflicht gegen den ver-

storbenen Freund glaube ich genügt zu haben. Die Species Gutzkow ist, was Schopenhauer angeht, bestimmt, und damit auch die daraus etwa emporspriessenden Ableger.*)

Des damit Verwandten ist übrigens kein Mangel. No. 14. der Grenzboten d. J. enthält einen Aufsatz »Der Weltweise von Frankfurt«, der die Gwinnersche Darstellung ein „Portrait" nennt, »das in den Einzelnheiten treuer wie eine Photographie ist«, — in welchem, im Gegensatze zu dem unvertilgbaren metaphysischen Bedürfnisse des Menschen, behauptet wird: »Die deutsche Gegenwart

---

*) Zum vollständigen Abschluss dieser Angelegenheit, füge ich noch die Erwiderung bei, welche Herr Gutzkow, nachdem Vorstehendes in der Vossischen Zeitung erschienen war, in Nr. 20. der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (15. Mai 1862) unter der Rubrik „Briefkasten" ergehen liess:

„Unsere Artikel über Schopenhauer's Lehre und Leben haben uns von allen Seiten so lebhafte Zustimmung eingetragen, dass wir der Mühe überhoben sind, auf das gegen nns gerichtete Geschwätz der H. H. D. D. Lindner und Frauenstädt in den neuesten Sonntagsnummern ihrer Vossischen Zeitung Rücksicht zu nehmen. Charakteristisch für diese traurigen Vertheidiger einer seit der Gwinnerschen Schrift in Deutschland gründlich verlorenen Sache, ist folgende Unterschlagung: Wir beklagten, dass ein so gelesenes Organ der Berliner Presse unausgesetzt einen Philosophen anrühmt, dessen ultrareactionaire Welt- Zeit- Menschen- und Lebensanffassung im schroffsten Gegensatz zu den Anschauungen steht, welchen die Vossische Zeitung einst ihr berühmtes „Extrablatt der Freude" widmete. Ohne nur Rücksicht zu nehmen auf den Sinn, in welchem lediglich und allein die von unserer Zeitschrift vertretene Gesinnung jenes im März 1848 entstandene Extrablatt der Freude citiren kann, wagen die Vertheidiger des Servilismus zu sagen, der Herausgeber dieser Blätter wolle wohl, wenn die neunbändigen Romane nicht mehr gehen, Mitarbeiter am Zuschauer der Kreuzzeitung werden!!! Wohl die schamloseste Entstellung, die sich ein, wie es scheint, ohne jede redactionelle Controle zusammengeflicktes Blatt nur erlauben kann."

Abgesehen davon, dass Dr. Frauenstädt in diesen Zeilen, abermals ohne jede Veranlassung mit mir und der Vossischen Zeitung zusammengebracht wird, was soll man zu einer solchen Fechtart wohl sagen?

Ανθρωπε, τις ει; μων εκγονος ει των Ἁρμοδιου τις εκεινων;
τουτο γε τοι σου τουργον αληθως γενναιον και φιλοδημον.

Aristoph. Equit. 786.

hat sich von der Philosophie abgewandt, um das, was der letzte grosse Philosoph, was Hegel Wahres gefunden, auf dem Gebiete der Erfahrungswissenschaften, vor Allem auf dem der Geschichte, praktisch zu verwerthen. Letztere und die Naturkunde sind es, in denen unser Geschlecht für sein Heil arbeitet, von denen es sich für eine neue Epoche erziehen und rüsten lässt. Für spekulative Wissenschaften ist nur noch geringes Bedürfniss vorhanden.“ — Der Schluss aber lautet:

„In Kairo begegnet man nicht selten Derwischen oder Fakirs, denen es gelungen ist, sich durch fleissige Uebung den Zustand frommen Blödsinns bleibend zu erwerben, und die nun für „Santons“, Heilige gelten, obwohl sie in der Regel ein sehr unheiliges Aussehen haben und äusserst bedenkliche Gelüste an den Tag legen, alle Gebote des Islam übertreten, Weiber misshandeln, Possen unzüchtigster Sorte reissen, alle Welt verspotten und schimpfen, nackt umherlaufen, Koth und Häckerling essen u. s. w. Niemand stösst sich daran; denn man nimmt an, dass ihre Seele bei Gott sei, und entschuldigt es, wenn der gleichgiltige bei solcher Entrückung des Willens ohne Aufsicht gelassene Körper sich unsauber und unschicklich aufführt. Man redet sie mit Ehrentiteln wie „Schech“ oder „Murebid“ an und sieht in ihnen „Welis“, Günstlinge Allahs (in die abendländische Anschauung übersetzt: Genies), die sich über die gewöhnliche Menschheit erhoben haben, diese verachten und übel tractiren können.“

„Soweit sich dies unter deutscher Sonne, die weniger als die ägyptische mit Sonnenstich droht, unter protestantischem Volk des neunzehnten Jahrhunderts und an den Wirthstafeln der guten Stadt Frankfurt nachahmen lässt, hat Schopenhauer hierzu ein Seitenstück geliefert, und er hat Leute gefunden, die ihm glauben, dass es nur der Rock war, der gegen fast alle Begriffe von Würde, Pietät und edler Denkart verstiess, nicht der wahre Schopenhauer, der die Welt als Wille und Vorstellung schrieb. Das ist die „Moral“, die wir dem neuen Evangelium

entnehmen. Wir aber wollen von solchem westöstlichen Derwischthum nichts wissen.«

Wenn der Verfasser dieses Aufsatzes meint, er sehe in dem »Urbilde«, welches Herr Dr. Gwinner gegeben, »nichts Anderes als das »»Zerrbild««, über das er (Gwinner) sich beklagt«, so ist es ihm selber jedenfalls gelungen, dasselbe bis zur Fratze zu steigern. Anspruch aber darauf, dass er auf Schopenhauer's Werke ernstlich eingehen sollte, ehe er über ihn aburtheile, kann man wohl billiger Weise an den nicht erheben, der in Geschichte und Naturkunde einen mehr als ausreichenden Ersatz für die Philosophie sieht. Schopenhauer war freilich einer andern Ansicht. Er meinte, dass das Bedürfniss wirklicher Fortschritte in der Philosophie zu jetziger Zeit dringender sei als je. (Ueber den Willen in der Natur. Zweite Aufl. Vorw. S. IV.) »Dieses aber beruht auf zwei Umständen. Einerseits nämlich auf dem beispiellos eifrigen Betriebe sämmtlicher Zweige der Naturwissenschaft, welcher, grösstentheils von Leuten gehandhabt, die nichts ausserdem gelernt haben, droht, zu einem krassen und stupiden Materialismus zu führen.« — — — »Der andere, zu wirklichen Fortschritten der Philosophie aufrufende Umstand ist der, allen hypokritischen Verhüllungen und allem kirchlichen Scheinleben zum Trotz, immer mehr überhand nehmende Unglaube, als welcher mit den immer weiter sich verbreitenden empirischen und historischen Kenntnissen jeder Art nothwendig und unvermeidlich Hand in Hand geht. Dieser droht, mit der Form des Christenthums auch den Geist und Sinn desselben (der sich viel weiter als es selbst erstreckt) zu verwerfen und die Menschheit dem moralischen Materialismus zu überliefern, der noch gefährlicher ist, als der oben erwähnte chemische.«

Doch was rede ich von Schopenhauer's Philosophie! Kaum wirklich aufgetaucht, sucht man sie schon wieder in's Meer der Vergessenheit einzusenken. In einigen wenigen Zeilen wird sie zum vorübergehenden Momente herabgesetzt. Höchstens schlägt man zum Ueberfluss noch drei Kreuze vor ihr. So Herr Julian Schmidt, den

ich nicht erst erwähnen würde, wäre nicht gerade seine „Geschichte der deutschen Literatur“ ganz besonders verbreitet, und käme nicht noch ein eigenthümlicher Umstand hinzu. Herr J. Schmidt schlachtet S. 374. des 3. Bandes (3. Aufl.) Schopenhauer mit folgenden Worten ein oder ab, wie man es nehmen will:

„Wir haben gezeigt, wie der einseitige realistische Trieb endlich zu einem ausgesprochenen Pessimismus führte, und aus dieser Stimmung erklärt sich, dass man einem fast verschollenen Philosophen des Restaurationszeitalters nicht blos seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern in ihm die höchsten Probleme des Denkens gelöst fand. Von der Philosophie kann man sagen, wie von der Gesinnung der Menschen, dass man sie an ihren Früchten erkennt; und so wird es hier genügen, auf das Ziel des Weges hinzudeuten, dem man nicht entgeht, wenn man sich der Führung dieses seltsamen Denkers überlässt. Es ist Arthur Schopenhauer, der Sohn der bekannten Dichterin (geb. 1788). Seine erste Schrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ erschien 1813; sein Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1819). Zuletzt: Parerga et Paralipomena (1851). Verstimmt über die Nichtachtung von Seiten der geschulten Philosophie, erklärte er die neuern Philosophen seit Kant für ausgemachte Charlatane, Lügner und Betrüger, die, um sich eine gesicherte amtliche Stellung zu verschaffen, sich dazu verstehen, das Widersinnigste zu lehren und zu schreiben. — Nach seiner Philosophie ist der Wille das schöpferische Prinzip aller Erscheinungen, das aber mit einem Widerspruch behaftet ist, weil er mit seiner Befriedigung zugleich aufhört.“ Hierauf folgen einige zusammenhanglos neben einander gestellte Sätze aus Schopenhauer, und damit Punktum.

Man müsste mindestens zehnmal soviel Papier verschwenden, als diese Sätze einnehmen, wollte man den Unsinn zergliedern, von dem fast jeder Satz dieser Behauptungen gesättigt ist. Ich halte es aber auch für überflüssig, die historische Construction zu bestreiten, oder den

andern Ansichten des Verfassers entgegenzutreten, soweit das eben seine Ansichten sind. Auch die unvollständige und ungenaue Anführung der Schopenhauerschen Werke mag man übersehen, ob es zwar fast arglistig aussieht, gerade das allgemein zugänglichste, verständlichste Werk Schopenhauer's, die Parerga und Paralipomena, so zu citiren, dass es den Anschein gewinnt, als wäre dasselbe in lateinischer Sprache abgefasst. Dagegen erscheint es mir angemessen zu bemerken, dass der Satz: man erkenne eine Philosophie an ihren Früchten, nur eine hochtrabende inhaltslose Redensart für einen urtheilslosen Leserkreis ist. Eine Philosophie erkennt man, wenn man sie studirt, und wenn „das Ziel des Weges, dem man nicht entgeht“, angedeutet werden soll, so muss — (abgesehen von der unrichtigen Ausdrucksweise, da die Worte „dem man nicht entgeht“ sprachlich und logisch auf „Weg“ zu beziehen wären, nicht aber auf „Ziel“, was doch wohl beabsichtigt ist) — so muss, meine ich, dies Ziel mindestens deutlich angegeben werden. Dass Herr Schmidt das gar nicht im Stande war, wird sich gleich zeigen. Vorher aber sei noch bemerkt, dass der Satz: „Verstimmung über die Nichtachtung von Seiten der geschulten Philosophie“ in seiner absprechenden Kürze eine Unwahrheit und eine Perfidie enthält. Perfide ist der Gegensatz Schopenhauer's und der „geschulten Philosophie.“ Damit wird der Denker, dem bisher noch Niemand die ernsteste philosophische Bildung abgesprochen hat, dem sie bei der geringsten Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit gar nicht abgesprochen werden kann, so beiläufig als ein ungeschulter Naturalist, der eigentlich gar nicht stimmberechtigt sei, hingestellt. Unwahr ist die Behauptung, Schopenhauer habe aus Verstimmung über seine Nichtbeachtung die neueren Philosophen nach Kant, (nicht wie geschrieben steht „seit Kant“) für Charlatane u. s. w. erklärt. Er that das, namentlich in Bezug auf Hegel, aus wissenschaftlicher Ueberzeugung, wie er sie oft genug in seinen Schriften begründet hat, und war sich über sein Verhältniss zu diesen „neuen Philosophen“ bereits vollständig

klar, als er 1818 die Vorrede zu der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ schrieb. Hätte Herr Julian Schmidt die Zeit gehabt, auch nur diese Vorrede zu lesen, so würde er eine solche Behauptung aufzustellen kaum gewagt haben. Schopenhauer's ironische Stellung zu jenen Herren ist darin bereits sehr deutlich ausgesprochen, zu einer Zeit also, wo von seiner Beachtung oder Nichtbeachtung gar nicht die Rede sein konnte, denn das Hauptwerk war noch gar nicht erschienen; am Schlusse dieser Vorrede aber sagt Schopenhauer, er gebe sein Buch hin „in der Zuversicht, dass es früh oder spät diejenigen erreichen wird, an welche es allein gerichtet sein kann, und übrigens gelassen darin ergeben, dass auch ihm in vollem Maasse das Schicksal werde, welches in jeder Erkenntniss, also um so mehr in der wichtigsten, allezeit der Wahrheit zu Theil ward, der nur ein kurzes Siegesfest beschieden ist, zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird, auch pflegt das erstere Schicksal ihren Urheber mit zu treffen. — Aber das Leben ist kurz und die Wahrheit wirkt ferne und lebt lange: sagen wir die Wahrheit.“

Die Wahrheit zu sagen ist aber nicht leicht; ja es scheint sogar selbst da schwierig zu sein, wo es sich zunächst nur um eine getreue Berichterstattung gedruckt vorliegender Ansichten handelt. Nach Herrn Schmidt wäre bei Schopenhauer „der Wille das schöpferische Prinzip aller Erscheinungen, das aber mit einem Widerspruch behaftet ist, weil er mit seiner Befriedigung zugleich aufhört.“ Also: Weil der Wille mit seiner Befriedigung zugleich aufhört, ist er (das schöpferische Prinzip aller Erscheinungen) mit einem Widerspruch behaftet! — Und das wäre Schopenhauer's Philosophie?! — Nun aber behauptet Schopenhauer durchweg, dass der Wille nie zur Befriedigung gelangen könne, dass darum ein Widerspruch vorhanden sei, in dem Wesen des grundlosen Willens zum Leben, dass deswegen eine Erlösung (ein Aufhören dieses unbefriedigten Willens) nur zu finden sei

in der völligen Verneinung des Willens. Herr Schmidt aber legt ihm einen völlig unverständlichen Unsinn unter. Ist es da zu verwundern, wenn, bei Entdeckung vielfacher ähnlicher Sünden, F. Lassalle, statt zu gemessener Widerlegung zu schreiten, einfach die Peitsche nimmt, um einen solchen, seiner Ansicht nach völlig unberufenen Kritikus aus dem Tempel der Wissenschaft hinaus zu wippen? *)

Ergötzlich aber ist die Wahrnehmung, wie in Bezug auf Schopenhauer, Gutzkow und Schmidt, diese erbitterten Gegner, sich brüderlich die Hände reichen. Wenn Schopenhauer noch lebte, er würde im Hinblick auf diese Gruppe einfach auf eine Stelle in den Parergis (Ueber die Universitäts-Philosophie) verweisen, in welcher von dem Bunde der Mittelmässigen u. s. w. gegen die wirkliche Ueberlegenheit die Rede ist. Dort sagt er unter Anderm (Bd. I. S. 177. d. 2. Aufl.): „Wenn, bei allen Dem, der Nachtheil, welchen die Unberufenen und Unbefähigten den Wissenschaften bringen, bloss dieser wäre, dass sie darin nichts leisten; wie es in den schönsten Künsten hiebei sein Bewenden hat; so könnte man sich darüber trösten und hinwegsetzen. Allein hier bringen sie positiven Schaden zunächst dadurch, dass sie, um das Schlechte in Ansehn zu erhalten, Alle im natürlichen Bunde gegen das Gute stehn und aus allen Kräften bemüht sind, es nicht aufkommen zu lassen, denn darüber täusche man sich nicht, dass, zu allen Zeiten, auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen, eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmässigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existirt. Gegen diese sind sie sämmtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen . . . . . . tantum quisque laudat, quantum se posse sperat imitari. „Stümper, und nichts als Stümper, soll es geben auf der Welt; damit wir auch etwas seien!“ . . . . .

*) Herr Julian Schmidt, der Literarhistoriker mit Setzer-Scholien herausgegeben von Ferdinand Lassalle. Berlin. G. Jansen. 1862.

Keine Güte, keine Milde kann sie" (die Beschränktheit) „mit der Ueberlegenheit der Geisteskraft aussöhnen. So ist es, steht nicht zu ändern, wird auch immer so bleiben. Und welche furchtbare Majorität hat sie dabei auf ihrer Seite! Dies ist ein — Haupthinderniss der Fortschritte der Menschheit in jeder Art."

Im Allgemeinen aber möge man, was das Biographische überhaupt betrifft, das Schopenhauersche Wort beherzigen:

„Die, welche, statt die Gedanken eines Philosophen zu studiren, sich mit seiner Lebensgeschichte bekannt machen, gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde, sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Werth seiner Vergoldung überlegend."

„So weit gut. Aber nun giebt es noch eine Klasse, deren Antheil ebenfalls auf das Materielle und Persönliche gerichtet ist, welche aber auf diesem Wege weiter geht und zwar bis zur gänzlichen Nichtswürdigkeit. Dafür nämlich, dass ein grosser Geist ihnen die Schätze seines Innersten eröffnet und durch die äusserste Anstrengung seiner Kräfte Werke hervorgebracht hat, welche nicht nur ihnen, sondern auch ihren Nachkommen, bis in die zehnte, ja zwanzigste Generation zur Erhebung und Erleuchtung gereichen, dafür also, dass er der Menschheit ein Geschenk gemacht hat, dem kein anderes gleichkommt, dafür halten diese Buben sich berechtigt, seine moralische Person vor ihren Richterstuhl zu ziehen, um zu sehen, ob sie nicht dort irgend einen Makel an ihm entdecken können, zur Linderung der Pein, die sie in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle beim Anblick eines grossen Geistes empfinden. Daher rühren z. B. die weitläuftigen, in unzähligen Büchern und Journalen geführten Untersuchungen des Lebens Goethe's von der moralischen Seite, wie etwan, ob er nicht dieses oder jenes Mädel, mit dem er als Jüngling eine Liebelei gehabt, hätte heirathen sollen und müssen; ob er nicht hätte sollen, statt blos redlich dem Dienste seines Herrn obzuliegen, ein Mann des Volks, ein deutscher Patriot, würdig eines Sitzes in der Paulskirche, sein

und dergl. m. — Durch solchen schreienden Undank und hämische Verkleinerungssucht beweisen jene unberufenen Richter, dass sie moralisch eben solche Lumpe sind, wie intellektuell, — womit viel gesagt ist.“ (Parerga. Bd. II. S. 90. 91. d. 2. Aufl.)

IV.

Lichtenberg soll die Aeusserung gethan haben: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstossen, und es klingt hohl, muss die Schuld dann immer am Buche liegen?“ In ähnlicher Weise könnte man fragen: Wenn ein Alltagsmensch die Biographie eines Genies schreibt, und das letztere kommt schlecht weg dabei, muss die Schuld dann an seiner Beschaffenheit liegen?

Keinem verständigen Menschen wird es überdies einfallen, bei Raphael's Galathea vor Allem nach der Fornarina zu fragen; kein Einsichtiger wird zum Verständniss und zur Würdigung von Bach's Passionsmusik nach den Anekdoten greifen, die etwa noch von dem Leipziger Cantor aufzufinden wären; und eben so wenig wird irgend Jemand Kant's Kritik der reinen Vernunft mit dem Billardspielen desselben zusammenbringen wollen. Die Lebensgeschichte erklärt die ächten grossen Werke nicht, umgekehrt vielmehr, werfen diese letzteren erst ein erhellendes Licht auf die erstere, und der in Bezug auf Schopenhauer von einigen neuesten Altklugen aufgestellte Satz: als gäbe seine Biographie erst den Schlüssel zu seiner Philosophie, ist gerade so richtig, wie der Satz: dass sich aus der Berechnung wie viel Rindfleisch u. s. w. Mozart während der Composition des Don Juan gegessen, wie viel Champagner er dabei getrunken, die Qualität seiner Musik ableiten lasse. Wesentlich, allgemein gültig, unsterblich ist nur das, was keiner Erklärung aus der individuellen Persönlichkeit seines Schöpfers bedarf; wo eine solche Erklärung nothwendig wird, da tritt das Absonderliche,

Unklare, Unfertige ein. Die Beethovenschen Werke der sogenannten zweiten (oder dritten) Periode, so wie der zweite Theil des Goetheschen Faust geben sprechende Belege dafür.

Bei Schopenhauer tritt aber auch noch der eigenthümliche Fall ein, dass, vermöge seiner unbedingten Wahrhaftigkeit, sowie kraft des bei ihm vorwiegenden Anschauungsvermögens (was weiterhin nähere Erläuterung finden wird), in höherem Grade als bei irgend einem andern Denker, seine Subjectivität durch ihn selber in seinen Werken offen dargelegt wird. Wer erfahren will, wie er gewesen, der lese nur insbesondere die im ersten Bande der Parerga enthaltenen „Aphorismen zur Lebensweisheit.“ Die Erfahrung an sich und an Andern hat er darin niedergelegt, mit der ganzen Aufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit seines Wesens.

Ich hebe einige der Hauptvorwürfe, die gegen ihn geltend gemacht worden sind, heraus.

Einer der naheliegendsten und bequemsten ist der des „moneymaker“. Warum aber ist Schopenhauer auf die Erhaltung, auf die Vermehrung seines, ihm die Unabhängigkeit sichernden Vermögens, bedacht gewesen? Vielleicht giebt er selber darüber die beste Aufklärung. In dem Abschnitte, der handelt „Von dem, was Einer ist“, heisst es (S. 351. Bd. I. der 2. Aufl.):

„Wie das Land am glücklichsten ist, welches weniger, oder keiner Einfuhr bedarf; so auch der Mensch, der an seinem innern Reichthum genug hat, und zu seiner Unterhaltung wenig, oder nichts, von aussen nöthig hat; da dergleichen Zufuhr viel kostet, abhängig macht, Gefahr bringt, Verdruss verursacht und am Ende doch nur ein schlechter Ersatz ist für die Erzeugnisse des eigenen Bodens. Denn von Andern, von aussen überhaupt, darf man in keiner Hinsicht viel erwarten. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende bleibt doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei. Auch hier gilt demnach was Goethe (Dicht. u. Wahrheit Bd. 3. S. 474.) im Allgemeinen ausgesprochen hat, dass,

in allen Dingen, Jeder zuletzt auf sich selbst zurückgewiesen wird, oder wie Oliver Goldsmith sagt:

> Still to ourselves in ev'ry place consign'd,
> Our own felicity we make or find.
>
> (The Traveller v. 431, fg.)

Das Beste und Meiste muss daher Jeder sich selber sein und leisten. Je mehr nun dieses ist, und je mehr demzufolge er die Quellen seiner Genüsse in sich selbst findet, desto glücklicher wird er sein. Mit grösstem Rechte also sagt Aristoteles: *ἡ ευδαιμονια των αυταρκων εστι* (Eth. Eud. VII., 2.), zu deutsch: das Glück gehört Denen, die sich selber genügen. Denn alle äussern Quellen des Glückes und Genusses sind, ihrer Natur nach, höchst unsicher, misslich, vergänglich und dem Zufall unterworfen, dürften daher, selbst unter den günstigsten Umständen, leicht stocken; ja, Dieses ist unvermeidlich, sofern sie doch nicht stets zur Hand sein können. Im Alter nun gar versiegen sie fast alle nothwendig: denn da verlässt uns Liebe, Scherz, Reiselust, Pferdelust und Tauglichkeit für die Gesellschaft: sogar die Freunde und Verwandten entführt uns der Tod. Da kommt es denn, mehr als je, darauf an, was Einer an sich selber habe. Denn Dieses wird am längsten Stich halten. Aber auch in jedem Alter ist und bleibt es die ächte und allein ausdauernde Quelle des Glücks. Ist doch in der Welt überall nicht viel zu holen: Noth und Schmerz erfüllen sie, und auf Die, welche diesen entronnen sind, lauert in allen Winkeln die Langeweile. — — Demnach ist eine vorzügliche, eine reiche Individualität und besonders sehr viel Geist zu haben ohne Zweifel das glücklichste Loos auf Erden; so verschieden es etwa auch von dem glänzendsten ausgefallen sein mag. Daher war es ein weiser Ausspruch der erst 19jährigen Königin Christine von Schweden, über den ihr noch bloss durch einen Aufsatz und aus mündlichen Berichten bekannt gewordenen Cartesius, welcher damals seit 20 Jahren in der tiefsten Einsamkeit, in Holland, lebte: Mr. Descartes est le plus heureux de tous les hommes, et sa condition me semble

digne d'envie. (Vie de Descartes par Baillet, Liv. VII., ch. 10.) Nur müssen wie es eben auch der Fall des Cartesius war, die äussern Umstände es so weit begünstigen, dass man auch sich selbst besitzen und seiner froh werden könne; weshalb schon Koheleth (7, 12.) sagt: „Weisheit ist gut mit einem Erbgut, und hilft, dass Einer sich der Sonne freuen kann." Wem nun, durch Gunst der Natur und des Schicksals, dieses Loos beschieden ist, der wird mit ängstlicher Sorgfalt darüber wachen, dass die innere Quelle seines Glückes ihm zugänglich bleibe; wozu Unabhängigkeit und Musse die Bedingungen sind. Diese wird er daher gern durch Mässigkeit und Sparsamkeit erkaufen; um so mehr, als er nicht, gleich den Andern, auf die äussern Quellen der Genüsse verwiesen ist. Darum wird die Aussicht auf Aemter, Geld, Gunst und Beifall der Welt, ihn nicht verleiten, sich selber aufzugeben, um den niedrigen Absichten, oder dem schlechten Geschmacke, der Menschen sich zu fügen. Vorkommenden Falls wird er es machen wie Horaz in der Epistel an den Mäcenas (Lib. I. ep., 7.). Es ist eine grosse Thorheit, um nach Aussen zu gewinnen, nach Innen zu verlieren, d. h. für Glanz, Rang, Prunk, Titel und Ehre, seine Ruhe, Musse und Unabhängigkeit ganz oder grossen Theils hinzugeben. Dies hat aber Goethe gethan. Mich hat mein Genius mit Entschiedenheit nach der andern Seite gezogen."

Ergänzend gehört hierzu aus dem Abschnitt „Von dem, was Einer hat" (S. 369.) das Nachstehende:

„Ich glaube keineswegs etwas meiner Feder Unwürdiges zu thun, indem ich hier die Sorge für Erhaltung des erworbenen und des ererbten Vermögens anempfehle. Denn von Hause aus so viel zu besitzen, dass man, wäre es auch nur für seine Person und ohne Familie, in wahrer Unabhängigkeit, d. h. ohne zu arbeiten, bequem leben kann, ist ein unschätzbarer Vorzug: denn es ist die Exemtion und die Immunität von der dem menschlichen Leben anhängenden Bedürftigkeit und Plage, also die Emancipation vom allgemeinen Frohndienst, diesem naturgemässen Loose des Erdensohns. Nur unter dieser Begünstigung

des Schicksals ist man als ein wahrer Freier geboren: denn nur so ist man eigentlich sui juris, Herr seiner Zeit und seiner Kräfte, und darf jedon Morgen sagen: „der Tag ist mein." Auch ist ebendeshalb zwischen Dem, der tausend, und dem der hundert Tausend Thaler Renten hat, der Unterschied unendlich kleiner, als zwischen Ersterem und Dem, der nichts hat Seinen höchsten Werth aber erlangt das angeborene Vermögen, wenn es Dem zugefallen ist, der mit geistigen Kräften höherer Art ausgestattet, Bestrebungen verfolgt, die sich mit dem Erwerbe nicht wohl vertragen: denn alsdann ist er vom Schicksal doppelt dotirt und kann jetzt seinem Genius leben: der Menschheit aber wird er seine Schuld dadurch hundertfach abtragen, dass er leistet was kein Anderer konnte und etwas hervorbringt, das ihrer Gesammtheit zu Gute kommt, wohl auch gar ihr zur Ehre gereicht. Ein Anderer nun wieder wird, in so bevorzugter Lage, sich durch philanthropische Bestrebungen um die Menschheit verdient machen. Wer hingegen nichts von dem Allen, auch nur einigermaassen, oder versuchsweise, leistet, ja, nicht ein Mal, durch gründliche Erlernung irgend einer Wissenschaft, sich wenigstens die Möglichkeit eröffnet, dieselbe zu fördern, — ein Solcher ist, bei angeerbtem Vermögen, ein blosser Tagedieb und verächtlich."

Unabhängigkeit erstrebte Schopenhauer daher, um „seinem Genius" zu leben, zum Besten der Menschheit. Ungestört wollte er sein, in Einsamkeit sich selbst geniessen, nicht um subjectiven Schrullen nachzuhängen, sondern weil es die Natur des genialen Menschen so mit sich bringe. Sein Schwerpunkt fällt ganz in ihn selbst. Schopenhauer selbst äussert darüber: „Dies nun bleibt der höchsten geistigen Eminenz allein vorbehalten, die man mit dem Namen des Genius zu bezeichnen pflegt: denn nur sie nimmt das Daseyn und Wesen der Dinge im Ganzen und absolut zu ihrem Thema; wonach sie dann ihre tiefe Auffassung desselben, gemäss ihrer individuellen Richtung, durch Kunst, Poesie oder Philosophie auszusprechen streben wird. Daher ist allein einem Menschen dieser Art

die ungestörte Beschäftigung mit sich, mit seinen Gedanken und Werken dringendes Bedürfniss, Einsamkeit willkommen, freie Musse das höchste Gut, alles Uebrige entbehrlich, ja, wenn vorhanden, oft nur zur Last. Nur von einem solchen Menschen können wir demnach sagen, dass sein Schwerpunkt ganz in ihn fällt. Hieraus wird sogar erklärlich, dass die höchst seltenen Leute dieser Art, selbst beim besten Charakter, doch nicht jene innige und gränzenlose Theilnahme an Freunden, Familie und Gemeinwesen zeigen, deren Manche der Andern fähig sind: denn sie können sich zuletzt über Alles trösten; wenn sie nur sich selbst haben. Sonach liegt in ihnen ein isolirendes Element mehr, welches um so wirksamer ist, als die Andern ihnen eigentlich nie vollkommen genügen, weshalb sie in ihnen nicht ganz und gar ihres Gleichen sehn können, ja, da das Heterogene in Allem und Jedem ihnen stets fühlbar wird, allmälig sich gewöhnen, unter den Menschen als verschiedenartige Wesen umherzugehen und, in ihren Gedanken über dieselben, sich der dritten, nicht der ersten Person Pluralis zu bedienen." — — „Ein solcher innerlich Reicher bedarf von aussen nichts weiter, als eines negativen Geschenks, nämlich freier Musse, um seine geistigen Fähigkeiten ausbilden und entwickeln und seinen innern Reichthum geniessen zu können, also eigentlich nur der Erlaubniss, sein ganzes Leben hindurch, jeden Tag und jede Stunde, ganz er selbst seyn zu dürfen. Wenn einer bestimmt ist, die Spur seines Geistes dem ganzen Menschengeschlechte aufzudrücken; so giebt es für ihn nur Ein Glück oder Unglück, nämlich seine Anlagen vollkommen ausbilden und seine Werke vollenden zu können, — oder aber hieran verhindert zu sein. Alles Andere ist für ihn geringfügig. Demgemäss sehen wir die grossen Geister aller Zeiten auf freie Musse den allerhöchsten Werth legen. Denn die freie Musse eines Jeden ist so viel werth, wie er selbst werth ist." (Par. Bd. I. S. 359. d. 2. Aufl.)

Otium cum dignitate! So sprechen selbst kleinere Geister. Doch ist der Werth dieser Musse freilich bei den

Allermeisten nicht so gross, als sie, von der Noth des Lebens, von der Qual des für Geld Arbeitenmüssens, gedrängt, sich einbilden.

Wie oft hört man von Solchen, die eine ihnen wenig zusagende Lebensthätigkeit ausüben, die Klage: „Ja wenn ich gekonnt hätte, wie ich wollte; wenn ich könnte!" Aber näher angesehen, beruht diese Klage meistentheils nicht auf einer besondern intellectuellen Befähigung, sondern auf dem unbehaglichen Zustande, in welchem jener Unbefriedigte sich befindet, in Betreff seiner Ansprüche auf Glück, auf Wohlsein. Daher ist fast keiner zufrieden mit seiner Beschäftigung, mit seinem Amte; der Tischler hat eigentlich Bildhauer werden wollen, der Jurist bedauert nicht in die dramatische Laufbahn eingetreten zu sein, den Arzt hat seine Neigung vielmehr zur Theologie hingezogen, und der Apotheker hätte viel lieber Philologie oder gar Philosophie studirt und docirt, statt Pillen zu drehen und Retorten in einander zu schieben. Wäre nun einem Jeglichen die Erfüllung seines Wunsches gesichert, alsbald würde man bemerken, wie fast keiner mit dem neuen selbstgewählten Berufe zufrieden sein, am Allerseltensten aber etwas Bedeutenderes darin leisten würde; vielmehr sucht er abermals nach Veränderung. Das ist, tritt einmal ein solcher Wechsel des Lebensberufes ein, fast immer zu bemerken.

Aber, könnte eingewandt werden, das ist doch nur Wechsel der Thätigkeit für das praktische Leben, nur eine Veränderung innerhalb des Kreises der Noth, der aufgedrungenen Arbeit! Das wäre doch keine Musse im Sinne wirklich freier Selbstbeschäftigung.

Das ist ganz richtig. Gesetzt aber den Fall, dass Alle die, welche, zumal in den Jünglingsjahren, nicht selten der Meinung sind, eigentlich zum freien Schaffen, zum Dichten, Malen, Componiren, zum Philosophiren und Speculiren berufen zu sein, in Wirklichkeit in die Lage versetzt werden könnten nur diesen ihren idealen Neigungen nach zu leben, — wie bald würden sie, gleich fliegenden Fischen, wieder zurückfallen in das weite Meer des vor-

her so geschmähten Alltagslebens, oder wie schnell würden sie damit fertig sein, statt der Unzulänglichkeit ihrer eignen Kräfte, ungerechtfertigter Weise die Dumpfheit, die Böswilligkeit ihrer Zeitgenossen anzuklagen. Und wem wären nicht schon oft genug dergleichen verkannte Genies begegnet? Ist das doch z. B. gerade in solchen Zeitabschnitten der Fall, in welchen die künstlerische Zeugungsfähigkeit in der Abnahme begriffen zu sein scheint. Wenn kurz vorher grosse eigenthümliche Meister gewirkt haben, so bilden sich die nachgekommenen kleinen Talente ein, es käme nur darauf an, dass sie äusserlich begünstigt gleich Goethe, nicht aber in beschränkender Noth gleich Mozart, sich befänden um das Ausserordentlichste zu leisten. Nebenbei aber haben sie ein oder zwei verhältnissmässig unbedeutende Sachen gemacht, und mit diesen in der Mappe ruhen sie auf geträumten Lorbeeren aus, und schelten wacker auf die schlechte Welt. Was möchte Solchen die freie Musse helfen! — Lehrt doch überdies die Erfahrung, dass im Allgemeinen, auch die für rein intellectuelle Beschäftigung Befähigteren, ja die Allerbegabtesten, dass freie Kunst und Wissenschaft, am Besten gedeihen auf dem Boden einer bestimmten praktischen Berufsthätigkeit. Das „Muss" des Berufes, vorausgesetzt dass dadurch nur ein Theil der Lebenskräfte in Anspruch genommen wird, wirkt förmlich verdichtend auf das künstlerische, das wissenschaftliche Vermögen. Daher z. B. gerade die grössten Künstler fast immer auch die handwerksmässigen Seiten ihrer Kunst ausgeübt haben, ohne darunter an ihrer Schöpfungskraft irgend welchen Schaden zu erleiden; — in ähnlicher Weise gehen sehr häufig gerade die bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen von sogenannten Dilettanten aus, von Leuten die neben ihrer Arbeit für die Nothdurft des Lebens, in ihren freien Stunden den Musen nachgehen. Spinoza war ein Optikus; Sebastian Bach Cantor zu Leipzig.

Es ist daher die freie Musse oder die adäquate Lebensstellung in der That um so unbedingter das höchste Gut, je mehr eine neue, künstlerische oder philosophische

Weltanschauung, mit ungetheilter Macht sich Bahn zu brechen sucht; denn das eigentliche Genie sieht die Welt anders an als alle Uebrigen; kann gar nicht anders als seiner innersten Natur folgend, schöpferischen Bildern, tiefsinnigen Gedanken nachhängen, und muss dabei die Welt nach allen Seiten hin erfahren, sie mit energischem Willen in sich aufnehmen; denn auch seine Schöpfungskraft reicht nicht weiter, als seine durchdringende Welterkenntniss. Daher ist für einen solchen Genius die volle Unabhängigkeit von der Sorge für den Lebensunterhalt, sei es durch eignen Besitz, sei es durch eine gesicherte, nicht abspannende Berufsthätigkeit, an der richtigen Stelle. Was für die Andern diese Sorge ist, das tritt bei diesen Menschen auf, als das Leiden durch die Erfahrung überhaupt. In diesem Sinne schildert Schopenhauer sich selbst, wenn er, in Betreff des innerlichen Reichthums und damit verbundener freier Musse bemerkt:

„Gegen dieses Alles jedoch kommt andrerseits in Betracht, dass die grossen Geistesgaben, in Folge der überwiegenden Nerventhätigkeit, eine überaus gesteigerte Empfindlichkeit für den Schmerz, in jeglicher Gestalt, herbeiführen, dass ferner das sie bedingende leidenschaftliche Temperament und zugleich die von ihnen unzertrennliche grössere Lebhaftigkeit und Vollkommenheit aller Vorstellungen eine ungleich grössere Heftigkeit der durch diese erregten Affekte herbeiführt, während es doch überhaupt mehr peinliche als angenehme Affekte giebt; endlich auch, dass die grossen Geistesgaben ihren Besitzer den übrigen Menschen und ihrem Treiben entfremden, da, je mehr er an sich selber hat, desto weniger er an ihnen finden kann. Hundert Dinge, an welchen sie grosses Genüge haben, sind ihm schaal und ungeniessbar; wodurch denn das überall sich geltend machende Gesetz der Kompensation vielleicht auch hier in Kraft bleibt; ist doch sogar oft genug, und nicht ohne Schein, behauptet worden, der geistig beschränkteste Mensch sei im Grunde der glücklichste; wenn gleich Keiner ihn um dieses Glück beneiden mag.“ (Par. Bd. I. S. 361 ff. 2. Aufl.)

Die hier zunächst betonte, grössere Empfindlichkeit der Nerven, hat Schopenhauer selber in Bezug auf das Gehör auf das Anschaulichste dargestellt in seinem Aufsatze: „Ueber Lärm und Geräusch" (Par. Bd. II. S. 678 ff. 2. Aufl.); für die grosse Masse der Menschen reicht es freilich hin, dass z. B. in grossen Städten die Führer der schweren Rollwagen, welche mit eisernen Stangen u. dergl. beladen, auf dem Strassenpflaster ein entsetzliches Getöse verursachen, durch Strohunterlagen u. s. w. dieses Getöse abdämpfen müssen; die sogenannten Gebildeteren aber, namentlich in den äusserlich höchstgestellten Kreisen, lassen die Räder ihrer Wagen mit Gutta percha umkleiden, enthalten sich auch in Gesellschaft des lauten Sprechens und Schreiens. In diesem Punkte also, wird man gegen Schopenhauer keinen Widerspruch erheben.

Auch das wird man vielleicht ohne ernstere Einsprache zugeben, dass die grossen Geistesgaben ihren Besitzer den übrigen Menschen und ihrem Treiben entfremden. Dass Künstler, dass Gelehrte sich fern halten vom lauten Markte des Lebens, dass findet eigentlich Jedermann von vornherein ganz natürlich, ohne auch nur über die Gründe eines solchen Verhältnisses, sich nähere Rechenschaft zu geben. Jedermann fühlt, dass je allgemeiner, je weitreichender die Ziele des Einzelnen sind, auch seine persönliche Stellung eine diesen Zielen entsprechende, freiere, weitausschauende sein müsse; Jedermann sieht ein, dass wer für grosse, allgemeine Zwecke arbeitet, mit den kleinlichen, enggesteckten der nächsten Nähe nicht behelligt werden dürfe; Niemand macht an solche Männer verständiger Weise den Anspruch, sie sollten mit ihm und Seinesgleichen auf die Kegelbahn und in die Ressource gehen; ja die Allermeisten gehen ihnen freiwillig schon darum aus dem Wege, weil sie fühlen dass ihrerseits keine intellectuelle Gemeinschaft mit jenen bestehen kann, und richten sich an sie nur in den Fällen, wo sie einer Belehrung, einer Aufklärung theilhaftig zu werden wünschen. Ein schlagendes Beispiel für diesen Instinct der Masse ist die Anekdote, wonach am 18. März 1848 in Berlin,

aufgeregtes, waffensuchendes Volk auf der Oranienburgerstrasse auch in das Haus drang wo A. v. Humboldt wohnte, sofort aber schweigend abzog, nachdem es von letzterem Umstande unterrichtet worden war. Diese „Freiheitskämpfer“ von der Strasse, verlangten nicht dass der grosse Gelehrte Revolution mitmachen solle, ja er sollte nicht einmal dadurch gestört werden, und bezeigten durch ihr Benehmen ein richtigeres Verständniss für die „grossen Geistesgaben“ die eben der Menschheit, nicht einzelnen gerade Vorübergehenden zu Gute kommen, als sehr viele Halbgebildete der Gegenwart, welche nicht selten dazu geneigt sind die Tüchtigkeit eines Mannes lediglich nach seiner Betheiligung an Wahl- und Parteiversammlungen abzuschätzen. Aehnliche Verhältnisse zeigen sich bei den nächsten gesellschaftlichen und Familienbeziehungen. Schon der sogenannte Gelehrte gewöhnlichen Schlages geht den blos geselligen Zusammenkünften aus dem Wege; er verkehrt meist nur mit einigen wenigen, seiner Bildung nahestehenden, mit ihm gleiche intellectuelle Bestrebungen verfolgenden Männern, geht einsam auf einsameren Wegen spazieren, und sein Arbeitszimmer, in welchem er den beiweitem grössten Theil seines bewussten Lebens zubringt, liegt getrennt vom Verkehr, selbst, wenn er verheirathet ist, von dem Verkehr mit Frau und Kindern. Ihn trennt eine weite Kluft von dem gewöhnlichen Treiben; eine Kluft die nicht selten nach und nach so sehr sich erweitert, dass über dieselbe hin, kaum noch ein gegenseitiges Verständniss, eine gegenseitige Verständigung möglich erscheint. Das Volk spottet: Stubengelehrte, — und hat doch eine scheue Hochachtung vor ihnen. Es ist sich dunkel des gewaltigen Unterschiedes bewusst, ob Einer Zwecken einschlägt, die Nähnadel schwingt, ja Locomotiven baut, oder ob er den Gesetzen des Dampfes nachforscht, das anatomische Messer handhabt, alte Pergamente entziffert.

Wenn aber ein solcher Unterschied schon da ganz von selbst, aus der Natur der Sache heraus, sich entwickelt, wo die Verschiedenheit weniger auf einem besondern Masse intellectueller Befähigung, als auf der Ungleichheit

der Beschäftigung beruht, um wie viel schärfer muss derselbe nothwendiger Weise heraustreten, da wo der Grad der Intelligenz ein ganz aussergewöhnlicher ist. Schon zwischen dem Sternkundigen, der weiss wie und in welcher Gesellschaft die Erde um die Sonne sich bewegt, und Dem, welcher am täglichen Augenschein haftet, ist in dieser Beziehung keine Gemeinsamkeit, kein gegenseitiges Verständniss denkbar, — um wie viel weniger zwischen der grossen Masse, die die Welt, wie sie da draussen vor ihnen liegt, für real hält, und dem auf Kant's Schultern stehenden Idealisten!

Schopenhauer selbst hat sich über diesen Punkt in den „Paränesen und Maximen“ (Parerga Bd. I. S. 445 ff. 2. Aufl.) weitläufig ausgesprochen. Namentlich sind seine Gründe für die Einsamkeit schlagend, soweit sie die „gute Gesellschaft“ betreffen: „Während die Natur zwischen Menschen die weiteste Verschiedenheit, im Moralischen und Intellektuellen, gesetzt hat, stellt die Gesellschaft, diese für nichts achtend, sie alle gleich, oder vielmehr sie setzt an ihre Stelle die künstlichen Unterschiede und Stufen des Standes und Ranges, welche der Rangliste der Natur sehr oft diametral entgegen laufen. Bei dieser Anordnung stehen sich die, welche die Natur niedrig gestellt hat, sehr gut; die Wenigen aber, welche sie hoch stellte, kommen dabei zu kurz; daher diese sich der Gesellschaft zu entziehen pflegen und in jeder, sobald sie zahlreich ist, das Gemeine vorherrscht. — Die sogenannte gute Societät lässt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht die geistigen: diese sind sogar Kontrebande. Sie verpflichtet uns, gegen jede Thorheit, Narrheit, Verkehrtheit, Stumpfheit, gränzenlose Geduld zu beweisen; persönliche Vorzüge hingegen sollen sich Verzeihung erbetteln, oder sich verbergen; denn die geistige Ueberlegenheit verletzt durch ihre blosse Existenz, ohne alles Zuthun des Willens. Demnach hat die Gesellschaft, welche man die gute nennt, nicht nur den Nachtheil, dass sie uns Menschen darbietet, die wir nicht loben und lieben können, sondern sie lässt auch nicht zu, dass wir selbst seien, wie es unsrer Natur

angemessen ist; vielmehr nöthigt sie uns, des Einklanges mit den Anderen wegen, einzuschrumpfen, oder gar uns selbst zu verunstalten". u. s. w.

„Ich hätte Lust nun abzufahren",

sagt Faust zu Mephistopheles, nachdem ihm dieser im Leipziger Keller die Lehre beizubringen gesucht hat, dass die schlechteste Gesellschaft ihn fühlen lasse, dass er ein Mensch mit Menschen sei. Die Plattheit der gewöhnlichen Geselligkeit ist in dieser Scene auch vom Dichter eben so treffend als wahr gezeichnet worden. Um auf die Dauer das gesellige Zusammensein mit Andern auszuhalten, dazu gehört eine im Wesentlichen übereinstimmende Höhe gegenseitiger geistiger Kraft. Selbst gewöhnlichere Leute empfinden die Leere und Oede der sogenannten Gesellschaften ex officio, und wenn Einer erzählt, wie gut er sich unterhalten habe, so ist unter hundert solchen Fällen, bei neunundneunzig darauf zu wetten, dass er eigentlich gar kein Gespräch geführt, sondern lediglich von sich und ihn interessirenden Dingen zu Andern gesprochen habe. Das giebt übrigens auch schon der Ausdruck: „sich unterhalten" deutlich zu erkennen, dass eigentlich doch Jeder bei der Unterhaltung sich Selbstzweck ist. Daher ist es in langweiliger Gesellschaft sehr empfehlenswerth, sich davor zu hüten Ansichten auszusprechen, die nicht sofort die Zustimmung der Anwesenden erhielten; sondern man gebe seinen Nachbarn irgend eine Veranlassung sich recht weitläuftig über persönliche Angelegenheiten und Erlebnisse auszusprechen. Das liegt ihnen gewöhnlich am Nächsten, darüber sprechen sie am Geläufigsten; dann finden sie den Andern geistreich und liebenswürdig, auch wenn er selber kaum zwei Worte gesprochen hat, und überdies hat dieser letztere den Vortheil, dass er das Plappermühlchen nur dann und wann durch einen leisen Anstoss im Gange zu halten braucht, daneben aber an ganz andere Dinge denken kann. Gilt doch sein Schweigen für die beredteste Zustimmung. Diese Maxime habe ich schon als junger Mensch von achtzehn Jahren herausgefunden; bereits in diesem Alter hatte wiederholte Erfahrung mich

gelehrt, dass die allgemeinen Fragen, die mich damals fast unausgesetzt unwillkührlich beschäftigten, und welche ich einige Male ganz naiv in Gesellschaften berührt hatte, in diesen letzteren sehr schlecht angebracht seien. Als ich aber einmal, statt zu tanzen, mit meiner Tänzerin, die ein lebhaftes Interesse an verschiedenen Dingen bezeigte und froh war darüber sprechen zu können, aus den Reihen trat und mit ihr zum Gespräch mich hinsetzte, — erregten wir ein unerhörtes Aufsehen; sofort kamen die albernsten Gerüchte über meine angebliche Verliebtheit zum Vorschein, und der rohe Witz: wie ich Metaphysik studire — (das Mädchen hiess Meta) — verleidete mir vollends derartige gesellige Zusammenkünfte.

Sollte nun aber die Behauptung aufgestellt werden, dass man ja fast allenthalben von Jedem über den Zwang und die Langeweile der sogenannten guten Gesellschaft klagen höre, folglich empfinde eben jeder dass er eigentlich etwas Besseres, Bedeutenderes sei, — so wäre dieser Schluss falsch. Nicht weil sie besser oder bedeutender sind, sondern weil Andere die Rolle gespielt haben, die sie selbst gern übernommen gehabt hätten, darum sind sie unzufrieden, darum beklagen sie sich. In diesem Sinne kann man sogar sagen, dass sie die „schlechteste" Gesellschaft vorgezogen haben würden, wenn dieselbe ihnen Gelegenheit gegeben hätte, „sich zu unterhalten."

Schliesslich kommt es aber immer nur auf das Alte: Similis simili gaudet, hinaus. Daher, je höher Einer steht, desto seltner trifft er Seinesgleichen. „Was nun aber gar die grossen Geister betrifft, so ist es wohl natürlich, dass diese eigentlichen Erzieher des ganzen Menschengeschlechtes zu häufiger Gemeinschaft mit den Uebrigen so wenig Neigung fühlen, als den Pädagogen anwandelt, sich in das Spiel der ihn umlärmenden Kinderheerde zu mischen. Denn sie, die auf die Welt gekommen sind, um sie auf dem Meer ihrer Irrthümer der Wahrheit zuzulenken und dem finstern Abgrund ihrer Rohheit und Gemeinheit nach oben, dem Lichte zu, der Bildung und Veredlung entgegen zu ziehn, — sie müssen zwar unter ihnen leben, ohne

jedoch eigentlich zu ihnen zu gehören, fühlen sich daher, von Jugend auf, als merklich von anderen verschiedene Wesen, kommen aber erst allmälig, mit den Jahren zur deutlichen Erkenntniss der Sache, wonach sie dann Sorge tragen, dass zu ihrer geistigen Entfernung von den Andern auch die physische komme, und Keiner ihnen nahe rücken darf, er sei denn schon selbst ein mehr oder weniger Eximirter von der allgemeinen Gemeinheit." (Parerga Bd. I. S. 455. d. 2. Aufl.)

Aber gerade auf dieser Höhe, schlägt das angebliche Glück der Einsamkeit um, in den Schmerz der Vereinsamung, und nicht blos deswegen, weil der Verstehenden so wenige sind, sondern weil der Intelligenteste, der Geniale, zumeist auch der Leidenschaftliche ist. Der Stubengelehrte, d. h. der, welcher begriffliches Wissen treibt, eilt von Blatt zu Blatt, von Buch zu Buch; er untersucht Pflanzen, analysirt chemische Zusammensetzungen, und ist nicht selten stolz darauf, dass er eine Menge von Dingen kennt, die er allein kennt. Mit dieser Art von Wissensdrang ist gewöhnlich eine natürliche Neigung zur Stille, zur Zurückgezogenheit von der Welt verbunden. Das Material ihrer Beschäftigung, so zu sagen der Nahrungsstoff dieser Gelehrten, findet sich häufig in bereits fertigen Präparaten vor, besteht fast durchweg aus Gegenständen, welche auf das lebendige Leben nur eine entferntere Beziehung haben, und die individuellen Bedürfnisse der eignen Persönlichkeit werden demgemäss leicht im gewöhnlichen Wege befriedigt.

Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältniss des genialen Denkers und Künstlers zur Welt. Um ursprünglich zu sein, bedarf es vermittelst eigner Anschauung erworbener Erfahrung. Die Welt lässt sich weder im Gedanken noch im Kunstwerke darstellen, ohne dass der Darstellende sie an sich selber erlebt, erfahren habe. Allen Eindrücken steht der also Begabte offen, viel lebhafter wirken sie auf ihn ein, und in jeder Beziehung zeigt sein Wille eine höhere Energie, sein Temperament einen stärkeren Hitzegrad als dies bei Andern der Fall ist. Ein

solcher Mensch bedarf einer viel mannigfaltigeren, viel unmittelbareren Nahrung als alle Andern. Er verzehrt in den Jahren seiner Entwicklung gewissermassen gerade so viel von der Welt, als er dann denkend oder darstellend wieder zu geben vermag; die durchdringende Kraft seines Intellects ist eng verbunden mit einem nicht minder mächtigen, ungestümen Willensdrange; mit einem Worte: je stärker das was man Geist nennt, um so mächtiger auch die Naturgrundlage desselben. Ohne eine starke Sinnlichkeit giebt es kein Genie. Dieselbe kann sich verschiedenartig äussern, kann bei dem Einen mehr als beim Andern sich bemerklich gemacht haben, aber bei Jedem wird man eine erhöhte Leidenschaftlichkeit, eine erhöhte Reizbarkeit finden, und was die speciell so genannte sinnliche Seite betrifft, wird neben der erhöhten Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung meistentheils ein lebhafter Begattungstrieb, häufig ein starker Hang zu gutem Essen und Trinken hervortreten. Das letztere wird am häufigsten von grossen Tonkünstlern berichtet, insbesondere von Händel und Bach, das erstere sagt man Raphael und Mozart nach, und Beides findet alle Welt natürlich. Niemand hat Kant je vorgeworfen, dass er zu viel Zeit und Geld an die Freuden der Mahlzeit gewandt habe, und dass Männer, deren Werke ein wesentlich eigenthümliches, das Wesen der Welt schärfer abzeichnendes Gepräge tragen, eine stürmische Jugend gehabt, dass sie bis ins Mannesalter hinein von starkem Begattungstriebe geplagt gewesen, hat man noch niemals ernstlich einem zum Vorwurf gemacht; vorausgesetzt, dass er dadurch nicht sich selbst ruinirt, Andere dadurch nicht entsittlicht hätte. Worauf gründen sich nun aber die gemeinen Verdächtigungen gegen Schopenhauer in dieser Beziehung? — Wer kann gegen ihn auftreten mit unabweisbaren Anklagen, vorausgesetzt, dass er nicht von der Albernheit ausgeht, Schopenhauer hätte von vornherein vollständig als Mönch leben sollen, da er am Schluss seiner Weltbetrachtung die vollendete Askese als die vollendete Weltüberwindung darstelle, — er selber hätte sollen der von der Welt ganz und gar abgewandte Heilige sein, in

welchem er die volle Verneinung des Willens zum Leben und damit die Befreiung davon zu erkennen glaubte? — Und doch ist es sehr natürlich, dass ihm der Vorwurf geschlechtlicher Ausschweifungen gemacht wird. Er selbst ist sein eigner Ankläger geworden. Uneingedenk der Goetheschen Worte:

Man darf vor keuschen Ohren das nicht nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können,

war Schopenhauer so naiv, im gelegentlichen Gespräch ganz offen einzugestehen, dass ihm in seinem Leben die Geschlechtsliebe, die Frauenzimmer viel zu schaffen gemacht hätten. Statt eine abstracte Sittlichkeit zu heucheln, statt erlogene Predigten an seine Besucher zu richten, bezeichnete er diesen Punkt als den Brennpunkt des ungestümen, blinden Willens zum Leben, und er that dies, getreu seiner Art zu philosophiren, wonach es vor Allem darauf ankommt das **was**, so zu sagen: den Thatbestand, festzustellen, nicht aber ein ethisches Soll zu behaupten. Auch in dieser Beziehung charakterisirt er theilweise sich selbst, wenn er sagt:

„Man pflegt die Jugend die glückliche Zeit des Lebens zu nennen, und das Alter die traurige. Das wäre wahr, wenn die Leidenschaften glücklich machten. Von diesen wird die Jugend hin und her gerissen, mit wenig Freude und vieler Pein. Dem kühlen Alter lassen sie Ruhe, und alsbald erhält es einen contemplativen Anstrich: denn die Erkenntniss wird frei und erhält die Oberhand. Wenn nun diese, an sich selbst, schmerzlos ist, so wird das Bewusstsein, je mehr sie darin vorherrscht, desto glücklicher. Man braucht nur zu erwägen, dass aller Genuss negativer, der Schmerz positiver Natur ist, um zu begreifen, dass die Leidenschaften nicht beglücken können und dass das Alter deshalb, dass manche Genüsse ihm versagt sind, nicht zu beklagen ist. Denn jeder Genuss ist immer nur die Stillung eines Bedürfnisses: dass nun mit diesem auch jener wegfällt, ist so wenig beklagenswerth, wie dass Einer nach Tische nicht mehr essen kann und nach ausgeschla-

fener Nacht wach bleiben muss. Viel richtiger schätzt Plato (im Eingang zur Republik) das Greisenalter glücklich, sofern es den bis dahin uns unablässig beunruhigenden Geschlechtstrieb endlich los ist. Sogar liesse sich behaupten, dass die mannichfaltigen und endlosen Grillen, welche der Geschlechtstrieb erzeugt, und die aus ihnen entstehenden Affekte, einen beständigen, gelinden Wahnsinn im Menschen unterhalten, so lange er unter dem Einfluss jenes Triebes oder jenes Teufels, von dem er stets besessen ist, steht; so dass er erst nach Erlöschen desselben ganz vernünftig würde. Gewiss aber ist, dass im Allgemeinen und abgesehn von allen individuellen Umständen und Zuständen, der Jugend eine gewisse Melancholie und Traurigkeit, dem Alter eine gewisse Heiterkeit eigen ist: und der Grund hievon ist kein anderer, als dass die Jugend noch unter der Herrschaft, ja dem Frohndienst jenes Dämons steht, der ihr nicht leicht eine freie Stunde gönnt und zugleich der unmittelbare oder mittelbare Urheber fast alles und jedes Unheils ist, das den Menschen trifft oder bedroht: das Alter aber hat die Heiterkeit Dessen, der eine lange getragene Fessel los ist und sich nun frei bewegt.“ (Parerga I. Bd. S. 523. ff. 2. Aufl.)

Aus diesen Worten spricht nicht nur die eigne Erfahrung Schopenhauer's, sondern ein scharfsinniger Mensch würde daraus auch schliessen können, dass Schopenhauer keine Familie gehabt habe. Denn die Sorge für eine solche, die Kindererziehung und das Heranwachsen der eignen Sprösslinge sind von wesentlichem Einfluss auf die Bändigung des Geschlechtstriebes. Obwohl andrerseits täglich zu bemerken ist, wie völlig unvernünftig in den angeblich sittlichsten Ehen, ein Kind nach dem andern gezeugt, dadurch die Verhältnisse ruinirt, und die Gesundheit zumal der Frau untergraben wird. Im Uebrigen ist die Geschlechtsliebe ganz unleugbar der eigentliche Kernpunkt des unmittelbaren Lebens. Die ganze Welt reht sich um die kleine Muschel (Plautus, Rud. III, 3, 42.) welche die mediceische Venus mit ihrer Hand bedeckt. Wer aufrichtig sein eignes Leben durchgeht, wird bald in

dieser bald in jener Hinsicht den trivialen Seufzer ausstossen: „Die Liebe, ach die Liebe hat mich so weit gebracht.“ Die meisten Männer leben in Polygamie, sie mögen verheirathet sein oder nicht. Das weibliche Geschlecht aber, obgleich durch das Mutterwerden keuscher angelegt, leidet zumal in Deutschland, an einer durch schlechte Erziehung und Romanlesen hervorgerufenen Ueberspannung der Einbildungskraft, die oft schlimmer ist als ein derber Fehltritt. Goethe's „Geistlicher Anfang, fleischlich End“ ist erschreckend wahr, und ich bin fest davon überzeugt, dass gerade die, welche an der Offenheit und Rücksichtslosigkeit die Schopenhauer auch in dieser Beziehung bewährt, Anstoss oder gar Veranlassung nehmen, ihn grundlos zu beschimpfen, selber in dieser Hinsicht nichts weiter sind, als erbärmliche Tartüffes; von Einzelnen weiss ich es auf das Bestimmteste. Auch ist nicht zu übersehen wie dieselben naturalia welche den Grundbass der aristophanischen Komödie bilden, bei uns als Zote das allgemeine Thema männlicher Unterhaltung abzugeben pflegen.

Der Wahrheit gemäss, will ich aber auch nicht verschweigen, was ich von der „Unsittlichkeit“ Schopenhauer's auch in dieser Beziehung erfahren habe: Schopenhauer hat, als er sich in Dresden aufhielt, einen unehelichen Sohn gehabt, der aber sehr frühzeitig gestorben ist. — Eine natürliche Tochter hatte Cartesius.

Was endlich den Gegenstand selbst, die Geschlechtsliebe betrifft, so hat Schopenhauer in dem Capitel „über die Geschlechtsliebe“ welches im 2. Theil der „Welt als Wille und Vorstellung“ sich befindet, und dem er einen ganz besondern Werth beilegte, bei der das gesammte Geschlechtsleben durchdringenden Allgemeinheit dieser Liebe, trotz seiner scharfsinnigen Untersuchungen, doch nichts eigentlich Neues zu sagen vermocht, sondern nur das Längstbekannte, weil völlig Alltägliche, auf seine letzten Gründe zurückzuführen versucht. Denn dass diese Art von Liebe jeglichem Individuo innewohne, das hat

schon Sophokles meisterhaft ausgesprochen in dem berühmten, allbekannten Chor der Antigone:

Ερως ανικατε μαχαν,
Ερως, ὁς εν κτημασι πιπτεις u. s. w.

Im Hippolytus des Euripides beginnt ein Chor:

Ερως, Ερως, ὁ κατ' ομματων
σταζεις ποθον, εισαγων γλυκειαν
ψυχαις χαριν οἱς επιστρατευσῃ,
μη μοι ποτε συν κακῳ φανειης,
μηδ' αρρυθμος ελθοις.
Ουτε γαρ πυρος, ουτ
αστρων ὑπερτερον βελος,
οἱον το τας Αφροδιτας
ἱησιν εκ χερων
Ερως, ὁ Διος παις. u. s. w.

und eine ergreifende Darstellung desselben Gegenstandes giebt der heilige Augustin, Confess. X, 30: Jubes certe ut contineam a concupiscentia carnis, et concupiscentia oculorum, et ambitione saeculi. Jussisti a concubitu; et de ipso conjugio melius aliquid manuisti quam concessisti. Et quoniam dedisti, factum est et antequam dispensator sacramenti tui fierem. Sed adhuc vivunt in memoria mea, de qua multa locutus sum, talium rerum imagines, quas ibi consuetudo mea fixit; et occursantur mihi vigilanti quidem carentes viribus, in somnis autem non solum usque ad delectationem, sed etiam usque ad consensionem factumque simillimum. Et tantum valet imaginis illusio in anima mea et in carne mea, ut dormienti falsa visa persuadeant quod vigilanti vera non possunt. Numquid tunc ego non sum, Domine Deus meus? Et tamen tantum interest inter me ipsum et me ipsum; intra momentum quo hinc ad soporem transeo, vel huc inde retranseo! Ubi est tunc ratio, quae talibus suggestionibus resistit vigilans? Et si res ipsae ingerantur, inconcussa manet. Num quid clauditur cum oculis? num quid sopitur cum sensibus corporis? Et unde saepe etiam in somnis resistimus, nostrique propositi memoris, atque in eo castissime permanentes, nullum talibus illecebris adhibemus assensum? Et

tamen tantum interest, ut cum aliter accidit, evigilantes ad conscientiae requiem redeamus; ipsaque distantia repe riamus nos non fecisse, quod tamen in nobis quoquo modo factum esse doleamus.

Nach diesen Erörterungen, dürfte ein grosser Theil der einzelnen Aeusserungen Schopenhauer's die in dem Gwinnerschen Buche mitgetheilt werden, so wie die damit verbundenen aphoristischen Bemerkungen des Verfassers selbst, in einem etwas andern Lichte erscheinen, als sie dem fast nothwendig erscheinen müssen, der diese Biographie für die beste und bequemste Eingangsthür zur näheren Bekanntschaft mit dem Frankfurter „Sonderling" ansieht. Insbesondere wird er dann auch bemerken, wie unvermittelt mitunter das was Herr Dr. Gwinner von Schopenhauer berichtet, neben dem steht, was er über ihn sagt. So bemerkt derselbe z. B. S. 148. gelegentlich der „Aphrodisien": „Es ward ihm nicht so gut, ein Weib zu finden, das ganz dazu geschaffen gewesen wäre, ihn von der überirdischen Macht des Ich-bildenden Willens, an die er nicht glaubte, zu überzeugen." Die „überirdische Macht des Ich-bildenden Willens!" Was mag sich der Verfasser darunter vorstellen? Die Leser werden es schwerlich von selber errathen können; ich wenigstens gehöre nicht zu diesen glücklichen. Und dass es Schopenhauer nicht „so gut ward" —?

— Ma da natura
Altro negli atti suoi
Che nostro mal o nostro ben si cura;

sagt Leopardi. (Opere. I. p. 144. Firenze. 1856.)

V.

Wer unbefangen und verständig genug ist, um Schopenhauer nicht nach beliebigen Abstractionen oder ersten subjectiven Eindrücken zu beurtheilen, — oder vielmehr: wer sich die Mühe nimmt, — (und eigentlich ist das die Schuldigkeit eines Jeden der stimmberechtigt sein

will) — ihn erst zu verstehen und zu begreifen, ehe er sein Votum über ihn laut werden lässt, der wird sehr bald zu der Einsicht gelangen, dass Schopenhauer in der That ein Mann war, dessen sittlichen Charakter in den Koth zu ziehen, nur ebenso unfähige als unfläthige Buben sich unterstehen können. Wem es nicht um Skandal oder um die Verherrlichung unbedeutender Personen durch Herabsetzung und Verunstaltung des Hervorragenden zu thun ist, wird daher stets am besten thun, statt mit dem Gerede über den ihm bis dahin unbekannten Philosophen die Zeit zu verlieren, zu den Schriften desselben zu greifen. Das ist die beste Art die persönliche Bekanntschaft Schopenhauer's zu machen.

Es giebt aber, da das Lesen dieser Schriften nicht in wenig Stunden abgemacht werden kann, da überdies den Allermeisten das Vermögen fehlen dürfte, sie vollständig zu verstehen und zu überwältigen, noch ein anderes einfacheres Mittel, die Persönlichkeit Schopenhauer's von dem Schmutze, mit dem man sie bedecken möchte, zu reinigen: In keinem Akte zeigt sich die ganze Individualität des Menschen deutlicher und unverkennbarer, als in seinen Briefen. Vor mir liegt u. A. die ursprüngliche Handschrift eines längeren Schreibens, welches Schopenhauer im Jahre 1840 an Sir Ch. Eastlake, den bekannten englischen Maler und Schriftsteller, richtete, als er erfahren hatte, dass derselbe Goethe's Farbenlehre ins Englische übersetzt habe. Dieses Schreiben lautet:

Sir, allow me to hail and to cheer You as the propagator of the true theory of colours into England and the translator of the work, which occupied its authors thoughts, during all his lifetime, far more than all his poetry, as his biography and memoirs amply testify.

As to myself J am Goethes personal scholar and first publicly avowed proselyte in the theory of colours. In the year 1813 and 14 he instructed me personally, lent me the greater part of his own apparatus and exhibited the more compound and difficult experiments himself to me. Accordingly You will find me mentioned in his „Tag

und Jahreshefte" under the year 1816 and 1819. If You should wish a more extensive and new account of me, it is to be found in the history of the Kantian philosophy, which fills the 12th Volume of the new edition of Kants works edited by Schubert and Rosenkranz. J am a metaphysician of Kants school.

Jn deed, Sir, J have not seen Your translation, but only know it by 2 reviews, one in the Edinb. Rev. and the other in the Athenaeum. But J am convinced of its correctness by the testimony of the Scotch reviewer, who though a professed enemy of Your undertaking, declares the translation to be one of the best ever made from the German. And as for the rest that most malignant, impertinent and insolent piece of criticism ought to encourage You, as You plainly perceive the inward rage, deep hatred and rancour so ill concealed behind his affected cool contempt of the great mans work. He inwardly feels that the detection of an immense shamefull error is approaching and accordingly we see Newtonianism behaving like a tigre attacked in his own den. The review in the Athenaeum is a most pityfull performance: it concedes with the other in taking for granted before hand that Goethe must be wrong, is wrong, and, cannot but be wrong. These fools have never impartially examined the controversy, because they would never allow themselves to doubt, only for a moment the truth of the Newtonian creed, lest their faith might be shaken. They cling to the palpable lie of colours, and to that of unequal refrangibility, though every achromatic opera glass is a refutation of the latter. But they feel a secret misgiving, for all their bragging and insolence. At them now!

I regret 2. things: 1) that You did not translate the Polemical part, but only gave extracts of it: this part is most essential, as it shews the gross manner in which Newton by his clumsy experiments imposed upon himself and others: translate it, for Gods *) sake, if Your transla-

*) or better Goethes, was eingeschoben war, ist gestrichen; wahrscheinlich im Hinblick auf die englische Bigotterie.

tion should see a second edition. 2) that You do not express a firm conviction of Goethes truth and Newtons error: I hope that this is more a want of courage, than of insight into the truth. By the Edinb. Review I conceive that You are a painter and as such You are awed into some respect before those renowned natural philosophers and mathematicians, the Brewsters, and the Whewels and the Devils. I see I must rouse your courage a little by setting up authority against authority. Well Sir, what I now am going to state, I affirm upon my honour, my conscience and my oath to be exactly true. In the year 1830, as I was going to publish in latin the same treatise, which in German accompanies this letter, I went to Dr. Seebeck, of the Berlin academy, who is universally admitted to be the first natural philosopher (in the English sense of the word meaning Physiker) of Germany; he is the discoverer of thermo-electricity and of several physical truths. I questioned him on his opinion on the controversy between Goethe and Newton: he was extremely cautious, made me promise that I should not print and publish any thing of what he might say and at last being hard press'd by me, he confessed that in deed Goethe was perfectly right and Newton wrong; but that he had no business to tell the world so. — He died since, the old coward. — Truth has a hard stand and a difficult progress in this vile world: in England moreover they take this matter as a national affair; however silly this may be. We must display some courage on our side, and not suffer ourselves to be intimidated. My great master being dead, I must do whatever I can to uphold the standart of true Chromatology which You now raised in the very country of the enemy, to my utmost joy and delight.

Please, Sir, to peruse the little treatise, which I take the liberty of sending You along with this letter, by means of a commercial traveller; and pray, do not judge of its importance by its bulk. It contains the only and for ever true Theory of physiological colour, a theory

which would be true even if Goethe was wrong: it does not depend on his positions. The main point is exposed in §. 5., which however cannot be perfectly understood, nor properly appreciated without having read what goes before. My stile is very perspicuous and easy, so You will read it with the utmost facility. And afterwards if, bearing in mind the numerical fractions, (of the activity of the Retina) by which I express the 6 chief colours, You contemplate these colours singly, then You will find that only by this, and by no other theory upon earth, You come to understand the peculiar sensation, which every colour produces in your eye, and thereby get an insight into the very essence of every colour, and of colour in general. Likewise my theory alone gives the true sense in which the notion of complementary colours is to be taken, viz: as having no reference to light, but to the Retina, and not being a redintegration of white light, but of the full action of the Retina, which by every colour undergoes a bipartition

either in yellow and violet
$\frac{3}{4}$ $\frac{1}{4}$
or in orange and blue
$\frac{2}{3}$ $\frac{1}{2}$
or in red and green.
$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$

This is in short the great mystery.

Some unbiassed persons have acknowledged, that I found out the main point of all Chromatology. But if Goethe notwithstanding all his glory could not overcome prejudice and German dullness, how could I, that am only known among metaphysicians. However my theory is taught as the true one and as containing the main point, to which Goethes is a sequel, in Pierers Real Lexicon der medicinischen Wissenschaften, and even in that vulgar but widely circulated dictionary, Conversationslexicon, You find stated under the head Farbe, that I ought to be read along with Goethe as most essential. — May the force of truth, Sir, enlighten Your mind, and induce You to trans-

late also this little treatise of mine, or at least to make an extract of it for the English public! This is my most fervent desire. But if You should determine to do it, I wish You would compare the Latin edition of this my treatise, contained in the 3th Volume of „Scriptores ophth. min. ed. Justus Radius 1830" onder the title Theoria etc. I am sorry I cannot send it You, being only possessed of a single copy, which I cannot part with, and would be obliged to purchase that whole work in 3 Volumes in order to get it, moreover I am not sure that You understand Latin. However You may easily find the aforesaid Scriptores in any medical library in London, especially at the Oculists. Besides when it appeared in 1830 I sent copies of my treatise in Latin to Sir Everard Home, the professor Jameson in Edinburgh and to Dr Michael Ryan in London. Perhaps You might get one of them. It is no exact translation of the German treatise but somewhat alter'd in the form, and also a little shortened; but materially the content is the same: only it is improved in some explanations, especially in the demonstration of the utter impossibility of Newtons theory, and of the falsehood of the explanation of physiological colours, given by Charles Scherffer 1761 and repeted ever since, even by Cuvier. A translation of the German treatise as it is would always be sufficient for the main point and purpose. I cancel some passages in the copy I send You, not as false, but as trifling. As my theory is entirely physiological, taking coulour merely as a sensation, and with respect to the eye, it is the primary theory, and anterior to all explications of the outward causes of that sensation, which are the physical and chemical colours.

If ever I can be of any use to You in forwarding the great object of true Chromatology, You will allways find me ready for it, and, I hardly need say so, without the least interested motive nor expecting any retribution for whatever trouble I might take, as I am an independent gentleman, living on my fortune, and not by my pen.

Für diejenigen, welche des Englischen nicht mächtig

sind, lasse ich eine deutsche Uebersetzung dieses Briefes folgen:

„Mein Herr, erlauben Sie mir, Sie zu begrüssen und Ihnen meinen Beifall zu zollen, als dem Verbreiter der wahren Farbentheorie in England und dem Uebersetzer des Werkes, welches die Gedanken des Verfassers während seines ganzen Lebens weit mehr beschäftigte, als all' seine Poesie, wie seine Biographie und Memoiren hinlänglich bezeugen.

Was mich selbst betrifft, so bin ich Goethe's persönlicher Schüler und sein erster öffentlich erklärter Anhänger in der Farbenlehre Im Jahre 1813 und 14 lehrte er mich persönlich, lieh mir den grösseren Theil seines eigenen Apparates und machte mir die complicirteren und schwereren Experimente selbst vor. Dem gemäss werden Sie mich in seinen „Tag- und Jahresheften" im Jahre 1816 und 1819 erwähnt finden. Sollten Sie einen ausgedehnteren und neueren Bericht über mich wünschen, so befindet sich dieser in der Geschichte der Kantschen Philosophie, welche den 12. Band der von Schubert und Rosenkranz herausgegebenen neuen Auflage von Kant's Werken ausfüllt. Ich bin ein Metaphysiker aus Kant's Schule.

In der That, mein Herr, habe ich Ihre Uebersetzung nicht gesehen, sondern ich kenne sie nur aus zwei Besprechungen, deren eine in der Eding. Rev., die andere in dem Athenaeum. Aber ich bin von ihrer Correctheit durch das Zeugniss des schottischen Kritikers überzeugt. Obgleich er ein abgesagter Feind Ihres Unternehmens ist, erklärt er doch, dass die Uebersetzung eine der besten ist, die je aus dem Deutschen gemacht worden. Im Uebrigen sollte diese höchst boshafte, unverschämte und freche Kritik Sie ermuthigen, da Sie die innerliche Wuth, den tiefen Hass und die Erbitterung, die er hinter seiner erkünstelten kühlen Verachtung für des grossen Mannes Werk so schlecht verbirgt, deutlich bemerken. Er fühlt innerlich, dass die Entdeckung eines ungeheuern, schändlichen Irrthums sich nähert, und demnach sehen wir den Newtonianismus sich betragen wie ein Tiger, der in seiner

eigenen Höhle angegriffen wird. Die Kritik in dem Athenaeum ist ein höchst klägliches Machwerk: sie kömmt mit der andern darin überein, im Voraus als feststehend anzunehmen, dass Goethe Unrecht haben muss, Unrecht hat, und nur Unrecht haben kann. Diese Thoren haben nie die Streitsache unparteiisch untersucht, weil sie sich niemals auch nur auf einen Augenblick erlauben wollten, die Wahrheit des Newtonschen Systems zu bezweifeln, damit ihr Glaube nicht erschüttert werden möchte. Sie halten an der handgreiflichen Lüge von Farben fest und an der von der ungleichen Brechung der Lichtstrahlen, obgleich jedes achromatische Opernglas eine Widerlegung der letzteren ist. Aber trotz all' ihrer Grossthuerei und Unverschämtheit fühlen sie eine heimliche Ungewissheit. Jetzt auf sie los! – Zweierlei bedauere ich: 1) dass Sie den polemischen Theil nicht übersetzt, sondern nur Auszüge daraus gegeben haben: dieser Theil ist höchst wichtig, da er die grobe Manier darlegt, in welcher Newton durch seine plumpen Experimente sich selbst und Andere betrog: übersetzen Sie ihn um Gottes Willen, wenn Ihre Uebersetzung eine zweite Auflage erleben sollte. 2) Dass Sie nicht eine feste Ueberzeugung von Goethe's Wahrheit und Newton's Irrthum aussprechen: Ich hoffe, dass dies mehr ein Mangel an Muth als an Einsicht der Wahrheit ist. Aus der Edinb. Rev. erfahre ich, dass Sie ein Maler sind und als solcher werden Sie zum Respekt angehalten vor jenen berühmten Naturforschern und Mathematikern, den Brewsters und den Whewels und den Devils.*) Ich sehe, ich muss Ihren Muth ein wenig aufrichten, indem ich der Autorität Autorität gegenüber stelle. Nun wohl, mein Herr, was ich Ihnen jetzt mittheilen werde, bezeuge ich bei meiner Ehre, bei meinem Gewissen und bei meinem Eide als reine Wahrheit. Im Jahre 1830, als ich im Begriff war dieselbe Abhandlung, welche deutsch diesen Brief begleitet, lateinisch herauszugeben, ging ich zu

*) Dieser Witz ist nicht übersetzbar. Allenfalls könnte man sagen: die Wehwels (sprich: Uibels) und Uebels; oder plattdeutsch: und Düvels.

Dr. Seebeck an der Berliner Akademie, der allgemein für den ersten Physiker Deutschlands gilt; er ist der Entdecker der Thermo-Electricität und verschiedener physischer Wahrheiten. Ich befragte ihn um seine Meinung über die Streitsache zwischen Goethe und Newton: er war ausserordentlich vorsichtig, liess mich versprechen, dass ich Nichts von dem, was er sage, drucken und veröffentlichen würde und zuletzt, nachdem ich ihn hart ins Gedränge gebracht hatte, gestand er, dass Goethe in der That vollkommen Recht und Newton Unrecht habe, aber dass es seine Sache nicht sei, der Welt das zu sagen. — Er starb seitdem, der alte Feigling. — Die Wahrheit hat einen harten Stand und einen schweren Fortgang in dieser schlechten Welt: in England machen sie überdies diese Sache zu einer nationalen Angelegenheit, so einfältig dies auch sein mag. Wir müssen auf unserer Seite einigen Muth entfalten und uns nicht einschüchtern lassen. Da mein grosser Meister todt ist, muss ich thun, was ich kann, die Standarte der wahren Farbenlehre aufrecht zu halten, welche Sie jetzt zu meiner höchsten Freude und zu meinem höchsten Entzücken mitten in dem Lande des Feindes erhoben haben.

Seien Sie so gütig, mein Herr, die kleine Abhandlung, welche ich Ihnen beifolgend mit diesem Briefe durch einen Handlungsreisenden sende, durchzulesen; und ich ersuche Sie die Wichtigkeit derselben nicht nach ihrem Umfange zu beurtheilen. Sie enthält die einzige und für immer wahre Theorie der physiologischen Farbe, eine Theorie, welche wahr wäre, selbst wenn Goethe Unrecht hätte, sie hängt nicht von seinen Behauptungen ab. Der Hauptpunkt ist in §. 5 dargelegt, welcher indessen nicht vollkommen verstanden noch gehörig gewürdigt werden kann, ohne dass man gelesen hat, was vorher geht. Mein Stil ist sehr verständlich und fasslich, daher werden Sie es mit der grössten Leichtigkeit lesen. Und wenn Sie nachher, indem Sie die Zahlenbrüche (von der Thätigkeit der Retina), durch welche ich die sechs Hauptfarben ausdrücke, im Sinne behalten, diese Farben einzeln betrachten,

dann werden Sie finden, dass nur durch diese und durch keine andere Theorie auf der Erde, Sie dahin gelangen, das eigenthümliche Gefühl zu verstehen, welches jede Farbe in Ihrem Auge hervorbringt, und dadurch einen Einblick in die eigentliche Natur jeder Farbe und der Farbe im Allgemeinen erhalten. Ebenso giebt allein meine Theorie den wahren Sinn, in welchem der Begriff der Complementairfarben zu nehmen ist, d. h. sie haben keine Beziehung zum Licht, sondern zur Retina, und sind nicht eine Wiederherstellung weissen Lichts, sondern der vollen Thätigkeit der Retina, welche durch jede Farbe eine Zweitheilung erfährt entweder in Gelb und Violet ($\frac{3}{4}$—$\frac{1}{4}$) oder in Orange und Blau ($\frac{2}{3}$—$\frac{1}{3}$) oder in Roth und Grün ($\frac{1}{2}$—$\frac{1}{2}$). Das ist in Kürze das grosse Geheimniss.

Einige vorurtheilsfreie Personen haben bezeugt, dass ich den Hauptpunkt aller Farbenlehre ausfindig gemacht habe. Aber wenn Goethe ungeachtet all seines Ruhmes das Vorurtheil und die deutsche Einfältigkeit nicht überwinden konnte, wie könnte ich es, der ich nur unter den Metaphysikern bekannt bin. Indessen wird meine Theorie als die wahre gelehrt und als eine solche, die den Hauptpunkt enthält, zu dem Goethe nur die weitere Folge giebt, in Pierer's Real-Lexicon der medicinischen Wissenschaften; und selbst in dem der Gewöhnlichkeit angepassten aber weit verbreiteten Dictionair: Conversationslexicon, finden Sie unter dem Worte „Farbe“ angeführt, dass ich zusammen mit Goethe als höchst wesentlich gelesen werden sollte. — Möge die Macht der Wahrheit, mein Herr, Ihren Geist erleuchten und Sie veranlassen, auch diese kleine Abhandlung von mir zu übersetzen oder wenigstens einen Auszug daraus für das englische Publikum zu machen! Dies ist mein heissester Wunsch. Aber wenn Sie sich zu dieser Arbeit entschliessen sollten, wünsche ich, Sie verglichen die lateinische Ausgabe dieser meiner Abhandlung, welche in dem 3. Bande der „Scriptores ophth. min. ed. Justus Radius 1830“ unter dem Titel Theoria etc. enthalten ist. Ich bedauere, Ihnen diese Schrift nicht senden zu können, da ich nur ein einziges Exemplar, von

dem ich mich nicht trennen kann, besitze, und genöthigt sein würde, das ganze Werk in drei Bänden zu kaufen, um sie zu bekommen. Ueberdies weiss ich nicht, ob Sie lateinisch verstehen. Indessen können Sie leicht die erwähnten Scriptores in irgend einer medicinischen Bibliothek in London finden, vorzüglich bei den Augenärzten. Ausserdem schickte ich, als meine lateinische Abhandlung erschien, Exemplare davon an Sir Everard Home, an Professor Jameson in Edinburg und an Dr. Michael Ryan in London. Vielleicht könnten Sie eins dieser Exemplare bekommen. Es ist keine genaue Uebersetzung der deutschen Abhandlung, sondern etwas verändert in der Form und auch ein Wenig abgekürzt; aber im Wesentlichen ist der Inhalt derselbe: nur ist er verbessert in einigen Erklärungen, namentlich in der Darlegung der absoluten Unmöglichkeit der Newtonschen Theorie und der Unrichtigkeit der Erklärung der physiologischen Farben, welche von Karl Scherffer 1761 gegeben und seither immer wiederholt worden ist, sogar von Cuvier. Eine Uebersetzung der deutschen Abhandlung, wie sie ist, würde jedenfalls hinreichend sein für die Hauptsache und den Zweck. Ich durchstreiche einige Stellen in dem Exemplar, welches ich Ihnen sende, nicht als falsch, aber als nebensächlich. Da meine Theorie ganz physiologisch ist, die Farbe nur als eine Empfindung und in Bezug auf das Auge betrachtet, so ist sie die primäre Theorie und geht allen Erklärungen der äusseren Ursachen jener Empfindungen, welches die physischen und chemischen Farben sind, voran.

Wenn ich Ihnen jemals behülflich sein kann, den grossen Zweck der wahren Farbenlehre zu befördern, so werden Sie mich immer bereit dazu finden, und ich brauche es kaum zu erwähnen, ohne jeglichen persönlichen Beweggrund. Auch erwarte ich keine Vergütigung für irgend welche Mühe, der ich mich unterziehen möchte, da ich ein unabhängiger Gentleman bin, der von seinem Vermögen und nicht von seiner Feder lebt.“ —

Wer gut englisch versteht, wird in diesem Schreiben ein eigenthümlisches Gemisch der Schopenhauerschen

Denkart mit dem englischen Idiom zu finden wissen. Schopenhauer hat die Sprache vollständig in der Gewalt, er denkt englisch, aber zugleich drückt er dem ihm ursprünglich fremden Idiom seine ganze Eigenthümlichkeit auf. Klar, witzig, voll Selbstgefühl und doch in verbindlicher Weise, richtet er sich an den ihm Unbekannten mit der vollen Lebhaftigkeit seines feurigen Temperaments. Goethe's Werk ist übersetzt, er wünscht ein Gleiches von seiner Schrift, er wünscht es zu einer Zeit, in welcher man ihn in Deutschland noch völlig unbeachtet bei Seite liegen liess, — und doch — schwebt über diesem Briefe auch nur der leiseste Schatten einer sittlichen Unreinheit?

Uebrigens ist ihm dieser sein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen. Weder Sir Ch. Eastlake noch irgend sonst Jemand übersetzte Schopenhauer's Theorie, und auch gegenwärtig wird schwerlich einer von den Fachmännern der Physik sich dazu entschliessen, der unter vier Augen gegebenen Erklärung des Dr. Seebeck beizutreten. Vielleicht hat Schopenhauer in dieser Beziehung mit Goethe geirrt, vielleicht fällt es einmal den Physikern wie Schuppen von den Augen. Ich habe darüber kein Urtheil; für jene Beiden sprechen freilich die eminente Ueberlegenheit ihres Geistes überhaupt, — die subjective Seite der Sinnesthätigkeit, wonach die Welt als Vorstellung eben nur ein Gehirnphänomen ist, — die Einfachheit und Verständlichkeit der von Schopenhauer aufgestellten Theorie, — endlich die Erfahrungen der Maler, welche auch Vischer (Aesthetik Bd. II. S. 37 ff.) anführt, ohne eine entscheidende Stimme über die Sache selbst abgeben zu wollen. Ueberdies habe ich das Schreiben von Eastlake hier nicht angeführt um in den Streit über die Farbenlehre einzugreifen, sondern um zu zeigen, wie Schopenhauer in Dingen die man recht eigentlich seine Herzensangelegenheiten nennen könnte, sich zu benehmen pflegte.

Einen weitern, tieferen Einblick in Schopenhauer's persönliches Wesen, als sein Brief an Eastlake ihn gewährt, gewinnt man jedoch, wenn man ihn beobachten kann bei Angelegenheiten, die ihm weitaus als die allerwichtigsten

seines Lebens erschienen. Nichts aber lag ihm mehr am Herzen, nichts betrachtete er mehr als die eigentliche Frucht seines Lebens, denn den zweiten Band der „Welt als Wille und Vorstellung.“ Diesen zu veröffentlichen, musste für ihn die bedeutendste und zugleich individuellste Angelegenheit sein. Wie aber verfuhr er, wie benahm er sich dabei?

Die Briefentwürfe der darüber mit Brockhaus geführten Unterhandlungen sind noch erhalten. Der erste sogar in zwiefacher Bearbeitung. Diese zeigen ihn gewissermassen ohne jede Verhüllung. Da ist der ursprüngliche Schopenhauer zu sehen, wie er für sein eigenstes Interesse kämpft. Ich gebe daher nachstehend diese Entwürfe, unter Berücksichtigung der bemerkenswertheren Lesarten und Verbesserungen in denselben; bei dem ersten, in zwiefacher Gestalt vorhandenen, lege ich die zweite Bearbeitung vor.

Da schreibt denn Schopenhauer „im Mai 1843“ an Brockhaus:

„Ew. Wohlgeb. werden es ganz in der Ordnung finden, dass ich mich an Sie wende, um Ihnen den Verlag des 2. Bandes der Welt als Wille und Vorstellung anzutragen, den ich nunmehr vollendet habe: hingegen wird es Sie wundern, dass ich denselben erst nach vierundzwanzig Jahren liefere. Doch ist der Grund kein anderer als eben nur, dass ich nicht früher damit habe fertig werden können; obwohl ich wirklich alle jene Jahre hindurch unablässig mit den Vorarbeiten dazu beschäftigt gewesen bin. Was lange bestehen soll, entsteht langsam. Die endliche Abfassung ist die Arbeit der letzten vier Jahre, und ich schritt zu derselben, weil ich einsah, dass es Zeit wurde abzuschliessen; denn eben jetzt habe ich mein 55. Jahr zurückgelegt, trete also in ein Alter, wo das Leben schon anfängt, ungewisser zu werden, im Fall aber, dass es noch lange fortgeführt wird, die Zeit herankommt, wo die Geisteskräfte ihre Energie verlieren.*)

*) Aus dem ersten Entwurf: „Die Ursache ist jedoch ganz einfach diese, dass ich nicht früher damit fertig geworden bin, obwohl

Dieser zweite Band hat bedeutende Vorzüge vor dem ersten, und verhält sich zu diesem wie das ausgemalte Bild zur blossen Skizze. Denn er hat die Gründlichkeit und den Reichthum von Gedanken und Kenntnissen voraus, welche nur die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken hingebrachten Lebens seyn können. Jedenfalls ist er das Beste, was ich geschrieben habe. Selbst der erste Band wird erst durch ihn in seiner ganzen Bedeutsamkeit hervortreten. Auch habe ich mich jetzt viel freier und unumwundener aussprechen können, als vor vierundzwanzig Jahren: theils weil die Zeit in dieser Art schon mehr verträgt, theils weil die erreichten Jahre, wie gesicherte Unabhängigkeit und entschiedene Lossagung vom Universitätswesen mir jetzt ein festeres

ich alle jene Jahre hindurch wirklich unausgesetzt daran gearbeitet habe, indem ich fortwährend die Gedanken niederschrieb, ordnete und berichtigte, welche ich während der letzten vier Jahre in einer für das Publikum passenden Form und Vortrag zu diesem 2. Bande höchst sorgfältig und con amore verarbeitet habe. — — Ich habe wirklich unter beständigem Arbeiten an diesem Bande die Schwelle des Alters erreicht; was ich freilich nicht vorhersah. Aber, was lange bestehen soll, braucht lange Zeit zum Werden und meine persönliche Wohlfahrt war nicht dabei betheiligt noch bezweckt. Was ich jetzt liefere ist die Frucht der unter stetem Denken seitdem durchlebten Jahre, der vollen Reife des Alters und der während derselben zugewachsenen Gelehrsamkeit. Der Inhalt des 1. Bandes erhält durch diesen 2. eine viel festere Begründung und viel reichere Ausführung, wodurch er selbst erst in seiner ganzen Bedeutsamkeit hervortreten wird. Die im 1. Bande im Allgemeinen dargelegten Gedanken habe ich 25 Jahre lang durchgearbeitet, an allem Vorkommenden, allem Gelesenen geprüft: in Folge davon verhält sich dieser 2. Band zum 1. wie ein ausgemaltes Bild zu einer blossen Skizze"; (Variante: „Der 1. Band war wie ich ihn im 30. Jahre hervorbringen konnte, wo zwar die Kraft und die Gedanken da sind, aber diese noch nicht durchgearbeitet und durch den Stoff eines reichen Wissens hervorgehoben sind, als welches Alles eine Lebenszeit erfordert") „er ist die Frucht eines unter stetem Denken und Studien zugebrachten Lebens und ganz entschieden das Beste was ich geschrieben habe. Auch habe ich jetzt mich viel unumwundener und entschiedener aussprechen können als im 1sten Theil, theils weil die Zeit in dieser Hinsicht freier geworden ist, theils weil mir das erreichte Alter und die mehr gesicherte Unabhängigkeit grössere Festigkeit und Entschiedenheit erlaubt."

Auftreten erlauben. An Umfang wird dieser Band, meiner Berechnung nach, dem ersten gleichkommen. Doch kann ich dies nicht als ganz genau verbürgen, weil die höchst ungleiche Benutzung der weissgelassenen Spalten des Manuscripts immer nur eine durchschnittliche Schätzung zulässt. Derselbe zerfällt in funfzig Kapitel, die unter vier Bücher vertheilt sind, welche denen des ersten Bandes als Ergänzungen derselben entsprechen.

Nun aber ist es mein sehnlicher Wunsch, dass Sie sich entschliessen wollten, zugleich den ersten Band nochmals zu drucken und so eine zweite, um das Doppelte vermehrte Auflage in zwei Bänden erscheinen zu lassen; damit ein Werk, dessen Werth und Wichtigkeit bis jetzt nur einzelne Stimmen ausgesprochen haben, in einer neuen und würdigeren Gestalt auftretend, endlich nach Verdienst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehe; was zumal jetzt zu hoffen steht, wo die so lange betriebenen Spiegelfechtereien der renommirten Kathederhelden immer mehr entlarvt und in ihrer Nichtigkeit erkannt werden; während zugleich bei gesunkenem religiösem Glauben das Bedürfniss nach Philosophie stärker als je gefühlt wird, daher das Interesse an dieser lebhaft und allgemein geworden, andererseits aber nichts vorhanden ist, jenes Bedürfniss zu befriedigen; denn die Werke derer, die bei ihrer Philosophie eigentlich nichts als ihren eigenen Nutzen gesucht haben, werden das nie und nimmermehr können. Dies ist daher der günstige Augenblick zur Erneuerung meines Werkes, und er trifft, wie durch Fügung, mit der endlichen Vollendung desselben zusammen. Man wird gegen mich nicht immer ungerecht seyn, wie man es bisher gewesen ist. Ich wünschte Sie kennten die wahre Litteraturgeschichte, dann würden Sie wissen, dass alle ächten Werke, alle die, welche nachher sich einer beständigen Dauer erfreut haben, im Anfange vernachlässigt dastanden, wie meines, während das Falsche und Schlechte oben auf war. Denn dies weiss sich jederzeit in der Welt so breit zu machen, dass dem Guten und Aechten kein Raum bleibt, und dieses sich durchwinden muss um endlich ans

Licht zu gelangen. Auch meine Zeit wird und muss kommen.*) Es handelt sich in der That darum, ein Werk in die Welt zu setzen, dessen Werth und Wichtigkeit so gross ist, dass ich selbst Ihnen, dem Verleger, gegenüber, solche nicht auszusprechen wage,**) weil Sie mir nicht

*) Aus dem ersten Entwurf: „Zu allen Zeiten hat man das traurige Schauspiel gesehen, dass das Aechte, das wirklich Werthvolle verkannt und vernachlässigt wurde, während die Scharlatanerie ihre Triumpfe feierte: das Falsche und Schlechte kulminirte. Allein ich glaube, dass meine Schrift und ihr Schicksal eines der stärksten Beispiele der Art sind. Sie werden diese Meinung meinem Dünkel zuschreiben, und werden sich irren. Ich verdenke Ihnen das übrigens nicht, weil sie hier nicht selbst urtheilen können. Allein um sich zu überzeugen, dass dem Anders ist, betrachten Sie einmal den Contrast der einzelnen Stimmen mir sämmtlich persönlich Unbekannter, die sich dann und wann haben vernehmen lassen, mit dem wohlberechneten zu ihrer Selbsterhaltung erforderten tiefen politischen Schweigen der Professoren, welches dem Bekanntwerden meiner Werke entgegensteht. Sehen Sie z. B. Jean Paul, Rosenkranz Geschichte der Kantschen Philosophie, ein Aufsatz im Pilot, Mai 1841. „Jüngstes Gericht über die Hegelsche Philosophie", — sogar in den H.'schen Jahrb., denen ich als der stärkste Verdammer der Hegelei todtverhasst bin, in der Kritik der Krauseschen Schrift circa im Juli 1841 u. s. f. — Wenigstens könnten Sie daraus die Wahrheit muthmaassen, dass ich nämlich Einer bin, dem grosses Unrecht geschieht, worunter Sie mit gelitten haben, und dass ich es ein Mal überwinden werde." — — — „Habe ich nur erst ein paar Hundert aufmerksame und unbetheiligte Leser, so werde ich deren bald 10,000 haben." — — „Ich kann Ihnen nur sagen, dass mein Buch nicht wie die allermeisten ein blosses Scheinbuch sondern ein wirkliches Buch ist, d. h. ein solches, welches bleibenden Werth hat, daher lange bestehen und viele Auflagen erleben wird, obgleich ich wohl weiss, dass Sie mir das nicht glauben werden: am Ende kann es Ihnen auch gleichgültig sein. Ihre Sache ist der Debit der nächsten Jahre, und dass der rasch gehe, kann ich Ihnen nicht garantiren; sondern nur, dass, wenn es daran fehlt, dies nicht die Schuld des Buchs, sondern des Publikums sein wird." (Dahinter gestrichen: „Schon Vater Gellert hat es gesagt und geseufzt:" in Bezug auf die später in den Parergis (2. Aufl. S. 420. Bd. 1.) angeführte Stelle: „Dass oft die allerbesten Gaben die wenigsten Bewundrer haben." u. s. w.) — — „dieser Kampf [gegen die Unempfänglichkeit u. s. w. des Publikums] ist, wie der Sieg, bloss meiner."

**) Variante: „Dass ich mich schämen müsste, selbst Ihnen, dem Verleger, gegenüber solche auszusprechen, da ich weiss, dass Sie mir

glauben können. Aber wenigstens kann ich Ihnen zeigen, dass mir nur die Sache selbst am Herzen liegt, und keine Nebenabsicht dahinter steckt. Wenn Sie jetzt sich zur zweiten Auflage entschliessen, stelle ich es Ihnen ganz anheim, ob Sie mir für beide Bände irgend ein Honorar geben wollen oder keines. Freilich würden Sie in letzterem Fall die Arbeit meines ganzen Lebens umsonst erhalten: aber für Geld habe ich sie auch nicht unternommen und mit eiserner Beharrlichkeit bis ans Alter durchgeführt. Und andrerseits weiss ich auch, dass ein Buch von solcher Ausdehnung Ihnen an Druck und Papier sehr bedeutende Kosten macht, welche erst mit der Zeit wieder herauskommen. Ihre Klagen über schwachen Absatz, Ihre Versicherung, viele Exemplare vernichtet zu haben, sind mir sehr erinnerlich und haben mir viel Betrübniss verursacht; wenn ich gleich weiss, dass daran nicht das Buch, sondern die Unfähigkeit des Publikums und die Verschmitztheit der es nach ihren persönlichen Absichten leitenden Universitätsphilosophen Schuld gewesen ist. Ich will inzwischen nicht, dass Sie bei meiner Sache Schaden haben, auch nicht wenn Sie reich sind; darum stelle ich Ihnen die Bedingungen so, dass es nicht wohl möglich ist.*) Denn ein kleines Publikum für meine Schriften habe ich mir allmälig doch erworben. Einst wird es ein sehr grosses seyn, und mein Buch noch viele Auflagen erleben, wenn auch ich sie nicht erlebe.

Mit der letzten Revision des zweiten Bandes bin ich jetzt so weit gediehen, dass er in einem Monat zum Druck bereit seyn wird. Am ersten Bande würde ich alsdann, während Sie den zweiten drucken, einige geringe Veränderungen vornehmen: bloss an der Kritik der Kantschen

---

nicht glauben würden: und doch ist es bloss die Stumpfheit und Unfähigkeit der Zeitgenossen, deren ich mich zu schämen hätte."

*) Variante: „Ich .... will durchaus nicht dass Sie bei meiner Sache Schaden haben, auch nicht, wenn Sie reich sind. Ich muss den Kampf kämpfen den alle meines Gleichen zu führen hatten: Sie sollen darunter nicht leiden. Es ist meine Sache und die der Wahrheit: nicht Ihre."

Philosophie, die den Anhang bildet, würden sie bedeutender ausfallen, und dieselben dadurch vielleicht einen Bogen mehr erhalten. *)

Ihrer Entscheidung entgegensehend" u. s. w.

Welche Antwort ihm auf diesen Antrag geworden, und wie er dieselbe aufgenommen habe, zeigt der nachstehende Entwurf:

„Ew. Wohlgeb. haben in Ihrem geehrten Schreiben mir eine ablehnende Antwort ertheilt, welche für mich so unerwartet wie niederschlagend gewesen ist. Dennoch muss ich die Vorschläge, welche Sie mir wohlmeinend machen, entschieden von der Hand weisen. Allerdings habe ich dem Publiko ein Geschenk machen wollen, und ein sehr werthvolles: aber für mein Geschenk noch obendrein bezahlen, das will und werde ich nicht. Es ist als ob Jemand, dem ich eine für ihn wichtige Nachricht zu schreiben hätte, verlangen wollte, dass ich auch noch den Brief frankirte. Ist es mit der offenkundigen Gesunkenheit des Zeitalters wirklich so weit gekommen, dass, während Hegelscher Unsinn viele Auflagen erlebt, und das werthloseste philosophische Geträtsch von 100 Alltagsköpfen vom Publiko bezahlt wird, da es messentlich erscheint, an ein Buch von mir, welches die Arbeit meines ganzen Lebens enthält, ein Verleger nicht ein Mal die Druckkosten setzen mag, — nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als posthumum zu erscheinen, wenn die Generation gekommen seyn wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben. **)

Inzwischen sehe ich das Alles noch nicht für ausgemacht und entschieden an; vielmehr will ich fürs Erste kein meiner würdiges Mittel unversucht lassen, um mein mit so viel Liebe und Lust vollendetes Werk auch ans

*) Dahinter gestrichen: „Diese Arbeit würde ich, während Sie den 2. Band drucken, vornehmen und dann auch die Vorrede schreiben."

**) Dahinter gestrichen: „Für das Verhältniss zwischen Werth und Absatz der Werke ist das Tageblatt: die Locomotive, der Maassstab, welches täglich 8000 Exemplare absetzt."

Tageslicht zu fördern. Zuvörderst also biete ich Ihnen jetzt den 2. Band allein, ohne den ersten und ohne Honorar an; so sehr es auch meinen Wünschen entgegen läuft. Sie müssen doch wahrlich wohl absehen können, dass die Besitzer des 1. Bandes, bei einem Werk, von dessen Werth Ihnen doch wohl etwas zu Ohren gekommen seyn wird, schon so viel Exemplare des 2. nehmen werden, als nöthig sind die Druckkosten zu decken. Ueberdies wird dieser Band, der die Concentration aller meiner, während 24 Jahren niedergeschriebenen Gedanken enthält und in 50 Kapitel getheilt ist, die unabhängig von einander jedes einen ganz gesonderten philosophischen Gegenstand behandeln, und zwar in meiner von allem Schulzwange weit entfernten, bekannten, höchst klaren, lebhaften und anschaulichen, selbst an das Populäre grenzenden Weise, auch allein für sich sehr lesbar und geniessbar seyn, und überdies auf den ersten Band, den freilich das gründliche Verständniss voraussetzt, begierig machen, so dass nachher die 2. Auflage auch dieses nöthig werden wird. Wären Sie hier, so wollte ich Ihnen z. B. das etwa 36 Druckseiten lange Kapitel über die Metaphysik der Geschlechtliebe, welches diese Leidenschaft auf ihre letzten Gründe zurückführt, zu lesen geben (versteht sich in meiner Wohnung, da ich wegen der gänzlichen Neuheit des Inhalts nichts aus den Händen gebe) und will darauf wetten, dass Sie sich nicht ferner besinnen würden.

Nehmen Sie indessen jetzt auch diesen Vorschlag nicht an, nun so muss ich suchen einen Verleger aufzutreiben, wo und wie ich kann, und gebe dazu nicht die Hoffnung auf, ja ich würde gar nicht daran zweifeln, wenn ich nicht vorhersähe, dass Jeder gleich fragen wird, warum Sie, als der natürliche Verleger, es nicht nehmen? Das steht mir entgegen und macht die Schwierigkeit. Denn sonst könnte es mir gar nicht fehlen. Wenn in Ihrer Umgebung kein Gelehrter ist, der Kenntniss, Verstand und Unparteilichkeit genug besitzt, um Sie mit dem Werth meiner Sache bekannt zu machen, nun so lesen Sie wie Jean Paul von dem Werke redet, bei dem Sie ein so schlechtes Geschäft

gemacht haben; sehen Sie in Rosenkranz Geschichte der Kantschen Philosophie nach, welche Stelle ich unter den Philosophen ersten Ranges einnehme, — ja lesen Sie im Pilot vom Mai 1841 einen von einem mir völlig Unbekannten herrührenden Aufsatz „Jüngstes Gericht über die Hegelsche Philosophie“, der auf die rühmend angemessenste Art von mir redet und sagt, ich sei offenbar der grösste Philosoph des Zeitalters, womit eigentlich viel weniger gesagt ist, als der gute Mann denkt. Die Noth um einen Verleger kann mich zwar sehr verdriessen, aber meine Meinung von meiner Sache herabstimmen kann sie nie: dem grossen Hume ist es gerade ebenso gegangen, ja schlimmer: von seiner Englischen Geschichte, die noch jetzt nach 80 Jahren alle Paar Jahre im Original und Uebersetzungen neu erscheint, hat nach seinem eigenen Bericht der Verleger das erste Jahr 45 Exemplare abgesetzt. In Ihrem eigenen Conversationsblatte las ich diesen Winter, dass Göschen über schlechten Absatz der Iphigenie und des Egmont geklagt hat, und der Wilhelm Meister gar nicht gegangen wäre. Aber das Tageblatt „die Lokomotive“ setzt täglich 8000 Exemplare ab! Das zeigt das Verhältniss zwischen Absatz und Werth der Dinge! — Inzwischen mache ich Ihnen keinen Vorwurf daraus, dass Sie von Ihrem Standpunkt aus reden, wie ich von meinem: von der Nachwelt können Sie freilich nicht leben. Daher bitte ich jetzt nochmals um Ihre Entscheidung und bin mit vollkommener“ u. s. w. —

Daran schliesst sich folgender Mahnruf:

„Ew. Wohlgeboren habe ich am 17. dieses, Ihrem Wunsche gemäss, zu schreiben die Ehre gehabt, indem ich Ihnen noch einen letzten Vorschlag machte. Zu meiner Verwunderung befinde ich mich bis heute ohne Ihre Antwort. Da ich denn doch nicht denken kann, dass Sie meinen Brief unbeantwortet lassen wollen, muss ich zweifeln ob er Ihnen, oder Ihre Antwort mir zu Händen gekommen sei. Daher bitte ich Sie, mir diesen Zweifel zu benehmen und falls mein zweiter Vorschlag Ihnen so wenig als der erste genehm seyn sollte, es mir wenigstens

mit 2 Worten anzuzeigen, damit ich in meiner Angelegenheit anderweitig Schritte thun kann. Ich bin inzwischen auf den Gedanken gekommen, meinem Werke eine andere Gestalt zu geben, um es als ein selbsständiges erscheinen zu lassen.«

Auf diesen Mahnbrief liess die Antwort, und zwar eine auf den ersten Vorschlag Schopenhauer's eingehende, nicht lange warten. Der hierauf bezügliche Briefentwurf Schopenhauer's lautet:

„An Brockhaus, 14. Juni. Ew. Wohlgeb. haben mir durch die Anzeige Ihres veränderten Beschlusses grosse Freude gemacht, welches ich Ihnen aufrichtig gestehe: aber eben so aufrichtig versichere ich Sie meiner festen Ueberzeugung, dass Sie durch Uebernahme meines Werkes kein schlechtes Geschäft machen, vielmehr ein recht gutes, ja dass einst der Tag kommen wird, wo Sie über Ihre Bedenklichkeit, an mein Werk die Druckkosten zu wenden, herzlich lachen werden. Das Aechte und ernstlich Gemeinte bricht sich zwar oft sehr langsam, jedoch ganz sicher Bahn, und bleibt nachher in fortdauernder Geltung. Die grosse Seifenblase der Fichte-Schelling-Hegelschen Philosophie ist so eben im endlichen Platzen begriffen: dabei ist das Bedürfniss nach Philosophie grösser als jemals: man wird sich jetzt nach soliderer Nahrung umsehen: und die ist allein bei mir dem Verkannten zu finden, weil ich der Einzige bin, der bloss aus innerem Berufe gearbeitet hat.

Wir sind also in der Hauptsache einig. Inzwischen ist es doch nöthig einen Kontrakt zu machen, wegen einiger Nebenpunkte, wozu ich Ihnen sogleich meine Vorschläge machen werde, die so billig und aus der Natur der Sache fliessend sind, dass ich an Ihrer Zustimmung nicht zweifle. Zunächst aber habe ich gegen Ihren Gedanken, das Ganze vielleicht in Einem Bande erscheinen zu lassen, Ihnen einige sehr erhebliche Einwendungen vorzulegen, die theils in Ihrem eigenen, theils in meinem Interesse sind, daher ich hoffe Sie davon abzubringen. Erstlich also, würde dies die Herausgabe um 2—3 Monate

verspäten; denn wie ich Ihnen in meinem ersten Schreiben meldete, ich habe am ersten Bande einige Verbesserungen vorzunehmen, besonders aber zur Kritik der Kantschen Philosophie bedeutende Zusätze zu schreiben. (Beiläufig gesagt: Der so eben verstorbene Baumgarten-Crusius empfiehlt in seinem Kompendio der christlichen Sittenlehre *) von den zahllosen Werken über Kantsche Philosophie nur 2 zu lesen: Reinhold's Briefe über Kantsche Philosophie von 1794 und diese meine Kritik.) Das verlangt Zeit, denn ich arbeite con amore, daher langsam, und habe den Grundsatz nie anders, als in den 3 ersten Morgenstunden zu schreiben, weil dann der Kopf seine grösste Energie und Klarheit hat. Diese Arbeit also, wie auch die Vorrede, beabsichtige ich während des Druckes des 2ten Bandes auszuführen, der demnach zuerst vorzunehmen wäre; mithin 2 Bände sein müssten. Mit der Versendung können Sie es natürlich halten wie Sie wollen. — Zweitens bin ich der unmaassgeblichen Meinung, dass Sie wohl thun werden, vom 2ten Bande etwa 250 Exemplare mehr als vom ersten zu drucken, für die Besitzer der ersten Ausgabe, da diese meistens nicht Lust haben werden, den ersten Band nochmals zu kaufen. Dies also ist in Ihrem Interesse. — Drittens würde das Ganze in Einem Bande ein so grosses und dickes Buch geben, dass man es nicht beim Lesen halten könnte, ein hässlicher Uebelstand; oder aber der Druck müsste so klein seyn, dass er Augenpulver hiesse und viele, besonders ältere Personen, abschreckte. Denn es ist Stoff zu 2 starken Bänden. **) Ich hoffe daher, dass Sie in diesem Punkte mir nachgeben werden. Ich rede ja zu Ihrem wie zu meinem Vortheil. Uebrigens bleibt das Typographische Ihnen anheim gestellt, da Sie schon selbst Ihr Interesse

*) Dies Buch erschien 1827 in Leipzig.

**) Gestrichen: „Diese sondern sich auch durch den Inhalt rein von einander, auch sind sie sogar, durch die langen Zwischenräume der Abfassung und die durch diese herbeigeführte Veränderung des Tons und Stils verschieden."

und Reputation *) dabei wahrnehmen werden. Doch will ich mir erlauben Ihnen meine Wünsche darüber auszusprechen, zumal da solches nur die Beförderung des Absatzes bezweckt. Keineswegs wünsche ich einen sehr grossen und splendiden Druck auf zu schönem Papier, weil er das Buch vertheuern würde, und wir darauf bedacht seyn müssen durch einen recht billigen Preis die Anschaffung zu erleichtern. Dies können Sie, da ich auf Honorar verzichte, recht gut, und es wird zu Ihrem Vortheil ausfallen. Es reicht hin wenn der Druck so ist, dass man ihn bequem lesen kann: als ein wahres Muster, wie ich ihn wünschte, nenne ich Ihnen ein Buch aus Ihrer Druckerei, wenn gleich nicht aus Ihrem Verlag: es ist Reuchlin's Geschichte von P. R. **) Das liest sich vortrefflich und ist doch weder gross noch weitläuftig. Diese Lettern lesen sich besser als die jetzt modischen schmalen und hohen; auch das Format wäre für mein Buch sehr passend. Sogar das Papier dieses Buches gefällt mir besser als das jetzt übliche Maschinen-Velin-Papier. Das wäre also mein Wunsch: doch bleibt Alles Ihrem Belieben anheim gestellt.

Zu dem Kontrakte schlage ich Ihnen folgende billige Bestimmungen vor. 1) Ich ertheile Ihnen das Recht zur 2. Auflage des ersten und zum 2. Bande, ohne Honorar, und ist diese Auflage Ihr ausschliessliches Eigenthum. 2) Sie versprechen dagegen den Druck sogleich anfangen zu lassen und denselben bis zur Ostermesse (ich setze einen längeren Termin als wohl nöthig sein wird) vollendet zu haben. 3) Die Zahl der zu druckenden Exemplare anlangend, denke ich, dass 500 vom 1. Bande und 750 vom 2. Bande der Sache angemessen und honett ist. ***) Denn da ich kein Honorar erhalte, so werden Sie durch

---

*) Statt „Reputation" ursprünglich geschrieben: „Ihre Ehre."

**) Reuchlin, Dr. H., Geschichte von Port-Royal. Der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Louis XIII. und XIV. 1. Band. Hamburg. Fr. Perthes.

***) Statt „honett" ursprünglich geschrieben: „ja reichlich."

den Verkauf dieser Anzahl Ihre Auslagen wenigstens vierfach wiederhaben, und mir bleibt noch die Hoffnung, eine 3. Auflage zu erleben. 4) Sie entsagen allen Ansprüchen auf eine 3. Auflage, und fällt nach Vergreifen dieser Auflage das Eigenthumsrecht an mich zurück. 5) Sie versprechen, mir jeden Bogen zur 3. Correctur zu schicken, nebst dem dazu gehörigen Stücke Manuscript, und nicht eher den Bogen zu drucken, als bis er mit meiner Correctur und Unterschrift zurückgekommen ist. NB. Dieser Punkt liegt mir mehr als Alles am Herzen, und zu meiner grossen Freude sehe ich, dass Sie selbst es wünschen: blos zu meiner Beruhigung soll es auch im Kontrakte stehen. Denn die Druckfehler der ersten Ausgabe habe ich noch nicht verschmerzt. Ich corrigire ungemein genau. Die Schnellpost, welche die leichten Packete der Fahrpost mitnimmt, geht zwischen Frankfurt und Leipzig nur 40 Stunden. Täglich kommt sie hier um 10½ Uhr Morgens an und geht Abends 10 Uhr wieder ab; daher habe ich volle Zeit zur Correctur, und Sie erhalten den Bogen unfehlbar binnen 92 Stunden wieder. Ich verspreche heilig, jeden Bogen ohne Aufschub zu corrigiren und denselben Tag zu expediren. Das jedesmalige abgedruckte Stück M. S. ist aber dabei unerlässlich, wie ich dies aus Erfahrung weiss, zurück brauche ich es wohl nicht mitzuschicken. 6) Ihren Anzeigen des Buchs versprechen Sie keine Belobung oder sonstigen Commentar beizufügen. Dagegen habe ich grosse Antipathie. 7) Ich erhalte 10 Frei-Exemplare. Wenn Sie nun, wie ich hoffe, damit einverstanden sind, bitte ich mir den Kontrakt in duplo abzufassen und mir sogleich zu senden, damit ich Ihnen das eine Exemplar unterschrieben zurückschicken kann.

Die letzte Revision meines M. S. hatte ich gerade beendigt, als Ihr Brief eintraf. Jetzt habe ich nur noch einige Citate zu berichtigen, *) hauptsächlich aber folgende Operation vorzunehmen. Im 2ten Theile beziehe ich mich

*) Darüber, zwischen die Zeilen, geschrieben: „Stellen nochmals zu sehn, Inhaltsverzeichniss zu machen."

natürlich öfter auf Stellen des ersten Theils. Diese habe ich im M. S. nach der Seitenzahl der alten Ausgabe angeführt. Da nun aber diese bei der neuen Auflage eine andere wird, und (wenigstens nach meinem Wunsch) der 2te Theil vor dem ersten zu drucken ist, so muss ich jetzt zum Behuf jener Citate die kleineren Abschnitte des ersten Theils, welche dort bloss durch einen Strich am Schlusse derselben bezeichnet sind, mit §. und Nummer versehen und dann jene Citate danach ändern, damit sie bei jedem Drucke zu finden sind: ich kann dabei die alte Seitenzahl für die Besitzer der 1sten Auflage in Parenthesi hinzufügen.

Ueber diesen Kleinigkeiten werden doch 6—7 Tage hingehen: bis dahin hoffe ich von Ihnen den Kontrakt erhalten zu haben, und werde sodann das M. S. an Sie abgehn lassen, was doch wohl nur mit der langsam fahrenden Post geschehen kann."

Die hinzugefügte Begründung dieser Bemerkung ist wieder ausgestrichen. Sie lautete: „Ich schreibe gross und weitläuftig, dazu auf in der Mitte gebrochenen Bogen: daher besteht das M. S. aus 193 Bogen starken Schreibpapiers; lässt sich nicht ändern."

Man sieht Schopenhauer liess es sich sauer werden, sein Werk in die Oeffentlichkeit zu bringen. Nun er aber so weit gekommen, ward er froh und trug die zärtlichste Sorge für die besondre Gestalt, in welcher es in die Welt treten sollte. Wie ein heiteres Nachspiel nimmt sich daher ein Schreiben „An meinen Setzer" aus, dessen Entwurf den Schluss dieser Verhandlungen bildet:

„Mein lieber Setzer!

Wir verhalten uns zu einander wie Leib und Seele; müssen daher, wie diese, einander unterstützen, auf dass ein Werk zu Stande komme, daran der Herr (Brockhaus) Wohlgefallen habe. — Ich habe hierzu das Meinige gethan und stets, bei jeder Zeile, jedem Wort, ja jedem Buchstaben, an Sie gedacht, ob Sie nämlich es auch würden lesen können. Jetzt thun Sie das Ihre. Mein Manuscript ist nicht zierlich, aber sehr deutlich, auch gross

geschrieben. Die viele Ueberarbeitung und fleissige Feile hat viele Correcturen und Einschiebsel herbeigeführt. Jedoch Alles deutlich und mit genauester Hinweisung auf jedes Einschiebsel durch Zeichen, so dass Sie hierin nie irren können; wenn Sie nur recht aufmerksam sind und mit dem Vertrauen, dass Alles richtig sei, jedes Zeichen bemerken und sein entsprechendes auf der Nebenseite suchen. — Betrachten Sie genau meine Rechtschreibung und Interpunktion: und denken Sie nie, Sie verständen es besser; ich bin die Seele, Sie der Leib. — Habe ich, am Ende der Zeile, die in die Nebenseite hineingehenden Zusatzworte durch einen Haken der Zeile angeschlossen; so hüten Sie sich, solche für unterstrichen zu halten! — Was mit lateinischen Buchstaben geschrieben, in eckigen Klammern eingeschlossen steht, sind Notizen für Sie allein bestimmt. — Wo Sie eine Zeile ausgestrichen finden, sehen Sie wohl zu, ob nicht doch ein Wort derselben stehen geblieben sei: und überall sei das Letzte was Sie denken oder annehmen dieses, dass ich eine Nachlässigkeit begangen hätte. Manchmal habe ich ein fremdartiges Wort, das Ihnen nicht geläufig wäre, am Rande, auch wohl zwischen den Zeilen mit lateinischen Buchstaben wiederholt und in eckige Klammern geschlossen. — Bedenken Sie, wenn die vielen Correcturen Ihnen beschwerlich fallen, dass eben in Folge derselben ich nie nöthig haben werde, auf dem gedruckten Korrekturbogen noch meinen Stil zu verbessern und Ihnen dadurch doppelte Mühe zu machen. — Ich setze gern doppelte Vokale und das tonverlängernde h, wie es früher Jeder setzte. Ich setze nie ein Komma vor denn, sondern Kolon oder Punkt. — Ich schreibe überall ahnden, nie ahnen. — Ich schreibe „trübsälig, glücksälig" u. s. w. — auch „etwan", nie „etwa." Theilen Sie diese Ermahnung dem Korrektor mit. — Ich wünsche, dass oben auf den Seiten die Ueberschrift des jedesmaligen Buches und Kapitels fortlaufend angegeben stehe. Z. B. auf der Seite zur Linken: „Viertes Buch, Kap. 43.", auf der zur rechten „Erblichkeit der Eigenschaften" u. s. f. — Blos das erste Buch (nicht die andern) zerfällt in 2 Hälften,

die nicht grade durch ein Titelblatt gesondert zu werden brauchen, sondern die blosse Ueberschrift kann hinreichen."

Das Gesammtbild dieser Briefe lässt sich, trotz der wesentlichen Verschiedenheit und so sonderbar es auf den ersten Blick erscheinen mag, am besten mit einer Trilogie vergleichen, mit einer Trilogie im Aeschyleischen Sinne, wie sie mit dem tragischen Probleme beginnend, in der Mitte einen verhängnissvollen Stillstand zeigt, und im dritten Theile zur Versöhnung führt. Ihr reiht sich das ergötzliche Satyrspiel an.

Gut, dass Schopenhauer, der erbärmliche „Egoist" sich so trefflich selber in Scene gesetzt hat. — Nebenbei sei noch bemerkt, dass auch die zweite Auflage der Welt als Wille und Vorstellung in den ersten Jahren nur wenig Absatz gefunden hat. Brockhaus setzte den Preis des Werkes längere Zeit auf 2 Rthlr. herab. Als, namentlich nach dem Bekanntwerden des Artikels von John Oxenford in der Westminster review, die Kenntnissnahme von Schopenhauer allgemeiner wurde und damit die Theilnahme an seinen Werken stieg, scheint der ursprüngliche Ladenpreis wieder hergestellt worden zu sein; wenigstens haben mehrere meiner Bekannten beim Ankauf des Hauptwerkes in der Mitte der Funfziger Jahre denselben bei ihrem Buchhändler zu entrichten gehabt. — Für die dritte Auflage dagegen, (wie für die von ihm noch erlebte zweite Auflage dreier kleinerer Schriften) erhielt, so viel ich weiss, Schopenhauer Honorar. Im Spätsommer 1858 stand er mit Brockhaus wegen jener dritten Auflage in Unterhandlung; als ich ihn um diese Zeit besuchte, sprach er wiederholt mit mir über die Bedingungen die er stellen solle, und fand meinen Vorschlag von 3 Louisd'or für den Bogen angemessen.

Auf den besondern Einblick, welchen der Brief „an meinen Setzer" in Schopenhauer's Art zu arbeiten und zu schreiben gewährt, noch ausdrücklich hinzuweisen, ist wohl kaum nöthig. Derselbe giebt eine sehr genaue Beschreibung seiner Manuscripte. Er wird nicht müde, einen und denselben Gedanken so lange zu wenden, bis er den

klarsten und angemessensten Ausdruck dafür gefunden zu haben glaubt; er durchdenkt ihn nach allen Seiten; schreibt bald eine Ergänzung bald eine andere Fassung daneben, dazwischen, darunter, und ruht nicht eher als bis er ihn bis auf die Interpunction und Rechtschreibung seinen Grundsätzen gemäss aufs Feinste ausgeprägt hat. — Das noch erhaltene dem Druck zu Grunde gelegte Manuscript der Welt als Wille und Vorstellung (2. Aufl.) sieht daher, trotz der im Ganzen sehr deutlichen Schrift beim ersten Blicke auf manchen Seiten sehr verwirrend aus; aber Schopenhauer hat Recht: er hat Alles so genau bezeichnet, dass wenn man ihm nur aufmerksam folgt, kein Irrthum möglich ist; eine Nachlässigkeit wäre in der That das Letzte was er dabei begangen hätte.

VI.

Wer die oben mitgetheilten Briefe Schopenhauer's an Sir Ch. Eastlake und an Brockhaus unbefangen gelesen hat, der wird aus diesen Schriftstücken den unverfälschten Eindruck des sittlichen Charakters ihres Verfassers empfangen haben. Diese Briefe tragen durchaus das reine Gepräge sittlichen Adels, und doch rühren sie gerade aus der Zeit seines Lebens her, in welcher die dunkle Nacht, welche seinen Namen vor den Mitlebenden verhüllte, fünfundzwanzig Jahre lang ohne Unterbrechung auf ihm gelastet hatte. Die Einsamkeit in der er sich befand, war daher nicht nur die Folge seiner ganz ausserordentlichen Intelligenz, vermöge deren er sich von den gewöhnlichen Köpfen unterschied, wie einer der auf der Bühne hinter den Kulissen den gesammten Mechanismus der Scene übersieht, vor dem draussen vor den Lampen sitzenden Publikum. Diese Einsamkeit hatte einen besondern Grund auch in den durchaus ungünstigen Umständen welche seinem Bekannt- und Anerkanntwerden entgegen traten; in der Art wie man gewissermassen gegen ihn einen Isolirungsprocess vollzog. Es gehörte unter solchen Umständen ein

ungeheuer starker Glaube an sich selbst dazu, um nicht entweder unmuthig die Feder aus der Hand zu werfen, oder, in Ermanglung fast jeglicher Bejahung durch Andere, an sich selbst zu verzweifeln. Natürlicher Weise musste dem gemäss das Selbstgefühl Schopenhauer's in abstossender Weise um so höher sich steigern, je geringer er seinen eigenen Werth von der Welt angeschlagen sah. Dass diese Ansicht richtig ist, zeigt der Umstand, dass Schopenhauer selber, als in dem letzten Jahrzehent seines Lebens endlich eine grössere Theilnahme und wenigstens einiges Verständniss für seine Werke eingetreten war, keineswegs mit dem erkalteten Blicke stolzer Resignation, der nach Dr. Gwinner, dem Greise eigen gewesen sein soll, um sich blickte. Er hatte eine recht grosse, unmittelbare Freude an dem allmäligen Wachsen seines Ruhmes, und wünschte, wie er öfter gegen mich äusserte, noch recht lange zu leben, um den gänzlichen Untergang der Professorenphilosophie noch mit eigenen Augen zu sehen. „Meine Gegner denken ich sei alt und werde bald sterben“ sagte er, „dann wär's mit mir vorbei; nun, sie können mich schon jetzt nicht mehr todtschweigen, und ich kann neunzig Jahre alt werden.“ Nur die Besorgniss nach und nach völlig das Gehör zu verlieren, verbitterte ihm diesen Gedanken an das hohe und höchste Alter, und einmal war er förmlich entsetzt bei der Vorstellung es könnte ihm, in Folge der vielen Kopfarbeit, ergehen, wie Kant in seinen letzten Lebensjahren.

Unter allen Umständen aber hatte seine Einsamkeit, — (wie er dieselbe mit allen hervorragenden Geistern getheilt und nur weit schärfer wie diese, selber ausgesprochen hat; hätte er dies nicht gethan, so würde muthmasslich Jedermann, statt ihm ein Verbrechen daraus zu machen, dieselbe sehr natürlich finden) — unter allen Umständen, sage ich, hatte seine Einsamkeit ihren Grund: einmal in seiner geistigen Ueberlegenheit, sodann in der allmäligen Erkenntniss von dem moralischen Werthe der meisten Menschen, von dem sittlichen Werthe der Welt überhaupt. Wie man dieselbe aber „den Boden“ nennen kann, „auf

dem sich sein Charakter erhebt“ (Gwinner S. 108.), das verstehe ich nicht. Freilich ist mir auch das ganze Axiom welches Herr Dr. Gwinner den S. 108 ff. zusammengetragenen einzelnen Aeusserungen Schopenhauer's, so wie den darunter gemischten Betrachtungen über das „Genie“, voranstellt, unverständlich. Dort heisst es:

„Der indische Anachoret ist ein geselliges Wesen im Vergleiche mit ihm: denn jenem ist seine Einsamkeit accidentell oder beruht doch nur auf praktischen Motiven; ihm dagegen war sie essentiell und das Resultat der Erkenntniss. Daher erreichte dieses Gefühl in seinem Bewusstsein eine intensive Stärke, die es mit dem der blossen Abgeschiedenheit von aussen nicht vergleichen lässt.“

Die accidentell-essentielle Hyperbel vom indischen Anachoreten, mag auf sich beruhen. Aber was ist das für eine Art von „Abgeschiedenheit“, die fortwährend mit den erleuchtetsten Geistern, Philosophen, Dichtern und Mystikern aller Jahrhunderte verkehrt, — die an den wissenschaftlichen und socialen Ereignissen der unmittelbaren Gegenwart, den lebendigsten Antheil nimmt, — die an dem Genusse der Natur wie der darstellenden Kunst sich ergötzt und erfrischt, — die jeder verwandten Stimme, auch wenn dieselbe gar schwach sein sollte, gern antwortet, — die endlich auch des allgemein Menschlichen nicht vergisst, in der reichlichen, regelmässigen Spende an Arme und Hülfsbedürftige, — ja die in Erweiterung der christlichen *αγαπη* an dem münchener Verein gegen die Thierquälerei Antheil nimmt und in feurigen Zorn ausbricht, bei der Wahrnehmung jeglichen Unrechtes, was Mensch oder Thier widerfahren kann?

Dies Alles zusammengenommen, das erst gäbe ein einigermassen vollständiges Bild von Schopenhauer's Charakter, nicht aber ein Quodlibet von einzelnen Aussprüchen, deren Werth und Bedeutung nur nach ihrem Zusammenhange mit dem g a n z e n System, so wie mit dem g a n z e n Menschen, gewürdigt werden können. Eine wesentlich nur auf solche elektrische Geistes-Funken begründete Darstellung und Beurtheilung Schopenhauer's,

gleicht jenen Gemälden, auf denen der Maler, statt die darzustellenden Personen selber in voller Kraft und Bedeutung abzuschildern, einen dürftigen, magern Abriss ihrer Figuren giebt; damit man aber erkenne um wen und um was es sich handle, lässt er ihnen lange Zettel mit der oder jener ihren Aeusserungen aus dem Munde hängen.

Ueberdies sind in dem Gwinnerschen Buche, die negativen Aeusserungen, die abwehrende Haltung Schopenhauer's in der schärfsten Weise hervorgehoben, die Gegenseiten aber nur sehr beiläufig erwähnt, wenn auch unter Hinzufügung abstracter darum aber unwirksamer Lobeserhebungen des „Freundes". So wird darin z. B. von Schopenhauer der Ausdruck: bipedes, für: Menschen, bis zum Ekel wiederholt. Allerdings hat er diesen Ausdruck öfters gebraucht, und die „Fünf-Sechstel" des Menschengeschlechts, von denen er in intellectueller wie in ethischer Beziehung nichts hielt, sind damit ganz treffend bezeichnet; aber so dass mit diesem Ausdruck zugleich von seiner Seite der lächerlichste Hochmuth und die eitelste Selbstüberhebung verbunden gewesen wären, wie es durch Dr. Gwinner den Anschein erhält, — so hat er ihn nicht angewandt. Er wusste recht gut, von welcher Seite er selbst zu den bipedes gehöre, und war zu sehr durchdrungen von dem Elend der Welt im Allgemeinen, um mit diesem Ausdruck eine gemeine Rohheit zu verbinden. Gegen mich hat er denselben übrigens niemals gebraucht; selbst dann nicht, wenn das Gespräch eine Wendung genommen hatte, bei welcher der gewöhnliche Mensch zu sagen pflegt: „Ja, ja, man kann sich auf Niemanden verlassen", — „ach was, sie sind alle Sch—" u. dergl.

Aber das ist eben modern; das ist der angebliche grosse Fortschritt der gegenwärtig gemacht worden ist, dass man, im Gegensatz zu den Alten, nicht mehr künstlerisch „idealisirt", sondern die „Wirklichkeit" wiedergiebt; das ist so die Art wie die Bildsäule Beuth's von Kiss in Berlin, zwar genau zeigt wie Beuth die linke Hand zu halten pflegte, wie seine Gesammthaltung, seine ganze Figur etwas verschrobenes hatte, — aber von dem Beuth,

dem die Statue eigentlich errichtet werden sollte, ist daran auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ebensowenig wird irgend Jemand durch die Gwinnersche Erläuterung zu dem Grabsteine Schopenhauer's erfahren: wer dieser wirklich gewesen; wie Schopenhauer selber oft ausgesprochen hat: Der, der die Welt als Wille und Vorstellung geschrieben. Eine Dame erzählte mir einmal, in ihrer Kindheit sei sie häufig mit einer Frau zusammengewesen, die sie später als ganz ausserordentlich schön und liebenswürdig habe rühmen hören; das sei ihr dann ganz verwunderlich vorgekommen; denn ihr sei damals, als Kind, nur eine schwarze Warze an der Nase jener Frau aufgefallen; so habe sie eigentlich nur immer die Warze vor Augen gehabt, wenn von jener Schönen die Rede gewesen. Einen ähnlichen Eindruck machen Anekdoten über eine ausserordentliche Persönlichkeit, wenn daraus der Erzähler ein Gesammtbild derselben zusammenstellen möchte; ein solches Bild wird im besten Falle nur eine sehr grobe Mosaikarbeit sein, den Stickmustern zu vergleichen, vermöge deren mitunter empfindsame, ästhetisch-gebildete Frauenzimmer Schiller und Goethe auf Schlummerkissen zu vergegenwärtigen pflegen. Da sind denn die beiden Dichterfürsten wirklich nichts Besseres werth, als dass jeder Schafskopf sie sich zur Unterlage nimmt; mit dem Gwinnerschen Schopenhauer in der Tasche können die Lumpen als Biedermänner herumreisen und für ihre Firma Geschäfte machen, — und sie thun's auch bereits.

Allerdings ist dagegen nichts zu sagen, dass Jeder die Gegenstände und Personen so darstellt und schildert, wie er sie sieht; jede Zeile des Gwinnerschen Buches bezeugt: dass sein Verfasser durchaus bona fide geschrieben habe. Aber sein Irrthum beruht, wie mir scheint, darin, dass er, in Folge des Umstandes dass er während der letzten Lebensjahre Schopenhauer's mit diesem vielleicht öfter verkehrt hat, als andere, in den Glauben gerathen ist, nun auch der allein dazu Berufene zu sein, das Conterfei desselben für die Nachwelt zu entwerfen. Seine Erinnerungen an Schopenhauer aufzuzeichnen, meinetwegen

unter Benutzung der „Mittheilungen“ aus der vernichteten Handschrift εις ἑαυτον, — das wäre immer ein ganz verdienstliches Werk gewesen; dabei aber die Miene annehmen, als wäre man einzig und allein im Stande und in der Lage den „ächten“ Schopenhauer zu geben, das ist um so unverantwortlicher, wenn man, wie ich bereits gezeigt zu haben glaube, in philosophischer Beziehung auch nicht entfernt die Berechtigung besitzt öffentlich aufzutreten, in biographischer Beziehung aber willkührlich und lückenhaft verfährt.

Anders kann ich wenigstens ein Verfahren kaum bezeichnen, welches die lebendigen Beziehungen Schopenhauer's zu andern Menschen, so gut wie ganz und gar übergeht. Nach Herrn Dr. Gwinner, hätte Schopenhauer, nachdem er lange vergeblich geseufzt: „Gieb mir einen Menschen“, auf der Erde etwa gethront wie der Eiskönig des Mährchens am Nordpol: freundlos und freudlos. Einige Männer die Schopenhauer selbst seine Freunde nannte, erwähnt der Biograph gar nicht; und nur nebenbei wird einmal flüchtig der Name Becker's in Mainz genannt. Dass Schopenhauer mit diesem einen sehr bedeutenden Briefwechsel geführt hat, dass seine Beziehungen zu Herrn v. Doss in München wahrhaft gemüthreiche gewesen sind, dass und wie er theils früher theils später mehr als Einem näher getreten ist, — von dem Allen, weiss das Gwinnersche Buch nichts zu berichten, während es einen der lebhaftesten Verehrer des Verstorbenen durch unrichtige Mittheilungen in ein sehr seltsames Licht stellt; ein Umstand der um so mehr der Berichtigung bedarf, als daraus „wohlwollende“ Leser sehr leicht den Schluss ziehen könnten: Schopenhauer sei bereits bei Lebzeiten als Heiliger verehrt worden. Herr Dr. Gwinner erzählt nämlich S. 70. 71. seines Buches wie folgt:

„Die nach einem lebensgrossen Oelbilde von Julius Lunteschütz bei Sachse in Berlin erschienene Lithographie hat das Verdienst, die Züge des grossen Denkers zuerst vervielfältigt zu haben; den geistigen Gehalt des Kopfes giebt sie nicht wieder. Das ungleich bessere Original be-

findet sich in den Händen des Gutsbesitzers C. F. Wiesike auf Plauerhof, eines der zahlreichen fanatischen Anhänger unsers Philosophen, der für dies Bild eine besondere Kapelle erbaute und dem Meister zu seinem siebenzigsten Geburtstage einen kolossalen silbernen Pokal schickte."

Was zunächst den Pokal angeht, so war derselbe keineswegs „kolossal", sondern so gross wie man gewöhnlich derartige Geschenke bei festlichen Gelegenheiten zu geben pflegt; das Bild von Lunteschütz aber hängt seit Jahren einfach im Lesezimmer seines Besitzers, der nie daran gedacht hat, für dasselbe einen besondern Platz einrichten, geschweige denn eine Kapelle dafür erbauen zu lassen. Das letztere wäre freilich ein untrügliches Merkmal von „Fanatismus" gewesen; was aber sonst Herr Dr. Gwinner in Bezug auf Herrn Wiesike mit den Worten: „fanatischer Anhänger" meint, kann nur ein ungeschickt gewählter Ausdruck für „begeisterter Anhänger" sein. Jedenfalls ist es etwas leichtfertig derartige Dinge, vielleicht auf Grund unbestimmter Mittheilungen, drucken zu lassen. Wie wenig zahlreich übrigens auch die mir gänzlich unbekannten „fanatischen" Anhänger Schopenhauer's sein müssen, das geht schon daraus hervor, dass Herr Dr. Gwinner, trotz des Buches über seinen „Freund", noch ganz heil und ruhig in Frankfurt wohnt. Gäbe es eine „fanatische" Rotte von Schopenhauerianern, — er würde es bereits verspürt haben, dass solche Leute Biographien ihres Schutzpatrons wie die seinige, mit der blinden Wuth und feurigen Ruthe zu beantworten pflegen, die den Fanatiker als solchen kennzeichnen.

Endlich aber hätte Herr Dr. Gwinner um so vorsichtiger verfahren sollen, als er selber ausspricht, den äussern Lebenslauf Schopenhauer's zu verfolgen, sei nicht seine Absicht; „jede Ausbeutung seines Lebens in dieser Richtung wäre seinem Sinne zuwider." (S. 47.) Statt dessen lässt er eine Reihe von Schlaglichtern auf den „Freund" fallen, giebt gewissermassen Monogramme über ihn, die andere als die „indiscretesten" Rückschlüsse gar nicht zulassen. Es ist aber sonnenklar, dass solche vereinzelte

Geschichtchen wie das von dem Weibe welches Schopenhauer die Treppe hinunter geworfen, mit der spätern Bemerkung: obit anus abit onus, gewissermassen als Symptome von Schopenhauer's Charakter hingestellt, ihn in Jedermanns Augen zu einem brutalen Gesellen machen müssen, der er nun und nimmer gewesen ist. Wenn ich nun dagegen ein anderes Extrem erzähle: wie Schopenhauer einst mitten in einer sehr ernsten Unterredung mit mir, plötzlich vom Sopha aufsprang, nach dem offnen Fenster lief und dort seinem Pudel den Stuhl zurecht rückte, damit dieser die vorbeiziehende Regimentsmusik deretwegen er hinaufgesprungen, besser wahrnehmen könne, — dann fuhr er, auf das Sopha eben so schnell wieder zurückgekehrt, in seiner Rede fort, als wenn gar nichts dazwischen getreten wäre, — würde ein solches Geschichtchen, mit jenem oben erwähnten zusammengehalten, nicht aller Welt den willkommensten Anlass zu wohlfeilstem Spotte wie zum absprechendsten Urtheile geben? während, richtig aufgefasst und erklärt, sie nur die in jeder Beziehung ausserordentliche Eindrucksfähigkeit seines Wesens erläutern, und in beiden Fällen nichts moralisch Verächtliches enthalten ist?

Es sei mir daher gestattet, — nicht etwa nun auch meinerseits Geschichtchen und Aeusserungen Schopenhauer's zu erzählen, oder eine biographische Skizze zu liefern, die bei dem wahrscheinlich erst nach Jahren vollständig zugänglichen Materiale, jedenfalls ganz ungenügend ausfallen würde, — sondern noch einen positiven Beitrag zur Auffassung Schopenhauer's durch ihn selber zu geben, durch Mittheilungen aus seinen Briefen an mich. Diese Briefe sind fast durchweg persönlicher Natur, und zeigen ihn daher weniger als den Denker denn als Menschen; zugleich legen sie ein neues Zeugniss ab von der Gründlichkeit mit welcher er bei allen, selbst geringfügig erscheinenden Dingen zu Werke ging.

Im Jahre 1851 waren mir die Parerga in die Hände gefallen; die erste Schrift von Schopenhauer die mir zu Gesicht kam. In Folge dessen schrieb ich Ende Decem-

ber desselben Jahres an den mir gänzlich Unbekannten. Eine kleine Schrift von mir über Meyerbeer's Propheten legte ich bei, um mich doch mit einigem Anstand einzuführen. Unter dem 5. Januar 1852 antwortete mir Schopenhauer:

„Geehrter Herr Dr.! Ich danke Ihnen für die Zusendung Ihres Schriftchens, welches ich mit Vergnügen gelesen habe, obwohl meine Abneigung gegen Meyerbeersche Musik so stark ist, dass ich den Propheten nie habe sehn wollen, und Ihre Schrift muntert mich eben auch nicht sehr dazu auf."

„Es freut mich, in Ihnen einen Mann kennen zu lernen, der zur Universitätsphilosophie zu ehrlich gewesen ist, und ist mir Ihre Theilnahme an meinen Werken sehr schätzbar, zumal Sie so eben die Kantischen studiert haben: denn bei mir heisst's *μηδεις ακαντιητος εισιτω*. Ihrer gefälligen Anfrage zu begegnen, ist die Ordnung, in der meine Schriften zu lesen sind, folgende: 1) Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde. 2. Aufl. 1847. 2) die Welt als Wille und Vorstellung 2 Bde. 2. Aufl. 1844. 3) Ueber den Willen in der Natur. 1836. 4) die beiden Grundprobleme der Ethik. 1844. 5) Parerga. Diese Schriften sind, mit Ausnahme von No. 2. und 5. alle von geringem Umfang: doch gehört zu einer gründlichen Bekanntschaft mit meiner Philosophie, dass man sie alle lese; weil ich Wiederholungen möglichst vermieden habe. Die Abhandlung über das Sehen und die Farben gehört nicht nothwendig dazu, ist aber doch gut mitzulesen. Zu brieflichen Erläuterungen kann ich mich nicht bereit erklären, da dergleichen Erörterungen stets weitläuftig ausfallen und ich schon 64 Jahre zähle, wo die Zeit kurz und kostbar wird." — —

Im Sommer 1852 machte ich Schopenhauer's persönliche Bekanntschaft. Bei dieser Gelegenheit fand es sich, dass ich mit einem Baron v. L. bekannt worden war, mit welchem Schopenhauer vom Jahre 1823 an vielfach freundschaftlich verkehrt hatte; erst seit 1836 waren sie in Folge einer Aeusserung Schopenhauer's die L. übel genommen

hatte (S. hatte L. den Rechnenmeister der Bauern genannt), ausser Verkehr gekommen. Im Frühjahr 1853 fragte Schopenhauer bei mir nach seinem alten Freunde an. In Folge dessen suchte ich L. auf; konnte ihn aber zunächst nicht finden. Meinem hierauf bezüglichen Schreiben an Schopenhauer legte ich einige Zeitungsinserate L's. bei. Am 17. April d. J. schrieb mir Schopenhauer:

„Meinen herzlichen Dank für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, nach S. zu wandern, um meinen alten Freund, den Baron (nur so nennt ihn ganz S., das alte wie neue), aufzusuchen; wie auch für die Früchte seiner humoristischen Muse, welche also aus Allegorien in gereimter Prosa bestehn, die nur ihm und seinen Freunden, oder Feinden, verständlich sind, daher er sie ihnen wohlfeiler privatim zuwenden könnte: aber zu seinen Charakterzügen gehört auch, dass, sobald er irgend flott ist, er Geld wegschmeisst an jede beliebige Grille. — Da bringt er einen Vers an, den ich vor einigen 20 Jahren im Munde führte, hat ihn aber nach und nach im Gedächtniss verfälscht und verstümmelt; und brachte ich gern eine spanische Floskel an, kommt er mit einem spanischen Motto, davon jedes Wort ein Schnitzer ist, so dass es gar nicht mehr spanisch ist. Nun, ich sehe, er hat mich nicht vergessen."

„Was Sie über die geringe Wirkung der Artikel in gelehrten Zeitungen sagen ist überaus treffend und richtig. Ich hatte es mir nie so deutlich gemacht. Auch dass die Artikel in politischen Zeitungen, so wenig sie tief eingehn können, im Grunde mehr wirken kann sehr seyn."

„Wenn Sie über Musik schreiben, hoffe ich, dass Sie meine Metaphysik der Musik berücksichtigen werden, auf die ich viel Werth lege. Noack ist der Erste, der, in seinem eben erschienenen Handbuch der Geschichte der Philosophie sie, wenn auch sehr kurz, dargestellt hat."

„Wenn es Ihnen aber Ernst damit ist, in Ihren Artikeln auf meine Philosophie zurückzukommen, wie Sie ja vermelden; nun, so ist eben jetzt dazu eine Gelegenheit ohne Gleichen: nämlich das Tischrücken, an welchem

meine Philosophie einen rechten Triumph erleben wird. Ich bin nämlich überzeugt, dass die hierin wirkende Kraft keineswegs Elektricität, sondern der Wille ist, der sich hier in seiner magischen Eigenschaft, d. h. ganz unmittelbar auf fremde Körper, wie sonst nur auf den eigenen Leib wirkend erzeigt Dies erhellt besonders aus einem Schreiben aus Bonn vom 9. April, welches aus der Kölnischen Zeitung im hiesigen Konversationsblatt der Postzeitung vom 12. April abgedruckt ist: „der Tisch bewegte sich nach dem einmüthigen Willen seiner Berührer: er marschirte, wie der pünktlichste Soldat, auf Kommando, gerade aus, rechts, links, rückwärts, und stieg sogar, so gut er konnte aufwärts“ u. s. w. Der Artikel ist höchst lesenswerth. Auch hier habe ich schon mündliche Bestätigungen vernommen, dass der Tisch durch das innere Wollen der Berührer gelenkt wird. Es wird sich überall so herausstellen, und dann ist die Sache ein starker und augenfälliger Beleg zu dem, was ich im „Willen in der Natur“ und zwar im Kap. „Animalischer Magnetismus und Magie“ gesagt habe, wie auch zu meiner Metaphysik überhaupt. Ich wünschte dass Sie jenes Kapitel aufmerksam durchlesen wollten: dahin gehört auch in Parerga Bd. I. S. 295. Im Tischrücken zeigt sich der Wille in seiner ursprünglichen Allmacht: lenkt er die Bewegung, so ist er auch der Beweger. Dass man sogleich an Elektricität gedacht hat, ist bloss, weil man gewohnt ist, Alles, was man nicht zu erklären weiss, auf die Elektricität zu schieben, weil sie selbst unerklärlich und ein offnes Geheimniss ist. Bloss accidentell kann dabei ein Mal Elektricität frei werden, besonders wenn man, wie in Kassel, den Tisch in einen Harzkuchen verwandelt, mit Staniol umklebt, und die Hände in Salzwasser taucht: da wird freilich, wie geistig, so auch physisch, die Elektricität an den Haaren herbeigezogen. — Das auf erwähnter p. 295. berichtete Ablenken der Boussolen-Nadel ist seitdem auch in London öffentlich geleistet worden, von Prudence-Bernard, vor vielen Gelehrten, who acted as Jurors, darunter Brewster, der Sohn: berichtet Galignany's messenger, Oct. 23, 1851;

ebenfalls in Deutschland von der Somnambule Kachler, worüber Ennemoser, Anleitung zur Mesm. Praxis, und daraus Menzel, Litteraturblatt vom 23. Juni 1852. Die Sache also Ihrer gefälligen Beachtung und mich Ihrem gütigen Andenken empfehlend mit den herzlichsten Wünschen. A. S."

Gerade dieser Wunsch Schopenhauer's war mir in so fern nicht sehr angenehm, als ich, bei aller Hochachtung von seiner tiefsinnigen Erklärung, dieselbe doch in diesem Falle für transscendent hielt. Jedoch war die Gelegenheit auf Schopenhauer aufmerksam zu machen zu günstig um sie unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Ich schrieb daher rasch einen rein objectiv gehaltenen Artikel, in welchem ausdrücklich gesagt war: „jedenfalls aber wird der den besten Gewinn davon haben, der durch diese Zeilen sich veranlasst findet, Schopenhauer nicht um des Tischrückens willen, sondern in seinen Grundlehren überhaupt zu studiren." (Voss. Ztg. 1853. April 23.) Bereits am 27. April erhielt ich von Schopenhauer, dem ich ein Exemplar des Artikels gesandt hatte, nachstehendes Schreiben:

„Ihr Eifer setzt mich in Erstaunen: kaum hatte ich Ihnen einen Wink gegeben, so haben Sie sogleich einen ansehnlichen Aufsatz im angegebenen Sinne gemacht und eine ganze Seite Ihres widely circulating journal's meinem Ruhme geopfert. Nun wahrlich, bei so eifrigen und thätigen Aposteln kann es nicht fehlen, dass meine Philosophie, trotz allem Widerstande Derer, denen es eigentlich obläge, sie zu verkünden, doch endlich durchdringt. Die Symptome hiervon mehren sich; wovon weiter unten. Ich bin mit Ihrem Aufsatze sehr zufrieden: die Citate haben Sie wohl gewählt und wohl benutzt. Nur Eines vermisse ich ungern, ich wünschte, dass Sie den in meinem letzten Briefe erwähnten Bericht aus Bonn wirklich gelesen und die Hauptstellen daraus, als welche von lauter Wirkungen und Gegenwirkungen des Willens auf die Bewegungen des Tisches reden, beigebracht hätten: denn dadurch hätte Ihr Aufsatz erst eine rechte Motivation erhalten. Nun, es muss bald zu Tage kommen, welches die wirkende Kraft sei, da Alles experimentirt. Wenn es Elektricität wäre, so

müssten wir Alle gymnosi electrici und torpedines seyn: allein im Gegentheil, der Mensch im gewöhnlichen Zustande emittirt gar keine Elektricität: denn, legt er die Hand aufs Elektroskop; so rührt es sich nicht: scharrt er aber jetzt mit dem Fuss auf dem Teppich; so fahren die Goldblättchen auseinander, indem sie die durch jene kleine Friktion entwickelte Elektricität anzeigen, deren blosser Leiter sein Leib ist."

„Das auf Ihren Aufsatz folgende, ist ein Wirrwarr und ein wahres Muster dessen, was ich (Parerga 2. §. 284.) den subjektiven Stil genannt habe: in einem Blatt fürs grosse Publikum sollte das gar nicht gelitten werden."

„Meine Philosophie hat so eben den Fuss in England gesetzt, welches ich durch den seltsamsten Zufall erfahren habe: nämlich mein einziger specieller Freund hieselbst, Dr. Emden, der keine Englische Zeitungen zu lesen pflegt, nimmt, im grossen Klub, aus vielen Englischen Zeitungen, einmal den Economist, ein kommerzielles und industrielles Wochenblatt, in die Hand, und wie er es aufschlägt, starrt ihm, p. 399. desselben, sogleich mein Name entgegen. Dort werden nämlich zum Nachtisch Referate des Inhalts der grossen Reviews gegeben, und wird berichtet, dass in der Westminster Review No. VI., April, die dritte Recension mich zum Thema hat, und wird von dieser in 14 Zeilen rapportirt, welches doppelt so viel ist, als von irgend einer andern, aber höchst abgeschmacktes Zeug und dabei ungünstig, woraus aber nicht folgt, dass die Recension auch so sei. Habe sogleich besagte Review durch Artaria verschreiben lassen und soll sie bis zum 23. Mai erhalten. In Berlin ist sie wahrscheinlich schon jetzt, zunächst im Königl. Lesezimmer. Wenn die Recension, die von mir überhaupt zu handeln scheint, irgend von Belang ist; so wären Sie gerade der Mann, dem deutschen Publiko davon zu erzählen, sei es im „Ausland", oder sonst: denn die Leute, welche eigentlich Englisch verstehn, sind noch immer selten. — — Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre thätige und einst zu rühmende Theilnahme, und möge der Himmel Ihnen

Glück und Gesundheit schenken, wie es aufrichtig wünscht“ u. s. w.

Da dies Aprilheft der Westminster Review in Berlin bei Asher vorräthig war, so entnahm ich dasselbe dort, und sandte es an Schopenhauer. In einem Briefe vom 9. Mai äussert er sich darüber:

„Das ist eine rechte Herzensstärkung im Alter, wo die Freunde unsrer Jugendzeit fast alle weggestorben sind, dass wir neue und junge Freunde finden, welche an Theilnahme und Eifer die ehemaligen übertreffen: und doppelt ist es so, wenn wir diese neuen Freunde nicht dem Zufall, oder gemeinen Uebereinstimmungen verdanken, sondern dem besten und edelsten Theil unsres Selbst. Ich bin so glücklich einige solche junge Freunde mir erworben zu haben; aber unter allen sind Sie wenigstens der allerteste, indem Sie meine Wünsche erfüllen, ja, ihnen entgegenkommen ehe ich es nur gedacht habe. So ist es jetzt mit der W. Review gegangen, die Sie mir 3 Wochen früher geschafft haben, als Artaria, und die ich Ihnen mit lebhaftestem Danke anbei zurücksende. Der Artikel hat mir grosses Vergnügen gemacht und habe ich ihn 3 Mal gelesen. In Allem, was Sie darüber sagen, haben Sie vollkommen Recht. Die Wärme des Mannes ist auffallend, und man sieht, dass er sie zu dämpfen sucht, aus Furcht als Partisan eines solchen Ketzers, Atheisten und Diabolisten zu erscheinen: sein Lob geht ordentlich mit ihm durch, worauf er Zaum und Gebiss anzieht, indem er mit Beschränkungen und Verwahrungen nachkommt: so besonders am Schluss. Aber die Engländer werden das schon merken, und das Ding wird seinen Eindruck nicht verfehlen. Die übersetzten Stellen sind sehr gut; besonders die satirische aus der 4fachen Wurzel ist ganz vortrefflich wiedergegeben. Die Kantische Philosophie scheint er doch im Ganzen begriffen zu haben: das Gleichniss von der grünen Brille ist nicht übel Die Darstellung meines Systems freilich ist sehr mangelhaft, besonders im ethischen Theil, und überhaupt ist die Ganzheit und vollkommene Einheit desselben gar nicht ausgedrückt; auch

nicht das Primat des Willens und das Sekundäre alles Intellekts. Das Beste ist, wie Sie sagen, der Anfang, nämlich die Darstellung meines Verhältnisses zu den Professoren und der Miserablichkeit dieser Menschen, zumal das dreimalige — nothing. Unter common sense versteht so ein Mann nur jedes wirklich verständliche Philosophem, im Gegensatz des Unsinns der Charlatane, die auf Täuschung ausgehn. Für unsere Professoren ist der Artikel wieder eine neue, wahre Kalamität: sie werden ihn nicht verkünden, sondern zum Teufel wünschen. Um so mehr sollte es mich freuen, wenn Sie, vortrefflicher Apostel, Mittel und Wege fänden, den Deutschen ein Ausführliches darüber mitzutheilen; da Sie gerade einer der Wenigen sind, die wirklich Englisch verstehen, und allen Andern entweder die Fähigkeit, oder der Wille fehlt. Die ersten 6 Seiten verdienten ganz übersetzt zu werden, ja selbst das Ganze: aber wo? nun, wir haben zahllose litterarische Journale: es giebt 2 die das Ausland heissen, oder ähnlich. Nun ich verlasse mich auf Sie. Ich glaube, oder vermuthe, dass der Verfasser der Wm. Smith ist, der, wie auf dem Umschlag des Journals zu ersehn, alle populäre Fichtiana übersetzt hat, und dem die Finger jucken, mich zu übersetzen; wenn nur Publikum und Verleger günstig sind. Die englischen Pfaffen sind schon jetzt, ohne Zweifel, in Wuth und Harnisch."

Die letztere Vermuthung auf den Verfasser, war bekanntlich irrthümlich. Im weitern Verlauf seines Schreibens kommt Schopenhauer u. A. darauf, dass er in öffentlichen Blättern theils für einen Verstorbenen ausgegeben, theils im Hinblick auf die Männer der „Neuzeit", mit Helvetius und Kant als „veralteter Schriftsteller" behandelt werde, und bricht in die Worte aus:

„Nämlich nachdem die Hundsfötter, 35 Jahre hindurch meine Geburt erstickt, mein Zur Weltkommen verhindert haben, ich aber jetzt dennoch endlich zur Welt gekommen bin (wie dies der Engländer schildert), möchten sie nunmehr mich geschwinde todtschlagen, für todt, ja, für ein Fossil der Vorwelt ausgeben. Sind das Schufte? — Aber

wartet! Ich werde euch noch zeigen, dass ich nicht todt bin.“ —

Unmittelbar nach dem eben theilweise mitgetheilten Briefe erhielt ich noch folgende ebenfalls vom 9. Mai datirte Zuschrift:

„In meinem gestrigen Briefe habe ich vergessen, Sie zu bitten, dass, wenn Sie von der Review irgend etwas übersetzen sollten, Sie doch ja den Ausdruck misanthropic nicht wiedergeben wollen. Denn, in Folge meiner zurückgezogenen Lebensweise tragen die bösen Zungen schon hier dergleichen herum; da ihnen jedes Recht ist ihre Revange daran zu suchen. Da ich weiss, wie prompt Sie sind, beeile ich mich dieses nachzuholen.“ u. s. w.

Da ich selbst sehr beschäftigt war, so übersetzte meine Frau den ganzen Artikel, ich sah ihn, namentlich in Bezug auf das Philosophische durch, und diese Uebersetzung erschien unter der Ueberschrift: „Deutsche Philosophie im Auslande“ in der Vossischen Zeitung. An Schopenhauer sandte ich noch 25 Separatabzüge. Am 9. Juni schickte mir dieser ein Daguerreotyp von sich, an Stelle eines mir früher, in Folge eines beiläufig geäusserten Wunsches, zugestellten, und schrieb dabei:

„Ihre apostolische Thätigkeit hat eine Höhe erreicht, die nicht zulässt, dass ich mich ferner dabei beruhige, Sie mit einem sehr mittelmässigen Daguerreotype abgefunden zu haben: daher ich so frei bin, demselben einen zweiten, viel besseren, wenn auch noch nicht vollkommenen, nachfolgen zu lassen, der zudem ganz frisch aus dem Ofen ist.“

„Ihre Zusendung hat mich höchlich erfreut. Vor Allem meinen verbindlichsten Dank Ihrer Frau Gemahlin, die sich einer Arbeit unterzogen hat, welche für eine Dame doch gewaltig abstrakt und metaphysisch ist. Und wenn ich mir dieses junge Ehepaar denke, das seine Stunden opfert und Mühe verwendet, um an meinem Ruhme zu arbeiten, — so kann das wahrlich einen alten Kerl rühren.“

„Die englischen Hülfstruppen sind uns sehr gelegen gekommen: aber was würden sie in Deutchland leisten, ohne Ihren Resonnanzboden? — So eben nämlich hat der

Göttingische Ritter (von der traurigen Gestalt) in der Deutschen Monatschrift eine Geschichte der Philosophie nach Kant in 3 langen Artikeln zu Ende geführt, ohne meiner mit einer Silbe zu erwähnen, und schliesst mit der Versicherung, die 3 nachkantischen Sophisten würden von der Nachwelt gleich Plato und Aristoteles verehrt werden. Da kommt eben der Engländer zu rechter Zeit."

„Allerdings giebt eine Zeitung, wie die Ihrige, erst die rechte Publicität, gegen welche die Paar hundert Leser eines gelehrten Journals gering erscheinen. Freilich aber ist jenes so grosse Publikum nothwendig ein sehr gemischtes; aber die Besten jeder Art sind doch auch dabei. Inzwischen ist jenes grosse Publikum doch noch ein beschränktes: erstlich, weil es eben nur Die sind, welche gerade Ihre Zeitung lesen, und zweitens weil diese selbst ihren Bereich fast nur in Preussen und ganz Norddeutschland hat, aber wenig nach Süddeutschland kommt; wie denn schon hier von unsern 3 grossen Journallesecirkeln keiner sie hält. Dieserhalb, und weil Ihre Uebersetzung, die im Ganzen sehr gut und richtig ist, nun ein Mal existirt, folglich ausgebeutet werden muss, ist mein Rath und Wunsch, dass Sie solche jetzt irgend einem Buchhändler geben, der sie schön druckt und als Pamphlet verkauft. Denn dadurch erlangt solche eine mehr bleibende Existenz, als in den so vergänglichen Zeitungsblättern, und kann auch ordentlich im Zusammenhange gelesen werden, statt in Fragmenten, die unter 100 kaum einer wirklich zusammenbringt. Dieses Zusammendrucken des in Zeitschriften vertheilt Gewesenen ist jetzt sehr häufig: sogar thut es so eben jener besagte Ritter, mit seiner unaussprechlich langweiligen Historie der Nachkant: Ph—ster; eben so der Verfasser der unbestochenen Recension des Grimmschen Lexikons, in den Münchener Gelehrten Anzeigen, etc. — Mit Hinzufügung des wenigen Ausgelassenen, einer Vorrede und vielleicht noch einiger Anmerkungen, ... wird das Ding reichlich 2 Bogen und vielleicht noch darüber füllen, und ein Absatz von 300 Exemplaren wird ihm nicht fehlen. Hayn oder Brockhaus, als bei

meinem Ruhme Betheiligte, würden es am Ersten übernehmen. Und bedenken Sie welchen Gefallen Sie unsern würdigen Philosophieprofessoren damit erzeigen! Auf den Fall hin also, dass Sie sich dazu entschliessen, habe ich die Uebersetzung durchweg genau verglichen und am Rande des Exemplars, welches ich dem Bilde beifüge, versucht, manche Stellen dem Original genauer anzupassen, als Sie es, bei eiliger Arbeit, gekonnt haben. Sie werden davon benutzen, so viel Ihnen gefällt: nur bitte ich Keines ohne vorherige Vergleichung mit dem Texte zu verwerfen: sie sind alle wohl erwogen, und mir erscheint es so wie der schärfere Abdruck eines Kupferstichs. Auch die Interpunktion bedarf sehr der Verbesserung. Ich habe sogar den „Misanthropen" selbst wieder hineingeschrieben. (NB. In der Uebersetzung war dafür einfach „Schopenhauer" gesetzt.) Man muss treu und ehrlich übersetzen. Was schadet's denn am Ende? — Ihr Epilog ist sehr gut: behalten Sie ihn ja bei. Auch müssten Sie dem Dinge seinen wahren Titel lassen: „Ikonoklasmus in D. P." — allenfalls liesse sich hinzufügen: „ein englisches Urtheil über A. S." — — — Welche Verschwendung mir 25 Exemplare zu schicken! Wenn ich die alle den Leuten ins Haus schickte, würde man mich für den eitelsten Narren der Welt halten. Nur den wenigen ganz Wohlgesinnten erlaube ich mir eines — als Curiosum — zu appliciren. Dem guten alten Dorguth sollten Sie eines übersenden unter Kreuzkouvert." — — — —

„P. S. Gewisse der Uebersetzung beigeschriebene Anmerkungen, die bloss für Sie bestimmt sind, werden Sie doch nicht mit Verbesserungen verwechseln. Sie tragen alle ein NB. an der Stirn."

Die von Schopenhauer vorgeschlagenen Veränderungen der Uebersetzung, die meist die Wahl eines noch besseren Wortes betrafen, zog ich bei der nochmaligen Durchsicht des Artikels überall zu Rathe. Die sehr wenigen, beigeschriebenen Anmerkungen betrafen im Wesentlichen einzelne Aeusserungen des Originals. Zwei derselben verdienen angeführt zu werden. Zu den Anfangswor-

ten des Absatzes II.: — „Aber wenn Schopenhauer wirklich bedeutend ist, warum diese vierzigjährige Dunkelheit? Er selbst ist bereit, diese Frage vor jeder andern zu beantworten Er wird euch nämlich sagen, das kommt daher, weil er kein Philosophieprofessor sei, der einen akademischen Lehrstuhl inne hat und ein Gewerbe aus der Philosophie macht, weil ferner unter allen Universitätsphilosophen ein Uebereinkommen getroffen sei, Jeden, der nicht zu ihrer Klicke gehört, bei Seite zu schieben" — bemerkt Schopenhauer: „Das würde ich nicht sagen, sondern dass meine Philosophie eine solche ist, welche die Professoreu nicht lehren dürfen und zu widerlegen nicht vermögen; daher sie erstickt werden musste." Der VII. Abschnitt beginnt mit den Worten: — „Was aber ist das Ding an sich." „Der Wille" antwortet Schopenhauer triumphirend, „und diese Antwort ist die grosse Entdeckung meines Lebens." — Schopenhauer's NB. lautet: „Habe das nie gesagt." —

Bald darauf erfuhr Schopenhauer von einem ihm bekannten Arzte der ihn auf der Durchreise besuchte, es habe schon früher einmal Etwas über ihn in der Westminster Rev. gestanden. So unsicher diese Nachricht war, und so unwahrscheinlich sie Schopenhauer vorkam, so wünschte er doch sehr darüber Gewissheit zu haben. In einem humoristischen Briefe theilte er mir die Sache mit und schloss mit den Worten:

„Soll ich nun 6 Wochen lang mit diesem mir ins Ohr gesetzten Floh sitzen? — Ich weiss wenn Sie es verhindern können, wird's nicht geschehen. Zudem, wenn der Artikel gut wäre, könnten Sie eine Uebersetzung desselben der von mir Ihnen vorgeschlagenen Pamphlet-Edition Ihrer vorhandeuen Uebersetzung beifügen. Diese wird anch durch schönen Druck sich viel besser ausuehmen, ist also wahrlich wünschenswerth. Ein Exemplar derselben hatte ich dem Dornguth unter Kreuzkouvert gesandt; kommt eben seine Antwort, darin er sagt, er habe seine letzten 4 kleinen Schriften durch die Hinrichsche Buchhandlung jenen Engländern übersandt, „damit sie sich freuen, auch in Deutschland meine Verdienste anerkannt

zu sehn." — Werden sich sehr freuen! What the Deuce may this here non-sense mean? werden sie sagen. Und somit hoffnungsvolle Blicke auf Sie richtend und Sie herzlich grüssend quite Yours" u. s. w.

Es war nicht gar schwer durch eine Durchsicht des vorhergegangenen Jahrganges der W. R. über den angeblichen Artikel Auskunft zu erhalten, die ich Schopenhauer mittheilte. Am 26. Juni schrieb er darüber an mich:

„Doctor indefatigabilis! Dieser Titel gebührt Ihnen, nach Analogie der Scholastiker, welche sich Dr. angelicus, Dr. subtilissimus, Dr. irrefragabilis, Dr. resolutissimus u. s. w. nannten. Haben Sie doch mit Noth und Mühe die alte englische Review herausgestöbert, und sie gar eigenhändig in extenso abgeschrieben! Meinen herzlichen Dank dafür! und die Verheissung, dass, nach Buddaistischem Glauben, es in Ihrem nächstfolgenden Leben, Ihnen vergolten werden wird. — Die Abschrift ist vollkommen leserlich, und meine Neugier danach jetzt befriedigt. Allerdings ist der Artikel gegen den neueren gehalten schwach, und eine Uebersetzung desselben entbehrlich: und doch würde ich eine solche nicht ganz ungern sehn; weil der Artikel sehr dienlich ist, die Blösse und die Nichtswürdigkeit der Universitätsphilosophen aufzudecken und auch durch das Citat des Lewes zu zeigen, dass die ächte Philosophie nicht auf den Universitäten wohnt. Er handelt ganz allein von meinem Aufsatz „über die Univers. Phil." und dem ihm zum Grunde liegenden Verhältniss, vielmehr Missverhältniss; welches Dem zu vergleichen ist, dass Einer den ganzen Abend gespielt und verloren hätte, dann aber plötzlich auftritt mit: „ihr Alle seid falsche Spieler!" Dabei spricht er die Erwartung aus, die Professoren würden die Anklage widerlegen, vornehmes Schweigen reiche nicht mehr aus. Aber sie haben darüber geschwiegen! mäuschenstill! Jedoch durch empfangene Ohrfeigen auf meine Gegenwart aufmerksam gemacht fangen sie seitdem an, von mir zu reden, wie von einem guten Mann, unus e multis, der auch in Reih und Glied treten kann, so neben ihnen, — dies belegt wieder der Aufsatz von Fortlage im neuesten

Blatt für litter. Unterhaltung von Brockhaus. Der Engländer nimmt es ernsthafter und erkennt schon in der ersten Review mein Recht. Durch die Parerga hat er meine erste Bekanntschaft gemacht, das sieht man; ist durch sie bewogen worden, meine gesammten Werke sich kommen zu lassen, und ist dann durch diese in einen Enthusiasmus gerathen, den er verhehlt so weit er kann und muss. Und dies bei der Verachtung, die man in England gegen German metaphysics, d. i. die Universitätsphilosophie, hegt! — Die Stelle von mir, die er übersetzt hat, ist ganz wohl gewählt, da sie den Keim und Kern der Nichtigkeit aller Universitätsphilosophie blosslegt und zeigt, warum dort immer nur eine Puppe im Gewand der Philosophie hausen kann. — — — Das höhere deutsche Publikum muss erst den Glauben nolens volens kriegen, dass zu seinem Seelenheil das Studium meiner Schriften nothwendig sei: dann wird es sich daran machen, und wir werden Wunder und neue Auflagen sehn, zu denen ich immerfort Zusätze schreibe, zum voraus. — — Vielen Dank für Ihre Nachricht vom L. Allerdings hat er ein Jahr lang alle meine Manuscripte in Verwahrung gehabt und darin gelesen: aber vor 21 Jahren! — Sein Vorhaben, durch Zeitungsverse sich höchsten Orts vernehmbar zu machen, ist abentheuerlich. The wish is father to the thought. Indessen nehme ich mir daraus ab, dass die Tante Voss auch bei Hofe Zutritt hat, und wünsche ihr daselbst ein aufmerksames Publikum, wenn sie von mir erzählt. — Beiläufig, — wäre ich besagte Tante würde ich ein Mal à propos de bottes, den Goetheschen Vers anwenden:

Einem armen kleinen Kegel
Der sich nicht besonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Sich gar gröblich aufgelegt.
Et je fühlte mich ein Mansen,
And me jammerte der Wicht,
Et je schlug dem groben Hansen
Gleich die Schmarre ins Gesicht.

Allein quaeritur, ob das nicht sales periculosi wären. Mein Spanisches Sprichwort: de tras de la cruz está el diablo, — findet sich jetzt auch herrlich belegt. — Und somit meinen herzlichen Dank, Gruss und Segen!" —

Die Hinzufügung jenes ältern Artikels in der W. R. zu der Uebersetzung des Iconoclasm unterblieb übrigens, da diese letztere, auf Wunsch Dr. Frauenstädt's dessen Briefen über die Schopenhauersche Philosophie, vorgedruckt wurde.

Fortdauernd blieb ich nun mit Schopenhauer in Verbindung, und sandte ihm, meist unter Kreuzcouvert, was mir von ihn betreffenden Artikeln vorkam, wenn ich annehmen konnte, dass es ihm sonst nicht zu Gesicht kommen würde. Als Schelling (1854) gestorben war, sandte ich ihm in gleicher Art einen Artikel von mir, auf den ich sofort folgende Zeilen erhielt:

„Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren wirklich vortrefflichen Aufsatz vom 3. September: Das hat mir Freude gemacht! In Ihrer Ausdauer finde ich meinen Trost. Nächstens sende ich Ihnen den neuen „Willen in der Natur."

Bald darauf schickte ich Schopenhauer ein Exemplar meiner eben fertig gewordenen Geschichte der ersten stehenden deutschen Oper. Ein hierauf bezüglicher Brief, giebt Zeugniss davon, wie selbst bei ihm ganz fremden Gegenständen, sein Scharfsinn angeregt wurde; obgleich in diesem Falle die beiden Fragen die er aufwarf, unwichtig und die letztere missverständlich war. Dieser Brief (d. 30. December 1854) beginnt:

„Vielen Dank für Ihr Buch, welches mir Alles zu leisten scheint, was man in diesem seltsamen Zweige der Kunstgeschichte wünschen kann, und daher allerdings als Quelle dauernden Werth und Bestand haben wird; so dass Sie ein gutes Mittel gefunden haben, Ihrem Namen Dauer zu verleihen. An einem Publiko wird es ihm auch nicht fehlen, bei dem allgemeinen Interesse an Musik und an Geschichte jeder Art. Da ist gleich mein Freund Dr. Emden, welcher ganz entzückt darüber ist und sogar die Par-

titur mit seinen Genossen aufführen will. Er ist ein grosser Melomane. Mir sind darin 2 Dinge aufgefallen: 1) unter den Hamburger Pastören ein Anton Reiser: unter diesem Namen hat der geniale Mythologe Moritz seine interessante und ausführliche Auto-Biographie herausgegeben: wie mag das zusammenhängen? — 2) Sie nennen den Keiser den begabtesten Opernkomponisten vor Mozart: aber Dittersdorf ist doch vor Mozart, und seine Opern leben und gefallen noch; während Keiser verschollen ist: wie mag das zusammenhängen? — Sie werden mein Farbenbuch unter Kreuzkouvert erhalten haben. Wer sich darüber ärgern wird ist Humbold, als Stock-Neutonianer. Can't help it, Sir, — very sorry indeed. — Folglich werden alle Humbold'sche Speichellecker Chorus dagegen anstimmen. — In diesem Abdera ist kein andres Englisches Litter. Journal zu finden, als die lederne Edinburgh' review und das fade Athenaeum mit seinem Augenpulver. Ich denke oft, dass noch Manches über mich in England gesagt seyn möchte: liesse gern die Nummern kommen, wenn ich's wüsste. Aber aufs Gerathewohl meine SS. ins Blaue schiessen, mag ich nicht. Da ist wieder im neusten Stück der Westminster Review eine contemporary litterature mit Philosophy und Theology obenan; — und das neueste British Quaterly Rev. beginnt mit einem Artikel Philosophy of Kant: wer weiss? — Sie, mein Dr. indefatigabilis, haben Gelegenheit in so etwas zu peepen und zu schnüffeln: aber an der Musse gebrichts. — It 's only a hint, falls Sie mir ein kleines Opfer zu bringen geneigt seyn sollten. — Beiläufig: seit einiger Zeit sind in England (wie ich aus den Times gemerkt habe) Streitschriften über die Identität des Sabbath mit dem Sonntag gewechselt worden: ich glaube, dass vielleicht der erste Anlass dazu in Parerga Bd. II. S. 299. gegeben ist, — als eine der novel and startling suggestions von denen mein Westminster Reviewer gesprochen hat. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehn Ihr Freund" u. s. w.

Nebenbei sei bemerkt, dass Schopenhauer's musikalische Kenntnisse theoretisch auf dem Handbuch von Logier

beruhten; „weiter bin ich nicht gekommen“ sagte er mir einmal. Daraus erklären sich manche sonderbare Ansichten im dritten Buche des Hauptwerkes. Praktisch blies er bekanntlich Flöte. Auf seinem Notenpulte (im Schlafzimmer) lagen lauter ältere Sachen: ein Concert von Pleyel, Rossini's di tanti palpiti, der Marsch aus Titus u. s. w. Auf letztern hielt er grosse Stücke und spielte ihn häufig.

Im folgenden Jahre (1855) erschien eine Schrift von D. Asher „Offnes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. Arthur Schopenhauer“ die ich in No. 142. der Voss. Zeitung beurtheilte. Am 27. Juni erhielt ich in Folge dessen nachstehendes Schreiben:

„Meinen herzlichen Dank lieber Herr Dr. L., für Ihren wahrhaft vortrefflichen Aufsatz über den Asher. Derselbe hat mir grosse Freude gemacht vom ersten bis zum letzten Wort. Besonders aber freut mich, dass Sie dem Pessimismus und der Askese die Ehre gönnen, welche der Wahrheit gebührt, — gegenüber dem rein jüdischen, niederträchtigen Optimismus, dessen Fall um so eklatanter seyn wird, als die Majorität für ihn unzählbar ist. Noch habe ich Ihnen zu danken für die Zusendung des Breslauer Schulprogramms, von welchem ich ohne Sie, mein Dr. indefatigabilis, nie etwas erfahren haben würde, und welches mich sehr freut, mehr als das des Pomtow [ein Berliner Schulprogramm]: denn das Wenige dieses Dr. Körber ist eben das Rechte und zur Sache. Mögen Sie prosperiren und floriren, das wünscht von Herzen“ u. s. w.

Mittlerweile war Baron v. L. im September 1855 gestorben. Erst im Januar des folgenden Jahres erfuhr ich davon, und theilte es Schopenhauer mit. Sein Antwortsschreiben vom 11. Februar 1856 beginnt:

„Ihre Nachricht vom Tode des Barons hat mich sehr erschüttert. Er war der treueste, aufrichtigste, beste Freund, den ich je gehabt habe, und überhaupt ein sehr guter Mensch. Freilich hat er mir, aber in bester Absicht, grosses Unglück verursacht, indem er 1826 mich zu einer Kapitalanlegung überredete, die gleich darauf

schlecht wurde, wodurch ich einen bedeutenden Theil meines Einkommens einbüsste und bis auf den heutigen Tag daran leide, unter periodischem Aerger und Verdruss, — wiewohl jetzt das Uebel chronisch geworden ist. — Nach Ihren Erzählungen von ihm glaubte ich, dass er sich in einer guten Lage befände, wenigstens nicht in Mangel. Andrerseits darf man sich nicht wundern, dass er ins Elend gerathen ist. Sein Grundfehler war überschwängliche Faulheit. Ohne eigentliches Vermögen, hat er doch nie irgend ein Gewerbe betrieben, obwohl er jura studirt hatte und viele Kenntnisse und Verstand besass. Das Gut in S. hatte seine Tante von — — ihm hinterlassen, freilich mit einer starken Hypothek darauf: aber statt es zu bewirthschaften, verkaufte er es weit unterm Werth und verzehrte den Ertrag. Bald hatte er Schulden und trieb es, trotz meinen Vermahnungen, leichtsinnig und liederlich. Hatte viel bonnes fortunes, trank gern und sprach oft die Unwahrheit. Wir dürfen uns, wie gesagt, nicht wundern, dass er jämmerlich geendet hat. Aber leid thut er mir sehr, und ich werde ihn nie vergessen. — — — Auf das neue Opus, welches Sie mir ankündigen, freue ich mich sehr. Was darin von Ihnen kommt, wird gewiss sehr gut seyn: denn, wohl erwogen, ist von Allem, was schon über mich geschrieben worden, das Beste Ihre wenigen Aufsätze in Ihrer Zeitung; — ganz ehrlich gesagt. Ich bedauere, dass diese Zeitung Ihre Kräfte und Zeit absorbirt: aber freilich primum vivere deinde philosophari“, — — — —.

Das neue Opus war aber der von meiner Frau verfasste Roman „Sturm und Kompass“, an welchem mein Antheil sich auf die stilistische Redaction beschränkt, mit Ausnahme der philosophischen Wendung im 4ten Buche, die zwischen Fisch und Fleisch stecken blieb, und in einer zweiten Ausgabe des Werkes, beseitigt, dafür aber die ursprüngliche, religiöse Tendenz wieder hergestellt werden soll. Schopenhauer befand sich daher im Irrthum, als er mir, nach Erscheinen des Buches, am 3. November 1858 darüber schrieb:

„Empfangen Sie meinen verspäteten Dank für die Uebersendung und für die Abfassung Ihres Buches. Ich habe nicht eher schreiben wollen, als bis ich es durchgelesen hatte, konnte nicht sogleich daran gehen und habe nur eine kurze Abendstunde zu leichter Lektüre. Ihr Roman ist recht gut: durchdachte, kunstvolle Anlage, wohldurchgeführt, Charaktere gehalten, grosse Abwechselung der Situationen und Menschen, und überall viel Welt- und Menschen-Kenntniss, auch manche treffende Reflexion. Ihr Miniaturbild der Revolution ist vortrefflich. Eine Verkörperung meiner Philosophie, wie Sie verhiessen, [das hatte ich nicht gethan; S. mochte sie vielleicht erwartet haben] kann ich nicht in dem Buche finden; obwohl es gegen das Ende so einen Anschein gewinnt. Dergleichen wäre auch sehr schwer zu leisten. Aber mit Freuden habe ich meine Philosophie öfter und mit Ehren erwähnt gefunden. Da Sie wohl noch öfter solche eheliche Kinder zeugen werden, will ich Ihnen den wohlgemeinten Tadel nicht vorenthalten, dass Ihr ernsthafter Dialog bisweilen zu steif und geschroben ist, nicht natürlich und leicht genug. Nehmen Sie darin W. Scott zum Vorbild."

„Ich schanze tüchtig an meiner 3ten Auflage, geht aber langsam. Mit dem Brockhaus habe noch nicht abgeschlossen; weil wir nicht wissen, ob es das Hauptwerk allein, oder eine Gesammtauflage wird. Er hat zu letzterer Lust: aber ich habe ihm die Abfindung der andern Verleger zugeschoben und hoffe dass er damit beschäftigt ist. Ich brauche noch $\frac{1}{2}$ Jahr zur Revision und Vermehrung des Hauptwerks und denke:

Thu nur das Rechte in deinen Sachen,
Das Uebrige wird sich von selber machen.

In den Débats vom 8. Oct. Recension von Frank, giebt frommes Entsetzen über mich kund. Ich sehe daran, dass sie Wind von mir haben." — —

„Ach, heute ist mein bester, vieljähriger Freund, Dr. Emden gestorben! ich bin in tiefer Trauer über diesen, mir unersetzlichen Verlust. Das gehört zu den Leiden des Alters: man verliert seine Freunde. Ich muss

mich mit dem Nachwuchs der jüngern Freunde trösten, zu denen ich Sie ganz besonders rechne. Grüssen Sie Ihre liebenswürdige Frau und leben Sie gesund, heiter nnd lang!" —

Gegen das Ende dieses Jahres war mir Leopardi in die Hände gefallen. Trotz dessen, dass er als Philosoph mit Schopenhauer gar keinen Vergleich aushält, hielt ich es doch für angemessen, durch die Uebersetzung einiger seiner Aufsätze die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken; zumal es mir immer gut geschienen hat, mitten in dem optimistischen Taumel der Gegenwart und der damit verbundenen irrthümlichen Ansprüche auf Glück und äusseres Wohlbehagen, an die ernste Gegenseite des Lebens zu erinnern. Da es mir nur hierauf ankam, übersetzte ich hier und da ungenau und ziemlich frei. Dafür bekam ich aber eine starke Lection. Am 7. Januar 1859 schrieb mir nämlich Schopenhauer:

"Meinen herzlichen Dank für Ihre verschiedenen Zusendungen, die mir alle viel Vergnügen gemacht haben, am meisten aber die letzte, um so mehr, als am Schluss der Uebersetzung von mir auf eine so ehrenvolle Weise geredet wird. Schon seit 2 Monaten war ich mit Leopardi beschäftigt und habe dessen prosaische Aufsätze (an die poetischen gehe ich erst jetzt) mit grösstem diletto gelesen. Da dachte ich: „wenn doch Jemand diesen Autor übersetzen wollte!" Und sogleich kommt der Doctor indefatigabilis, den noch nicht ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Ich weiss nicht, ob Sie selbst die Uebersetzung gemacht haben. Sie ist im Ganzen richtig und gut: allein an Fehlern fehlt es auch nicht ganz. Ich habe nur Weniges verglichen, will jedoch, um Sie aufmerksam zu machen, gleich aus dem Wenigen einige Fehler nachweisen. Vergleichen Sie was da steht, statt was hier, also: Il Gallo: „il misero non è prima desto" (ist statt destato, erwacht) also: „der Unglückliche ist kaum erwacht, so fällt er in sein Elend zurück." — Gleich darauf: „a conciliare il sonno concorse o letizia o speranza" heisst: „den Schlaf zu erlangen, hat Freude oder Hoffnung beigetragen."

Pare che l'essere delle cose .... Non potendo morire quel che non era, perciò .... ist ganz verfälscht, die erste Hälfte der Periode zur vorhergehenden gezogen und die 2te weggelassen. Es heisst: „da was nicht existirt hat nicht sterben kann; so sind dieserwegen (perciò, d. h. zum Zweck des Sterbens) die Dinge, welche dasind, aus dem Nichts hervorgegangen." — Malambruno: hat ein glückliches Versehn, d. h. ein Fall aus 1000. „Fa conto": eine sehr gewöhnliche Redensart, heisst „rechne darauf", „verlass dich darauf", — ist falsch übersetzt mit „berücksichtige", — welches aber einen komischen und bessern Effekt macht: übrigens „che vi sia de' diavoli" cet. heisst: „dass es ehrenhafte Teufel, so gut wie Menschen, giebt." Und ammazare heisst nicht grade „todtprügeln", sondern todtschlagen, tödten quocunque modo. — Da die Uebersetzung vollständig erscheinen soll, wäre es gut sie durch einen ordentlich in Italien italienisirten Menschen durchsehen zu lassen. Ich habe keine Zeit dazu; da die Bearbeitung zur 3ten Auflage mir alle Zeit wegnimmt; indem viel nachzusuchen und zu berichtigen u. s. w. ist. — — — „Im neuesten Januarheft der „Anregungen" steht der erste Artikel einer Kritik meiner Philosophie von — Büchner. Er redet wie es von so einem unwissenden, platten Barbiergesellen zu erwarten stand: dabei lügt er z. B. „60—100 Jahr", nie habe ich dergleichen gesagt."

„So eben ersehe aus der Postzeitung, dass Ihr Roman verboten gewesen, aber durch Flottwell wieder flott gemacht ist. Das ist ja ein süperber Puff! Da wird er faveur finden; wie die Weiber Den, der eine Schmarre hat, am liebsten haben. Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gattin ein glückliches, frohes und vor Allem gesundes Neues Jahr wünschend most sincerely yours" etc.

Man sieht aus diesem Briefe, wie streng Schopenhauer es mit der Treue gegen einen Schriftsteller nahm, auch wenn es nicht ihn selber betraf; aus der Gesammt-Uebersetzung wurde nichts, weil ich selbst sie nie beabsichtigt hatte, die Unterhandlungen mit einem Dritten

aber durch eine unerwartete Veränderung in dessen Verhältnissen erfolglos abgebrochen wurden. — Merkwürdiger Weise erschien am Ende des Jahres 1858 in Italien ein längerer Dialog von de Sanctis: Scopenhauer e Leopardi. Derselbe befindet sich im Decemberheft der Rivista contemporanea p. 369 — 408. Als ich am 12. Februar 1859 das Heft erhielt und Schopenhauer anbot ihm dasselbe, falls er es noch nicht kenne sofort senden zu wollen, antwortete er bereits am 14.; mit den Worten beginnend:

„Schicken Sie, schicken Sie den Dialog, meine brennende Neugier eiligst zu befriedigen: hier ist nicht daran zu denken, dass er sich vorfinde, in diesem Abdera.“ — —

Dann äusserte er in einem Schreiben vom 23. Februar:

„Es ist ein wichtiger Fortschritt, der mir Italien eröffnet. — Hab' es 2 Mal sehr aufmerksam gelesen und muss erstaunen, wie sehr dieser Italiäner sich meine Philosophie angeeignet und wie wohl er sie verstanden hat: er excerpirt nicht, wie die deutschen Professoren, namentlich Erdmann, meine Schriften, ohne wahres Verständniss und nach der Seitenzahl. Nein, er hat sie in succum et sanguinem vertirt und hat Alles an der Schnur, wo er es gerade braucht. Auch ist er von der Wahrheit überzeugt und voll Enthusiasmus; glaubt jedoch, um sein Publikum zu amüsiren, hin und wieder a sarcastic sneer zeigen zu müssen. p. 405, 6. lobt er mich himmelhoch und thut dabei dem Leopardi Unrecht, — den ich oft mit Bewunderung lese. Die Invektiven gegen mich, am Schluss, lasse ich gelten: denn sie laufen darauf hinaus, dass die giovane Italia, so wenig wie unser Pack von 1848, an mir ihren Mann gefunden hat. Vielleicht ist der Verfasser ein sbandito, in Zürich.“ [Diese Vermuthung ist wahrscheinlich dem Anfange des Dialoges entnommen.] „Die so oft vorkommenden forbici waren mir ein Räthsel, bis mir einfiel, dass vor 3 Jahren eine höchst löbliche Polizei-Verordnung in Turin die Bärte abgeschnitten hat. Ich lass mir das Heft aus Turin kommen: habe zu grosses gaudium daran. — Rev. germanique. Janv. hat ein Kapitel aus Parerga theilweise übersetzt. — Mit Brockhaus

habe ich bloss für mein Hauptwerk abgeschlossen: er möchte sehr gern die Gesammtauflage: aber die andern Verleger! Er will probiren sich mit ihnen zu einigen. Ein General-Titel kann immer noch gedruckt werden. — G's Bild" [S. wurde damals gemalt] „ist fertig: ich erwarte es diesen Nachmittag, da er es schicken will: hab' es noch nicht vollendet gesehn; wird Alles exakt geben, nur nicht den Geist und Ausdruck: er ist ein ens realissimum. — — — Gestern mein 71. Geburtstag: 8 Gratulationsbriefe, 1 Sonnett, ein ganz frisches Bouquet aus Berlin, steht vor mir im Wasser, kam p. express, mit 3 Perlenstickereien; ferner 2 Bücher, davon eins von Asher mir dedicirt: 10 Tage nach der ersten Anzeige sind über 400 Bestellungen darauf eingelaufen! — Ist bloss weil mein Name darauf steht, — die meynen, es käme von mir, oder sei von mir."

„Also folgt das Heft Revista anbei zurück. Mich zu fernern milden Unterstützungen empfehlend Ihr" u. s. w.

„N. S. Dass Sie aber dergleichen höchst schätzbare Mittheilungen noch obendrein frankiren, ist nefas und protestire ich dagegen, bedauernd dass es beim Kreuzkouvert unerlässlich ist."

Vielleicht wird der auf seinen Geburtstag bezügliche Theil dieses Briefes, manchem für einen neuen Beweis jener Eitelkeit gelten, welche Schopenhauer nicht selten während seiner letzten Lebensjahre vorgeworfen worden ist. Allerdings ist es richtig, dass ihm die reiche Anerkennung, welche diese Jahre brachten, sehr angenehm war, und er erzählte gern davon; aber, nach meinen Erfahrungen wenigstens, stets cum grano salis. Das heisst: er wusste Anerkennung und Anerkennung sehr genau zu unterscheiden; fast stets sprach er von gewöhnlichen Ovationen die ihm mündlich, brieflich, ja selbst durch nachahmende Anschaffung eines Pudels, gebracht wurden, mit einem leisen Anfluge von Ironie, und Mittheilungen darüber bildeten nur den Eingang des Gesprächs; so wie bei Andern die Erzählung andrer persönlicher Erlebnisse. Beim geringsten Anlass aber nahmen seine Gedanken eine andere Richtung, und er steuerte von der niedrigen Küste

auf die hohe See. Kein andres Bild scheint mir für ihn passender; mitunter war es die unendliche Tiefe und Heiterkeit des dunkelblauen Mittelmeeres, mit dem Goldglanz der Wellen um Mittagszeit. Dass er mitunter, abgespannt, nur oberflächlich geredet hat, dass er mit manchen die ihn aufsuchten gar nicht anders reden konnte, ist von selbst einleuchtend. Aber gerade diese Trivialen schildern und behandeln ihn nun auch in ihrer Manier. Er aber wusste gar wohl die Geister zu scheiden, und urtheilte über sie ganz unbefangen und frei von persönlichen Beweggründen. Zum Beweise dafür gebe ich schliesslich aus seinen Briefen an mich, ein Bruchstück vom 21. November 1859:

„Vielleicht ist Ihnen die Bildhauerin N. bekannt; wo nicht, so verlieren Sie viel: ich habe nicht geglaubt, dass es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte. Diese also ist Anfangs Oktober aus Berlin hergekommen, um meine Büste zu machen, und hat sie so höchst ähnlich und schön gearbeitet, dass hier Jeder sie bewundert und ein hiesiger Bildhauer gesagt hat, dass keiner der hier lebenden Bildhauer sie so gut hätte machen können. Sie ist jetzt noch im Kunstverein ausgestellt, nämlich der „Kern." Dann wird sie nach Berlin gesandt und dort vervielfältigt, während die N. jetzt nach Hannover gereist ist und erst um Weihnachten nach Berlin kommt, woselbst sie auch, durch eine Formalität, sich das ausschliessliche Recht auf Abguss dieser Büste sichern wird. — — — — G's. Kupferstich nach seinem Oelporträt ist, bis auf wenige Striche fertig. Ich sehe darauf aus, wie ein alter Frosch. — — — In der Konstitutionellen Zeitung vom 1. Okt. werden Sie vielleicht schon die abscheuliche Indiskretion eines Mannes bemerkt haben, der Alles, was ich an der Abendtafel im Engl. Hofe geredet habe, in die Zeitung setzt. Baron E. hatte ihn mir vorgestellt, als einen Advokaten aus D. Ich habe geredet was mir eben einfiel: im Ganzen ist sein Bericht wahr: aber einzelne Anekdoten hat er verballhornt, besonders drei in Eine

zusammengegossen, betreffend Photographien, Albums u. s. w. ganz wirrig. Und doch beweist er 10 Mal mehr Gedächtniss als Diskretion. Ein Gegenstück liefert Madame B. in der Novellenzeitung vom 14. Sept., mit der ich nicht gesprochen habe: dies war ihr ein Strich durch die Rechnung, nämlich die Hotels-Rechnung, welche sie (8 Tage neben mir sitzend) durch die schönen Berichte der geistreichen Gespräche, die wir führen würden, zu bezahlen gedachte: aber ich war stumm wie ein Fisch. Da hat sie ihrem dépit Luft gemacht in obiger Novellenzeitung.“ — — —

Es dürfte muthmasslich hier und da für indiscret gehalten werden, dass ich diese Aeusserungen und noch manches Andere veröffentlicht habe. Ursprünglich hatte ich auch den Vorsatz gefasst, meinen gesammten Briefwechsel mit Schopenhauer erst nach meinem Tode der Benutzung anheim zu geben; — aber das Gwinnersche Buch, und mehr noch die niedrige Gemeinheit mit welcher, wie es eben nur in Deutschland vorkommen kann, Schriftsteller von augenblicklichem Rufe, über den Todten hergefallen sind, haben diesen Vorsatz nothwendiger Weise verändert. Ich glaube die Einsichtigen und Unbefangenen werden mir ihre Zustimmung nicht versagen. Den Andern aber will ich gleich selbst angeben, wie sie in Bezug dieser Mittheilungen zu verfahren haben: Mich haben sie darzustellen als einen eingebildeten Narren, der sich unter der Maske der Freundschaft von Schopenhauer habe gebrauchen lassen, um — Reclame für ihn zu treiben; — zugleich aber, von diesem Gesichtspunkt aus, Alles was Schopenhauer selbst sagt zu verdächtigen und was ich über ihn sage, als auf persönlichem, kleinlichem Interesse beruhend, daher als nichtssagend und gar nicht erst des Beachtens, geschweige denn des Durchdenkens werth, bei Seite zu werfen. Probatum est.

VII.

So viel von der Persönlichkeit Schopenhauer's. Die Beschaffenheit seines natürlichen Wesens, seines Charakters, wird dadurch hoffentlich einige Erläuterungen erfahren haben. Auch wird es nun leichter sein, den Zusammenhang zwischen ihm und seiner Philosophie zu überschauen, leichter einzusehen, dass seine Ethik und sein Leben durchaus nicht zwei toto coelo auseinander liegende Dinge gewesen sind. Der Irrthum in dieser Beziehung besteht stets darin, dass die Gegner mit der absoluten Askese, mit der vollständigen Verneinung des Willens zum Leben anfangen; dass sie sich stellen als hätte Schopenhauer diese von irgend Jemandem verlangt, um ihm dann vorwerfen zu können: er habe selber das gerade Gegentheil davon gethan.

Nun aber stellt Schopenhauer jene wirkliche Verneinung dar als ein Werk, nicht der Reflexion, sondern einer, durch keinem reflectirten Willen zu erreichenden, intuitiven Anschauung; — als ein Werk der Gnade in dem tiefen Sinne des unverfälschten, unverwässerten Christenthums; — was er dagegen verlangt ist: Wahrheit und Gerechtigkeit, Correctur des unveränderlich bleibenden natürlichen Charakters durch bessere Einsicht. — Wobei aber überdies stets festzuhalten ist, dass er streng genommen niemals ein »Soll« ausspricht, da solches nicht Sache des Philosophen sei, sondern dieser nur mit dem »was ist« sich zu beschäftigen habe. In dieser Beziehung erinnre ich nur an die tiefsinnige Auseinandersetzung Bd. I. S. 452. ff. der Welt a. W. u. V. 3. Aufl., wo er u. A. sagt:

»Intuitiv, oder in concreto ist sich eigentlich jeder Mensch aller philosophischen Wahrheiten bewusst: sie aber in sein abstraktes Wissen, in die Reflexion zu bringen, ist das Geschäft des Philosophen, der weiter nichts soll, noch kann.«

„Vielleicht ist also hier zum ersten Male, abstrakt

und rein von allem Mythischen, das innere Wesen der Heiligkeit, Selbstverleugnung, Ertödtung des Eigenwillens, Askesis, ausgesprochen als Verneinung des Willens zum Leben, eintretend, nachdem ihm die vollendete Erkenntniss seines eigenen Wesens zur Quietiv des Willens geworden ist. — — Ein Heiliger kann voll des absurdesten Aberglaubens seyn, oder er kann umgekehrt ein Philosoph seyn: Beides gilt gleich. Sein Thun allein bekundet ihn als Heiligen: denn es geht, in moralischer Hinsicht, nicht aus der abstrakten, sondern aus der intuitiv aufgefassten, unmittelbaren Erkenntniss der Welt und ihres Wesens hervor, und wird von ihm nur zur Befriedigung seiner Vernunft durch irgend ein Dogma ausgelegt. Es ist daher so wenig nöthig, dass der Heilige ein Philosoph, als dass der Philosoph ein Heiliger sei: so wie es nicht nöthig ist, dass ein vollkommen schöner Mensch ein grosser Bildhauer, oder dass ein grosser Bildhauer auch selbst ein schöner Mensch sei. Ueberhaupt ist es eine seltsame Forderung an einen Moralisten, dass er keine andere Tugend empfehlen soll, als die er selbst besitzt. Das ganze Wesen der Welt abstrakt, allgemein und deutlich in Begriffen zu wiederholen, und es so als reflektirtes Abbild in bleibenden und stets bereit liegenden Begriffen der Vernunft niederzulegen: dieses und nichts anderes ist Philosophie."

In diesem Sinne giebt Schopenhauer eine Darstellung der Askesis, der keine ähnliche an die Seite zu stellen ist. Zugleich sucht er den Rückgang des individuellen Willens aus der Welt, das wirkliche Abscheiden aus derselben zu ergründen; und wie dieser individuelle Wille nothwendiger Weise egoistisch sei, so gilt ihm das Aufheben desselben für die wahrhafte Erlösung daraus. Unter allen Umständen wird man zugeben müssen, dass er allein der Askese gerecht geworden ist; eine andere Frage ist die: ob er nicht dieselbe in einseitiger Consequenz zu hoch gestellt habe. Es wäre nicht schwer nachzuweisen, dass der Uebergang vermöge dessen Schopenhauer von dem durchdringenden Mitleid, zur völligen Verneinung des Le-

bens geht, ein gewaltsamer ist. Vielmehr wäre in Bezug auf jenes lebendige Aufgeben des Eigenwillens, als die alleinige Consequenz desselben, ein durchweg guter Wille, ein durchgreifendes Bestreben Andre aus den Banden des individuellen Elendes zu lösen, zu erhärten. Dieses ist der Kampf den auch der Beste fortwährend zu führen hat: Selbstüberwindung für Andere, und zwar für das Heil derselben. Zugleich liegt hier der Punkt wo die Lehre von der Freiheit und Nothwendigkeit des Willens an sich, wie der einzelnen Willensacte, eine etwas veränderte Deutung und Anwendung zu erfahren hätte. Der sittliche Sieg über sich selbst ist das Freimachende, ist die Rückkehr zur Freiheit, weil in jedem solchen Acte das principium individuationis überwunden wird. Und dass dies wahr sei, hat Schopenhauer selber durch sein Leben bestätigt. Die Askese in ihrer Einseitigkeit blieb ihm fremd, nicht aber die Entsagung und Selbstüberwindung die dazu gehörten, die Werke zu schreiben die er geschrieben hat. Was edler, was besser gewesen sei, wird wohl nur von wissenschaftlichen Theologen in Zweifel gezogen werden.

Von den Theologen? Gewiss; denn keiner hat gleich Schopenhauer ihnen so jeden Boden, jegliche Lebenskraft entzogen. So unverfänglich der Satz klingt: die Philosophie ist Kosmologie, nicht Theologie, so verderblich wird derselbe doch für die letztere. Kant's Untersuchung des Erkenntnissvermögens aufnehmend, gelangt Schopenhauer, indem er das Ding an sich als Wille, das Wesen, den Kern der Welt als moralisch auslegt und erläutert, dazu: den Einzelnen auf seine eignen Füsse zu stellen; statt der Theologie, statt himmlischer und höllischer Transscendenz, erscheint die Aseität: damit verschwindet die phantastische Mythenwelt, mit ihren Widersprüchen und ihrem dogmatischen Schein; was der Mensch ist, das ist er durch sich selber, und in ihm selber liegt der Fluch wie das Heil.

Zugleich aber hat Schopenhauer selbst in seinen Werken nachgewiesen, wie diese Weltanschauung, — bestimmt bei dem unleugbaren, offenkundigen Verfall der Religion,

an Stelle derselben zu treten und die Welt vor dem Versinken in gedankenlosen Materialismus und trügerischen Optimismus zu wahren, — übereinstimmt mit dem wesentlichen Inhalte aller tiefern Religionen, mit den symbolischen Aussprüchen der tiefsinnigsten Mystiker, mit den Lehren der ernstesten Philosophen. In diesem Sinne ist seine Philosophie Pessimismus, in keinem andern. Die Einwendungen dagegen sind durchweg theils missverständlich, theils aus dem heuchlerischen Bestreben hervorgegangen: das nicht öffentlich zuzugeben, was jeder sich heimlich eingestehen muss. Aber er will es nicht eingestehen, weil er sich selbst dadurch verurtheilen müsste. Denn Schopenhauer hat nichts Neues willkührlich erfunden; er hat nur viel schärfer, weit eingehender das ausgesprochen, was von Anbeginn an ein öffentliches Geheimniss gewesen ist.

Darum aber gleicht auch seine Philosophie in dieser Hinsicht einer bitteren Medicin, und darum steht sie im entschiedensten Gegensatze zu den Philosophemen der Gleichzeitigen. Theoretisch genommen aber beruht dieser Gegensatz darauf, dass Schopenhauer, statt vom *νους*, vom Geist, vom Intellect auszugehen, den an sich dunkeln, grundlosen Willen, als die Basis des Lebens erkannte. Dass er hierbei das Wort „Wille“ in einer neuen Bedeutung für einen durchaus neuen Begriff nahm, ist ihm vielfach vorgeworfen worden. Aber diese Umprägung des alten Wortes hat einen durchaus gerechtfertigten Sinn, und im Uebrigen ist Schopenhauer's Sprache die vollendetste die seit Plato bei irgend einem Philosophen anzutreffen ist. Ihm dünkte es nicht Philosophie zu sein, wenn man Abstractionen mit Abstractionen begattend, willkührliche Begriffs- und Sprachmonstra erzeugt.

Die unmittelbare Anschauung war der reine, ursprüngliche Quell zu dem er zurückging; die allseitige, unbefangene Erfahrung, aufgefasst mit der unverbrüchlichen Absicht stets die Wahrheit zu sagen.

Daher rührt die Sonnenhelle seiner Betrachtungen, daher der ausserordentliche Reichthum seiner Gedanken;

daher gehört Schopenhauer zu den Wenigen die ihre Erkenntniss aus erster Hand nahmen, und deren Schriften eben darum jene Ursprünglichkeit und Naivität zeigen, welche dieselben, gleich den ächten Kunstwerken, einreihen in die Reihe der unvergänglichen Musterbilder und Lehrbücher des Menschengeschlechts.

Dem Allen gegenüber hat es wenig auf sich, dass auch Schopenhauer hier und da geirrt und in der abstracten Construction des „Systems“ nur ein vergängliches Werk geschaffen hat. Die ganze Ideenlehre ist, meiner Ansicht nach unhaltbar, und zwar darum, weil Schopenhauer das Wesen der Phantasie so gut wie gar nicht untersucht hat, dagegen hier in denselben Fehler abstracter Constructionen verfallen ist, den er an Andern mit Recht so bitter tadelte. Wenn man aber nun auftritt, und z. B. die Ideen welche der Wille an sich haben soll mit der völligen Verneinung des Willens zusammenhaltend, meint durch solche auf der Hand liegende Einwürfe, über die Schopenhauersche Philosophie absprechen zu können, so kommt mir das gerade so vor wie ein Todesurtheil in contumaciam, während der angebliche Delinquent wohlauf von dannen gegangen ist. Es ist eine Hinrichtung Schopenhauer's am selbstgemachten Phantom.

Im Allgemeinen aber ist darauf zu achten, dass er sehr häufig einen Gegenstand nur von einer Seite in Betracht zieht; bei einer andern Gelegenheit aber denselben von der andern Seite beleuchtet; daher muss man seine Schriften ganz kennen, um ihn ganz zu verstehen. Ausserdem aber ist wohl zu beachten, wie der Gegenstand behandelt wird: ob in seiner äussern Erscheinung, oder in der Beziehung auf das Ansich der Welt. Am deutlichsten kann man sich darüber belehren, wenn man seine verschiednen Ansichten über die Geschichte darnach in Betracht zieht. Dann wird man z. B. verstehen, wie er ein Mal das Nunc stans betonend, überall und stets dasselbe sieht, und die Bilder der Geschichte mit denen eines Kaleidoskop vergleicht; während er, räumliches und zeitliches

Auseinanderlegen ins Auge fassend, bis zur Andeutung einer Utopia gelangt.

Das Gesammtverhältniss der Schopenhauerschen Anschauungsweise zur gewöhnlichen lässt sich aber vergleichen, mit dem Verhältniss der gewöhnlichen Ansicht vom Aufgang und Niedergange der Sonne, zur wissenschaftlichen, wonach die Erde, wider den Augenschein, sich um die Sonne dreht. Nur mit dem Unterschiede, dass während durch die letztere Erkenntniss, der Mittelpunkt der Welt in unendliche Ferne gerückt erscheint, derselbe durch die erstere in unendliche Nähe, d. h. in uns selbst, verlegt wird. Daher denn auch bei Schopenhauer der Anfang des Lebens vom Individuum aus genommen, und ebenso das Ende desselben d. h. die ethische Erlösung von der Welt, in diesem gefunden wird; nicht aber in Abstractionen vom Staate, vom unendlichen Fortschritte des Menschengeschlechts, von der Entwickelung eines Gottesbewusstseins in der Welt u. dergl. mehr.

Dass dies aber der Fall ist, das verdankt Schopenhauer der unsterblichen Lehre Kant's von der Idealität der Zeit und des Raumes. So breit daher der Boden ist auf dem er steht, so verständlich seine Schriften erscheinen, weil er es überall mit dem unmittelbar Gegebnen zu thun hat, so schwierig ist das vollkommene Verständniss derselben; abgesehen davon, dass er, weit entfernt das *A* und *Ω* der Philosophie geben zu wollen, die Begrenztheit unseres Gesichtskreises nicht nur eingesteht, sondern deutlich nachweist und in den schwierigsten Fragen vielmehr die Probleme erst aufstellt, die noch gelöst werden sollen, als selbst die unbedingte Auflösung derselben geben will.

Daher hat er wohl Recht, wenn er seine Philosophie dem hundertthorigen Theben vergleicht; aber mit demselben Rechte steht über jedem dieser Thore die Inschrift: *μηδεις ακαντιητος εισιτῳ:* und auch so führt er nur einen Schritt weiter in der schwierigen Aufgabe der *γνωσις των οντων ᾗ οντα εστι*, welche schon Aristoteles (Metaph. XIII., 3.) als die des Philosophen bezeichnet.

Zweite Abtheilung.

Arthur Schopenhauer.

Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke.

Von

Julius Frauenstädt.

I. Memorabilien.

1. Meine erste Bekanntschaft mit Schopenhauer.

Im Jahre 1836 hatte ich bereits drei Jahre an der Berliner Universität Theologie und Philosophie studirt, ohne eine Ahndung davon zu haben, dass in Frankfurt am Main ein Philosoph Namens Arthur Schopenhauer existirt, der ein die Kant'sche Philosophie „zu Ende denkendes", höchst originelles System, betitelt: „Die Welt als Wille und Vorstellung«, bereits 1819 aufgestellt. Wie hätte ich auch damals und zu Berlin, wo, obgleich Hegel schon gestorben war, doch die Hegelianer noch stark lebten und von den Kathedern herab die Lehre ihres Meisters mit grossem Eifer verkündigten, etwas davon erfahren sollen! In den besuchtesten philosophischen Collegien konnte man wohl unendlich vom Unendlichen, vom Absoluten, von der Idee u. s. w. reden hören; aber von »Wille und Vorstellung« keine Sylbe. Man konnte wohl prahlen hören, wie das absolute Wissen der Hegelschen Philosophie alle vorangegangenen Systeme in sich „aufgehoben« habe, wie es auch über Kant hinausgegangen sei und ihn „überwunden« habe; aber unter den »aufgehobenen« und „überwundenen« Systemen suchte man das Schopenhauersche vergebens. Der Student erfuhr von demselben keine Sylbe.

Es war daher für mich keine geringe Entdeckung, als ich im besagten Jahre in einem der vielen Bücher, die ich behufs der Lösung einer von der philosophischen Facultät gestellten Preisaufgabe „über das Verhältniss der Psychologie zur Metaphysik" in der Königlichen Bibliothek nachschlug, eines Tages die »Welt als Wille und Vorstellung"

von Arthur Schopenhauer (Leipzig, 1819) als ein idealistisches System erwähnt fand. Es war diese Erwähnung zwar nur eine sehr lakonische, am Schlusse eines längern Artikels über „Idealismus“ in Ersch's und Gruber's Encyklopädie; aber sie war genügend, meine Wissbegierde zu reizen. Der Titel »Welt als Wille und Vorstellung“ klang mir dunkel, mysterieus, und ich war daher nur um so begieriger, dieses mir unbekannt gebliebene System kennen zu lernen. Ich lieh mir sofort das Buch von der Königl. Bibliothek auf vier Wochen nach Hause und war erfreut, es ohne Verzögerung — denn wer hätte damals die »Welt als Wille und Vorstellung“ aus der Königl. Bibliothek entliehen haben sollen — mit noch mehrern andern Büchern nach Hause tragen zu können. Kaum hatte ich einige Seiten in dem vergilbten, auf schmutzig grauem Papier gedruckten Buche gelesen, als ich die andern, weit besser ausgestatteten Bücher liegen liess und mich fortan, Tag und Nacht — wenigstens einen Theil der Nacht — mit dem Studium der „Welt als Wille und Vorstellung“ beschäftigte. War mir der Titel schon dunkel gewesen, und hatte mir mysterieus geklungen, so war mir freilich in dem Buche selbst Manches noch dunkler und klang mir noch mysterieuser. Ja, Vieles erschien mir höcht paradox. Wie hätte es auch damals anders sein können, da ich die von Schopenhauer selbst vorausgesetzte Bekanntschaft mit seiner Abhandlung über „die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ noch nicht gemacht hatte, noch auch die Kant'sche Philosophie aus ihren Urquellen, den Werken Kants selbst, genügend kannte. Aber so viel stand trotzdem schon damals bei mir unzweifelhaft fest, dass die »Welt als Wille und Vorstellung“ denn doch eine Philosophie höherer Art sei, als die Hegelsche, und dass man aus zehn Seiten von Schopenhauer mehr lernen könne, als aus zehn Bänden von Hegel.

Von nun an erwachte auch lebhaft in mir der Wunsch, den Urheber der »Welt als Wille und Vorstellung“ persönlich kennen zu lernen, mich von ihm in sein System

einweihen zu lassen und ihm meine Bedenken dagegen vortragen zu dürfen. Ich dachte es mir immer als ein grosses Glück und einen hohen Genuss, mit einem solchen grossen Geiste von Angesicht zu Angesicht philosophiren zu können. Dieses Glück und dieser Genuss wurde mir denn auch zehn Jahre später zu Theil. Denn wie so mancher Jugendwunsch die Garantie seiner Erfüllung providentiell in sich trägt, so war es auch mit diesem meinem Jugendwunsch.

Doch ehe ich nun Näheres von meiner ersten persönlichen Bekanntschaft mit Schopenhauer erzähle, muss ich zuvor noch berichten, dass ich ihm schon lange vor meinem ersten Besuche in Frankfurt a. M. als einer der Wenigen bekannt war, die das „tückische Schweigen“ über ihn durchbrochen und seinen Werth der Welt laut verkündigt hatten. Ich hatte nämlich schon 1840 in meinen „Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie“ ihm eine Seite gewidmet, hatte das Unrecht gerügt, dass man ihn in der Geschichte der neuesten Philosophie übergeht, und eine Stelle aus der „Welt als Wille und Vorstellung“ citirt. Sodann, als Mitarbeiter der damals Lärm machenden, vielgelesenen „Hallischen Jahrbücher“ von Ruge und Echtermeyer, hatte ich in diesen wiederholt die Aufmerksamkeit auf Schopenhauer hingelenkt und unter andern in einem Artikel „zur Kenntniss und Kritik der Krause-schen Philosophie“ (1841 Nr. 153.) gesagt: „Ja, dies ist das Loos der stillen, uneigennützigen Wahrheitsforscher, die rein in die Sache vertieft, sich nicht an die niedrigen Bedürfnisse des Publikums kehren; sie werden von der Mitwelt ignorirt. Ist es nicht eben so dem genialen, tiefsinnigen S c h o p e n h a u e r ergangen, dessen Philosophie so manchem Kathederphilosophen ein Licht anzünden könnte, vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müsste? und hat diesen nicht noch jüngst R o s e n k r a n z in seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie viel zu geringschätzig behandelt?“

Schopenhauer, der sich nicht leicht eine Zeile entgehen liess, die über ihn gedruckt wurde — er durch-

stöberte stets fleissig die Novitäten der Litteratur, um zu sehn, wo und was über ihn geschrieben würde; und was er selbst nicht fand, liess er sich von seinen Freunden zutragen — Schopenhauer hatte das von mir über ihn Gesagte schon lange gelesen, ehe ich ihn das erste Mal „an der schönen Aussicht“ in Frankfurt a. M. aufsuchte, und ich war daher bei ihm schon gut angeschrieben, als ich eines Morgens im heissen Monat Juli 1846 bei ihm eintrat, als Einer, der schon für ihn eingetreten war.

Ich reiste damals, vor Kurzem erst aus Russland zurückgekehrt, mit der Familie des Fürsten Ludwig zu Sayn Wittgenstein Berleburg, in der ich Hauslehrer war, über Frankfurt und Wiesbaden nach Schwalbach. Da ich nur einen Tag Zeit hatte, mich in Frankfurt aufzuhalten, so wollte ich mir diesen möglichst zu Nutze machen und ging daher schon Vormittags, gegen 11 Uhr zu Schopenhauer. Als ich auf dem Hausflur zu ebener Erde vor der Stubenthür des Philosophen stand, war ich in grosser Spannung, versprach mir aber, gestützt auf meine Verdienste um seine Philosophie, einen guten Empfang und klopfte daher dreist an. Sofort schlug drinnen ein Hund laut an, und ein kräftiges Herein ertönte. Als ich eintrat, lag der Philosoph, bekleidet mit einem leichten grauen Hausrock auf dem Sopha, der Thür gegenüber, mit einem Buche in der Hand, sprang jedoch sogleich auf und bewillkommnete mich herzlich. Er bedauerte, dass ein von ihm bald nach Erscheinen der zweiten Auflage der »Welt als Wille und Vorstellung“ (1844) an mich nach Berlin gesandtes Freiexemplar derselben auf Velinpapier mich daselbst nicht angetroffen hatte und an ihn zurückgegangen war. (Ich befand mich nämlich damals in Russland.) Er holte jetzt dieses Exemplar herbei und überreichte es mir als Einem, der ein solches wohl verdient.

Obwohl Schopenhauer in der Regel um diese Stunde keine Besuche anzunehmen pflegte, da es seine Arbeitszeit war, so machte er doch mit einem Gaste meiner Art eine Ausnahme, liess mich neben sich auf das Sopha setzen und plauderte mit mir weit über eine Stunde. Lesern, die

nun etwa hier, ehe ich erzähle, worüber damals der Philosoph mit mir gesprochen, eine genaue, steckbriefliche Personalbeschreibung desselben vom Kopfe bis auf die Schuhe und Strümpfe, wie bei Schilderungen erster Begegnung mit einem grossen Manne üblich ist, von mir erwarten, muss ich bedauern, damit nicht aufwarten zu können. Erstens hat mir eine solche Personalbeschreibung noch nie gelingen wollen; zweitens glaube ich auch, dass sie überhaupt nicht gelingen kann, weil sie doch nur in allgemeinen, abstrakten Begriffen wiederzugeben vermag, was eigentlich gesehen werden muss; drittens aber auch war es mir damals, bei meinem ersten Besuche Schopenhauers, viel zu sehr um den Geist des Philosophen zu thun, als dass ich meine Aufmerksamkeit auf sein Leibliches hätte richten sollen. Mir lag viel zu sehr die Sache, die Philosophie, am Herzen, als dass ich viel auf die Person des Philosophen hätte achten sollen. Jedoch verfehlte diese ihren Eindruck nicht auf mich, und diesen kann ich allerdings hier beschreiben.

Die persönliche Erscheinung Schopenhauers war mir bei meiner ersten Bekanntschaft mit ihm weniger paradox, als seine Philosophie es gewesen war; denn nach dem Studium dieser erwartete ich schon eine ungewöhnliche Erscheinung, und diese trat mir hier auch, namentlich was den Kopf betrifft, entgegen. Schopenhauers Löwenhaupt liess auf den ersten Blick den gewaltigen Ueberschuss des Intellekts über das zum Dienste des Willens erforderliche Maass erkennen. Die Riesenarbeit, die dieser Kopf vollzogen, hatte ihre Spuren in denselben eingegraben. Schopenhauer, damals erst 58 Jahr alt, hatte doch schon weisses Haupt- und Barthaar. Aber, während das Haar schon den Greis ankündigte, war im Blick, im Mienenspiel, in den Gesten und in der Rede noch das Feuer eines Jünglings. Schopenhauers Gesichtszüge verriethen, namentlich durch einen sarkastischen Zug um den Mund, auf den ersten Blick den „misanthropischen Weisen“, und als solchen hätte ich ihn sofort erkannt, wenn ich ihn, ohne ihn vorher zu kennen, auf der Strasse getroffen hätte.

In keinem Falle hätte mir mit Schopenhauer begegnen können, was mir fünf Jahre früher mit Schelling in Berlin begegnet war. Als dieser nämlich 1841 nach Berlin gekommen war, um seine pomphaft angekündigte „Philosophie der Offenbahrung" als eine ganz neue unerhörte Philosophie, die „das menschliche Bewusstsein über seine gegenwärtigen Gränzen erweitern" und der Philosophie „eine Burg, in der sie von nun an sicher wohnen kann", gründen sollte, zu lehren, war ich sehr begierig, diese vielverheissende Philosophie, über die schon mancherlei Gerüchte durch die Zeitungen gegangen waren, näher in Augenschein zu nehmen. Ich liess mich's einen Friedrichsd'or kosten und ging, nachdem ich diesen auf der Quästur erlegt hatte, in die Wohnung des Geheimen Rathes Schelling in der Leipziger Strasse, um mich ihm persönlich vorzustellen und bei ihm zu inscribiren. Als ich in den grossen leeren Empfangssaal eingelassen war, öffnete sich die gegenüber gelegene Thüre, und eintrat ein mittelgrosser, korpulenter Alter in langem braunem Ueberrock, den ich für eine Art alten Famulus des Philosophen hielt, und deshalb fragte, ob ich nicht den Geheimen Rath Schelling sprechen könnte. „Ich bin es selbst" war die Antwort, und nun war ich freilich enttäuscht, kann aber noch jetzt nicht glauben, dass meine mangelhafte Physiognomik allein daran Schuld war. Schopenhauern scheint es ähnlich mit Hegel gegangen zu sein; denn er schreibt ihm in dem Kapitel „zur Physiognomik", im zweiten Bande der Parerga, eine „Bierwirthsphysiognomie" zu. Und noch vielen Andern mag es mit berühmten Grössen ähnlich gegangen sein; denn man hat leider nur zu oft zu bemerken Gelegenheit, dass aus deren Physiognomie etwas ganz Anderes spricht, als Geist, oder wenigstens ein anderer Geist, als der erwartete.

Bei Schopenhauer nun war dieses, wie gesagt, nicht der Fall. Er hatte in seiner Physiognomie etwas von jener „augenfälligen Familienähnlichkeit aller Hochbegabten", die er selbst in dem herrlichen Capitel über das Genie, im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vor-

stellung", so schön beschreibt, als solche, die ihren hohen Stirnen und ihrem klaren schauenden Blick, als welche dem Dienste des Willens und seiner Noth nicht unterthan sind, jenen Anstrich grosser, gleichsam überirdischer Heiterkeit giebt, welcher zu Zeiten durchbricht und sehr wohl mit der Melancholie der übrigen Gesichtszüge, besonders des Mundes, zusammenbesteht, in dieser Beziehung aber treffend bezeichnet werden kann durch das Motto des Jordanus Brunus: In tristitia hilaris, in hilaritate tristis."

Auch hatte Schopenhauer in seinem ganzen Wesen und Benehmen viel von jener Kindlichkeit, jener köstlichen Naivetät und erhabenen Einfalt des Genies, die er ebenfalls in dem besagten Capitel so treffend schildert und auch Goethen und Mozart nachrühmt. In Riemer's Mittheilungen über Goethe wird erwähnt, dass Herder und Andere Goethen tadelnd nachgesagt, er sei ewig ein grosses Kind. „Gewiss", sagt Schopenhauer, der Goethen sehr nahe in Weimar kennen gelernt, »haben sie es mit Recht gesagt, nur nicht mit Recht getadelt. Auch von Mozart hat es geheissen, er sei Zeitlebens ein Kind geblieben .... Jedes Genie ist schon darum ein grosses Kind, weil es in die Welt hineinschaut als in ein Fremdes, ein Schauspiel, daher mit rein objektivem Interesse. Demgemäss hat es, so wenig wie das Kind, jene trockene Ernsthaftigkeit der Gewöhnlichen, als welche, keines andern als des subjektiven Interesses fähig, in den Dingen immer bloss Motive ihres Thuns sehen. Wer nicht Zeitlebens gewissermaassen ein grosses Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt seyn; nur nimmermehr ein Genie.«

Nun, Schopenhauer war auch zeitlebens gewissermaassen ein grosses Kind. Seine Naivetät, die dem Umgang mit ihm alles Steife und Gezwungene benahm, enthüllte sich mir nicht nur schon bei meinem ersten Besuche, sondern auch später, als ich länger und intimer mit ihm verkehrte, noch öfter, und in seinen Briefen bricht

sie oft auf eine Weise durch, die denselben einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Freilich gab Schopenhauer dadurch auch seine Schwächen schneller zu erkennen, als Andere, die ihren eigentlichen Menschen unter einer wohlgewählten Maske zu verbergen wissen; aber dafür hatte man auch bei Schopenhauer das wohlthuende Gefühl, sich einem offenen, ehrlichen, wahrheitsliebenden Charakter gegenüber zu befinden. Jene Verstellung und jenes künstliche, berechnete Benehmen, das man so oft bei den Klugen dieser Welt antrifft, und das so erkältend wirkt, weil man die Absicht merkt, ferner jene steife Würde und Grandezza, mit der uns so oft die Zunftgelehrten begegnen, waren dem Weisen von Frankfurt fremd. Er gab sich Dem, mit dem er sich überhaupt einliess, ganz wie er war; mit Denen aber, die er in Verdacht hatte, nur aus Neugier, aus Klatschsucht, überhaupt aus persönlichen Motiven sich an ihn zu drängen, liess er sich gar nicht ein. Und wie er selbst unverstellt und unaffektirt war, so liebte er auch diese Eigenschaft an Anderen. Was mir, sagte er einst, den Umgang mit meinem Hunde so erfreulich macht — und hiebei streichelte er ihn und sah ihm freundlich ins Auge — ist die Durchsichtigkeit seines Wesens. Mein Hund ist durchsichtig wie ein Glas. Und hieran knüpfte er gleich, als ein ächter Philosoph, der jeder Erscheinung auf den Grund geht und jeden besondern Fall unter ein allgemeines Gesetz bringt und aus ihm ableitet, seine Theorie von dem Unterschiede zwischen M e n s c h und T h i e r, dass nämlich das Thier nur durch a n s c h a u l i c h e Motive in Bewegung gesetzt wird und daher vom g e g e n w ä r t i g e n Eindruck abhängig bleibt, während beim Menschen, in Folge der V e r n u n f t, die Fähigkeit für nichtanschauliche, abstrakte Motive und damit die Unabhängigkeit von der Gegenwart, damit aber auch das Vermögen der Reflexion und der V e r s t e l l u n g eingetreten sei.

Ich stimmte ihm bei, dass die Gabe der V e r s t e l l u n g, die der Mensch vor dem Thiere voraus hat — obwohl er sie eigentlich nur in höherm Grade hat, da es

ja auch Thiere giebt, die sich verstellen; z. B. die bei Annäherung des Feindes sich todtstellenden Thiere — den Umgang mit Menschen allerdings oft erkälte und ihn ungemüthlicher mache, als den mit Thieren; besonders seien mir die affektirten Menschen, die sich Mühe gäben, etwas zu scheinen, was sie nicht sind, zuwider. Bei dem Worte affektirt citirte mir Schopenhauer, der es liebte, allgemeine Wahrheiten durch Sprüchwörter zu belegen, und hierin den spanischen den Vorzug gab, sogleich ein spanisches Sprüchwort: »Herradura que chacolotea clavo le falta« und verdeutschte es mir: „Wenn ein Hufeisen klappert, so fehlt ein Nagel darin.« Erläuternd fügte er hinzu: Wer mit seiner Geburt, seinem Range, Reichthum, oder seiner Gelehrsamkeit prahlt, bei dem ist es damit in irgend etwas nicht richtig bestellt. Denn der wirklich Adelige, der wirklich Reiche u. s. w. denkt gar nicht daran, es scheinen zu wollen. Da ich später diesen Gedanken, so wie auch das zu seinem Belege citirte spanische Sprüchwort, im ersten Bande der Parerga und Paralipomena (S. 431., 2. Aufl. I. 485.) wiederfand, und überhaupt vieles von Schopenhauer mir mündlich Gesagte in den erst später erschienenen Parergis wiederkehrte; so ersah ich daraus, dass Schopenhauer, — was er sonst nicht zu thun pflegte, da er Furcht hatte, bestohlen zu werden, — mir manche seiner Gedanken schon, ehe sie im Druck erschienen waren, mitgetheilt hatte. Es war dies ein Zeichen seines grossen Vertrauens zu mir. Von mir war er überzeugt, dass ich nicht zu ihm käme, um ihn persönlich auszuspioniren und mich gleich hinzusetzen und seine Worte drucken zu lassen, wie so manche andere Besucher gethan; sondern um der Sache, um seiner Philosophie willen.

Doch nun zurück zu meinem ersten Frühbesuch bei ihm, im Monat Juli 1846. Schopenhauer war damals, obgleich die zweite Auflage der »Welt als Wille und Vorstellung«, um einen ganzen reichen Band »Ergänzungen«, voll der gediegensten Gedanken, vermehrt, schon seit 1844 vorlag, so gut wie noch gar nicht ins Publikum einge-

drungen, und seine Erbitterung über die noch immer gegen ihn geübte »Taktik des Ignorirens und Sekretirens« machte sich daher mir gegenüber Luft; wie er denn überhaupt immer wieder auf das Schicksal seiner Philosophie zu sprechen kam. Träten nicht, sagte er, Sie und Dorguth für mich ein, das Publikum erführe fast nichts von mir. Sie gereichen mir zu grossem Troste. Dorguths „Trompete“ hielt aber Schopenhauer — so wenigstens schrieb er mir später in einem seiner Briefe — nicht für so weitreichend als meine »Posaune.« Der verstorbene Geheime Justizrath F. Dorguth zu Magdeburg war, nächst mir, einer der frühesten Verkündiger des Schopenhauerschen Werthes und korrespondirte auch fleissig mit Schopenhauer. Von ihm rührt der auf Schopenhauer angewendete Ausdruck »der Kaspar Hauser der Philosophie-Professoren« her. 1843 erschien von Dorguth: „Die falsche Wurzel des Idealrealismus, ein Sendschreiben an Karl Rosenkranz“, worin er Schopenhauer den »ersten realen systematischen Denker in der ganzen Litteraturgeschichte« nannte. Eigens der Schopenhauerschen Philosophie gewidmet war die 1845 erschienene Schrift Dorguths: »Schopenhauer in seiner Wahrheit, mit einem Anhange über das abstrakte Recht und die Dialektik des ethischen und des Rechtsbegriffs.« In der Schrift: »Die Welt als Einheit, ein philosophisches Lehrgedicht mit Rückblick auf Alexander v. Humboldt's Kosmos« (1848) brachte Droguth unter der Ueberschrift: „Wille, das Wesen des kosmischen Eins“, die Schopenhauersche Philosophie in Verse. — Uebrigens, so sehr Dorguth auch die Schopenhauersche Philosophie pries, so machte er doch in mehreren Punkten, namentlich im Punkte des Pessimismus, gegen sie Opposition. In Schopenhauer's Briefen an mich ist von Dorguth öfter die Rede.

Nachdem Schopenhauer nun aber seinem Grimm über die Philosophieprofessoren Luft gegen mich gemacht hatte, ging er im Gespräch zu einem andern, ihm damals mehr am Herzen liegenden sachlichen Thema über, wie ihm denn überhaupt die Sache immer mehr am Herzen lag,

als das Schicksal seiner Person. Er knüpfte nämlich wieder an das bei meinem Eintritt weggelegte Buch an und sagte: Sie ahnden gewiss nicht, in welchem Buche ich da gelesen habe. Es ist dies eines der ältesten Traumbücher, das Oneirokritikon des Artemidoros; ich mache nämlich schon seit zwei Jahren Studien über Somnambulismus, Geistersehn und die damit verwandten Erscheinungen, Behufs einer metaphysischen Erklärung derselben. Diese wird zwar nur einige Bogen im Druck einnehmen; aber um diese wenige Bogen schreiben zu können, musste ich doch zuvor das ganze weite Gebiet dieser Erscheinungen durchwandern und die ältere und neuere Litteratur über dieselben durchnehmen. Ueberhaupt, fuhr er fort, sieht man es meinen, oft nur wenige Seiten einnehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwierigsten metaphysischen Probleme gar nicht an, welche ungeheuere Studien ihnen vorangegangen sind. Aber so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstande genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloss antike griechische Tragödie getrieben, Behufs meiner wenigen Seiten im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ über das Trauerspiel; ein ander Mal habe ich Generalbass getrieben, Behufs meiner Metaphysik der Musik, u. s. w.

Als ich nun aber begierig war, zu vernehmen, wie Schopenhauer die „dem Traume verwandten“ Erscheinungen des Hellsehens und Geistersehens zu erklären gedächte, that er sehr geheimnissvoll. Hier, wo er glaubte, eine neue Entdeckung gemacht und den wahren Schlüssel zur Lösung des Räthsels gefunden zu haben, war Schopenhauer auch gegen mich zurückhaltend in seinen Mittheilungen, wollte auch mir seine Gedanken nicht verrathen, bevor er sie dem Druck übergeben. Nur so viel liess er mich durchblicken, dass seine Lösung des Problems auf der Kant'schen Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit beruhe. Dagegen war er um so mittheilsamer über wunderbare Fälle aus dem Gebiete

der fatidiken Träume, des zweiten Gesichts und des Geistersehens, erzählte mir auch einige Fälle aus eigener Erfahrung, von seinen Eltern, und einen von der Schauspielerin Jagemann in Weimar. Hiebei hatte ich Gelegenheit Schopenhauer's Erzählertalent zu bewundern. Wie lebendig und anschaulich trat Einem da Alles entgegen! Besonders lebhaft erzählte er mir eine selbsterlebte Geschichte. Er hatte nämlich eines Morgens, statt der Streusandbüchse, sein Tintenfass über einen fast vollendeten wichtigen Brief geschüttet, und dieses Ereigniss hatte seine Magd, die er herbeigerufen, um die Tintenflecke abscheuern zu lassen, die Nacht vorher im Traume gesehen. Zu meiner Ueberraschung fand ich diese von Schopenhauer mir mündlich erzählte Geschichte in seinem mit Papier durchschossenen Exemplare zur zweiten Auflage der Parerga wieder und habe sie von da an der von ihm bezeichneten Stelle in die jüngst von mir besorgte zweite Auflage der Parerga aufgenommen. Schopenhauer spricht nämlich daselbst in dem „Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt" (Bd. I., S. 269.) davon, dass nicht bloss äussere Unfälle, wie Feuersbrünste, Pulverexplosionen, Schiffbrüche, besonders aber Todesfälle, bisweilen durch Träume angekündigt, sondern mitunter auch andere, ziemlich geringfügige Begebenheiten von einigen Menschen haarklein vorhergeträumt würden, wovon er selbst, durch eine unzweideutige Erfahrung, sich überzeugt hätte. Alsdann fährt er fort: „Ich will diese hersetzen, da sie zugleich die strenge Nothwendigkeit alles Geschehenden, selbst des allerzufälligsten, in das hellste Licht stellt. An einem Morgen schrieb ich mit grossem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen, englischen Geschäftsbrief: als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich, statt des Streusands, das Tintefass und goss es über den Brief aus: vom Pult floss die Tinte auf den Fussboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fussboden, damit die Flecke nicht eindrängen. Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: „mir hat diese

Nacht geträumt, dass ich hier Tintenflecke aus dem Fussboden ausriebe.« Worauf ich: »Das ist nicht wahr.“ Sie wiederum: »Es ist wahr, und habe ich es, nach dem Erwachen, der andern, mit mir zusammenschlafenden Magd erzählt.“ — Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa 17 Jahr alt, herein, die scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: „was hat der da diese Nacht geträumt?« — Antwort: »Das weiss ich nicht.“ — Ich wiederum: »Doch! sie hat es Dir ja beim Erwachen erzählt.« — Die junge Magd: »Ach ja, ihr hatte geträumt, dass sie hier Tintenflecke aus dem Fussboden reiben würde.« — »Diese Geschichte, fügt Schopenhauer hinzu, welche, da ich mich für die genaue Wahrheit derselben verbürge, die theorematischen Träume ausser Zweifel setzt, ist nicht minder dadurch merkwürdig, dass das Vorhergeträumte die Wirkung einer Handlung war, die man unwillkürlich nennen könnte, sofern ich sie ganz und gar gegen meine Absicht vollzog, und sie von einem ganz kleinen Fehlgriff meiner Hand abhing: dennoch war diese Handlung so strenge nothwendig und unausbleiblich vorher bestimmt, dass ihre Wirkung mehrere Stunden vorher, als Traum im Bewusstseyn eines Andern dastand. Hier sieht man aufs Deutlichste die Wahrheit meines Satzes: Alles was geschieht, geschieht nothwendig.«

Ausser solchen selbsterlebten Geschichten zitirte mir Schopenhauer damals auch einige aus Justinus Kerners »Seherin von Prevorst.« (Später traf ich ihn einmal über einem Bande von Justinus Kerners »Magikon« und ein anderes Mal wieder bei einem Buche über Sympathie und sympathetische Kuren von Most.) Schopenhauer sprach sich bei dieser Gelegenheit über Justinus Kerner aus. So geneigt er im Allgemeinen auch war, die Wahrheit des von diesem Erzählten zu glauben, so tadelte er doch scharf das unkritische Verfahren und die Leichtgläubigkeit, mit der Justinus Kerner zu Werke gegangen, sprach von dessen „dummen Katechismusglauben« und wollte die objektiven Visionen der Hellseherinnen wohl unterschieden wissen von Dem, was sie aus ihrem subjektiven dogma-

tischen Glauben und gemäss ihrer Bildungsstufe jedesmal zur Erklärung und Auslegung derselben hinzuthun. Auch diese Aeusserungen Schopenhauers fand ich später in den Parergis in dem „Versuch über das Geistersehn“ als alte Bekannte wieder, wo Schopenhauer die Geistergespräche der Seherin von Prevorst als das Werk ihrer eigenen Einbildungskraft bezeichnet, ähnlich wie auch im Traume die eigene Persönlichkeit sich dramatisch in verschiedene spalte und ganze Dialoge aufführe. Dieser Art seien die Geistergespräche der Seherin von Prevorst, „und findet diese Erklärung eine starke Bestätigung an der unaussprechlichen Abgeschmacktheit des Textes jener Dialoge und Dramen, welche allein dem Vorstellungskreise eines unwissenden Gebirgsmädchens und der ihr beigebrachten Volksmetaphysik entsprechen, und welchen eine objektive Realität unterzulegen, nur unter Voraussetzung einer so gränzenlos absurden, ja empörend dummen Weltordnung möglich ist, dass man ihr anzugehören sich schämen müsste. Hätte der so befangene und leichtgläubige Justinus Kerner nicht im Stillen doch eine leise Ahndung von dem hier angegebenen Ursprunge jener Geisterunterredungen gehabt; so würde er nicht, mit so unverantwortlicher Leichtfertigkeit, überall und jedes Mal unterlassen haben, den von den Geistern angezeigten, materiellen Gegenständen, z. B. Schreibzeugen in Kirchenkellern, goldenen Ketten in Burggewölben, begrabenen Kindern in Pferdeställen, mit allem Ernst und Eifer nachzusuchen, statt sich durch die leichtesten Hindernisse davon abhalten zu lassen. Denn das hätte Licht auf die Sache geworfen.“

So sehr nun aber auch diese und derartige Aeusserungen, die Schopenhauer bei meinem ersten Besuche, damals mit dem „Versuch über das Geistersehn“ schwanger gehend, machte, mich interessirten; so brannte ich doch noch mehr vor Ungeduld, ihm einige meiner Einwendungen gegen sein System, einige Zweifel und Skrupel gegen seine „Welt als Wille und Vorstellung“, vortragen zu dürfen, und wollte eine eben eingetretene Pause im Gespräch dazu benutzen, als der Philosoph vom Sopha

aufsprang und erklärte, dazu habe er jetzt nicht mehr Zeit; wenn ich aber Nachmittag gegen 4 Uhr wiederkommen wollte, so wolle er hören, was ich vorzubringen hätte. Ich empfahl mich demgemäss, um Nachmittag wiederzukommen. Vorläufig war ich von diesem ersten weit über eine Stunde währenden Sehen und Hören des Philosophen sehr befriedigt und trug das Gefühl davon: Hier lebt in jedem Wort und in jeder Miene ein urschöpferischer, selbstdenkender Geist, dessen Urtheile nicht anderswoher zusammengelesen, sondern auf eigenem, fruchtbaren Boden gewachsen sind, mit einem Wort ein „Selbstdenker." Ich fand in Schopenhauer jene Entschiedenheit und Bestimmtheit, ferner jene „Reichsunmittelbarkeit" des Geistes, die er selbst (Parerga und Paralipomena, 2. Aufl. Bd. II., §. 271. und 272.) als das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges angiebt. Daher entsprang auch der Nachdruck und die Ueberzeugung, mit der er sprach, und die nie ihren Eindruck auf den Hörer verfehlte.

Gegen 4 Uhr Nachmittags stellte ich mich, wie verabredet war, wieder bei dem Philosophen ein. Wir plauderten erst eine Weile auf dem Sopha neben einander über gleichgültige Gegenstände, dann aber schlug er mir vor, mit ihm einen Spaziergang ins Freie zu machen. Er war dazu schon bereit im Frack und weisser Halsbinde. Da ich seinen Vorschlag freudig annahm, so brachen wir sogleich auf. Atma — mit diesem Namen, welcher „Weltseele" bedeutet, hatte Schopenhauer seinen damaligen schönen weissen Pudel getauft – begleitete uns und sprang lustig voran. Innerhalb der Stadt ging Schopenhauer sehr schnell und sah Niemanden an, als wollte er nur rasch die Stadt und die Menschen hinter sich haben. Als wir noch nicht weit von Hause weg waren, kam es vor, dass Einer der uns Entgegenkommenden, statt rechts auszuweichen, links auswich. Da wurde Schopenhauer grimmig und sagte so laut, dass es der Andere zum Theil noch hören konnte: „Dass doch die Klötze nicht rechts ausweichen wollen! Jeder Engländer hält sich stets rechts." Diese

mir in Erinnerung gebliebene Aeusserung Schopenhauers hatte ich aus seinem Handexemplar der Parerga in die zweite Auflage derselben, jedoch in einem andern Zusammenhange, aufzunehmen. Dort (2. Aufl. Band II., S. 568.), in dem Capitel über „Schriftstellerei und Stil", wo er über die Sprachverhunzung der Deutschen bittere Klage führt, sagt nämlich Schopenhauer: „Das macht, dem Deutschen sind, in allen Dingen, Ordnung, Regel und Gesetz verhasst: er liebt sich die individuelle Willkür und das eigene Kaprice, mit etwas abgeschmackter Billigkeit, nach eigener scharfer Urtheilskraft, versetzt. Daher zweifle ich, ob jemals die Deutschen lernen werden, sich, wie jeder Britte in den drei vereinigten Königreichen und allen Kolonien unverbrüchlich thut, auf Strassen, Wegen und Stegen allemal rechts zu halten; -- so sehr gross und augenfällig auch der Vortheil davon wäre."

Auch die Schwerfälligkeit des Ganges mancher der uns Begegnenden gab Schopenhauer Stoff zur Satire, und allerdings konnte, was Agilität betrifft, nicht leicht Einer sich mit ihm messen. Er ahmte den schwerfälligen Gang der „Klötze" köstlich nach und gab mir dazu eine ziemlich complicirte physiologische Erklärung dieses Phänomens, worin er die Leicht- und Schwerfälligkeit in den Gliederbewegungen aus der Verschiedenheit der geistigen Begabung und, da diese vom Gehirn abhängt, aus der Verschiedenheit des Gehirnes ableitete. Ich behielt mir damals diese Erklärung nicht genau genug, um sie vom blossen Hören wiedergeben zu können, suchte aber nachmals in Schopenhauers Werken, ob er sie nicht schon irgendwo gegeben, und fand zwei hieher gehörige Stellen.

Die eine Stelle (Welt als Wille und Vorstellung, Bd II., Cap. 22 ; 3. Aufl. S. 321.) lautet: „Physiologisch merkwürdig ist, dass das Uebergewicht der Masse des Gehirns über die des Rückenmarks und der Nerven, welches, nach Sömmering's scharfsinniger Entdeckung, den wahren nächsten Maassstab für den Grad der Intelligenz, sowohl in den Thiergeschlechtern, als in den menschlichen Individuen abgiebt, zugleich die unmittelbare Beweglich-

keit, die Agilität der Glieder vermehrt; weil, durch die grosse Ungleichheit des Verhältnisses, die Abhängigkeit aller motorischen Nerven vom Gehirn entschiedener wird; wozu wohl noch kommt, dass an der qualitativen Vollkommenheit des grossen Gehirns auch die des kleinen, dieses nächsten Lenkers der Bewegungen, Theil nimmt; durch beides also alle willkürlichen Bewegungen grössere Leichtigkeit, Schnelle und Behändigkeit gewinnen, und durch die Koncentration des Ausgangspunktes aller Activität Das entsteht, was Lichtenberg an Garrick lobt, „dass er allgegenwärtig in den Muskeln seines Körpers schien." Daher deutet Schwerfälligkeit im Gange des Körpers auf Schwerfälligkeit im Gange der Gedanken und wird, so gut wie Schlaffheit der Gesichtszüge und Stumpfheit des Blicks, als ein Zeichen von Geistlosigkeit betrachtet, sowohl an Individuen, wie an Nationen. Ein anderes Symptom des angeregten physiologischen Sachverhältnisses ist der Umstand, dass viele Leute, sobald ihr Gespräch mit ihrem Begleiter anfängt einen Zusammenhang zu gewinnen, sogleich stillstehen müssen; weil nämlich ihr Gehirn, sobald es ein Paar Gedanken an einander zu haken hat, nicht mehr so viel Kraft übrig behält, wie erforderlich ist, um durch die motorischen Nerven die Beine in Bewegung zu erhalten: so knapp ist bei ihnen Alles zugeschnitten."

An der andern Stelle (Parerga und Paralipomena in dem Capitel „zur Physiognomik") sagt Schopenhauer: „Man könnte vielleicht einen Dummkopf, einen Narren und einen Mann von Geist schon von hinten unterscheiden Den Dummkopf bezeichnet die bleierne Schwerfälligkeit aller Bewegungen; die Narrheit drückt ihr Stämpel jedem Gestus auf; das Gleiche thun Geist und Nachdenken." Und nachdem er zur Bestätigung dessen einige Worte aus Helvetius und Labrüyere angeführt hat, fährt er fort: „Die Sache beruht, wenigstens zum Theil, darauf, dass, je grösser und entwickelter das Gehirn und je dünner, im Verhältniss zu ihm, das Rückenmark und die Nerven sind, desto grösser nicht nur die Intelligenz,

sondern zugleich auch die Mobilität und Folgsamkeit aller Glieder ist; weil diese dann unmittelbarer und entschiedener vom Gehirn beherrscht werden, folglich Alles mehr an Einem Faden gezogen wird, wodurch in jeder Bewegung sich ihre Absicht genau ausprägt."

Da ich nun aber einmal, auf Anlass der von Schopenhauer über die „Klötze" gemachten Bemerkungen und auf Anlass der an ihm selbst wahrgenommenen Agilität und Behendigkeit ins Physiologische gekommen bin, so will ich auch gleich anführen, dass es physiologische Grundsätze waren, die Schopenhauer bewogen, so schnell auf seinen täglichen Spaziergängen sich zu bewegen, dass man fast Mühe hatte, ihm gleich zu kommen. Er war mit Aristoteles überzeugt, dass das Leben in der Bewegung bestehe, und dass der im Innern des Körpers vor sich gehenden Bewegung aller Theile auch die äussere Bewegung entsprechen müsse. Er hat darüber zur zweiten Auflage der Parerga eine Stelle beigeschrieben, die man jetzt daselbst Bd. I., S. 343. finden wird, wo er nach Empfehlung von täglich zwei Stunden rascher Bewegung in freier Luft als diätetischem Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und der aus ihr folgenden Heiterkeit, fortfährt: „Ohne tägliche gehörige Bewegung kann man nicht gesund bleiben: alle Lebensprocesse erfordern, um gehörig vollzogen zu werden, Bewegung sowohl der Theile, darin sie vorgehn, als des Ganzen. Daher sagt Aristoteles mit Recht: *ὁ βιος εν τῃ κινησει εστι*. Das Leben besteht in der Bewegung und hat sein Wesen in ihr. Im ganzen Innern des Organismus herrscht unaufhörliche, rasche Bewegung: das Herz, in seiner komplicirten doppelten Systole und Diastole, schlägt heftig und unermüdlich; mit 28 seiner Schläge hat es die gesammte Blutmasse durch den ganzen grossen und kleinen Kreislauf hindurch getrieben; die Lunge pumpt ohne Unterlass wie eine Dampfmaschine; die Gedärme winden sich stets im motus peristalticus; alle Drüsen saugen und secerniren beständig, selbst das Gehirn hat eine doppelte Bewegung mit jedem Pulsschlag und jedem Athemzug. Wenn nun hiebei, wie es bei der

ganz und gar sitzenden Lebensweise unzähliger Menschen der Fall ist, die äussere Bewegung so gut wie ganz fehlt, so entsteht ein schreiendes und verderbliches Missverhältniss zwischen der äussern Ruhe und dem innern Tumult. Denn sogar will die beständige innere Bewegung durch die äussere etwas unterstützt seyn: jenes Missverhältniss aber wird dem analog, wenn, in Folge irgend eines Affekts, es in unserm Innern kocht, wir aber nach Aussen nichts davon sehen lassen dürfen. Sogar die Bäume bedürfen, um zu gedeihen, der Bewegung durch den Wind. Dabei gilt eine Regel, die sich am kürzesten lateinisch ausdrücken lässt: omnis motus, quo celerior, eo magis motus."

Diese, mir damals freilich noch unbekannten Grundsätze Schopenhauers waren es, die ihn auf unserm ersten Spaziergange, trotz der Julihitze, so schnell durch die Stadt trieben und ihn auch ausserhalb derselben seine Schritte nur wenig mässigen liessen. Nur mitunter, wenn gerade auf unserm Wege sich eine schöne Aussicht darbot oder die Gegend in schöner Beleuchtung da lag, blieb er stehen, betrachtete sie durch sein Augenglas und machte mich auf ihre Schönheiten aufmerksam. Sonst aber ging es rasch immer weiter und weiter, und selbst während des lebhaftesten und ernstesten Gesprächs blieb er nicht stehen, denn sein Gehirn hatte, auch wenn die Gedanken sich „an einander zu haken" begannen, noch Kraft genug übrig, „um durch die motorischen Nerven die Beine in Bewegung zu erhalten." Seiner Leichtigkeit im Gange der Gedanken entsprach die Leichtigkeit der Gliederbewegungen.

Als wir schon weit von der Stadt weg an einem einsamen Orte waren, wo wir nicht zu befürchten hatten, von irgend Jemanden im Philosophiren gestört oder behorcht zu werden, rückte ich endlich mit einigen meiner Einwendungen gegen die „Welt als Wille und Vorstellung" heraus, begierig, was Schopenhauer darauf erwidern würde. Nach Ihrer Lehre, sagte ich, ist der Wille der Herr und der Intellekt der Diener, ein Secundäres, ein

blosses Werkzeug, von dem Willen hervorgebracht für den Dienst seiner Zwecke, welches nach den Erfordernissen dieses Dienstes mehr oder weniger vollkommen und komplicirt ist. Wie nach den Zwecken des Willens einer Thiergattung sie mit Huf, Klaue, Hand, Flügeln, Geweih oder Gebiss versehen auftritt, so auch mit einem mehr oder weniger entwickelten Gehirn, dessen Funktion die Intelligenz ist. (Vergl. Welt als Wille und Vorstell. Bd. II., Cap. 19. vom Primat des Willens im Selbstbewusstseyn.) Dennoch hebt der Intellekt, im Menschen auf den Gipfel der Erkenntniss gelangt, zuletzt im Heiligen das Wesen des Lebens durchschauend, den Willen auf. Wie kommt nun, fragte ich, der Diener, das Werkzeug dazu, sich über seinen Herrn und Schöpfer so zu erheben, dass er ihn sogar aufhebt? Setzt dieser höhere Intellekt nicht einen höhern Willen voraus? —

Schopenhauer wollte von einem doppelten Willen nichts wissen, sondern sagte: Was Ihren Einwurf betrifft, so ist die Sache einfach diese. Ein Wanderer verfolgt, mit einer Laterne in der Hand, einen Weg; plötzlich sieht er sich an einem Abgrund stehen und kehrt um. Der Wanderer ist der Wille zum Leben, die Laterne der Intellekt; beim Lichte dieser sieht der Wille, dass er auf einem Irrwege sich befindet, an einem Abgrunde steht, und er wendet sich, er kehrt um.

Dieses Gleichniss veranschaulichte mir nun allerdings sehr einfach und klar den Hergang der Umkehr des Willens und zeigte mir, wie stark überhaupt Schopenhauer im Veranschaulichen abstrakter Begriffe durch Gleichnisse war, enthielt aber doch eigentlich keine Lösung der von mir aufgeworfenen Frage, wie der Intellekt, nur zum Dienste seines Herrn, des Willens, geschaffen, dazu komme, sich so weit und hoch über ihn zu erheben, dass er ihn sogar aufhebt? Das Gleichniss mit der Laterne war ganz schön; aber wie kommt die Laterne, die dem Willen nur seine Wege in der Welt zu beleuchten gemacht ist, dazu, ihm ganz aus der Welt hinaus zu leuchten?

Doch, obgleich ich das Gefühl hatte, dass Schopen-

hauer meine Frage nicht eigentlich gelöst, so drang ich doch damals, weil ich bemerkt hatte, dass er sich nicht gern auf Einwendungen einliess, und weil es mir damals, bei der Kürze der Zeit, überhaupt nur darauf ankam, erst zu hören, was er auf meine Einwendungen erwidern würde, nicht weiter in ihn, sondern legte ihm gleich eine zweite Frage vor. Müsste nicht, sagte ich, da nach Ihrer Lehre der Wille in jeder Erscheinung, in jedem Individuum ganz und ungetheilt ist, die Aufhebung desselben in einem Individuum, einem Heiligen, die Aufhebung desselben in der ganzen Welt zur Folge haben? Müsste also nicht ein Heiliger im Stande sein, die ganze Welt zu erlösen? — Diesen Einwurf, erwiderte Schopenhauer, machen Sie mir nicht zuerst, sondern man hat ihn mir schon 1819, gleich nach dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung“ gemacht. Ich kann aber darauf nur erwidern: In der einen Erscheinung verneint sich der Wille, in der andern nicht. Wie das zugeht, weiss ich nicht; denn ich habe es nicht auf mich genommen, alle Räthsel der Welt zu lösen. Ich habe schon in der „Epiphilosophie“ (im Schlusskapitel des zweiten Bandes der Welt als Wille und Vorstellung) gesagt, dass wir nicht wissen können, „wie tief im Wesen an sich der Welt die Wurzeln der Individualität gehn?“

Aus allen solchen Antworten wurde mir nun freilich klar, dass auch die Schopenhauersche Philosophie noch einen ungelösten Rest übrig lasse, ja, dass sie mit ihrer Lösung der Probleme die Probleme eigentlich erst recht aufgebe, das Räthselhafte des Daseins eigentlich erst recht zum Bewusstsein bringe. Aber Schopenhauer hatte ja auch selbst das Unzureichende aller menschlichen Metaphysik eingestanden, und nicht bloss eingestanden, sondern sogar erklärt, indem er gezeigt, dass der Intellekt, von Hause aus nur für den Dienst des Willens geschaffen, wenn er sich abusive mit seinen nur auf das Feld der Erscheinungen berechneten Formen des Raumes, der Zeit und der Kausalität, über die Erscheinung hinaus,

in das Gebiet des Dinges an sich versteige, nothwendig ins Finstere gerathe.*)

Um so auffallender war es mir daher, dass Schopenhauer wieder bei andern Gelegenheiten sich so hoch und stolz über seine Metaphysik äusserte, als hätte dieselbe das Welträthsel gelöst und könnte man nicht über sie hinaus. Er sagte mir einst geradezu, es gebe keinen andern Weg zur Lösung der metaphysischen Probleme, als den seinigen, und schliesslich müssten doch Alle zu ihm kommen. In meiner Jugend, erzählte er mir, als ich die erste Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" vollendet hatte, wollte ich mir eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, auf mein Petschaft stechen lassen; denn ich war überzeugt, das Räthsel der Welt gelöst zu haben. In seiner mir vermachten „Brieftasche" finden sich die Worte: „Das wäre mein höchster Ruhm, wenn man einst von mir sagte, dass ich das Räthsel gelöst, welches Kant aufgegeben hatte."

---

*) Am Schärfsten hat Schopenhauer die Unfähigkeit des menschlichen Intellekts zur Lösung metaphysischer Fragen ausgesprochen im 2. Bande der Parerga und Paralipomena §. 67. (2. Aufl. §. 68.), wo er sagt: „Der Intellekt ist physisch, nicht metaphysisch, d. h. wie er aus dem Willen, als zu dessen Objektivation gehörig, entsprossen ist, so ist er auch nur zu dessen Dienst da. Dieser aber betrifft bloss die Dinge in der Natur, nicht aber irgend etwas über diese hinaus Liegendes." Es sei in dieser Beziehung mit dem Menschen nicht anders, wie mit dem Thiere bestellt, nur dass die grössere Schwierigkeit der Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse ein grösseres Maass von Intellekt nöthig gemacht habe. Bloss, wenn dieses, durch eine Abnormität, noch excedirt wird, stelle sich ein völlig dienstfreier Ueberschuss dar. Alsdann werde der Intellekt objektiv und kann selbst metaphysisch werden oder wenigstens streben, es zu seyn. Aber, wie Schopenhauer in demselben Paragraphen sagt, alsdann fällt auch die Lösung der metaphysischen Probleme ungenügend aus, weil dieselben, im letzten Grunde, ihren Ursprung in den Formen unsers Intellekts, Zeit, Raum und Kausalität haben, während dieser Intellekt bloss die Bestimmung hat, dem individuellen Willen seine Motive vorzuschieben, d. h. die Gegenstände seines Willens, nebst den Mitteln und Wegen, sich ihrer zu bemächtigen, ihm zu zeigen.

Wenn aber, wie Schopenhauer zugiebt, eine direkte und genügende Lösung der metaphysischen Probleme dem menschlichen Intellekt unmöglich ist, so konnte seine hohe Meinung von seiner Metaphysik auch unmöglich den Sinn haben, dass mit derselben nun wirklich das Räthsel der Sphinx gelöst sei, sondern nur diesen, dass von allen bisherigen Metaphysiken die seinige sich der Lösung am meisten genähert, und dies war in der That seine Meinung. „Innerhalb des der Metaphysik überhaupt Erreichbaren", wollte er sagen, „habe ich das Höchste erreicht." „Ueber mich", äusserte er einst, „kann man wohl in der Breite, aber nicht in der Tiefe hinaus." Und wie er in jungen Jahren in dieser Beziehung gedacht, so dachte er auch noch im Alter. Denn in seinem 1852 begonnenen und bis zu seinem Tode fortgeführten Manuscriptenbuch „Senilia" finden sich die Worte: „Meine Philosophie ist innerhalb der Schranken der menschlichen Erkenntniss überhaupt die wirkliche Lösung des Räthsels der Welt. In diesem Sinne kann sie eine Offenbarung heissen. Inspirirt ist solche vom Geiste der Wahrheit: sogar sind im vierten Buche einige Paragraphen, die man als vom heiligen Geiste eingegeben ansehen könnte." Auch sind seine Briefe an mich voll desselben stolzen Selbstgefühls.

Auf unserm ersten Spaziergange vergass jedoch der Philosoph über unsern metaphysischen Problemen doch auch nicht seinen Pudel. Einige Male war dieser zu weit vorausgelaufen und war uns aus dem Gesichte entschwunden. Alsbald rief ihn sein Herr durch ein gellendes Pfeifen, ich glaube auf einer kleinen Pfeife, zurück.

Als wir gegen Abend wieder in Schopenhauers Behausung angelangt waren, ruhten wir von der gehabten Anstrengung des Laufens und des während des Laufens ununterbrochen geführten Gesprächs aus; während Atma sein Futter, einen Teller voll Fleisch verzehrte und sich dann uns gegenüber ebenfalls zum Ausruhen lagerte. Doch die Ruhe dauerte nicht lange. Nach einigen gleich-

gültigen Gesprächen brach Schopenhauer nach dem Lesekabinet auf Ich begleitete ihn noch bis dahin und nahm dann Abschied mit dem Wunsche, bald auf längere Zeit wiederkommen zu können. Thun Sie dies, sagte er, Sie sind doch wenigstens Einer, mit dem sich ein Wort reden lässt.

2. Mein fünfmonatlicher Verkehr mit Schopenhauer.

Als ich, bei meinem Abschiede von Schopenhauer im Juli 1846, den Wunsch äusserte, bald auf längere Zeit wiederzukommen, dachte ich nicht, dass dieser Wunsch sobald in Erfüllung gehen würde. Die Verhältnisse fügten sich aber ganz zu meinen Gunsten. Nachdem ich nämlich mit der Fürstlich Wittgenstein'schen Familie erst sechs Wochen in Schwalbach, wo ich eine Brunnenkur gebrauchte, und dann sechs weitere Wochen in Bingen am Rhein, von wo ich rheinauf- und abwärts herrliche Ausflüge machte, zugebracht hatte, kam ich mit eben dieser Familie im Oktober 1846 nach Frankfurt am Main, um daselbst zu überwintern. Was konnte mir, nachdem ich zwei grimmige Winter in Russland zugebracht hatte, daselbst von den Eisbergen gerutscht war und mit den Wölfen einige Bekanntschaft gemacht hatte, in Hinsicht auf Philosophie aber ganz auf mich selbst verwiesen gewesen war, erwünschter sein, als nun einen ganzen Winter in dem milden Klima Frankfurts in der Nähe eines Philosophen zu verweilen, den ich für den grössten unter den lebenden hielt?

Ich blieb mit der fürstlichen Familie bis zur Vermählung der Prinzessin Marie, die ich unterrichtet hatte, mit dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, also bis gegen Ende Februar 1847 in Frankfurt a. M., ging dann mit den beiden ältesten Prinzen nach Creuznach, besuchte aber von da noch im Anfang des Septembers desselben Jahres wieder Schopenhauer in Frankfurt und blieb den ganzen September daselbst. Zum letzten Male

sah ich ihn gegen Ende December 1847, ehe ich nach Paris ging. Im Ganzen hatte ich also fünf Monate, wo nicht noch darüber, in Schopenhauer's Nähe verweilt. Der Leser kann sich denken, dass ich mir diese durch ein günstiges Geschick gebotene Gelegenheit reichlich zu Nutze machte.

Doch mochte ich Anfangs dem Philosophen, so gern er mich auch in seiner Nähe wusste, in meiner Gier, ihn zu sehen und zu sprechen, etwas zu viel gethan haben, mochte ihm zu oft auf den Leib gerückt sein. Wenigstens kehrte er einstmals, als ich zu ihm kam, sein barsches Naturell gegen mich heraus und schreckte mich durch die etwas heftige Art, wie er mir zu verstehen gab, dass man nicht nach Belieben bei ihm Audienz habe, so ab, dass ich vorerst seine Schwelle nicht wieder betrat, sondern abwartete, ob er mir von selbst Audienz geben würde. Dieses blieb denn auch nicht aus. Ich erhielt ein freundliches Billet, worin er mir schrieb, es sei so schlimm nicht gemeint gewesen; ich solle nur wieder kommen. Und als ich dann wieder bei ihm eintrat, setzte er die Tage und Stunden in der Woche fest, wo ich zu ihm kommen dürfte. So gelangte ich dazu, wöchentlich ein bis zweimal fast den ganzen Nachmittag mit Schopenhauer zu verkehren und gewöhnlich ihn auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Diese Stunden muss ich zu den schönsten und gehaltvollsten meines Lebens rechnen. Sie sind mir noch heute so frisch in der Erinnerung, als hätte ich sie erst ganz vor Kurzem durchlebt. Ich wurde in ihnen mit Schopenhauer so intim befreundet, und diese Freundschaft setzte sich später in seinen Briefen an mich und in seinem Vermächtniss so fort, dass ich wohl ohne Uebertreibung annehmen darf, Keiner habe ihn so nahe kennen gelernt, als ich, Keiner so tiefe Blicke in das W e s e n seines Geistes und Charakters gethan, als ich.

Gewöhnlich hatte, wenn ich zu ihm kam, unser Beisammensein denselben Verlauf, wie schon das erste Mal. Wenn ich Nachmittags gegen 3 Uhr zu ihm kam, plauderten wir erst eine Weile auf dem Sopha, dann brachen

wir in Begleitung Atma's zum Spaziergang auf, entfernten uns rasch aus der Stadt, und liefen, das Wetter mochte sein wie es wollte, einmal sogar bei rauhestem Wind und Schneegestöber, 1½ bis 2 Stunden, während des Laufens ununterbrochen sprechend, in der Umgegend Frankfurts spazieren, ruhten dann gegen 6 Uhr Abends wieder nach der „Schönen Aussicht“ in die Behausung Schopenhauers zurückgekehrt, eine Weile aus, während Atma sein Futter verzehrte, plauderten, auf dem Sopha nebeneinander sitzend, bis gegen 7 Uhr, und schliesslich begleitete ich Schopenhauer noch bis nahe an's Casino, wo er gewöhnlich die Journale las, oder bis nahe an das Theater, wenn er gerade hinging, um ein Stück oder einen Schauspieler, der ihn reizte, zu sehen. Einige Male speiste ich mit ihm auch des Abends im Englischen Hof.

Doch dieses sind nur die gleichförmigen äussern Umrisse unsers Verkehrs. Innerlich führten wir während dieser Stunden ein sehr reiches und mannigfaltiges geistiges Leben. Denn so reich und umfassend, wie an Inhalt die „Welt als Wille und Vorstellung“ ist, so reich und umfassend waren Schopenhauers Gespräche mit mir. Es gab keinen Gegenstand, für den er sich nicht interessirte. Das Kleinste, wie das Grösste, Frankfurter Localangelegenheiten, wie wichtige politische Ereignisse, lagen ihm gleich nahe; denn in Allem sah und suchte er nur das Wesen der Sache; und dieses konnte ja nach ihm, wie er schon in der „Welt als Wille und Vorstellung“ ausgesprochen, dasselbe sein, ob es sich um Nüsse oder Kronen, um Bauerhöfe oder um Königreiche handelte. Es lag schon darum Alles, das Kleinste wie das Grösste, ihm gleich nahe, weil er in Allem nur Belege für seine Philosophie im Ganzen, oder für einzelne Punkte derselben suchte. *) Man könnte daher freilich sagen,

*) Die Vorladungen der alten Frankfurter Häuser z. B. waren ihm ein Beleg für seine Aesthetik der Architektur. „Warum“, schreibt er in seinem Manuscriptenbuch Spicilegia (angefangen im April 1837), „sind die Vorladungen der alten Frankfurter Häuser, vermöge deren die Stockwerke über die Grundmauer hinaus in die Strasse hineinra-

dass Schopenhauers Interesse ein sehr einseitiges war; denn er interessirte sich im Grunde genommen nur für seine Philosophie. Aber, da seine Philosophie eine der vielseitigsten ist, die je gewesen sind, da sie die Liebeshändel mit ihren Haarlöckchen und Billetsdoux so gut einer ernsten Betrachtung würdigt, wie das Leben der Heiligen und Märtyrer; da sie Geister- und Gespenster-Erscheinungen so gut in ihren Bereich zieht, wie die reellsten, kompaktesten Massenbewegungen der Natur bei Bildung der Erden und Sonnen, so war Schopenhauers einseitiges Interesse eines der vielseitigsten, das es geben kann. Doch hielt er im Ganzen genommen die ethischen Erscheinungen unsers Interesses für würdiger, als die physischen, und sprach sich darüber einst auf einem unserer Spaziergänge gegen mich aus. Später fand ich diesen Gedanken in den Parergis wieder, wo er im zweiten Bande das VIII. Cap. „zur Ethik“ mit den Worten beginnt: „Physikalische Wahrheiten können viel äussere Bedeutsamkeit haben; aber die innere fehlt ihnen. Diese ist das Vorrecht der intellektuellen und moralischen Wahrheiten, als welche die höchsten Stufen der Objektivation des Willens zum Thema haben; während jene die niedrigsten. Z. B. wenn wir Gewissheit darüber erlangten, dass, wie man jetzt nur muthmaasst, die Sonne am Aequator Thermoelektricität, diese den Magnetismus der Erde und dieser das Polarlicht verursacht; so wären diese Wahrheiten von vieler äussern Bedeutsamkeit; an innerer aber arm. Beispiele von dieser letzteren hingegen liefern nicht nur alle hohen und wahren geistigen Philosopheme, sondern auch die Katastrophe jedes guten Trauerspiels, ja, auch die Beobachtung des menschlichen Handelns in den extremen Aeusserungen der Moralität und Immoralität desselben, also der Bosheit und Güte: denn in allem Diesem tritt das Wesen hervor, dessen Erscheinung die

---

gen, architektonisch so besonders hässlich, dass man sie bloss deswegen verboten hat, da sie weder schädlich, noch gefährlich sind? — Sie zeigen Last ohne Stütze, wie Balkone auf Säulen Stütze ohne Last.“

Welt ist, und legt, auf der höchsten Stufe seiner Objektivation, sein Inneres zu Tage.«

Ich verhielt mich Schopenhauer gegenüber meist empfangend, zuhörend, unterbrach ihn nur selten durch Gegenbemerkungen; denn einerseits war es ein Genuss, ihn zu hören, und andererseits hatte ich schon wahrgenommen, dass er Einwendungen nicht liebe. Ich liess mir von ihm Erläuterungen über manche Punkte seiner Philosophie geben und diese wurden mir zu Theil, so dass ich später in meinen »Briefen über die Schopenhauersche Philosophie", so wie in meinen Recensionen über die, dieselbe betreffenden Schriften in den »Blättern für literarische Unterhaltung" wie ein Eingeweihter sprechen konnte, und dieses auch brieflich von Schopenhauer anerkannt wurde. Seine Erläuterungen machte Schopenhauer stets sehr anschaulich, indem er nicht bloss immer ein treffendes Gleichniss zur Hand hatte, um einen abstrakten Gedanken zu versinnlichen, sondern oft auch durch Körperbewegungen, Gesticulationen und Mienenspiel seine Gedanken veranschaulichte. So las er einst auf einem Spaziergange einen Stein auf und wog ihn in der Hand, um seinen Satz zu erläutern, dass das Wesen der Materie nur im Wirken bestehe, und die besonderen Eigenschaften eines Körpers nur die specifische Art sind, wie er wirkt. Ein anderes Mal, als wir des Abends im Englischen Hofe beim Schoppen Wein sassen, veranschaulichte er mir seinen Satz, dass die Motivation nur die Kausalität von innen gesehen sei, dass demnach der auf ein Motiv erfolgende Willensakt gleich nothwendig sei wie die auf eine Ursache folgende Bewegung eines Körpers, z. B. das Rollen einer Kugel auf erhaltenen Stoss, — er veranschaulichte mir, sage ich, dieses dadurch, dass er die Hand nach dem vor ihm stehenden Weinglase ausstreckte und das Weinglas (das Motiv) für die necessitirende Ursache seiner Handbewegung erklärte; wie ich dieses schon im funfzehnten meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" mitgetheilt habe. Schopenhauer war sich seines veranschaulichenden Darstellungstalentes

auch selbst bewusst und glaubte, dass er durch dasselbe sehr zum Schauspieler befähigt gewesen wäre.

Ein eigenthümlicher Zug in Schopenhauers Gesprächen war, dass er, wo es der Gegenstand zuliess, eben so leicht von objektiven Betrachtungen auf sich, auf seine Person und ihr Schicksal überging, die Anwendung auf diese machend, als umgekehrt von seiner Person auf objektive, aus jener abstrahirte Betrachtungen. Er selbst diente sich für manche Sätze ebenso gut zum Beispiel, wie Andere; und aus sich selbst abstrahirte er manche Sätze ebenso gut, wie aus Andern. Es gehört hieher namentlich vieles über das Genie und über das Schicksal der Genialen in dieser Welt der Philister Gesagte. Daher kommt es auch, dass Schopenhauer in seinen Werken, besonders aber in seinen Manuscripten, öfter von sich redet, als andere Schriftsteller. Aber ihm dies für Eitelkeit auslegen, wäre doch sehr unverständig. Ein Philosoph betrachtet seine Person eben so objektiv und macht sie eben so gut zum Gegenstand dés Studiums, wie andere. Ist denn nicht auch für manche objektive Sätze gerade die eigene Person das geeignetste Beispiel, und lassen sich nicht manche objektive Sätze aus der eigenen Person am Besten abstrahiren?

Den obersten Satz seiner Lebensweisheit z. B., dass nämlich das Beste, was Einer hat, in Dem besteht, was er an sich selber hat, und dass, wo dieses gering ist, aller äussere Glanz und Reichthum nichts hilft, hatte Schopenhauer aus seiner Person abstrahirt, wie ich deutlich an der Wendung, die er jenem Satze im Gespräch mit mir gab, ersehen konnte, da er den Satz so begann: Immer mehr habe ich in meinem Leben einsehen gelernt, dass u. s. w.

Einst machte er seiner Indignation über die gegen ihn beobachtete Taktik des Ignorirens und Sekretirens in bitteren Ausdrücken Luft. Wie, sagte er bei dieser Gelegenheit, ein Löwe, nachdem er eine Weile ruhig im Käfig gelegen, wieder aufspringt und an den eisernen Stäben des Käfigs zu rütteln beginnt, sich erinnernd, wer

er ist, so sitze ich hier in meinem Grimm, u. s. w. Von diesem Ausbruch persönlicher Erbitterung ging er aber plötzlich zu dem objektiven allgemeinen Satze über: Qui non habet indignationem, non habet ingenium und citirte mir dafür ein spanisches Sprüchwort. Aus dem Ingenium seiner eigenen Indignation hatte er also jenen objektiven Satz abstrahirt.

Umgekehrt ging er aber auch von objektiven Sätzen auf sich über, sich als Beispiel dafür anführend. So sagte er einst: Die meisten Bücher werden wieder vergessen. Bleibenden Eindruck machen nur diejenigen, wo der Autor sich selbst ganz hineingelegt hat. In allen grossen Werken ist der Autor selbst ganz wiederzufinden. In meinem Werke stecke ich selbst ganz. Man muss sich durchaus zum Märtyrer seiner Sache machen, wie ich es gethan.

Bei dieser Gelegenheit sagte er: Man sieht es meinem Kopfe an, dass ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesichte zu lesen. Ein Engländer, erzählte er, habe ihm einst an der table d'hôte gegenüber gesessen, ohne ihn zu kennen, und nachdem er ihn eine Weile aufmerksam angesehen, habe er zu ihm gesagt: Herr, Sie müssen ein grosses Werk vollendet haben.

Einen hervorstechenden Charakterzug Schopenhauers, nämlich die Zähigkeit und Festigkeit, mit der er einen einmal gefassten Vorsatz festhielt und zur Ausführung brachte, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, als er an der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ arbeitete. Er sagte mir damals, dass er in dieser die Philosophieprofessoren nach Verdienst züchtige, und theilte mir zur Probe einige Stellen mit. In seiner Aengstlichkeit war er besorgt gewesen, es könnte ihm wegen mancher Invektiven ein gerichtlicher Prozess von den Professoren gemacht werden, und er hatte deshalb einen befreundeten Juristen befragt, wie weit man in solchen Angriffen gehen dürfe. Ich rieth ihm, aus seinen objektiven Werken die Invektiven lieber ganz

wegzulassen und sie für eine besondere polemische Schrift aufzusparen; dadurch würde er einerseits den reinen Genuss seiner wissenschaftlichen Werke nicht verderben, und andererseits würde er seiner Polemik grössere Kraft verleihen. Ich sagte: In Ihrer ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung stehen Sie eben darum so erhaben da, weil Sie ganz nur der Sache zugewendet, ganz objektiv sind. Objektive wissenschaftliche Werke, die für die Menschheit bestimmt sind, müssten frei bleiben von subjektiven Expektorationen gegen die Zeitgenossen. Auch sagte ich ihm, dass, wenn man Jemandem wissenschaftliche Wahrheiten unter Invektiven darböte, das mir gerade so vorkomme, als wenn man Einem eine köstliche Frucht unter Prügeln zu geniessen gäbe.

Schopenhauer war aber nicht der Mann, einen Vorsatz, den er einmal gefasst hatte, sich ausreden zu lassen. Meine Einwendungen fruchteten nichts, ausser etwa, dass er meinen Rath, die Invektiven in einer besondern polemischen Schrift zu sammeln und zu concentriren, auch zur Ausführung brachte, also neben den der „vierfachen Wurzel“ eingestreuten besondern Züchtigungen noch eine Generalzüchtigung der Professoren vornahm in der Abhandlung über die „Universitätsphilosophie“ im 1. Bande der Parerga. In Bezug auf meine Erinnerung an die Erhabenheit der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung sagte Schopenhauer: Ja, in der Jugend ist man so erhaben; aber im Alter wird's anders. Ich habe 25 Jahre lang diese Erhabenheit besessen und habe geschwiegen; aber jetzt will ich sie ganz kaltblütig züchtigen. Auch, fuhr er fort, fassen Sie mit Ihrem Gleichniss von der Frucht, die man unter Prügeln darreicht, die Sache ganz falsch auf; denn erstlich schreibe ich nicht für die Philosophieprofessoren, die ich züchtige, zweitens ist die Peitsche, mit der ich sie durchprügele, keine gemeine Karbatsche, sondern vergoldet und mit seidener Schnur umwickelt, ähnlich der seidenen Schnur, die der Sultan zum Erdrosseln schickt. Es ginge, meinte er, dabei Alles noch ganz anständig ab. Plato im Protagoras

und Giordano Bruno in la bestia triunfante, der geradezu sage, man müsste ihnen Allen die Köpfe herunterschlagen und neue aufsetzen, hätten es eben so gemacht und ausserdem noch manche Andere. Auch erzählte er mir bei dieser Gelegenheit, der grosse Philolog Wolf hätte seinen Kollegen Schleiermacher, der nebenan docirt, immer den Kleinen genannt und gesagt, man merke es Einem gleich am Stil an, wenn er bucklig ist.*) Ueberdies, was den Anstand betrifft, so sei es ganz anständig, Spitzbuben, die man in einer nobeln Gesellschaft entdeckt, zu fassen und die Treppe hinunter zu werfen. Schliesslich sagte er: Ja, wenn die Unwahrheiten der Philosophieprofessoren aus Erkenntnissgründen folgten, dann liessen sie sich objektiv widerlegen; aber sie gehen aus Motiven hervor, und diese muss ich aufdecken.

Um einigermassen ein Bild der mannigfaltigen Gespräche Schopenhauers mit mir zu geben, theile ich daraus nach meinen Aufzeichnungen, die ich kurz darauf zu meiner eigenen Erinnerung gemacht, das Folgende mit. Auf buchstäbliche Genauigkeit kann es hiebei nicht ankommen, sondern nur darauf, dass ich den Sinn und Geist der Schopenhauerschen Rede möglichst mit seinen Worten wiedergebe.

Die dem Gegenstande nach verwandten Gespräche habe ich zusammengestellt. In der Wirklichkeit aber liefen diese Gespräche sehr bunt durcheinander, wie es der jedesmalige Anlass mit sich brachte. Die speciellen Anlässe sind mir nur von wenigen in Erinnerung geblieben. Es kam mir bei meinen damaligen Aufzeichnungen nur darauf an, für die Erinnerung zu conserviren, was Schopenhauer gesprochen hatte, nicht aber, bei welcher speciellen Gelegenheit er es gesprochen hatte. Im Allgemeinen waren es entweder von mir an ihn gerichtete Fragen, oder es waren Novitäten der Litteratur und die gerade von uns getriebene Lektüre, oder es waren Tages-

*) Schleiermacher war bekanntlich klein und bucklig.

neuigkeiten aus dem politischen, kirchlichen und socialen Gebiet, was Schopenhauer zu seinen Aeusserungen veranlasste. Viele derselben fand ich später in den Parergis, einige auch in den spätern Auflagen der andern Werke Schopenhauers wieder, und zu manchen dieser später gedruckten Worte hatte offenbar erst mein Gespräch ihn veranlasst, wie z. B. zu der gleich folgenden Erklärung des Sichverbrennens der Insekten in der Lichtflamme.

Ich lasse nun eine Auswahl dieser Gespräche aus meinen Aufzeichnungen folgen.

Zuerst einige Gespräche über Naturwissenschaftliches:

Wir sprachen einst vom Instinkt der Thiere. Mich befremdete die Erscheinung, dass, während sonst der Instinkt die Thiere auf das zu ihrer Selbsterhaltung Erforderliche hinführt und von dem Schädlichen zurückhält, doch die Motten so oft in das brennende Licht hineinfliegen und sich verbrennen. Schopenhauer schien im Augenblick selbst keine rechte Lösung dieses Phänomens zu wissen. Er erinnerte nur an die lex parsimoniae naturae, die hier das Thier so knapp ausgestattet, dass es nicht einmal Verstand genug habe, sich vor der Flamme zu hüten. *) Doch scheint er später der Sache noch näher nachgedacht zu haben, denn zu meiner Ueberraschung fand ich in der zweiten Auflage des „Willens in der Natur“ (1854) an der Stelle (S. 48.) wo er sagt, dass beim Vogel Dudu, dessen Geschlecht bekanntlich ausgestorben ist, die Natur in Befolgung ihrer lex parsimoniae ein Mal zu weit gegangen sei und dadurch gewissermaassen, wie oft am Individuo, hier an der Species,

*) In der Welt als Wille und Vorstellung (3. Aufl. II., 668.) sagt er: „Die Thiere haben an Organen und Kräften genau und knapp so viel erhalten, wie zur Herbeischaffung ihres Lebensunterhalts und Auffütterung der Brut, unter äusserster Anstrengung, ausreicht; daher ein Thier, wenn es ein Glied, oder auch nur den vollkommenen Gebrauch desselben verliert, meistens umkommen muss.“

eine Missgeburt zu Tage gefördert habe, die dann, eben als solche, nicht hat bestehen können, — an derselben Stelle fand ich die durch meine Frage wegen der Motten veranlasste Bemerkung hinzugefügt: „Wenn, bei diesem Anlass, Jemand die Frage aufwürfe, ob nicht auch den Insekten die Natur wenigstens so viel Verstand hätte ertheilen sollen, wie nöthig ist, um sich nicht in die Lichtflamme zu stürzen; so ist die Antwort: freilich wohl, nur war ihr nicht bekannt, dass die Menschen Licht giessen und anzünden würden, und natura nihil agit frustra. Also bloss zu einer unnatürlichen Umgebung reicht der Verstand der Insekten nicht aus."

Auch kann zur Erklärung des erwähnten Phänomens die Stelle in der zweiten Auflage der „beiden Grundprobleme der Ethik" (S. 39.) dienen: „Auf der niedrigsten Stufe des thierischen Lebens ist das Motiv noch dem Reize nahe verwandt. Zoophyten, Radiarien überhaupt, Akephalen unter den Mollusken, haben nur eine schwache Dämmerung von Bewusstseyn; gerade so viel, als nöthig ist, ihre Nahrung oder Beute wahrzunehmen und an sich zu reissen, wenn sie sich darbietet, und allenfalls ihren Ort gegen einen günstigern zu vertauschen. Daher liegt, auf diesen niedrigen Stufen, die Wirkung des Motivs uns noch ganz so deutlich, unmittelbar, entschieden und unzweideutig vor, wie die des Reizes. Kleine Insekten werden vom Schein des Lichtes bis in die Flamme gezogen: Fliegen setzen sich der Eidechse, die eben, vor ihren Augen, ihres Gleichen verschlang, zutraulich auf den Kopf."

Ich fragte Schopenhauer, warum der Wille in der Natur, der sich von Stufe zu Stufe bis hinauf zum Menschen steigert, die niedrigern Stufen, über die er hinausgeht, und die ihm also nicht zu genügen scheinen, doch für sich fortbestehen lässt?

Schopenhauer erwiderte: Er lässt sie stehen, und bringt sie immer wieder von Neuem hervor, weil er sie braucht, um sie zu verschlingen. Denn dieser Wille ist

ein hungriger Wille und zehrt an sich selber. — Dieselben Worte fand ich später in der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung I., 183. wieder, wo Schopenhauer von der äusseren Nothwendigkeit spricht, vermöge welcher der Mensch zu seiner Erhaltung der Thiere bedarf, diese stufenweise eines des anderen, dann auch der Pflanzen, welche wieder des Bodens bedürfen, des Wassers, der chemischen Elemente und ihrer Mischungen, des Planeten, der Sonne, der Rotation und des Umlaufs um diese, der Schiefe der Ekliptik u. s. f. — Hier fügt nämlich Schopenhauer in der 3. Auflage die Worte hinzu: „Im Grunde entspringt dies daraus, dass der Wille an sich selber zehren muss, weil ausser ihm nichts da ist und er ein hungriger Wille ist. Daher die Jagd, die Angst und das Leiden."

Als wir vom Urzustand des Menschengeschlechts sprachen, sagte Schopenhauer: Der Mensch war ursprünglich schwarz und ein reinliches, von Vegetabilien, wie der Affe, lebendes Thier. Einmal in den Norden hineingedrängt aber konnte er ohne Fleisch nicht mehr bestehen und hat dadurch, so wie durch die Kleidung, eine unreine und ekelhafte Beschaffenheit angenommen. *)

Schopenhauer war fest davon überzeugt, dass es eine generatio aequivoca gebe. Aber dass ein Wesen, wie der Mensch, unmittelbar aus dem Schlamme entstanden sei, hielt er für absurd. Nein, sagte er, die Natur steigert sich allmälig. Zur glücklichen Stunde, als alle Bedingungen dazu vorhanden waren, legte einst die Schlange, nachdem sie unzählige Male Eier gelegt hatte, woraus wieder nur Schlangen wurden, — ein Ei, aus welchem eine Eidechse wurde. Man denke sich einen A d l e r; wie soll der aus dem Schlamm hervorgekommen sein? Nein, zur glücklichen Stunde wurde einst aus dem Habicht ein Adler.

*) Denselben Gedanken fand ich später ausführlicher wieder in den Parergis Bd. II., §. 94., S. 167 ff. der 2. Aufl.

Und wieder zur glücklichen Stunde wurde aus dem Chimpansee ein Mensch. Aus dem Schlamm entstehen nur die niedrigsten, unvollkommensten Thiere, die Infusorien.*) Ehrenberg, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat Unrecht, diese kleinen Thierchen für vollkommene Organismen zu halten und Punkte für Augen auszugeben. Ehrenberg mag scharfe Augen haben, um gut zu sehen; aber auf sein Urtheil gebe ich nichts.

Ich wendete gegen Schopenhauers Theorie von der allmäligen Steigerung der Natur aus niedrigeren zu höhern Gattungen ein, eine solche Steigerung dürfte erst dann, wenn sie empirisch (a posteriori) bewiesen wäre, für eine wissenschaftliche Wahrheit gelten; a priori liesse sich darüber nichts ausmachen. Jedoch Schopenhauer war entgegengesetzter Meinung. Er behauptete, es lasse sich a priori einsehen, dass die Natur keinen Sprung mache, dass der Wille zum Leben sich allmälig steigere.**)

Auf meine Frage, wie es denn komme, dass die Natur, nachdem sie einmal zur glücklichen Stunde aus einem Schlangenei eine Eidechse hervorgebracht, nachher doch aus den Schlangen wieder nur Schlangen hervorgingen, erwiderte er, sie konnte es eben nur einmal, zur glücklichen Stunde. Nachher pflanzten sich die Schlangen wieder nur als Schlangen fort.

Wie sehr die Natur bestrebt ist, jede Species zu erhalten, das, sagte Schopenhauer, sieht man daran, dass in

*) Später fand ich diesen Gedanken ausführlicher wieder in den Parergis Bd. II., §. 93., S. 163. ff. der 2. Aufl. Auch in der Welt als Wille und Vorstellung Bd. II., Kap. 24., S. 352. ff. der 3. Aufl., legt Schopenhauer seine Ansicht von der generatio aequivoca dar.

**) Der Gedanke der allmäligen Steigerung der Natur widerspricht eigentlich dem andern, der ebenfalls bei Schopenhauer zu finden, dass die höhern Stufen sich nicht auf die niedern zurückführen lassen, das Leben nicht auf Chemismus und der Chemismus nicht auf Mechanismus, und dass eben so wenig die höhern Thierarten für Spielarten der unvollkommenern zu halten seien. Dies hat Schopenhauer auch gefühlt und hat deshalb beide Ansichten zu vermitteln gesucht. Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I., §. 27., S. 172. ff. der 3. Auflage.

dem Grade, als einmal die Sterblichkeit überhand nimmt, auch die Zeugung zunimmt, z. B. nach einer grossen Pest. Was in aller Welt, fügte er hinzu, hat mein Tod mit dem Ehebette des Nachbars zu thun, dass aus diesem Ersatz für meinen Abgang entspringen soll, und er darum mehr Kinder zeugt. Hier offenbart sich eben das Metaphysische in der Natur. *)

Wir sprachen vom Hunde. Der Hund, sagte Schopenhauer, ist eigentlich und ursprünglich ein Raubthier. Der Mensch hat ihn sich erst zu dem gezogen und gebildet, was er jetzt ist, zum zahmen Hausthier. Wenn es keine Hunde gäbe, fügte er hinzu, möchte ich nicht leben.

Wir sprachen von Mädlers „Centralsonne." Wenn, sagte Schopenhauer, die Welt ein geschlossenes Ganze wäre mit einem Centrum, so würde sie doch im unendlichen Raume nur einen Punkt ausmachen, und es wäre mit Aristoteles zu fragen, warum sie gerade diesen und keinen andern Ort einnehme.

Ein Professor Fischer in Basel, sagte Schopenhauer, hat eine Metaphysik, auf Physik gegründet, geschrieben. Da soll der Aether die Ursache des Raumes sein, u. dgl. Er ist oberflächlich. Eine Metaphysik, auf Physik gegründet, habe auch ich geliefert, im „Willen in der Natur"; aber hier ist das Physische nur Mittel, nicht Zweck.

Ich bemerkte gegen Schopenhauers „Welt als Vorstellung", dass, wenn die in den Formen des Raumes, der Zeit und der Kausalität sich darstellende Welt unsere

*) Auch diesen Gedanken fand ich später in den Parergis Bd. II. §. 93., S. 161. ff. der 2. Aufl. wieder, so wie auch in der Welt als Wille und Vorstell. Bd. II., S. 575. der 3. Aufl., wo Schopenhauer sagt: „Und doch kann unmöglich ein physischer Kausalnexus seyn zwischen meinem frühern Tode und der Fruchtbarkeit eines fremden Ehebettes, oder umgekehrt. Hier also tritt unleugbar und auf eine stupende Weise das Metaphysische als unmittelbarer Erklärungsgrund des Physischen auf."

Vorstellung sei, dann seien auch die kosmogonischen und geologischen Vorgänge, welche der Zeit nach unserer jetzigen Welt- und Erdperiode vorhergegangen, nur unsere Vorstellung, und man könne folglich alle diese Vorgänge, wie sie uns die Kosmologen und Geologen erzählen, nicht als reale betrachten.

Schopenhauer nannte dieses eine *μεταβασις εις αλλο γενος,* aus der Physik in die Metaphysik. Vom physischen Standpunkt aus hätten Kant und Laplace Recht.*)

Nun einige Gespräche über Theologisches und Philosophisches:

Seit Kopernikus, sagte Schopenhauer, kommen die Theologen mit dem lieben Gott in Verlegenheit; denn es ist kein Himmel mehr für ihn da, wo sie ihn, wie früher, placiren könnten. Keiner hat dem Theismus so viel geschadet, als Kopernikus.**)

---

*) Später in den Parergis (Bd. II., §. 87., S. 149. ff. der 2. Aufl.) hat er sich ausführlicher über diesen Gegenstand ausgesprochen. Er sagt daselbst: „Wenn man nämlich einerseits zugeben muss, dass alle physischen, kosmogonischen, chemischen und geologischen Vorgänge, da sie nothwendig, als Bedingungen, dem Eintritt eines Bewusstseyns lange vorhergegangen sein mussten, auch vor diesem Eintritt, also ausserhalb eines Bewusstseyns, existirten; so ist andererseits nicht zu leugnen, dass eben die besagten Vorgänge ausserhalb eines Bewusstseyns, da sie in und durch dessen Formen allererst sich darstellen können, gar nichts sind, sich nicht einmal denken lassen. Allenfalls liesse sich sagen: das Bewusstseyn bedingt die in Rede stehenden physischen Vorgänge, vermöge seiner Formen; ist aber wiederum durch sie bedingt, vermöge ihrer Materie. Im Grunde jedoch sind alle jene Vorgänge, welche Kosmogonie und Geologie als lange vor dem Daseyn irgend eines erkennenden Wesens geschehen vorauszusetzen uns nöthigen, selbst nur eine Uebersetzung in die Sprache unsers anschauenden Intellekts, aus dem ihm nicht fasslichen Wesen an sich der Dinge", u. s. w.

**) Zu der zweiten Auflage der Parerga fand ich hierüber in Schopenhauers mit Papier durchschossenem Exemplare folgenden Zusatz, den ich in dieselbe (Bd. I. S. 55.) aufgenommen habe: „Der ernstlich gemeinte Theismus setzt nothwendig voraus, dass man die Welt eintheile in Himmel und Erde: auf dieser laufen die Menschen

Es ist doch, sagte er ein anderes Mal, eine krasse Idee der Theismus. Er stammt lediglich aus dem Judenthum. Aber die herrschende Zeitrichtung entfernt sich immer mehr von ihm und nähert sich immer mehr dem Pantheismus. Ich hörte in einer Gesellschaft einen jungen, nicht gelehrten Mann, als von Gott die Rede war, sagen: Warum sollte Gott nicht sein? Sehet her; überall ist Gott; dieser Wein hier ist Gott, die Liebe ist Gott, Alles ist Gott.

Schopenhauer leugnete, dass die Idee Gottes angeboren sei. Der Theismus, sagte er, ist anerzogen. Man sage einem Kinde nie etwas von Gott vor, so wird es von keinem Gott wissen. Eben darum ist der Buddhaismus so schön.*) (Die Buddhaisten nannte, beiläufig gesagt, Schopenhauer seine Glaubensgenossen und sagte, wenn er am Sterben sein werde, werde er in seiner buddhaistischen Bibel lesen.)

Als ich dagegen einwendete, aus blosser Anerziehung lasse sich die Idee Gottes auch nicht erklären; denn Einer müsse doch zuerst auf dieselbe gekommen sein, ehe sie durch Anerziehung weiter fortgepflanzt wer-

---

herum, in jenem sitzt der Gott, der sie regiert. Nimmt nun die Astronomie den Himmel weg; so hat sie den Gott mit weggenommen: sie hat nämlich die Welt so ausgedehnt, dass für den Gott kein Raum übrig bleibt. Aber ein persönliches Wesen wie jeder Gott unumgänglich ist, das keinen Ort hätte, sondern überall und nirgends wäre, lässt sich bloss sagen, nicht imaginiren und darum nicht glauben. Demnach muss in dem Maasse, als die physische Astronomie popularisirt wird, der Theismus schwinden, so fest er auch durch unablässiges und feierliches Vorsagen den Menschen eingeprägt worden, wie denn auch die katholische Kirche dies sofort richtig erkannt und demgemäss das Kopernikanische System verfolgt hat; worüber daher sich so sehr und mit Zetergeschrei über die Bedrängniss des Galiläi zu verwundern einfältig ist: denn omnis natura vult esse conservatrix sui."

*) Vergl. über die Genesis des Gottesbewusstseyns die zweite Auflage der Parerga Bd. I. S. 122., wo Schopenhauer als eine bildliche Darstellung derselben einen Kupferstich anführt, der uns eine Mutter zeigt, die ihr dreijähriges mit gefalteten Händen auf dem Bette knieendes Kind zum Beten abrichtet.

den konnte; mir scheine der Aberglaube, die Deisidämonie der gemeinschaftliche Ursprung des Götter- wie des Gottglaubens zu sein, da stimmte mir Schopenhauer bei und verwies auf Humes verwandte Aeusserungen. Nicht die Vortrefflichkeit der Welt — denn diese laufe doch nur darauf hinaus, dass der Mensch zur Noth existiren könne — sondern die Uebel der Welt, Misswachs, Pest, Hungersnoth u. dgl. erzeugten in dem Gemüthe roher Naturmenschen den Götterglauben.

Schopenhauer erinnerte ferner an Humes Aeusserung, dass der Gott der Menschen so gemein sei, als sie selbst; weshalb sie ihm fortwährend schmeichelten und huldigten. Daher das unaufhörliche Gerede von dem Allweisen, Allgütigen, u. s. w., während doch die Welt voll Jammer, Noth und Elend sei, indem Krankheit, Krieg, Pest und Hungersnoth in ihr wütheten.*)

Wenn man, sagte Schopenhauer, den Buddhaismus aus seinen Quellen studirt, da wird es Einem hell im Kopfe; da ist gar nicht das dumme Gerede von der Welt, aus Nichts geschaffen, und von einem persönlichen Kerl, der sie gemacht hat. Pfui über diesen Schmutz!

Im Prabodha Chandrodaya, sagte er, welches bedeutet „Erkenntnissmondaufgang", was Rosenkranz aber ganz falsch „die Geburt des Begriffes" übersetzt hat, wird es dem Brahma zur Sünde angerechnet, dass er die Welt geschaffen hat. Brahma ist weiter nichts, als die Zeugungskraft. Wie, heisst es daselbst, soll der Mensch zur Ruhe gelangen, wenn du nicht aufhörst mit deinen Geburten?**)

---

*) Vergl. Parerga, Bd. I., S. 128. ff. der 2. Aufl. über den Ursprung des Theismus, sowohl des Polytheismus, als des Monotheismus, wo Schopenhauer auch eine lange Stelle aus Humes Essays and Treatises on several subjects zum Belag seiner Behauptung, dass der Götter- und Gottglaube im Egoismus wurzele, anführt.

**) Schopenhauer citirt den Prabodha Chandrodaya in der zweiten Auflage der Parerga an zwei Stellen: Bd. II., S. 217. und 410.

Wir sprachen von dem historischen Ursprung der Religionen.

Was im Christenthum Wahres ist, sagte Schopenhauer, ist orientalischen Ursprungs; hingegen der Gott ist der alttestamentliche Jehovah, dieser aber ist der persische Ormuzd, und dieser wiederum ist Indra, der Gott des Firmaments.

Die Aegypter sind ursprünglich eine Hindukolonie; daher so viel dem Indischen Aehnliches in ihrer Religion, daher auch ihr Kastenwesen.

Ich wunderte mich darüber, dass ganze Völker, die schon ihre Religion haben, so leicht die Religion eines andern Volkes, mit dem sie in Berührung kommen, annehmen sollen, wie nach ihm die Juden die persische Religion.

Die Juden, erwiderte Schopenhauer, hatten, bevor sie in die babylonische Gefangenschaft geriethen, gar keine eigentliche Religion. Die Eroberer dringen den unterjochten Völkern ihre Religion auf. So verbreitete sich z. B. der Mohammedanismus, der ursprünglich nur in einer von Mohammed gestifteten Sekte bestand, durch Eroberung.*)

In Hinsicht auf Christus stimmte Schopenhauer der Ansicht des Reimarus in dessen Buche „vom Zweck Jesu und seiner Jünger" bei, wonach der ursprünglich irdische Messias, als die politischen Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht in Erfüllung gegangen waren, nach der Kreuzigung von den Aposteln in einen himmlischen umgeschaffen worden. Der historische Christus sei nur ein Demagog gewesen, der sich zum König der Juden habe machen wollen. Messias heisse Gesalbter, König; und nicht ohne Grund habe man über das Kreuz geschrieben: Jesus Nazarenus, rex Judaeorum. Später, als das Gehoffte fehlgeschlagen war, hätten Andere mit der Person Jesu buddhaistische Ideen verbunden, hätten buddhai-

*) Vergl. über das Judenthum die zweite Auflage der Parerga, Bd. II., §. 180., und Bd. I., S. 137., Anmerk.

stische Moral an seine Geschichte angeknüpft. Hienach sei dann Christus der Repräsentant der Verneinung des Willens zum Leben geworden, der uns nicht vom Zorn Gottes — diese Ansicht sei jüdisch — sondern von der Gewalt des Teufels, d. i. von der Bejahung des Willens zum Leben, erlöst habe. Der ethische Gehalt des Christenthums sei also buddhaistisch.

Als ich Schopenhauer hierauf fragte, wie es geschehen konnte, dass sich an die simple Geschichte eines jüdischen Demagogen solche überschwängliche Mythen und Legenden anknüpften, wie die neutestamentlichen, führte er mir zur Erläuterung andere Mythenkreise an, die sich in der Geschichte an manche unbedeutende Personen und Begebenheiten geknüpft haben. Das Faktische dieser letzteren sei sehr verschieden von dem, was die Sage aus ihnen gemacht hat. So sei nach neuern Forschungen das den poetischen Sagen vom König Arthur zu Grunde liegende Historische ziemlich unbedeutend, und nicht minder unbedeutend, nicht minder geringfügig möchte wohl das eigentlich Historische vom Trojanischen Kriege sein, das der Ilias zum Grunde liegt.*)

Schopenhauer war sehr erfreut über die Ergebnisse der neuesten biblischen Kritik, der zufolge die Apokalypse das eigentlich ächte urchristliche Buch sei. Er sah darin die Bestätigung seiner Ansicht, dass das alte, ächte Christenthum asketischen Geistes war. In der Apokalypse, sagte er, wird die Ehelosigkeit gepriesen, und er wies hiebei auf die Stelle Cap. 14, 4, die er in seinem N. T. angestrichen hatte. Nur die modernen protestantischen Optimisten, sagte er, erklären die Ehe für etwas Hohes, Heiliges, Göttliches. Tertullian hingegen habe gesagt, dass die Ehe vom stuprum nicht wesentlich verschieden sei.

---

*) Später fand ich diese Aeusserungen in den Parergis, Bd. II., S. 318. ff. (2. Aufl. 412. ff. mit einigen Zusätzen) wieder.

Es war von den „letzten Dingen" der Theologen die Rede. Schopenhauer sagte: „Ewige Verdammniss — wie absurd! Für ein Leben von dreissig Jahren ewige Verdammniss!" —

Sehr erbittert war Schopenhauer auf das englische Pfaffenthum. In England, sagte er, wird's mit der Barbarei der Glaubensherrschaft bald ein Ende nehmen, wenn nur erst das ganze Volk lesen lernt, von dem bisher $\frac{2}{3}$ nicht lesen konnten. Es giebt in Hinsicht auf Bildung keine schärfere Scheidewand, als zwischen Denen, die lesen können, und Denen, die es nicht können. Die letzteren sind der eigentliche Pöbel. Unter den Gebildeten wiederum findet derselbe Unterschied statt zwischen Denen, die Latein verstehen, und Denen, die es nicht verstehen.

Theologie und Philosophie, sagte er, sind wie zwei Waagschalen. Je mehr die eine sinkt, desto mehr steigt die andere. Je grösser der Unglaube in unserer Zeit wird, desto stärker erwacht das Bedürfniss nach Philosophie, nach Metaphysik, und da müssen sie zu mir kommen.

Ich sagte zu ihm: Das haben Sie nur nicht zu erwarten, dass Ihre Philosophie jemals populär sein wird. Er gab dies zu, meinte aber, das Menschengeschlecht werde stets eine Philosophie nöthig haben, denn das metaphysische Bedürfniss sei so unausrottbar, wie das physische.

Ich bemerkte, da der Intellekt als eine Funktion des Gehirns, (wie Schopenhauer lehrt), mit dem Gehirn im Tode zerstört wird, so werde damit eigentlich auch die Metaphysik, als eine Funktion des Intellekts, zerstört. Mit dem Gehirn höre der Intellekt, und mit dem Intellekt die Metaphysik auf.

Aber das Thema der Metaphysik, erwiderte er, wird ewig bleiben.

Dass sie jetzt wieder auf Kant, meinen Meister, zurückgehn und sich an ihm „orientiren", sagte er, ist recht;

aber dass wir bei Kant nicht stehen bleiben und mit dem von ihm Gefundenen uns nicht begnügen können, das muss man auch einsehen.

Dem *Ουδεις αγεωμετρητως εισιτω* bildete Schopenhauer nach: *Ουδεις ακαντιατως εισιτω.*

Ich fragte ihn, was er von Hegels Witz über die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft denkt, der dieses Unternehmen mit dem jenes Scholastikus vergleicht, welcher nicht eher ins Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen gelernt.

Kants Unternehmen, sagte Schopenhauer, gleicht vielmehr dem eines Baumeisters, der einen Bauanschlag macht, ehe er zu bauen unternimmt. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, dieses lächerlich zu machen.

Kant, sagte er ein anderes Mal, verneinte die spekulative Theologie als Wissenschaft, liess dagegen die populäre praktische Theologie bestehen. Die modernen Religionsphilosophen mit ihrer spekulativen Theologie, die sie gern für eine Wissenschaft ausgeben möchten, machen es umgekehrt.

Wir sprachen von Ch. H. Weisse's Schrift: „In welchem Sinne die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat." Schopenhauer sagte: Weisse meint, wir könnten, wie die Franzosen ihren Descartes, so unsern Kant als nationalen Philosophen aufweisen, an den anknüpfend wir uns ebenfalls einer nationalen Philosophie rühmen könnten. Als ob, fügte er hinzu, die Philosophie Sache einer Nation wäre! Cartesius, Kant und solche Geister gehören dem Menschengeschlechte an, und es ist ganz gleich, ob sie in Frankreich, oder in Deutschland gelebt haben. Was hat die Philosophie mit der Nationalität zu thun? Ob die Wahrheit auf diesem, oder

jenem Fleck der Erde entdeckt wird, das macht keinen Unterschied.*)

Schopenhauer zeigte mir ein auf einer Auktion gekauftes altes Bildniss des Cartesius und bemerkte, dass Cartesius auf diesem Bilde sehr ehrlich aussehe. Ehrlich muss Einer aber auch, fügte er hinzu, sein, wenn er etwas Grosses leisten will. Alle grossen Geister waren ehrlich.

Spinoza's Optimismus, sein vivere, agere, suum utile quaerere erklärte Schopenhauer zum Theil daher, dass

*) Ch. H. Weisse: „In welchem Sinn die deutsche Philosophie jetzt wieder an Kant sich zu orientiren hat. Eine akademische Antrittsrede“ (Leipzig, Dyk'sche Buchhandl. 1847) spricht am Anfang von der „nationalen Bedeutung, welche Kants Name, an die Spitze nicht einer besondern Schule oder gar Secte, sondern der sehr verschiedenartigen und selbst sich unter einander bekämpfenden Strebungen gestellt, welche doch in ihm ihren gemeinsamen Ausgangspunkt haben, diesen Strebungen zu geben ganz geeignet ist“, und fährt dann fort: „Die Franzosen, sie, die uns in demjenigen, was ich den Instinkt der Nationalität nennen möchte, in dem Streben und Geschick, jedem geistigen Thun eine nationale Färbung zu ertheilen oder das specifisch nationale Element in ihm hervortreten zu lassen, so sehr überlegen sind, haben alsbald, nachdem neuerdings unter ihnen die philosophischen Studien, und zwar diesmal von Deutschland her, einen neuen, immerhin ehrenwerthen Aufschwung genommen haben, der unter ihnen erblühenden Schule eine nationale Wendung zu ertheilen verstanden durch Wiederanknüpfung an ihren Descartes. Den Namen dieses Philosophen hört man jetzt allgemein dort als Losungswort der französischen Philosophie aussprechen; gerade in jener Schule, die uns bis jetzt nur als ein Absenker unserer deutschen erschienen ist. Ich glaube nicht, dass unsere Nachbarn deshalb zu tadeln sind..... Aber ich glaube die Frage aufwerfen zu dürfen, ob nicht uns Deutschen ein entsprechender, und zwar wissenschaftlich um eine Stufe höher stehender Anknüpfungspunkt in unserm Kant gegeben sei.“

Schopenhauer wollte vom Anknüpfen an Kant und überhaupt an einen deutschen Philosophen aus nationalen Gründen nichts wissen. In seinen „Spicilegia“ habe ich folgende hieher gehörige Stelle gefunden: „Im Reiche der Wissenschaft ist der Patriotismus ein schmutziger Geselle. Es giebt inzwischen Leute, welche aus lauter Patriotismus sogar die Leibnitz'sche Philosophie verehren: sie verdienen unter lauter Monaden eingesperrt zu werden, um dort die prästabilirte Harmonie anhören und dem Schauspiel der identitas indiscernibilium zusehn zu müssen.“

Spinoza Jude gewesen. Die Juden, sagte er, sind alle viel heiterer, als andere Nationen, sind im Ganzen, trotz des schweren Druckes, der auf ihnen liegt, eine heitere lebenslustige Nation, und Spinoza war immer heiter.

Für einen Hauptirrthum der Philosophie des Cartesius und Spinoza erklärte Schopenhauer die Vermischung von Wille und Urtheil, als wäre Wollen nur ein Akt des Urtheilens, des Affirmirens und Negirens.

Keiner, sagte er bei dieser Gelegenheit, hat so scharf zwischen Wille und Intellekt geschieden, wie ich. Der Intellekt weiss oft gar nicht, was der Wille für ein Kerl ist, wie ich in meinem Capitel über den Primat des Willens *) gezeigt habe. Der Intellekt traut darum auch dem Willen nicht, wenn er einen Plan gefasst hat; denn er weiss vor der Ausführung nicht, ob es dem Willen Ernst damit ist. Mancher bildet sich ein, er würde so oder so handeln, wenn diese oder jene Umstände einträten; und wenn sie dann eintreten, wird er zu seinem Erstaunen gewahr, dass er ganz entgegengesetzt handelt, z. B. fremdes Gut sich aneignet, wann keine Gefahr der Entdeckung und Bestrafung vorliegt; während er vorher glaubte, dass er unter allen Umständen ehrlich handeln würde, u. s. w.

Schopenhauer rühmte von seiner Philosophie, dass sie mit der Zerfällung der Welt in Wille und Vorstellung die Durchschnittslinie zwischen dem Realen und Idealen an der allein rechten Stelle gezogen; der Schnitt sei hier derselbe, wie der Kant'sche zwischen Ding an sich und Erscheinung. Frühere Philosophen hätten wohl auch Durchschnittslinien gezogen, aber an ganz falscher Stelle, wie Cartesius zwischen Geist und Materie; da falle der Wille sammt dem Denken (Vorstellen) auf die Seite des Geistes, und die Materie bleibe als ein todtes Wesen,

*) Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 19.

von dem man nicht recht wisse, was es ist, auf der andern Seite.*)

Ferner rühmte er an seiner Philosophie die scharfe Sonderung zwischen Verstand und Vernunft. Der Prahlerei der Professoren mit der Vernunft als einem Vermögen des Uebersinnlichen, sagte er, werde ich in der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel", an der ich jetzt arbeite, ein Ende machen. (Schopenhauer hat in der 2. Aufl. der „vierfachen Wurzel« §. 34., das Vorgeben, als sei die Vernunft ein Vermögen unmittelbarer, materieller, d. h. den Stoff, nicht blos die Form liefernder übersinnlicher Erkenntniss, „eine baare Lüge" genannt.)

Unter meinen Einwendungen, die ich Schopenhauer gegen seine Philosophie machte, betraf eine die von ihm behauptete Unveränderlichkeit des Willens. Diese schien mir mit dessen Verneinung zu streiten. Wenn, sagte ich, der Wille sich verneinen kann, so ist er ja nicht unveränderlich; und umgekehrt, wenn er unveränderlich ist, so kann er sich nicht verneinen.

Schopenhauer erwiderte: Es ist nicht ausgemacht, dass der Wille als Ding an sich unveränderlich sei, also ewig wollen müsse; nur von der Erscheinung des Willens, dem empirischen Charakter, gilt die Unveränderlichkeit.

Aus Allem, was Schopenhauer über diesen Punkt noch sagte, ging hervor, dass seine Meinung diese war: So lange, als der Wille sich bejaht, ist er unveränderlich; aber hieraus folge nicht, dass er sich ewig bejahen muss. Die Verneinung sei nicht eine Veränderung, sondern eine gänzliche Aufhebung des Willens.

Die Verneinung des Willens zum Leben betreffend, bemerkte Schopenhauer: dass auch bei Solchen, in denen

---

*) In der „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen", im 1. Bd. der Parerga hat Schopenhauer diesen Gedanken ausführlicher entwickelt.

der Wille sich schon verneint hat, bei den Heiligen, das Leben des Organismus doch noch eine Weile fortbesteht, dafür haben die Orientalen das Gleichniss, ein Solcher sei, wie die Töpferscheibe, die sich noch eine Weile dreht, nachdem der Töpfer schon aufgehört hat, zu arbeiten.

Der Optimismus, sagte er, ist unhaltbar. Was sie „Verklärung des Willens" nennen, d. h. Verbesserung, ist unmöglich. Es bleibt nur die Wahl zwischen Bejahung und Verneinung des Willens.

Eine Bestätigung seines Pessimismus fand Schopenhauer unter andern auch in George Sand's: chacun a les défauts des ses vertus. Dies, sagte er, könnte nicht sein, wenn wir nicht Alle schlecht wären. Die Wurzel in uns ist das Schlechte, darum ist das Gute immer, wie das Gold, versetzt; es kommt nie rein vor.

Ich äusserte, mir scheine die entgegengesetzte Weltanschauung des Optimismus und Pessimismus nicht aus der Erkenntniss, sondern aus dem Willen zu fliessen; Die nämlich, welche die Welt und das Leben mit dem Willen bejahten, seien in der Theorie Optimisten, die hingegen, welche es verneinten, seien Pessimisten; die Einen fänden das Leben schön, weil sie es lieben, es wollen, die Andern jämmerlich, weil sie es hassen, es nicht wollen. Hierauf erwiderte Schopenhauer: So ist es nicht; denn da müsste ich ein Heiliger sein. Er wies auf den Zwiespalt zwischen Wollen und Erkennen hin, dem zufolge wir theoretisch recht gut die Wahrheit erkennen, und praktisch doch das Entgegengesetzte wollen. Doch seien es allerdings immer edele Seelen, deren Weltanschauung pessimistisch sei.

Ich sagte ferner, Optimismus und Realismus schienen mir unzertrennlich. Die Optimisten, die diese Welt bejahen, müssten sie doch nothwendig für real halten.

Schopenhauer erwiderte, es könne auch ein Pessimist, ein Heiliger, ein Asket, der die Welt verneint, Realist sein. Die christlichen Heiligen seien keine Idealisten gewesen. Wohl aber hänge mit dem Theismus der Realismus zusammen; denn wenn Gott diese Welt gemacht hat, dann müsse sie doch real da sein.*)

Als wir einmal auf unserm Spaziergange auswandernde Familien, zum Theil in Lumpen gehüllt, trafen, sagte Schopenhauer, stehen bleibend und sie betrachtend: Wenn man dieses sieht, da fasst Einen wieder der ganze Jammer des Lebens an.

Hierauf zog er wieder gegen die Optimisten los. Wenn man erwäge, wie ungeheuer die Vorrichtungen in dieser Welt sind, und wie erbärmlich dagegen das Resultat, so könne man keine Loblieder anstimmen.**)

Nach einer Weile: Es konnte aber auch nicht anders sein. Man denke sich den Willen, der eine solche Welt mit ungeheurer Kraft hervorbringt, in Einem Individuo comprimirt, und das Wehe müsste unendlich grösser sein, als jetzt, wo es sich unter so Viele vertheilt. (Der tiefe, nach Innen gewendete Blick, den Schopenhauer dabei machte, ist mir unvergesslich.)

Es sind, fuhr er fort, nur drei Fälle denkbar: Ent-

---

*) Ich mache hier darauf aufmerksam, dass sich Schopenhauer in der zweiten Auflage der Parerga, Bd. I., S. 14. gegen die Verwechslung des Gegensatzes zwischen Idealismus und Realismus mit dem Gegensatze zwischen Spiritualismus und Materialismus ausgesprochen hat. Jener erstere betrifft nach ihm das Erkannte, das Objekt, dieser letztere hingegen das Erkennende, das Subjekt. Idealismus ist die Ansicht, dass das im Raum Ausgedehnte und ihn Erfüllende, also die anschauliche Welt überhaupt, ihr Dasein als solche nur in unserer Vorstellung habe; Realismus die Ansicht, die ihr ein Dasein ausserhalb der Vorstellung und unabhängig vom erkennenden Subjekt beilegt. Der Spiritualismus hält das Erkennen für die Funktion einer immateriellen, vom Körper unabhängigen Substanz, der Seele; der Materialismus für eine Funktion des Gehirns, bedingt durch dessen Organisation und Ernährung.

**) Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. II., 403.

weder der Wille ertrug alles Wehe in Eins comprimirt, oder er trug es vertheilt unter Viele; oder er liess es ganz bleiben, sich in diese Welt zu werfen.

Ich sagte zu Schopenhauer: Da nach Ihrer Lehre vom *δευτερος πλους* das Leiden heilsam ist, weil es zur Resignation, zur Verneinung des Willens führt; so thut eigentlich jede Entdeckung, jede Erfindung, welche das Leiden mindern oder gegen dasselbe unempfindlich machen hilft, wie z. B. die Aetherisation bei Amputationen, jener heilsamen Wirkung des Leidens Abbruch, und konsequenterweise dürfte man überhaupt fremdes Leiden nicht zu mildern suchen, um die Resignation nicht zu hindern.

O, erwiderte Schopenhauer, es wird trotz aller Milderungen und Linderungen des Leidens doch noch Elend genug in der Welt geben, welches zur Resignation führt; so dass ich immer noch Recht behalten werde, wenn ich sage, es wäre besser, diese Welt wäre nicht. Er wies auf die entsetzlichen Unglückfälle hin, von denen täglich die Zeitungen berichten. Es vergehe kein Tag, wo nicht, bald in diesem, bald in jenem Theile der Welt, Morde, Verstümmelungen, Metzeleien, Schiffbrüche u. s. w. vorfielen.

Als Beispiel, wie manchmal ein Leiden die Bekehrung plötzlich herbeiführt, erzählte er mir die Geschichte des Raimundus Lullus, der sich in eine Schöne verliebt hatte und ihr nachgegangen war. Diese wies ihn lange ab; endlich aber liess sie ihn vor sich kommen und entblösste ihm ihre vom Krebs zerfressene Brust. Da ging er in sich.*)

Ich gehe jetzt zu einigen ästhetischen Gesprächen über:

Ich äusserte einst, in manchen Künsten scheine das Menschengeschlecht das Höchste schon erreicht zu haben,

*) Diese mir von Schopenhauer erzählte Bekehrungsgeschichte fand ich später in der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, I., S. 466., wieder.

z. B. in der Skulptur bei den Griechen, in der Musik bei den Deutschen, und in diesen scheine also kein weiterer Fortschritt möglich.

Schopenhauer: Das Genie ist individuell, und es lassen sich also neben Mozart und Beethoven sehr gut noch Andere denken, die mit neuen, eigenthümlichen Produktionen hervortreten werden. Auch sei zu bedenken, dass das Menschengeschlecht im Ganzen noch sehr jung ist. Anders freilich verhalte es sich mit der Philosophie; diese müsse doch endlich einmal in eine Spitze auslaufen, einen Gipfel erreichen. So wie es nur eine Chemie gebe, so könne es auch nur eine wahre Philosophie geben, und wenn diese einmal gefunden ist, dann müsse man bei ihr stehen bleiben, könne nicht mehr über sie hinaus.

Wir sprachen vom Genie. Nachdem Schopenhauer bemerkt hatte, Menschen und Affen seien in der Jugend Genies, später nicht mehr, fügte er hinzu: Das konnt' aber auch nur Einer, wie ich, das Kapitel über das Genie mit dem Affen schliessen.*)

Ich machte die Bemerkung, dass Männer von Genie oft ein hohes Alter erreicht hätten, wie Goethe. Es ist, sagte Schopenhauer, als ob hier die Natur einen solchen Intellekt, der ihr so selten gelingt, nicht sobald wieder fahren lassen wollte, da derselbe doch durch den Tod zerstört wird. Auch entstehen gewöhnlich erst im Alter die reifsten Werke. Denn bis zum 35. Jahre müssen zwar die Ideen, die Grundgedanken gesammelt und eingetragen sein; aber die Verarbeitung und Beherrschung dieses Stoffes ist doch erst das Werk des spätern Alters.

Schopenhauer theilte die Geister im Allgemeinen in folgende drei Klassen: 1) Solche, die aus eigenen Mitteln

*) Das 31. Kapitel des 2. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung" über das Genie schliesst mit einer Erläuterung und Bestätigung des Zurücktretens der Intelligenz im Alter am Affen.

das Rechte finden und machen. Diese seien sehr selten. 2) Solche, die es zwar nicht selbst machen können, aber es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird. Auch Dieser gebe es nur Wenige. Endlich 3) Solche, die es weder machen, noch erkennen können — der grosse Haufe. Dies habe schon Hesiod gesagt und Machiavelli habe es auf die Fürsten angewendet, indem er sie eingetheilt in Solche, die das Rechte treffen; Solche, die es erkennen, wenn es ihnen vorgelegt wird; und Solche, die keines von beiden können. Diese letzteren taugten nichts.*)

Zu der zweiten Klasse von Geistern rechnete Schopenhauer Reinhold und A. W. Schlegel, die zwar selbst nichts Bedeutendes gemacht, aber das Grosse in Kant und Goethe erkannt und zur Geltung gebracht hätten. Mich schien Schopenhauer in Bezug auf sich selbst zur zweiten Klasse zu rechnen, mich für seinen Reinhold zu halten.

Das Dasein der Genie's unter den Menschen, sagte ich, hat etwas Wunderbares. Wie kommen sie in diese Menschenwelt hinein, der sie sich doch so fremd und heterogen fühlen?

Für sich freilich nicht, sagte Schopenhauer, aber für die Menschheit kommen sie in die Welt, um sie aus Rohheit und Barbarei zu erlösen. Abgesehen von dem Genuss, den die Genie's an sich selbst haben, sind sie doch eigentlich nur die Kreuzträger der Menschheit. Auch sich rechnete Schopenhauer zu diesen Kreuzträgern. Ich

---

*) In der 2. Auflage „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ (S. 50.), an der Schopenhauer gerade arbeitete, als ich mit ihm verkehrte, findet dieser Gedanke sich wieder in den Worten: „Aber wahrlich, Machiavelli hat Recht, wenn er, — wie schon vor ihm Hesiodus (ἔργα, 293.) — sagt: „es giebt dreierlei Köpfe: erstlich solche, welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche, die das Rechte erkennen, wenn Andere es ihnen darlegen; endlich solche, welche weder zum Einen, noch zum Andern fähig sind.“ (il principe, c. 22.)

habe, sagte er bei einer andern Gelegenheit, mein Leben lang mein Kreuz getragen und habe dessen Druck gefühlt.

Die Genie's rechnete Schopenhauer zu den »hohen« Geistern, und sagte einst zu mir: Ein hoher Geist — das will Viel sagen; die werden selten gefunden.

Dass die Genie's ihrer Zeit gewöhnlich um ein Jahrhundert voraus sind, dafür hatte Schopenhauer folgendes Gleichniss. Wie die Kugel, die ich aus der Pistole schiesse, hundert Schritt von mir entfernt niederfällt, und ich nicht zugleich an diesem Orte, wo sie hinfällt, sein kann; so propellirt das Genie seine Zeit, kann also selbst nicht dort sein, wo es sie hinbringt.

Wir sprachen vom Wahnsinn, dem die Genie's so oft verfallen. Schopenhauer fand einen Beleg für seine Theorie des Wahnsinns als einer Krankheit des Erinnerungsvermögens (vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 32.) darin, dass am häufigsten Dichter und Schauspieler wahnsinnig werden, weil diese am meisten Missbrauch mit ihrem Gedächtniss treiben. Er erzählte mir aus eigener Erfahrung mehrere Fälle von wahnsinnig gewordenen Schauspielern. *)

---

*) In Schopenhauers „Adversaria“ fand ich folgende hieher gehörige Notiz: „Von mir bekannten Schauspielern wurden wahnsinnig zwischen 1820 und 1829: — in Weimar Denis und Becker: — in Dresden Hellwig und Wilhelmi; der Sänger .... in Berlin, wo er gastirte. Offenbar treibt dieser Stand einen ihm ganz eigenthümlichen Missbrauch des Gedächtnisses.“

In der Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. II., 455. sagt Schopenhauer: „Meine eigene, vieljährige Erfahrung hat mich auf die Vermuthung geführt, dass Wahnsinn verhältnissmässig am häufigsten bei Schauspielern eintritt. Welchen Missbrauch treiben aber auch diese Leute mit ihrem Gedächtniss! Täglich haben sie eine neue Rolle einzulernen, oder eine alte aufzufrischen: diese Rollen sind aber sämmtlich ohne Zusammenhang, ja, im Widerspruch und Kontrast mit einander, und jeden Abend ist der Schauspieler bemüht, sich selbst ganz

Schopenhauer erzählte mir von einem passiven Genie, einem seiner früheren Bekannten, wenn ich nicht irre, Namens Iken.*) Dieser habe ihm einst den famosen Roman: „Schelmufski's Abenteuer zu Wasser und Land" gebracht und sei ganz vernarrt in dieses Buch gewesen. An Diesem meiner Bekannten, sagte Schopenhauer, hatte ich einen rechten Beleg für die Identität und Unveränderlichkeit des Charakters. Er war, was Jean Paul ein passives Genie nennt; er hatte grosse Empfänglichkeit für alles Aesthetische, konnte aber selbst nichts machen.

Schopenhauer zitirte mir bei dieser Gelegenheit aus dem Gedächtniss einige Stellen des erwähnten „Schelmufski" so drastisch, dass er mich reizte, später, als eine neue Ausgabe dieses Romans in Leipzig erschienen war, mir ihn kommen zu lassen und ihn ganz zu lesen, wobei denn mein Zwergfell weidlich erschüttert wurde. Die Litteraturgeschichten sollten, dünkt mich, in dem Kapitel über die deutsche komische Litteratur, diesen Schelmenroman nicht übergehen.

Wir sprachen von Romanen. Schopenhauer nannte den Tristram Shandy, den Wilhelm Meister, den Don Quixote und die Nouvelle Heloise von Rousseau „die vier grössten Romane der Welt." Dem Don Quixote schrieb er einen allegorischen Sinn zu. Dem Wilhelm Meister gab er, als einem „intellektuellen" Roman, den Vorzug vor allen andern.**)

---

zu vergessen, um ein völlig Anderer zu seyn. Dergleichen bahnt geradezu den Weg zum Wahnsinn."

*) Iken scheint ein Universitätsfreund Schopenhauers gewesen zu sein. Denn in seinen Berliner Collegienheften findet sich ein „Auszug aus einem Heft, das Iken in Boeckhs Collegio über Platon geschrieben."

**) In welchem Sinne Schopenhauer den Wilhelm Meister einen intellektuellen Roman nannte, das geht am besten aus „Parerga und Paralipomena" Bd. I. S. 393 ff. (S. 438. der 2. Aufl.) hervor. Dort sagt er nämlich: „Ueberhaupt ergeht es uns im Leben wie dem Wanderer, vor welchem, indem er vorwärts schreitet, die Gegenstände andere Gestalten annehmen, als die sie von ferne zeigten, und sich gleich-

Wir sprachen vom Drama und namentlich vom Trauerspiel. Auch hier, sagte Schopenhauer, bin ich tiefer eingedrungen, als alle Andern. Der Zweck des Trauerspiels ist, durch Darstellung eines schweren Leidens, gleichviel welcher Art, vom Willen zum Leben abzuwenden. *)

---

sam verwandeln, indem er sich nähert. Besonders geht es mit unsern Wünschen so. Oft finden wir etwas ganz Anderes, ja, Besseres, als wir suchten; oft auch das Gesuchte selbst auf einem ganz andern Wege, als wir zuerst vergeblich danach eingeschlagen hatten. Zumal wird uns oft da, wo wir Genuss, Glück, Freude suchten, statt ihrer Belehrung, Einsicht, Erkenntniss, — ein bleibendes, wahrhaftes Gut, statt eines vergänglichen und scheinbaren. Dies ist auch der Gedanke, welcher im Wilhelm Meister als Grundbass durchgeht, indem dieser ein intellektueller Roman und dadurch höherer Art ist, als alle übrigen, sogar die von Walter Scott, als welche sämmtlich nur ethisch sind, d. h. die menschliche Natur bloss von der ethischen Seite auffassen. Ebenfalls in der Zauberflöte, dieser grottesken, aber bedeutsamen und vieldeutigen Hieroglyphe, ist jener selbe Grundgedanke, in grossen und groben Zügen, wie die der Theaterdekorationen sind, symbolisirt; sogar würde er es vollkommen seyn, wenn, am Schlusse, der Tamino, vom Wunsche, die Tamina zu besitzen, zurückgebracht, statt ihrer, allein die Weihe im Tempel der Weisheit verlangte und erhielte; hingegen seinem nothwendigen Gegensatze, dem Papageno, richtig seine Papagena würde."

*) Das Drama, als die vollkommenste Abspiegelung des menschlichen Daseyns, hat nach Schopenhauer „einen dreifachen Klimax seiner Auffassungsweise desselben und mithin seiner Absicht und Prätension. Auf der ersten und frequentesten Stufe bleibt es beim bloss Interessanten: die Personen erlangen unsere Theilnahme, indem sie ihre eigenen, den unseren ähnlichen Zwecke verfolgen; die Handlung schreitet, mittelst der Intrigue, der Charaktere und des Zufalls, vorwärts: Witz und Scherz sind die Würze des Ganzen. — Auf der zweiten Stufe wird das Drama sentimental: Mitleid mit dem Helden, und mittelbar mit uns selbst, wird erregt: die Handlung wird pathetisch: doch kehrt sie zur Ruhe und Befriedigung zurück, im Schluss. — Auf der höchsten und schwierigsten Stufe wird das Tragische beabsichtigt: das schwere Leiden, die Noth des Daseyns, wird uns vorgeführt, und die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens ist hier das letzte Ergebniss. Wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt, oder als mitklingender harmonischer Ton." (S. Parerga und Paralipomena Bd. II. §. 227.,

Ich erzählte ihm von einigen Heiligenbildern, die ich im Dome zu Mainz gesehen, und knüpfte daran eine allgemeine Bemerkung über das Charakteristische in den Heiligenbildern und deren Gegensatz zu den weltlichen Bildern. Die Malerei, sagte Schopenhauer, hat vor der Sculptur dieses voraus, dass sie das Charakteristische darstellt; denn dazu sind Augen und Farbe erfordert; diese aber kann die Sculptur nicht geben. Der Hauptgegenstand dieser ist körperliche Schönheit, daher sie das Nackte liebt. Beim Charakteristischen aber gerathen wir zuletzt in's Ethische, und da kommen wir auf meinen Gegensatz von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben. Dieser Gegensatz ist es, der sich in den weltlichen und heiligen Bildern abspiegelt. Daher der Contrast beider. Die weltlichen Bilder stellen die Bejahung, die Heiligenbilder die Verneinung des Willens zum Leben dar. — Bei dieser Gelegenheit sprach er von dem unvergesslichen Eindruck, den ihm in der Dresdner Gemäldegallerie einige Heiligenbilder gemacht. Wenn man, sagte er, in der Dresdner Gallerie sich den heiligen Franziskus von Assisi ansieht, so schaut er uns aus dem Bilde an, als ob er sagen wollte: Ich habe überwunden, es ist vorbei, es ist ja Alles nichts, alles Spaass. So selig sieht er uns an.*)

---

2. Aufl. §. 231.) Gegen die Ansicht unserer „faden, hohlen, verblasenen und ekelhaft-süsslichen modernen Aesthetiker“, dass der Kampf des Menschen mit dem Schicksal das allgemeine Thema des Trauerspiels sei, erklärt sich Schopenhauer nachdrücklich in „Parerga und Paralipomena“ Bd. II. §. 223. (2 Aufl. §. 227.). Die Forderung der sogenannten „poetischen Gerechtigkeit“ beruht nach Schopenhauer auf gänzlichem Verkennen des Wesens des Trauerspiels, ja selbst des Wesens der Welt. (S. die 3. Aufl. der „Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. I., S. 299.)

*) In der „Welt als Wille und Vorstellung“ (3. Aufl. Bd. I. §. 48.) sagt Schopenhauer: „Das Neue Testament ist, seinem historischen Theile nach, für die Malerei fast noch ungünstiger als das Alte, und die darauf folgende Geschichte der Märtyrer und Kirchenlehrer gar ein unglücklicher Gegenstand. Jedoch hat man von den Bildern, deren Gegenstand das Geschichtliche oder Mythologische des Judenthums und

Ich erzählte ihm von einem Gemälde, das eine wollüstige Situation darstellt und auf der letzten damaligen Pariser Kunstausstellung sehr bewundert worden war. Ich erinnerte dabei an seine Verwerfung des Reizenden in der Kunst. (Welt als Wille und Vorstellung, I., §. 40.)

Es kommt hier, sagte Schopenhauer, Alles auf die Art der Auffassung und Behandlung an. Uebrigens führte er mir als Beleg dafür, dass auch das wirklich Schöne reizend wirken könne, das Beispiel einiger Individuen an, die beim Anblick nackter antiker Statuen in wollüstige Erregung gerathen seien. Dabei erzählte er einige cynische Geschichten, die sich hier nicht wiedergeben lassen.

Schopenhauer verwarf den Missbrauch, der mit dem Wort „Romantik“ getrieben wird. Die Hegelianer, sagte er, haben dem Wort „Romantik“ einen ganz anderen Sinn gegeben, als es ursprünglich, im Gegensatze zum

---

Christenthums ist, gar sehr diejenigen zu unterscheiden, in welchen der eigentliche, d. h. der ethische Geist des Christenthums für die Anschauung offenbar wird, durch Darstellungen von Menschen, welche dieses Geistes voll sind. Diese Darstellungen sind in der That die höchsten und bewunderungswürdigsten Leistungen der Malerkunst: auch sind sie nur den grössten Meistern dieser Kunst, besonders dem Raphael und dem Correggio, diesem zumal in seinen früheren Bildern, gelungen. Gemälde dieser Art sind eigentlich gar nicht den historischen beizuzählen: denn sie stellen meistens keine Begebenheit, keine Handlung dar, sondern sind blosse Zusammenstellungen von Heiligen, dem Erlöser selbst, oft noch als Kind, mit seiner Mutter, Engeln u. s. w. In ihren Mienen, besonders den Augen, sehen wir den Ausdruck, den Wiederschein, der vollkommensten Erkenntniss, derjenigen nämlich, welche nicht auf einzelne Dinge gerichtet ist, sondern die Ideen, also das ganze Wesen der Welt und des Lebens, vollkommen aufgefasst hat, welche Erkenntniss in ihnen auf den Willen zurückwirkend, nicht, wie jene andere, Motive für denselben liefert, sondern im Gegentheil ein Quietiv alles Wollens geworden ist, aus welchem die vollkommene Resignation, die der innerste Geist des Christenthums wie der Indischen Weisheit ist, das Aufgeben alles Wollens, die Zurückwendung, Aufhebung des Willens und mit ihm des ganzen Wesens dieser Welt, also die Erlösung, hervorgegangen ist. So sprachen jene ewig preiswürdigen Meister der Kunst durch ihre Werke die höchste Weisheit anschaulich aus.“

Klassischen, Antiken hat. Strauss nennt z. B. Julian den Abtrünnigen einen Romantiker, während dieser doch gerade das Antike, Klassische wieder zurückführen wollte. Die Romantik ist ein Produkt des Christenthums: Ueberschwängliche Religiosität, fantastische Weiberverehrung und ritterliche Tapferkeit, also Gott, die Dame und der Degen, — das sind die Kennzeichen des Romantischen. Calderon ist ein Romantiker.

Wir sprachen über Shakespeare. Schopenhauer äusserte sein Befremden darüber, dass Shakespeare, der als Dichter so gross war und die Menschen, wie Keiner, von Grund aus kannte, doch als Schauspieler nicht bedeutend gewesen sein soll. *)

Jetzt, klagte einst Schopenhauer, sind die Leute so roh geworden, dass sie im Theater nur sehen, nicht mehr hören wollen. Daher ist in den neuesten Komödien fast lauter Handlung und nur wenig Dialog. In den älteren guten Komödien, z. B. den Molièreschen, ist viel Dialog.

Die Leute, sagte er, langweilen sich, und aus Langeweile greifen sie in der Litteratur nach allem Schlechten. Wo nur Einer was Neues gemacht hat, da wird es gleich in alle Sprachen übersetzt und, ist es eine Komödie oder Posse, überall gespielt. Da glauben sie dann, was Rechtes zu haben.

*) In der zweiten Auflage der Parerga, Bd. II., §. 226., giebt Schopenhauer folgende drei Erfordernisse zu einem guten Schauspieler an: „1) dass Einer ein Mensch sei, der die Gabe hat, sein Inneres nach aussen kehren zu können; 2) dass er hinreichende Phantasie habe, um fingirte Umstände und Begebenheiten so lebhaft zu imaginiren, dass sie sein Inneres erregen; 3) dass er Verstand, Erfahrung und Bildung in dem Maasse habe, um menschliche Charaktere und Verhältnisse gehörig verstehen zu können.“ Da die zwei letzten Erfordernisse Shakespeare nicht fehlten, so kann nur der Mangel des ersten die Ursache gewesen sein, warum Shakespeare kein grosser Schauspieler war.

Ich gehe nun zu einigen psychologischen Gesprächen über:

Schopenhauer schien mir Unrecht zu haben, dass er den Thieren die Vernunft abspricht. Ich citirte ihm einige Geschichten von Hunden, Affen, Elephanten, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, dass diese Thiere Vernunft haben. Er erwiederte: Natura non facit saltum. Ein Analogon von Vernunft finde sich allerdings schon in den höhern Thieren. Denn Vernunft sei es, von seinem unmittelbaren Zweck abgehen und denselben auf einem Umwege, durch Mittel, zu denen Reflexion gehört, zu erreichen suchen, wie jener Affe, der, als er sich nicht unmittelbar von der Kette losmachen konnte, an die er befestigt war, nun die Kette von dem Pfahle abwickelte, um den sie geschlungen war, um sich auf diese Weise zu befreien.

Die Herbart'sche Leugnung der Vielheit der Seelenvermögen erklärte Schopenhauer für absurd. Der sogenannten Seelenvermögen, sagte er, giebt es offenbar mehrere, ganz verschiedene, da z. B. das Gedächtniss ein ganz anderes Vermögen ist, als Urtheilen und Schliessen.

Ich sagte, schon die Sinnesthätigkeiten seien so verschieden, dass sich nicht die eine auf die andere zurückführen lasse; Sehen und Hören seien ganz verschiedene Funktionen.

Schopenhauer: Aber noch verschiedener sind Denken und Sehen, und der grösste Unterschied ist zwischen Wille und Intellekt.

Ich führte aus meiner eigenen Erfahrung an, dass ich oft des Morgens, nach dem Erwachen, ohne alle Anstrengung ganz klar über Dinge denke, die mir den Abend vorher noch dunkel waren und über die ich mich vergebens ins Klare zu kommen angestrengt hatte.

Da sehen Sie, sagte Schopenhauer, wie physisch der Intellekt ist, und kam hiebei auf seine Lehre vom

Ermüden des Intellekts im Gegensatze zur Unermüdlichkeit des Willens zurück. *)

Gegen Beneke's, des Psychologen, Behauptung, dass, je mehr Geist Einer hätte, er desto weniger Zeit zum Schlaf brauchte, verfocht Schopenhauer die gerade entgegengesetzte Behauptung und wies aus der Geschichte geistig begabter und viel mit dem Geiste arbeitender Männer, wie Cartesius, Kant nach, dass sie Langschläfer waren. Von sich selbst berichtete er mir, dass er acht Stunden ununterbrochen schlafe. **)

---

*) In der zweiten Auflage der Parerga (Bd. I., S. 471.) sagt Schopenhauer: „Ueberhaupt begreife man wohl, dass unser Denken nichts Anderes ist, als die organische Funktion des Gehirns, und sonach jeder andern organischen Thätigkeit, in Hinsicht auf Anstrengung und Ruhe, sich analog verhält. Wie übermässige Anstrengung die Augen verdirbt, ebenso das Gehirn. Mit Recht ist gesagt worden: das Gehirn denkt, wie der Magen verdaut. Der Wahn von einer immateriellen, einfachen, wesentlich und immer denkenden, folglich unermüdlichen Seele, die da im Gehirn bloss logirte, und nichts auf der Welt bedürfte, hat gewiss Manchen zu unsinnigem Verfahren und Abstumpfung seiner Geisteskräfte verleitet, wie denn z. B. Friedrich der Grosse ein Mal versucht hat, sich das Schlafen ganz abzugewöhnen. Die Philosophieprofessoren würden wohl thun, einen solchen sogar praktisch verderblichen Wahn nicht durch ihre katechismusgerechtseynwollende Rocken-Philosophie zu befördern. Man soll sich gewöhnen, seine Geisteskräfte durchaus als physiologische Funktionen zu betrachten, um danach sie zu behandeln, zu schonen, anzustrengen u. s. w., und zu bedenken, dass jedes körperliche Leiden, Beschwerde, Unordnung, in welchem Theil es auch sei, den Geist afficirt.“

**) In der dritten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung (Bd. II., S. 275.) sagt Schopenhauer: „Das Bedürfniss des Schlafes steht in geradem Verhältniss zur Intensität des Gehirnlebens, also zur Klarheit des Bewusstseyns. Solche Thiere, deren Gehirnleben schwach und dumpf ist, schlafen wenig und leicht, z. B. Reptilien und Fische. Thiere von bedeutender Intelligenz schlafen tief und lange. Auch Menschen bedürfen um so mehr Schlaf, je entwickelter, der Quantität und Qualität nach, und je thätiger ihr Gehirn ist. Montaigne erzählt von sich, dass er stets ein Langschläfer gewesen, einen grossen Theil seines Lebens verschlafen habe und noch im höheren Alter acht bis neun Stunden in Einem Zug schlafe (Liv. III., Ch. 13.). Auch von Cartesius wird uns berichtet, dass er viel geschlafen habe (Baillet, Vie de Descartes, 1693., p. 288.). Kant hatte sich zum Schlaf sieben Stunden

Einst, während Schopenhauer zu mir sprach und ich ihm aufmerksam zuhörte, drehte ich, ohne mir dessen bewusst zu sein, unaufhörlich ein Stück Papier in der Hand. Als Schopenhauer zu sprechen aufhörte, warf ich das Papier weg und nun, mir bewusst werdend, dass ich während des Nachdenkens dasselbe fortwährend zwischen den Fingern gedreht hatte, knüpfte ich daran die Bemerkung, es sei doch ein eigenthümliches psychologisches Phänomen, dass wir oft, während wir mit Nachdenken über einen Gegenstand beschäftigt sind, gleichzeitig ganz mechanisch etwas treiben, ohne uns dessen bewusst zu sein und ohne dass die eine Thätigkeit durch die andere gestört wird. Ich wünschte zu wissen, wie Schopenhauer dieses erkläre.

Es giebt, sagte Schopenhauer, eine Spaltung im Intellekt zwischen der anschaulichen und abstrakten Thätigkeit, von denen jede ihren abgesonderten Verlauf nehmen kann. Während ich z. B beim Ankleiden ganz anschaulich beschäftigt bin, kann ich zugleich abstrakt in einen Gegenstand des Nachdenkens vertieft sein.*)

---

ausgesetzt: aber damit auszukommen wurde ihm so schwer, dass er seinem Bedienten befohlen hatte, ihn wider Willen und ohne auf sein Gegenreden zu hören, zur bestimmten Zeit zum Aufstehen zu zwingen. (Jachmann, Immanuel Kant, S. 162.) Denn je vollkommener wach Einer ist, desto grösser ist für ihn die Nothwendigkeit des Schlafes, also desto tiefer und länger schläft er. Vieles Denken, oder angestrengte Kopfarbeit wird demnach das Bedürfniss des Schlafes vermehren."

In Schopenhauers „Spicilegia" fand ich die Bemerkung: „Alle die Tage, deren vorhergegangene Nacht ich nicht recht ausgeschlafen, sind aus meinem Leben zu streichen; denn da war ich nicht Ich."

*) Kant sagt in seiner Anthropologie über das hier besprochene Phänomen: „Wandelbare in Bewegung gesetzte Gestalten, die für sich eigentlich keine Bedeutung haben, welche Aufmerksamkeit erregen könnte, — dergleichen das Flackern eines Kaminfeuers, oder die mancherlei Drehungen und Blasenbewegungen eines über Steine rieselnden Baches sind, unterhalten die Einbildung mit einer Menge von Vorstellungen ganz anderer Art (als die hier des Sehens) im Gemüth zu spielen und sich im Nachdenken zu vertiefen. Selbst Musik für den, der sie nicht als Kenner anhört, kann einen Dichter oder Philosophen in

Aus der Spaltung zwischen dem Anschaulichen und Abstrakten erklärte Schopenhauer auch das moralische Phänomen, dass wir das Bessere erkennen und dem Schlechteren folgen. (Meliora video proboque, deteriora sequor.) Das anschauliche, in der Gegenwart liegende Motiv wirke nämlich stärker als das abstrakte, vernünftige, der Zukunft angehörige.

Wir sprachen von seiner Definition des Lächerlichen, auf die er grossen Werth legte. Als ich bemerkte, aus den Gegenständen, über welche verschiedene Menschen lachen, könne man auf ihren Geist schliessen, sagte Schopenhauer: „Ja, und aus der Art ihrer Lache.“ Als Beispiel dafür, dass oft der Eine über etwas lache, was dem Andern gar nicht lächerlich erscheine, wie man besonders im Theater beobachten könne, führte er mir an, dass er einst bei einem schlechten Stücke von Zacharias Werner gelacht, während neben ihm eine Frau vor Rührung geweint habe.

Das Hohngelächter erklärte Schopenhauer als entsprungen aus der grossen Inkongruenz zwischen dem Er-

eine Stimmung versetzen, darin ein Jeder nach seinen Geschäften oder seiner Liebhaberei Gedanken haschen und derselben noch mächtig werden kann, die er, wenn er in seinem Zimmer einsam sich hingesetzt hätte, nicht so glücklich würde aufgefangen haben. Die Ursache dieses Phänomens scheint darin zu liegen: dass, wenn der Sinn durch ein Mannigfaltiges, das für sich gar keine Aufmerksamkeit erregen kann, vom Aufmerken auf irgend einen andern, stärker in den Sinn fallenden, Gegenstand abgezogen wird, das Denken nicht allein erleichtert, sondern anch belebt wird, so ferne es nämlich einer angestrengtern nnd anhaltendern Einbildungskraft bedarf, nm seinen Verstandesvorstellungen Stoff unterzulegen. — Der englische Zuschaner (die bekannte von Addison und Steele herausgegebene Zeitschrift The Spectator) erzählt von einem Advokaten: dass er gewohnt war, beim Plaidiren einen Bindfaden aus der Tasche zu nehmen, den er unaufhörlich um den Finger auf- nnd abwickelte; da denn, als der Schalk, sein Gegenadvokat, ihn heimlich aus der Tasche practicirte, jener ganz in Verlegenheit kam und lauter Unsinn redete, weswegen man sagte: „er habe den Faden seiner Rede verloren.“ (S. Kants Werke, Ansg. v. Rosenkranz nnd Schubert. VII. 2. Abtheil. §. 29. S. 71.)

lebten und dem, was nach der eigenen Erwartung hätte geschehen sollen.

Dass Menschen mitunter in verzweifelter Lage witzig werden und lachen, erklärte Schopenhauer als eine Abwendung des Intellekts von der verzweifelten Situation; wodurch der Wille sich ein soulagement verschaffe. Dergleichen Abwendungen des Intellekts, wodurch der Wille für den Augenblick beschwichtigt werde, gebe es auch noch andere. Er erzählte mir nun die Geschichte eines zum Tode Verurtheilten, der, ehe er auf das Schaffot geführt wurde, eifrig damit beschäftigt war, alle Nägel im Gefängniss zu zählen. Durch diese äusserliche Beschäftigung habe der Verurtheilte seinen Intellekt von dem für seinen Willen schrecklichen Gedanken an das Schaffot abgelenkt. Auch das Mitsichselbstsprechen, über dem wir uns bisweilen, wenn uns etwas Unangenehmes oder Beschämendes begegnet ist, ertappen, rechnete Schopenhauer zu diesen zertreuenden Beschäftigungen des Intellekts, die wir instinktmässig ergreifen, um uns von dem verhassten Gegenstande des Willens abzulenken.

Schopenhauer hatte zwar ein stupendes Gedächtniss; aber in einzelnen Fällen versagte ihm dasselbe den Dienst. Dann wurde er jedesmal ärgerlich, und zwang sich, das Vergessene wieder in die Erinnerung zurückzurufen. Man muss, sagte er, gegen sein Gedächtniss despotisch verfahren, man muss es methodisch zwingen, das Gesuchte wiederzugeben. So halte er es mit seinem Gedächtniss.*)

---

*) Später fand ich diesen Gedanken in den Parergis wieder, wo Schopenhauer (Bd. II., §. 38., S. 54. der 2. Aufl.) sagt: „Mit seinem Gedächtniss soll man streng und despotisch verfahren, damit es den Gehorsam nicht verlerne, z. B. wenn man irgend eine Sache, oder Vers, oder Wort, sich nicht zurückrufen kann, solches ja nicht in Büchern aufschlagen, sondern das Gedächtniss, wochenlang, periodisch damit quälen, bis es seine Schuldigkeit gethan hat. Denn je länger man sich darauf hat besinnen müssen, desto fester haftet es nachher.“ Die zweite Auflage der Parerga hat in Beziehung auf das Gedächtniss, sowohl an dieser Stelle, wie in den „psychologischen Bemerkungen“ (Bd. II. §. 363. ff.) einige Zusätze bekommen.

Ich citirte ihm bei einer Gelegenheit eine Stelle aus seinem Hauptwerke, an die er selbst sich durchaus nicht erinnern konnte. Ich wunderte mich darüber.

Glauben Sie, sagte er, dass man sich jeden Augenblick Rechenschaft ablegen kann über Das, was man gemacht hat? ich wundere mich selbst manchmal darüber, wie ich das Alles habe machen können. Denn im gewöhnlichen Leben ist man gar nicht Das, was man in den erhöhten Momenten der Produktion ist.

Während man schreibt, sagte er ein anderes Mal, steht man wie der Dekorationsmaler vor der Leinwand und sieht die Fehler nicht, die man macht. Erst in einiger Entfernung, bei der Revision, wird man sie gewahr.

Ich äusserte, dass oft ein gehörtes oder gelesenes Wort im ersten Moment wirkungslos an uns vorübergehe, später aber falle es uns wieder ein und beschäftige den Geist anhaltend. Schopenhauer erläuterte alsbald dieses psychische Phänomen durch folgendes Gleichniss: Wie eine im Kriege empfangene Wunde nicht sogleich gespürt wird, sondern erst eine Weile nachher, so spüren wir Aeusserungen, die im ersten Moment unbeachtet an uns vorübergehen, erst später, und dann geben sie uns oft viel zu denken.

Wir sprachen von Plagiaten. Es giebt, sagte Schopenhauer, unbewusste Plagiate, wenn wir das Gelesene behalten haben, nachher aber vergessen, wo wir es her haben und es für das Unsrige halten und ausgeben.

Es war von gekränkter Eitelkeit die Rede. Schopenhauer bemerkte, Angelus Silesius sage sehr schön: Wie ein Stäubchen unser Auge reizt, so kränke das Geringste, das unserer Eitelkeit zuwider ist, unser Herz. Ja, so sind wir, fügte er hinzu, es ist nicht anders.

Ich bemerkte, das mit Schlechtigkeit sehr oft Dummheit gepaart sei. Das ist auch sehr gut, sagte

Schopenhauer; sonst gäbe es immer gleich einen Napoleon.

Nichts fand Schopenhauer widerlicher, als einen Alten, dem man es ansieht, dass er sein Leben lang weiter nichts gethan hat, als gefressen und gesoffen, u. s. w. Die dumm und viehisch aussehenden Greise, sagte er, sind ekelhaft, wie die Schweine.*)

Von charakteristischen politischen Aeusserungen Schopenhauers theile ich folgende mit:

Da schimpfen sie in Einem fort auf die Regierungen, als ob die Regierungen Schuld wären an allem Elend. Nein, das Elend folgt unvermeidlich aus der menschlichen Natur. Der Mensch ist durch seinen Willen zum Elend prädestinirt.**)

Schopenhauer war fest überzeugt von der Nothwendigkeit des Königthums. Der König, äusserte er einst, könnte statt: „Wir von Gottes Gnaden", richtiger sagen: „Wir von zwei Uebeln das Kleinste." Denn ohne König gehe es nun einmal nicht, er sei der Schlussstein des Ganzen, das ohne ihn zusammenstürzen würde.***)

---

*) In dem Kapitel „Vom Unterschiede der Lebensalter" (Parerga, 2. Aufl. II., S. 527.) sagt Schopenhauer: „Ein Glück ist es, wenn dem Greise noch die Liebe zu seinem Studium, auch zur Musik, zum Schauspiele und überhaupt eine gewisse Empfänglichkeit für das Aeussere geblieben ist: wie diese allerdings bei Einigen bis in's späte Alter fortdauert. Was Einer „an sich selbst" hat, kommt ihm nie mehr zu Gute, als im Alter. Die Meisten freilich, als welche stets stumpf waren, werden im höhern Alter mehr und mehr zu Automaten: sie denken, sagen und thun immer das Selbe, und kein äusserer Eindruck vermag mehr etwas daran zu ändern, oder etwas Neues aus ihnen hervorzurufen. Zu solchen Greisen zu reden, ist wie in den Sand zu schreiben: der Eindruck verlischt fast unmittelbar darauf. Ein Greisenthum dieser Art ist freilich nur das Caput mortuum des Lebens."

**) Später fand ich diesen Gedanken ausführlicher wieder in den Parergis II., §. 128. (2. Aufl. §. 129.)

***) In der dritten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 47. hat Schopenhauer zu seiner Ansicht vom Ursprung

Ich erzählte ihm einen Fall, aus dem hervorging, wie die Regierungen bemüht sind, jede von der „Staatsreligion" abweichende Glaubensrichtung zu verfolgen und zu unterdrücken.

Schopenhauer missbilligte dieses Treiben der Regierungen in starken Ausdrücken. Der Staat, sagte er, soll sich gar nicht um die Religion bekümmern, sondern sie wie eine reine Privatsache betrachten und behandeln.

Ich bemerkte, durch Zeitungsnachrichten dazu veranlasst, es vergehe fast kein Tag, wo nicht auf einem Punkte der Erde, wenn auch nicht ein Krieg im Grossen, doch ein Krieg im Kleinen, eine Metzelei vorfiele.

Schopenhauer: Das ist gerade so, als wenn Sie sagten, es vergehe kein Tag, wo nicht in einer der Strassen Londons eine Prügelei vorfiele. Bedenken Sie aber, dass auf einem kleinen Fleck, wie London, zwei Millionen Menschen beisammen wohnen. So weit haben es die Menschen also, seit Kain seinen Bruder Abel erschlug, doch gebracht, dass auf einem engen Raum zwei Millionen Menschen im Ganzen ruhig und friedlich beisammen leben können.

Wiederholt kam Schopenhauer in seinen Gesprächen auf diejenigen Punkte seiner Philosophie zurück, in denen er Gegenstände, die bisher von den Philosophen wenig beachtet worden, der Metaphysik vindicirt hatte, — auf die Geschlechtsliebe und auf das „Geistersehen und was damit zusammenhängt."

---

des „gleichsam übermenschlichen Wesens, welches überall die Königswürde begleitet und sie so himmelweit von der blossen Präsidentur unterscheidet", noch die Worte hinzugefügt: „Daher muss sie auch erblich, nicht wählbar seyn: theils damit Keiner im König seines Gleichen sehen könne; theils damit dieser für seine Nachkommen nur dadurch sorgen kann, dass er für das Wohl des Staates sorgt, als welches mit dem seiner Familie ganz Eines ist." — Ausführlicher hat sich Schopenhauer über die monarchische Regierungsform in den Parergis (Bd. II., Cap. IX.) ausgesprochen, wo die zweite Auflage mehrere Zusätze erhalten hat.

Den ersten Punkt betreffend, sagte er unter Anderm: Lichtenberg hat in seiner Abhandlung „über die Macht der Liebe" zwar gesagt, nur der physische Trieb sei unwiderstehlich, nicht aber die leidenschaftliche Liebe. Ich aber sage: Es verhält sich umgekehrt: den physischen Trieb kann man unterdrücken, wie z. B. die Sekte der Shakers thut, nicht aber die Liebe.*)

Von den Ausartungen des Geschlechtstriebes sprechend, verweilte er besonders bei der Päderastie, deren Erklärung ihn damals stark zu beschäftigen schien. Er erzählte mir mehrere Fälle von Päderastie aus der Gegenwart und fügte hinzu, dieses Laster sei auch unter den Neuern gar nicht so selten, als man glaubt. Er hatte Shakespeare im Verdacht, ein Päderast gewesen zu sein, und wollte dies aus seinen Sonetten schliessen.**)

Den zweiten erwähnten Punkt, das Geisterreich betreffend, waren Schopenhauers Gespräche sehr mannig-

---

*) Lichtenberg sagt (S. vermischte Schriften, Göttingen 1800, Bd. I., S. 124. ff.): „Die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Faselei junger Leute, hey denen der Kopf noch im Wachsen begriffen ist, die im Rath der Menschen über Wahrheit noch keine Stimme haben, und meistens so beschaffen sind, dass sie keine bekommen können. Ich erkläre hier noch einmal, ob es sich gleich von selbst versteht, dass ich den Zeugungstrieb nicht meine; der, glaube ich, kann unwiderstehlich werden...... Und doch rührt die ganze Verwirrung in diesem Streit aus nicht genugsamer Unterscheidung eben dieses Triebes, der sich unter sehr verschiedener Gestalt zeigt, und der schwärmenden Liebe her." — Schopenhauer hat seine entgegengesetzte Ansicht im 2. Bd. der Welt als Wille und Vorstellung, Cap. 44., entwickelt.

**) Schopenhauer hat später seine metaphysische Erklärung des unnatürlichen Lasters der Päderastie dem Kapitel über die „Metaphysik der Geschlechtsliebe" in der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung anhangsweise beigegeben. — Zur Zeit, als ich mit ihm verkehrte, zeigte er mir eines Tages das Buch des Johannes Secundus über die Küsse, welches er auf einer Auction erstanden hatte, und sprach mit mir über die verschiedenen Arten von Küssen. (Schopenhauer pflegte die Auctionskataloge zu lesen und sich die ihn interessirenden Bücher anzustreichen und Auftrag zu deren Ankauf zu geben.)

faltig, gaben theils Faktisches, theils Erklärungen und Deutungen.

Er erzählte mir einige Fälle von magischer Wirkung des Willens auf Andere, die dadurch wie gebannt waren, z. B. durch einen magisch wirkenden Fluch gelähmt wurden und von Stunde an hinken mussten, u. s. w. Ich äusserte meine Verwunderung über diese Annihilation des Willens im Gebannten. Schopenhauer sagte: Bei Thieren ist's leichter, als bei Menschen, weil, wie Paracelsus sagt, der Geist des Menschen sich wehrt.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte er: Es war doch ein ganzer Kerl, der Parcelsus. Welche Kraft in seinem Stil!

Das Vorhersehen des Zukünftigen in der Clairvoyance erklärte Schopenhauer aus der Idealität der Zeit und der völligen Nothwendigkeit alles Geschehenden. Es ist, sagte er, Alles schon jetzt, was noch kommen wird; wir sehen es blos mit unsern gewöhnlichen Augen nicht. Der Hellsehende schiebt aber gleichsam die Brille der Zeit voran und sieht es.

Wir sprachen vom „zweiten Gesicht.“ Als ich meine Verwunderung darüber äusserte, dass in Visionen dieser Art oft Mehrere gleichzeitig und unabhängig von einander Dasselbe sehen, während doch sonst nur dann Mehrere gleichzeitig Dasselbe sehen, wenn ein reales äusseres Objekt gleichzeitig auf ihre Sinne einwirkt, erwiderte Schopenhauer: Die Welt als Vorstellung kann auf zweierlei Weise entspringen. Wir sind zwar gewohnt, ein äusseres, empirisches Objekt, das auf die Sinne einwirkt, das mittelst der Lichtstrahlen in das Auge dringt, u. s. w. anzunehmen, wo Verschiedene dieselbe Anschauung haben. Aber die Welt als Vorstellung kann auch noch auf einem ganz andern Wege entspringen. — Auf welchem Wege, das wollte er damals nicht verrathen, weil er es noch nicht hatte drucken lassen. Aber in seiner Abhandlung über „das Geistersehn und was damit zusammenhängt“, im 1. Bd. der Parerga, hat er es gesagt.

Wie Schopenhauer in den magischen Wirkungen die Allmacht des Willens sah, so sah er in den Ahnungen, den fatidiken Träumen, den das Abwesende und Zukünftige schauenden Visionen „unsere Allwissenheit."

Schliesslich sei noch erwähnt, dass Schopenhauer mit mir auch von „providentieller Leitung im Schicksale des Einzelnen" sprach. Er fand ein Analogon derselben in dem instinktartigen Thun der Thiere und der in dem Instinkt waltenden bewusstlosen Providenz.*)

*) Später fand ich diese Ansicht in der „transcendenten Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" (im 1. Bande der Parerga) ausführlicher wieder, wo Schopenhauer überhaupt in der „Teleologie der Natur", welche das Zweckmässige, als ohne Erkenntniss des Zwecks eintretend, darbietet, die nächste Analogie jener geheimnissvollen Macht sieht, die sich in der planvollen Leitung des Schicksals der Individuen kundgiebt.

3. Denkwürdiges aus Schopenhauers Leben und Lehre.

Nachdem ich im Vorigen sowohl meine erste Bekanntschaft mit Schopenhauer, als meinen fünfmonatlichen Verkehr mit ihm den wesentlichsten Zügen nach geschildert habe, will ich nun im Folgenden, auf Anleitung seiner mündlichen Mittheilungen, seiner Briefe an mich und seiner nachgelassenen Manuscripte, verschiedenes Denkwürdige zusammenstellen, das besonders geeignet ist, seine Person und Lehre näher kennen und richtiger würdigen zu lehren.

Es handelt sich hier nicht um Memoiren im gewöhnlichen Sinne, sondern um Darstellung charakteristischer Züge, aus denen das innere Wesen der Person und Lehre Dessen, von dem hier die Rede ist, und namentlich der innere Zusammenhang der Lehre mit der Person zu erkennen ist. Wenn Gwinner die äussere Biographie Schopenhauers geschrieben hat, so liefere ich dagegen hier mehr Beiträge zu der innern, soweit sie sich aus dem mir vorliegenden Material geben lassen. Gelegentlich werde ich dabei auch Vertheidigungen Schopenhauers gegen seine Gegner, so wie Widerlegungen derjenigen Punkte seiner Lehre, die mir unhaltbar scheinen, einflechten. Ich werde bei diesen Denkwürdigkeiten zwar im Allgemeinen den chronologischen Faden festhalten, aber doch auch, um das sachlich Zusammengehörige nicht zu trennen, zuweilen vor- oder zurückgreifen.

Schon oft haben zu Zahlenspielerei Geneigte in den Zahlen des Geburts- oder Todesjahres grosser Männer

ein bedeutsames Verhältniss finden wollen. Schopenhauer war nun zwar fern von solcher Spielerei; dennoch hat auch er sich einmal in einer müssigen Stunde mit der Zahl seines Geburtsjahres beschäftigt. Er schreibt nämlich in seinem Manuscriptenbuch „Quartant" (angefangen zu Dresden 1824, im November): „Spinoza starb den 21. Februar 1677: ich bin geboren den 22. Februar 1788, — also genau 111 Jahr, d. h. 100 Jahr + $\frac{1}{10}$ davon + $\frac{1}{10}$ hievon nach seinem Tode: oder man setze Eins zu jeder Zahl seines Todes-Tages (soweit es in diesem Jahrtausend möglich ist), so hat man meinen Geburtstag. It 's very odd. — Pythagoras würde sagen, — — — —."

Seine Eltern betreffend, sah Schopenhauer in sich einen lebendigen Beleg für seine Lehre, dass der Charakter, die Neigungen und Leidenschaften, kurz das Herz, vom Vater, dagegen die Intelligenz, ihr Grad, ihre Beschaffenheit und Richtung, von der Mutter angeboren sei. (Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 43.) Als ich einst mit ihm über diesen Gegenstand sprach und bemerkte, es kämen wohl auch Kinder vor, die nicht den Charakter des Vaters hätten, erwiderte er kurz: „Pater semper incertus." Und als ich ferner an mir selbst einen von meinem Vater verschiedenen Charakter wahrgenommen haben wollte, trotzdem dass Pater semper incertus auf mich nicht anzuwenden sei, erklärte er meine Wahrnehmung als Täuschung. Sie glauben, sagte er, nur darum einen andern Charakter, als Ihr Vater zu haben, weil Ihr vom Vater ererbter Charakter in Folge des ihm von der Mutter beigegebenen Intellekts eine andere Richtung genommen hat, als bei ihrem Vater. Ihr Wille ist, prüfen Sie sich, wesentlich derselbe, wie der Ihres Vaters; aber die Motive, die diesen Willen in Bewegung setzen, sind, als durch ein anderes Medium, den von Ihrer Mutter ererbten Intellekt, hindurchgehend, andere, und daher die scheinbare Verschiedenheit des Charakters. So fest war Schopenhauer von der Wahrheit seiner Lehre über die „Erblichkeit der Eigenschaften" überzeugt. Er liess keine dagegensprechende Erfahrung

aufkommen, sondern erklärte solche für Schein und Täuschung.

Seine Genealogie betreffend, glaubte er, dass die Schopenhauers ursprünglich aus Holland stammen, weil ihr Name sich bloss mit einem p schreibt; und auf dieses eine p hielt er sehr stark. Wenn Jemand, statt Scho*p*enhauer, Scho*pp*enhauer sprach, oder schrieb, ward er grimmig. Als nach seinem von Lunteschütz gemalten Portrait eine Lithographie in der Sachse'schen Kunsthandhandlung in Berlin erschienen war mit der Unterschrift Scho*pp*enhauer, schrieb er mir, bei Uebersendung eines Exemplars dieser Lithographie, am 13. März 1856: „Das Bild ist superbe gerathen, auch Lunteschütz ist sehr zufrieden damit. Aber Sie werden, wie ich, sich ärgern über das pp in meinem Namen! Auch sollte der Vorname ausgeschrieben seyn. Habe gestern sogleich an die Kunsthandlung sehr nachdrücklich darüber geschrieben: — Alles kommt darauf an, ob die Abdrücke schon genommen sind: da ist's nicht mehr zu ändern. Lindner wird's wohl anzeigen, da sollte er, wenn es nicht geändert wird, über das pp eine Jeremiade anstimmen. Mein Name ist ein holländischer, wir stammen aus Holland: im Deutschen steht nie ein einzelner Konsonant zwischen zwei Vokalen, — wenn nicht einer ein Diphthong ist."

Von seinem Vater sprach Schopenhauer mit grosser Dankbarkeit, theilte mir auch Manches über das vornehme Haus, das sein Vater gemacht, und das vornehme Leben, das sie auf Reisen geführt, mit, daran die Bemerkung knüpfend, dass es im Kaufmannsstande, wie sich besonders bei der Bewirthung von Gästen und auch sonst zeige, nicht so knickerig hergehe, wie in anderen Ständen. Der Kaufmann sei im Allgemeinen weit freigebiger, splendider, als Leute aus andern Ständen.

Wie es gemeint war, wenn er zu mir sagte: »Meinem Vater habe ich viel zu verdanken", wird der Leser am Besten aus folgender „Dedication" entnehmen, die ich in einem seiner mir vermachten Manuscripte gefunden habe. Schopenhauer hatte nämlich die Absicht, die zweite Auf-

lage der „Welt als Wille und Vorstellung“ seinem Vater zu widmen und hat in seinem „Foliant“ — so heisst sein 1821 zu Berlin angefangenes Manuscriptenbuch — folgende Widmung niedergeschrieben. (Dieselbe Widmung findet sich, mit etwas andern Worten, im Wesentlichen aber gleichen Inhalts, noch in den beiden andern Manuscriptenbüchern „Adversaria, angefangen 1828, Berlin“ und „Pandektä, angefangen zu Mannheim 1832“, wieder):

„Dedication der zweiten Ausgabe, den Manen meines Vaters, des Kaufmanns Heinrich Floris Schopenhauer:

„Edler, wohlthätiger Geist! dem ich Alles danke, was ich bin. Deine waltende Vorsorge hat mich geschirmt und getragen, nicht bloss durch die hülflose Kindheit und unbedachtsame Jugend, sondern auch in's Mannesalter und bis auf den heutigen Tag. Denn, indem Du einen Sohn, wie ich bin, in die Welt setztest, sorgtest Du zugleich dafür, dass er auch als ein solcher in einer Welt, wie diese ist, bestehn und sich entwickeln konnte. Und ohne diese Deine Fürsorge wäre ich hundert Mal zu Grunde gegangen. Meinem Geist war die Richtung zu der ihm allein angemessenen Beschäftigung zu entschieden eingepflanzt, als dass ich hätte seiner Natur Gewalt anthun und ihn dahin bändigen können, dass er unbekümmert um das Daseyn überhaupt und nur für das Daseyn meiner Person wirksam, das tägliche Brod herbeizuschaffen sich zur einzigen Aufgabe hätte machen können. Du scheinst auch auf diesen Fall bedacht gewesen zu seyn und dabei vorher gesehn zu haben, dass er nicht eben geeignet seyn möchte, die Erde zu ackern, oder sonst durch ein mechanisches Gewerbe seine Kräfte zur Sicherung seiner Subsistenz zu verwenden, und scheinst vorhergesehn zu haben, dass Dein Sohn, Du stolzer Republikaner, nicht das Talent würde haben können, wetteifernd mit médiocre et rampant, vor Ministern und Räthen, Mäcenen und ihren Rathgebern zu kriechen, um ein sauer abzuverdienendes Stück Brod erst niederträchtig zu erbetteln, oder der sich blähenden Mittelmässigkeit zu schmeicheln und demüthig sich dem lobpreisenden Gefolge scharlatanischer Pfuscher

anschliessen; dass er vielmehr als Dein Sohn auch mit Deinem verehrten Voltaire denken würde: nous n'avons que deux jours à vivre: il ne vaut pas la peine de les passer à ramper devant des coquins méprisables.

„Daher weihe ich Dir mein Werk und rufe Dir im Grabe den Dank nach, den ich einzig Dir und keinem Andern schuldig bin. Nam Caesar nullus nobis haec otia fecit.

„Dass ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, dass ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während Keiner für mich etwas that: Das danke ich Dir, mein Vater, danke es Deiner Thätigkeit, Deiner Klugheit, Deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei Du mir gepriesen, mein edler Vater! Und Jeder, der an meinem Werk irgend eine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll Deinen Namen vernehmen und wissen, dass, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundert Mal zu Grunde gegangen wäre. Und so lass meine Dankbarkeit das Einzige thun, was ich für Dich, der Du vollendet hast, vermag: lass sie Deinen Namen so weit bringen, als meiner ihn zu tragen im Stande ist."

Warum Schopenhauer später unterlassen hat, diese schöne, seinem Herzen Ehre machende Widmung der zweiten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung" voranzuschicken, weiss ich nicht.

Mit geringerer Achtung und Anerkennung, als von seinem Vater, sprach er von seiner Mutter, von der er mir erzählte, welch glänzendes Leben sie geführt und wie sie in Weimar von Schöngeistern umschwärmt gewesen. Als ich später in den Parergis, in dem Capitel „zur Rechtslehre und Politik" die Stelle über den Hang der Weiber zur Verschwendung und über ihre Unfähigkeit zur Vermögensverwaltung fand, glaubte ich annehmen zu dürfen, dass Schopenhauer bei dieser Stelle an seine Mutter gedacht hat. Dieselbe lautet in der 2. Auflage (Bd. II. §. 132.):

„Alle Weiber, mit seltenen Ausnahmen, sind zur Verschwendung geneigt. Daher muss jedes vorhandene Vermögen, mit Ausnahme der seltenen Fälle, wo sie es selbst erworben haben, vor ihrer Thorheit sicher gestellt werden. Eben darum bin ich der Meinung, dass die Weiber nie ganz mündig werden, sondern stets unter wirklicher männlicher Aufsicht stehen sollten, sei es die des Vaters, des Gatten, des Sohnes, oder des Staates, — wie es in Indien ist; dass sie demnach niemals über ein Vermögen, welches sie nicht selbst erworben haben, müssten eigenmächtig verfügen können. Dass hingegen eine Mutter sogar bestellter Vormund und Verwalter des väterlichen Erbtheils ihrer Kinder werden könne, halte ich für unverzeihliche und verderbliche Thorheit. In den allermeisten Fällen wird ein solches Weib das vom Vater der Kinder, und mit stärkendem Hinblick auf sie, durch die Arbeit seines ganzen Lebens Erworbene mit ihrem Buhlen verprassen; gleichviel, ob sie ihn heirathet, oder nicht. Diese Warnung giebt uns schon Vater Homer Od. XV., 20. Die wirkliche Mutter wird, nach dem Tode des Mannes, oft zur Stiefmutter“ u. s. w.

Später, in dem Capitel „über die Weiber“ im 2. Bande der Parerga, kehrt dieselbe Klage und Warnung wieder. Dass aber Schopenhauer hier, wie so oft, aus eigener Lebenserfahrung gesprochen, geht nicht bloss aus seinen gegen mich gemachten Aeusserungen hervor, sondern auch aus Dem, was Gwinner in seiner Biographie über das Verhältniss Schopenhauers zu seiner Mutter mittheilt. Zu mir sagte Schopenhauer noch, er habe sich seiner Mutter und ihren Cirkeln gegenüber immer fremd und einsam gefühlt, und man sei deshalb auch in Weimar mit ihm unzufrieden gewesen. Ferner theilte er auch mir mit, was Gwinner erzählt, dass seine Mutter, als sie den Titel seiner Promotionsschrift „über die vierfache Wurzel“ gelesen, geäussert habe: „dass sei wohl ein Buch für Apotheker.“ Dagegen habe er gerade durch diese Schrift zuerst Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und seine Gunst erworben.

Auch noch später, als ich nicht mehr mit Schopenhauer mündlich verkehrte, sondern bloss mit ihm korrespondirte, hatte ich Gelegenheit, wahrzunehmen, dass er nicht mit sonderlicher Achtung von seiner Mutter dachte und sprach. Als ich nämlich für die Brockhaus'schen „Blätter für literarische Unterhaltung" im Jahre 1852 das Memoirenwerk recensirte: „Anselm Ritter von Feuerbach's, weiland königl. bairischen wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichts-Präsidenten Leben und Wirken aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften, veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. Zwei Bände" (Leipzig, O. Wigand 1852), theilte ich Schopenhauern brieflich eine in diesem Buche gefundene Stelle über seine Mutter, aus Feuerbachs „Bekanntschaften und Freundschaften gestiftet in Karlsbad und Franzbrunn im Juli 1815«, mit. Die Stelle lautet:

„Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstande aufgeschosst ist. Der Sitz schöner weiblicher Bildung ist allein in des Weibes Herzen. Das Gänschen, ihre Tochter: „„Ich habe für Blumenmalerei das vorzüglichste Talent."" Ich falle ganz aus der Gnade."

Auf Mittheilung dieser Stelle schrieb mir Schopenhauer in einem Briefe vom 12. Juli 1852: »Danke Ihnen für Mittheilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wohl nie zu Gesicht gekommen wäre: die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mir's, lachen müssen. Meine Schwester malte Blumen und kleine menschliche Figuren u. s. w. wirklich sehr schön. Dem Pückler hatte sie so etwas geschenkt, welches er mir 1818 mit Entzücken zeigte und dazu ihren Kommentar vorlas. Kürzlich zeigte mir eine Dame ein sehr schönes, von meiner Schwester, welches sie al fresco will ausführen lassen."

Man hat Schopenhauern sein Verhalten zu seiner Mutter als einen Mangel an Pietät ausgelegt. Schrieb mir

doch selbst einer der Verehrer Schopenhauers bald nach dem Erscheinen des Gwinnerschen Buches, welches das Verhältniss Schopenhauers zu seiner Mutter ausführlicher schildert: „Ich für meinen Theil bin freilich in meiner Hochachtung vor dem Genie Schopenhauers und seinen Leistungen nicht erschüttert oder beirrt worden — allein als Mensch hat er viel bei mir verloren, namentlich, da sich das Missverhältniss zwischen ihm und seiner Mutter durch dieses Buch bestätigt. Die Liebe zur Mutter aber ist mir das Heiligste, was es giebt.“

Allein solche abstracte, allgemeine Sätze, wie: „Die Liebe zur Mutter ist das Heiligste, was es giebt“, reichen nach meiner Ansicht nicht aus, um ein gegebenes Verhältniss eines bestimmten Sohnes zu einer bestimmten Mutter richtig zu beurtheilen. Ich muss hier, um dies zu erläutern, eine Excursion in das moralische Gebiet machen, die aber durchaus zur Sache ist, und die mir der Leser daher verzeihen muss, obgleich sie uns eine Weile von unserem Gegenstande abführt.

Kant mit seinem kategorischen Imperativ, der von allem Gegebenen, Empirischen absehend, ein allgemeines, apriorisches Du sollst! für alle Verhältnisse aufstellt, hat die Moral in eine falsche Bahn gebracht. Aehnlich, wie sich Cartesius des Dualismus zwischen Leib und Seele schuldig gemacht und dadurch die Psychologie in eine falsche Richtung gebracht, hat Kant sich des Dualismus zwischen Natur- und Sittenwelt schuldig gemacht und hat dadurch die Moral von ihrer wahren Richtung abgelenkt.

Nach Kant hat die Pflicht, das sogenannte „Sittengesetz“, keinerlei empirische Quellen, sie entspringt durchaus nicht aus irgend welchen Naturanlagen oder Naturbeschaffenheiten der Menschheit; sondern sie ist das Produkt der rein a priori, vor und unabhängig von aller Erfahrung gebietenden Vernunft, die, unbekümmert um das, was wirklich geschieht, absolut dictirt, was geschehen soll. Naturwissenschaft und Moral haben demnach ebenso wenig Etwas miteinander gemein, als ihre Gegenstände.

Die eine lehrt, was nach Naturgesetzen geschieht; die andere, was nach dem Sittengesetz geschehen soll, obgleich es vielleicht niemals geschieht.

Kant beging, wie alle bahnbrechenden Genie's, grosse Fehler; und da die Genie's bekanntlich das traurige Vorrecht haben, von den kleinern Geistern in allen Stücken, zumeist aber in ihren glänzenden Fehlern nachgeahmt zu werden, so war es natürlich, dass auch der hier in Rede stehende Fehler, der kategorische Imperativ, lange genug in der Moral gehaust und gewüthet hat. In der Moral der Prediger und Schullehrer haust er noch heute; denn diese wenden noch heutiges Tags keine andere Form der moralischen Unterweisung an, als die des kategorischen: Du sollst, du sollst! *) Aber es ist endlich Zeit, dem Sollen einmal gründlich auf den Grund zu gehen, die Legitimationen des kategorischen Imperativs zu prüfen.

Nach Kant ist es in der praktischen Philosophie „nicht darum zu thun, Gründe anzunehmen von dem was geschicht, sondern Gesetze von dem, was geschehen soll, ob es gleich niemals geschieht.“ **) Man könne, meint Kant, denen die alle Sittlichkeit als blosses Hirngespinnst einer durch Eigendünkel sich selbst übersteigenden menschlichen Einbildung verlachen, keinen gewünschteren Dienst thun, als ihnen einzuräumen, dass die Begriffe der Pflicht lediglich aus der Erfahrung gezogen werden mussten; denn da bereite man Jenen einen sichern Triumph. Sehe man das Tichten und Trachten der meisten Menschen näher an, so stosse man allenthalben auf das liebe Selbst, das immer hervorsticht und worauf, nicht auf das strenge Gebot der Pflicht, sich ihre Absicht stützt. Man brauche auch eben kein Feind der Tugend, sondern nur ein kaltblütiger Beobachter zu sein, um in gewissen Augenblicken zweifelhaft zu werden, ob auch wirklich in der Welt wahre

*) Es ist dies auch die Form der alttestamentlichen Moral, namentlich der zehn Gebote.

**) S. „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, in der Gesammt-Ausgabe der Kant'schen Werke von Rosenkranz und Schubert, Band VIII. S. 54.

Tugend angetroffen werde. »Und hier kann uns nun nichts vor dem gänzlichen Abfall von unsern Ideen der Pflicht bewahren und gegründete Achtung gegen ihr Gesetz in der Seele erhalten, als die klare Ueberzeugung, dass, wenn es auch niemals Handlungen gegeben habe, die aus solchen reinen Quellen entsprungen wären, dennoch hier auch davon gar nicht die Rede sei, ob dies oder jenes geschehe, sondern die Vernunft für sich selbst und unabhängig von allen Erscheinungen gebiete, was geschehen soll, mithin Handlungen, von denen die Welt vielleicht bisher noch gar kein Beispiel gegeben hat, an deren Thunlichkeit sogar der, welcher Alles auf Erfahrung gründet, sehr zweifeln möchte, dennoch durch Vernunft unnachlässlich geboten seien, und dass z. B. reine Redlichkeit in der Freundschaft um nichts weniger von jedem Menschen gefordert werden könne, wenn es gleich bis jetzt gar keinen redlichen Freund gegeben haben möchte, weil diese Pflicht, als Pflicht überhaupt, vor aller Erfahrung, in der Idee einer den Willen durch Gründe a priori bestimmenden Vernunft liegt.« *)

Dem gegenüber muss ich nun gestehen, dass mich Nichts so sehr an der Tugend zweifelhaft machen, mich nichts so sehr zu dem Abfall von der Idee der Pflicht bringen und mir alle Sittlichkeit als Hirngespinnst erscheinen lassen könnte, als wenn im ganzen Gebiete der Erfahrung keine wirkliche Tugend anzutreffen wäre, wenn es niemals Handlungen gegeben hätte, die aus reinen sittlichen Quellen entsprungen wären. Welche Achtung darf ein Gesetz beanspruchen, das so ohnmächtig ist, dass es nie und nirgends geschieht? Welche Achtung ein Gebot, das nirgends befolgt, das allüberall übertreten wird? Gerade, um sich Achtung zu verschaffen, muss das Sittengesetz mächtig in dem Willen der Menschen sein, wie ein Naturgesetz. Was nie und nirgends wirkliche Macht hat im Leben, hat auch kein Recht. Das Sollen schwebt

*) Daselbst S. 29 ff.

haltlos in der Luft, wenn es sich nicht auf ein Sein, auf eine Naturbeschaffenheit, auf ein Naturbedürfniss gründet. Warum predigt man dem Raubthiere nicht die Sanftmuth des Lammes, warum fordert man vom Kinde nicht die Besonnenheit des Mannes, warum vom Manne nicht die Häuslichkeit des Weibes? Offenbar doch nur, weil die genannten Forderungen nicht in der Natur des Raubthiers, des Kindes und des Mannes begründet sind. Warum fordert man dagegen vom Kinde Gehorsam, vom Manne Tapferkeit, vom Weibe Treue und Schamhaftigkeit? Offenbar, weil diese Tugenden in ihrer Natur angelegt und von ihr gefordert sind.

Ruht aber das Sollen im letzten Grunde auf einem Sein, — hat, wo Nichts ist, der kategorische Imperativ sein Recht verloren, — so ist klar, dass das sogenannte Sittengesetz auf einem Naturgesetz ruht, ja dass es selbst nichts anders ist, als ein Naturgesetz, als das Gesetz der sittlichen Natur.

In denjenigen Punkten, wo die sittliche Natur bei Allen dieselbe ist, in diesen ist auch das Sittengesetz, das Sollen für Alle dasselbe. Daher giebt es allgemeinmenschliche Pflichten, die Allen ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes obliegen. In denjenigen Punkten dagegen, in welchen die sittliche Naturbasis eine verschiedene ist, da sind auch die Pflichten verschieden, und in diesen Punkten kann es daher keine allgemeine Sittenlehre geben. Andere sind die Pflichten der Kinder, andere die der Erwachsenen; andere sind die Pflichten des Mannes, andere die des Weibes; andere sind die Pflichten der Regierenden, andere die der Regierten; andere die Pflichten der Künstler und Gelehrten, andere die der Kaufleute und Handwerker. Tritt in dieser Verschiedenheit der Pflichten je nach Geschlecht, Alter, Beruf und socialer Stellung nicht recht augenscheinlich die Naturbasis der Moral hervor?

Schon Aristoteles erkannte die sittliche Anlage als die natürliche Basis der Pflicht und Tugend, und da die sittliche Anlage in verschiedenen Naturen eine ver-

schiedene ist, so statuirt er demgemäss eine Verschiedenheit sittlicher Aufgaben und Thätigkeiten beim Freien und Sklaven, beim Manne, Weib und Kinde, und bei einzelnen Menschenklassen.*) Von Aristoteles konnte Kant lernen, dass es keinen kategorischen, sondern nur hypothetische, d. h. bedingte, nämlich durch die ursprüngliche sittliche Anlage verschiedener Naturen bedingte Imperative gibt, dass folglich in der sittlichen Welt niemals von einem absoluten, sondern nur von relativem Sollen die Rede sein kann, da Jeder nur das soll, was seine angeborene sittliche Natur, was sein Alter, Geschlecht, Stand, sociale Stellung heischt. Hätte Kant dieses begriffen, so würde er wohl nicht davor gewarnt haben, dass man es sich ja nicht in den Sinn kommen lasse, das Sittengesetz aus der besonderen Eigenschaft der menschlichen Natur ableiten zu wollen.**) Er hätte nicht dagegen protestirt, das Sittengesetz aus der Erfahrung zu schöpfen, und hätte nicht eine Kluft zwischen Pflicht und Neigung gemacht, derzufolge es Den, der den Freunden mit Neigung dient, wurmen muss, dass er nicht tugendhaft sei.***)

Nach Kant giebt es nur ein sittliches Ideal, nur ein ethisches Normalmass „für alle vernünftigen Wesen"; was dagegen aus der besonderen Naturanlage der Menschheit, was aus natürlichen Gefühlen und Richtungen abgeleitet wird, „und nicht nothwendig für den Willen eines jeden vernünftigen Wesens gelten muss", das hat in der Ethik nicht mitzusprechen.†) Dem gegenüber kann ich hier nun nicht umhin, auf die treffende Kritik hinzuweisen, die der ethische „Normalmensch" in den „Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik" ††), einem geistreichen, wegen seiner Wiederanknüpfung der Moral

*) S. Eduard Zeller: Die Philosophie der Griechen, 2. Theil §. 28.

**) Am bereits angeführten Orte S. 52.

***) S. das bekannte Schiller'sche Epigramm: „Gewissensscrupel."

†) Am angeführten Ort.

††) Wanderungen eines Zeitgenossen auf dem Gebiete der Ethik von Anton Rée. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1857.

an die empirischen Naturbedingungen des Sittlichen empfehlenswerthen Buche, erfahren hat. Die Angabe eines und desselben Maasses für Alle in sittlicher Hinsicht führt nach Rée entweder auf einen Normalmenschen hinaus, oder auf ein einziges Ideal, das, wie dieser, nur ein Heer von ganz gleich uniformirten Sittlichkeitsmenschen bilden würde, oder überhaupt nicht ausführbar ist. Nähmen wir den Fall, man spräche davon, dass zwar nicht jeder menschliche Körper von Natur gleichen Antheil an der Schönheit habe, dass aber Jedermann mehr oder weniger selbst dazu beitragen könne, sein Aeusseres entsprechender zu machen. Dann würde es begreiflichermassen wie Hohn klingen, wenn Jemand, der uns darüber belehren will, eine einzige Stellung und Haltung des Körpers, oder gar etwa eine Normalnase, oder ein Normalkinn, oder irgend eine Puppe als Regel, als Bild der Vollkommenheit aufstellen wollte, nach dem wir uns Alle sammt und sonders zu richten hätten. Man könne doch nicht voraussetzen, dass wir die Fähigkeit haben, eine Nase, wenn sie zu klein ist, zu verlängern, oder wenn sie zu gross ist, kleiner zu machen und so abzuhobeln und zurecht zu drehen, bis alle einander ganz gleich geworden sind. Man könne doch ferner ebenso wenig annehmen wollen, dass eine Stellung, die bei einer bestimmten Persönlichkeit in einer ganz bestimmten Lage schön ist, auch allen Andern bei jeder beliebigen Thätigkeit wohl anstehen werde. Die Abgeschmacktheit einer solchen Verschönerungskunst wäre zu einleuchtend, um darüber verschieden urtheilen zu können. Trotzdem sei man in der Ethik meistentheils nicht anders verfahren. Ja, man sei hier sogar noch weiter gegangen, und habe dem Menschen einen Seraph als Musterbild aufgestellt, mit Geringschätzung gegen alle Diejenigen, die gar keine Flügel haben wollen, oder vermeintlich blind genug sind, als das Ideal eines Menschen nicht einen Engel, sondern nur einen leibhaftigen Menschen aufzustellen. Treffend sagt dieser seraphischen Moral gegenüber Rée: „Die Ethik und was damit verwandt ist, hat die vorhandenen Dinge, aber nicht eine

Schöpfung der Phantasie, wenn nicht gar der Phantasterei zu ihrem Gebiete. Stellt man uns als unser Ideal ein Nebelbild auf, das wir nie werden können, so mag man damit vielleicht künstlerisch etwas sehr Schönes geleistet haben, aber ethisch ist das eben nicht." Rée zeigt auch die verderblichen Folgen, die es hat, dem Menschen ein solches transcendentes, seine Natur überfliegendes Ideal aufzustellen. „Sehe ich erst ein, dass das vorgeführte Ideal sich doch nie verwirklichen lasse, dass an meinem Leibe keine Ansatzstellen für die Flügel seien, so wird dasjenige geschehen, was, mit Bewusstsein vollführt, das Allerunsittlichste ist. Dann werde ich nämlich das Ideal und das Leben nothwendig trennen müssen. Dann habe ich höchstens einzelne Stunden der Schwärmerei, dann habe ich in meiner grossen Wohnung eine kleine Ecke für mein Ideal. Mein übriges Leben, die ganze Erde, ausser dieser kleinen Ecke, ist dafür desto leerer. Diese Denkweise ist die vergiftete Milch, mit der man die blasse Prosa aufzieht" u. s. w.*)

Mit Recht verlangt Rée von der Ethik, dass sie sich in das volle Leben hineinwage, dass sie auf die verschlungensten Verhältnisse eingehe, von denen man in ihr so wenig absehen könne, wie etwa in der Botanik bei Untersuchung des vegetativen Lebens von den wirklichen Gewächsen, und in denen die sittlichen Anforderungen zum Theil so verschieden hervortreten, dass es eben so thöricht wäre, für Alle dasselbe Ideal aufzustellen, wie z. B. eine Tanne als Norm für sämmtliche Pflanzen zu betrachten. Grosse, weltgeschichtliche Charaktere, und Menschen, welche in den engsten Grenzen des Erwerbs und der Familie leben, hart Umhergeworfene und idyllisch glücklich Gestellte haben zwar gleichen Anspruch darauf, ethisch gewürdigt zu werden; aber solchen Gegensätzen gegenüber könne man doch nicht eine und dieselbe Puppe als Massstab und Muster nehmen. Vollends, wenn ethische Gesetze bestimmte Handlungen vorschreiben oder verbieten, z. B. du

*) Am angeführten Ort Bd. I. S. 27 ff.

sollst nicht lügen, seien ihre Vorschriften nur unter besonderen Voraussetzungen, nur in bestimmten Verhältnissen, nur innerhalb gewisser Grenzen wahr und gültig, also weit entfernt, als Richtschnur für Alle in jeder Lage dienen zu können.*)

Ich verweile bei diesem letzteren Punkte noch etwas länger, weil die Nichtbeachtung desselben recht geeignet ist, die Absurdität eines von allen natürlichen Verhältnissen und allen Naturbedingungen sich losreissenden absoluten Sittengesetzes in ihrer ganzen Blösse aufzudecken. Der Stifter des Christenthums sagte bekanntlich, der Mensch sei nicht um des Sabbath willen, sondern der Sabbath um des Menschen willen. Aehnlich ist auch vom Standpunkte einer naturgemässen Ethik zu sagen: Der Mensch ist nicht um des Sittengesetzes, sondern dieses um des Menschen willen. So denkt aber der Absolutismus des kategorischen Imperativs nicht. Nach ihm gibt es z. B. ein absolutes Gebot: Du sollst nicht lügen. Dies ist rücksichtslos zu befolgen, und wenn auch alle Welt darüber zu Grunde ginge. Kommt ein Mörder, der uns fragt, ob unser von ihm verfolgter Freund sich in unser Haus geflüchtet, so dürfen wir nicht lügen, sondern müssen sagen: Ja, hier ist er; sonst freveln wir gegen das Sittengesetz. Können wir durch eine Lüge Raub, Mord, Jungfrauenschändung verhüten, so dürfen wir das nicht; denn das Sittengesetz verbietet ja zu lügen. Wird die Erfüllung eines Versprechens, das wir vor Jahren gethan, jetzt, unter indess veränderten Verhältnissen, verderblich, so müssen wir dennoch das Versprochene thun; denn das absolute Sittengesetz gebietet ja, sein Versprechen zu halten. Wer sieht hier nicht ein, dass eine solche verabsolutirte Sittlichkeit in ihr Gegentheil, die Unsittlichkeit umschlägt? Hat Benjamin Constant nicht Recht gegen Kant, wenn er sagt: „Der sittliche Grundsatz: es sei Pflicht, die Wahrheit zu sagen, würde, wenn man

*) Daselbst Bd. I. S. 41.

ihn unbedingt und vereinzelt nähme, jede Gesellschaft zur Unmöglichkeit machen?"*)

Es giebt fast keine Pflicht und Tugend, an der sich nicht ebenso, wie hier an der Pflicht nicht zu lügen, nachweisen liesse, dass sie nur unter gewissen Umständen und gewissen Beziehungen Pflicht und Tugend ist, in anderen Umständen und Beziehungen aber aufhört es zu sein. So ist es z. B. eine Pflicht, Niemanden wehe zu thun; aber würde sich der nicht lächerlich machen, der daraus folgern wollte, ein Vater dürfe sein Kind nicht mit der Ruthe züchtigen, ein Arzt seine Patienten nicht schneiden oder brennen? Es ist Pflicht, Milde, Schonung, Toleranz zu üben; aber folgt daraus, dass man auch gegen offenbare Schlechtigkeiten, Verkehrtheiten, Geschmacklosigkeiten tolerant sein soll? Kurz, die Losreissung des Sittengesetzes von allen natürlichen Eigenschaften und Verhältnissen der Personen und Dinge führt, consequent durchgeführt, zur Unsittlichkeit. Die wahre Sittlichkeit steht nicht im Gegensatz zur Natur, sondern ist eben nur Ausdruck dessen, was diese zu ihrem eigenen Heile fordert, sie ist Gesetz der menschlich-sittlichen Natur, modificirt nach verschiedenen Entwicklungsstufen, nach Alter, Geschlecht, Stand und Beruf, socialer Stellung und sonstigen Verhältnissen.

Der Leser muss mir diese Excursion ins moralische Gebiet hier, wo eigentlich nicht von Kants Moralgesetz, sondern von Schopenhauers Person die Rede ist, verzeihen; denn sie gehört durchaus zur Sache, d. i. zur richtigen Beurtheilung des moralischen Charakters Schopenhauers, welchen man wegen seines Verhältnisses zu seiner Mutter des Mangels an Pietät angeklagt hat. Es ergiebt sich nämlich aus dem Gesagten, dass die Uebung jeder Tugend

*) S. Kants Aufsatz: „Ueber ein vermeintliches Recht zu lügen", in den sämmtlichen Werken; Ausgabe von Rosenkranz und Schubert, VII. S. 295. — Kants bei jeder Gelegenheit zur Schau getragener, unbedingter und grenzenloser Abscheu gegen die Lüge, beruht nach Schopenhauer, „entweder auf Affektation oder auf Vorurtheil." (Die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl. S. 225.)

ihre Bedingungen und ihre Gränzen hat. Keine Tugend, also auch die der Pietät nicht, hat Anspruch darauf, von jeder Person an jedem Ort und zu jeder Zeit auf gleichartige Weise geübt zu werden. Einem Kranken gegenüber z. B., dem die Mittheilung einer erschütternden Nachricht das Leben kosten würde, muss und wird eine gesunde Ethik uns das Recht der Lüge zugestehen; denn es kann vernünftigerweise keine Pflicht geben, die buchstäbliche Wahrheit unter allen Umständen, also auch unter solchen, wo es auf etwas Höheres, als auf buchstäbliche Wahrheit ankommt, zu sagen; die Wahrhaftigkeit besteht ja überhaupt nicht in Buchstaben, sondern im Geist.*)

Eben so nun aber, wie mit der Wahrhaftigkeit, verhält es sich auch mit der Pietät. Es kann keine Pflicht geben, gegen alle Mütter und unter allen Umständen die Pietät auf gleiche Art zu üben. Einer Rabenmutter, einer verbrecherischen Mutter gegenüber zum Beispiel ist die Ausübung der Pflicht der Pietät eine ganz andere, als einer tugendhaften, ihre Mutterpflicht erfüllenden

*) Beiläufig sei hier darauf aufmerksam gemacht, dass Professor Rosenkranz im Punkte der „Erlaubtheit der Lüge" auf Kants Seite gegen Schopenhauer steht. (S. „Zur Charakteristik Schopenhauers" in Karl Gödekes „deutscher Wochenschrift" 1854, Heft 22., S. 677.) Aber sein Gegengrund gegen Schopenhauers „Recht der Nothlüge" ist sehr oberflächlich. Es ist nämlich der, dass „diese Theorie es jedem Egoisten leicht machen würde, als Motiv aller Lüge sich irgend ein Recht der Nothwehr auszusinnen." Also darum, weil ein Recht von jedem Egoisten missbraucht werden kann, soll es nicht gebraucht werden. Das ist ja gerade, wie wenn man sagte, die Vernunft kann von jedem Sophisten missbraucht werden, also soll sie nicht gebraucht werden. Oder: das Feuer kann von jedem Leichtsinnigen und Böswilligen missbraucht werden, also soll es nicht gebraucht werden. — Ueberdies ist es eine Unwahrheit, wenn Rosenkranz Schopenhauer vorwirft, dass er im Punkte der Nothlüge „der subjectiven Willkür die Entscheidung einräumt." Man lese die betreffende Stelle über die Nothlüge in Schopenhauers „beiden Grundproblemen der Ethik" (1. Aufl. S. 227., 2. Aufl. S. 222.), so wird man sehen, wie unbegründet diese Beschuldigung ist. Ja, schon die von Rosenkranz selbst in der erwähnten „Charakteristik" angeführten Worte Schopenhauers können es zeigen.

Mutter gegenüber. Oder sollte etwa ein Sohn aus Pietät dazu schweigen, wenn ihn seine Mutter zu einem Verbrechen verleiten wollte?

War nun auch Schopenhauers Mutter keine Rabenmutter und keine verbrecherische Mutter, so war sie doch nach seiner Meinung eine verschwenderische Mutter, durch deren Verschwendung er, wie es scheint, sich selbst in seinem Vermögensstande, folglich in der zu seinem Berufe nöthigen Unabhängigkeit bedroht fühlte. Auch blieb sie in ihrem oberflächlichen schöngeistigen Thun und Treiben seinen tiefern Bedürfnissen und Studien fremd. Einer solchen Mutter gegenüber aber war ein solcher Sohn vollkommen berechtigt, sich sicher zu stellen in der Weise, wie er es unter den gegebenen Umständen für geboten hielt.

Man mag ein solches Sicherstellen der eigenen Person Egoismus nennen. Aber ohne solchen Egoismus ist noch kein grosser Mann gewesen und ohne solchen Egoismus kann kein zu etwas Höherem Berufener seine Mission erfüllen. Nicht blos alle unsere grossen Denker und Dichter waren ähnliche Egoisten, die, wo die Ansprüche und Anforderungen ihrer Eltern, Erzieher, Anverwandten und Freunde mit Dem, wozu sie sich berufen fühlten, in Conflict kamen, über jene sich hinwegsetzten, selbst bis zum Zerreissen der Familien- und Freundschaftsbande; sondern auch der Stifter des Christenthums, Jesus von Nazareth, war ein solcher Egoist; denn er liess sich in der Erfüllung seiner Mission von seiner Mutter und seinen Anverwandten nicht beirren. Ist es denn auch, was die Forderung der Pietät betrifft, nicht kindisch, von Einem, der für die Menschheit zu wirken berufen ist, zu verlangen, die Pietät solle ihn blind machen gegen die Fehler und Schwächen seiner Angehörigen; er solle, um die Wünsche Dieser zu erfüllen, auf eine Weise leben und handeln, die ihn geradezu unfähig machen würde, seinen hohen Beruf zu erfüllen? Eine solche Art der Pietät wäre in meinen Augen nicht moralisch, sondern unmoralisch, und ich kann von meinem moralischen

Standpunkte auf Schopenhauer keinen Stein deshalb werfen, weil er seine Sache von der seiner Mutter getrennt hat.

So viel zur richtigern Würdigung des besagten Verhältnisses zwischen Schopenhauer und seiner Mutter. Nächst Schopenhauers Aeusserungen über seine Mutter waren mir am interessantesten seine, auf die Weimarische Periode sich beziehenden Mittheilungen über Goethe und über sein persönliches Verhältniss zu diesem. Ich habe schon gesagt, dass Goethe's Aufmerksamkeit auf ihn zuerst durch seine Promotionsschrift über die „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" hingelenkt worden. Eine nähere Bestätigung dessen kann ich auch aus einem Briefe Schopenhauers an mich geben. Als nämlich 1852 das Programm des Gymnasiums zu Nordhausen erschienen war, in welchem der mathematische Lehrer C. R. Kosack „Beiträge zu einer systematischen Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung" geliefert hatte, in welchen Schopenhauers Methode der mathemathischen Beweisführung aus der Anschauung, gegenüber der Euklidischen Methode, geltend gemacht wurde, schrieb mir Schopenhauer am 10. Juni 1852:.....

„Aber was mich mehr als Alles gefreut hat, ist das mir übersandte Programm des Gymnasiums zu Nordhausen, zur öffentlichen Prüfung am 5. und 6. April, enthaltend: „Zur systematischen Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung, von Kosack, Lehrer der Mathematik und Physik." Da wird erzählt, wie man schon lange versucht hat, die Euklidische Methode zu ändern, bis endlich durch mich die Sache auf immer unwiderleglich entschieden sei; folgen die Hauptstellen aus dem Kapitel vom Seynsgrund in der vierfachen Wurzel wörtlich, wie ich sie 1813 im Wirthshaus zu Rudolstadt niedergeschrieben, und dann eine ausführliche Probe einer Darstellung der Geometrie in meinem Sinn, im Ganzen 30 Seiten 4°. und Kupfertafel. Dieses Kapitel hatte 1813 zuerst Goethes Aufmerksamkeit auf mich gezogen."

Goethe unterwies bekanntlich Schopenhauer in der Farbenlehre mit Vorzeigung seiner Experimente. „Aber die-

ser Goethe", sagte mir einst Schopenhauer, als er von diesem Unterricht in der Farbenlehre sprach, „war so ganz Realist, dass es ihm durchaus nicht zu Sinne wollte, dass die Objekte als solche nur da seien, insofern sie von dem erkennenden Subjekt vorgestellt werden. Was, sagte er mir einst, mit seinen Jupitersaugen mich anblickend, das Licht sollte nur da seyn, insofern Sie es sehen? Nein, Sie wären nicht da, wenn das Licht Sie nicht sähe." —

Als die „Welt als Wille und Vorstellung" erschienen war, erhielt Goethe ein Exemplar im Dezember 1818, und im März 1819 liess er Schopenhauer nach Neapel, wo dieser sich damals befand, seinen Beifall durch seine Schwester brieflich ausdrücken und hatte einen Zettel beigelegt, worauf er die Zahlen einiger Seiten, welche ihm besonders gefallen, angemerkt hatte. Bezeichnend ist es nun für die Verwandtschaft zwischen Schopenhauer und Goethe, dass Letzterem in der „Welt als Wille und Vorstellung" besonders die Stelle über den „erworbenen Charakter" (S. Welt als Wille und Vorstellung Bd. I., §. 55.) gefallen hatte. Schopenhauer erwähnt nämlich an dieser Stelle neben dem intelligibeln und empirischen Charakter noch eine dritte, von beiden verschiedene Art von Charakter, den erworbenen Charakter, den man erst im Leben, durch den Weltgebrauch, erhalte und von dem die Rede sei, wenn man gelobt wird als ein Mensch, der Charakter hat, oder getadelt als charakterlos. „Das blosse Wollen und auch Können an sich, sagt dort Schopenhauer, ist noch nicht zureichend, sondern ein Mensch muss auch wissen was er will, und wissen was er kann: erst so wird er Charakter zeigen, und erst dann kann er etwas Rechtes vollbringen. Bevor er dahin gelangt, ist er, ungeachtet der natürlichen Consequenz des empirischen Charakters, doch charakterlos, und obwohl er im Ganzen sich treu bleiben und seine Bahn durchlaufen muss, von seinem Dämon gezogen; so wird er doch keine schnurgerechte, sondern eine zitternde, ungleiche Linie beschreiben, schwanken, abweichen, umkehren, sich Reue und Schmerz berei-

ten: dies Alles, weil er, im Grossen und Kleinen, so Vieles als dem Menschen möglich und erreichbar vor sich sieht und doch nicht weiss, was davon allein ihm gemäss und ihm ausführbar, ja, auch nur geniessbar ist. Wir müssen erst aus Erfahrung lernen, was wir wollen und was wir können: bis dahin wissen wir es nicht, sind charakterlos und müssen oft durch harte Stösse von Aussen auf unsern eigenen Weg zurückgeworfen werden. — Haben wir es aber endlich gelernt, dann haben wir erlangt was man in der Welt Charakter nennt, den erworbenen Charakter. Dieses ist demnach nichts Anderes, als möglichst vollkommene Kenntniss der eigenen Individualität: es ist das abstrakte, folglich deutliche Wissen von den unabänderlichen Eigenschaften seines eigenen empirischen Charakters und von dem Maass und der Richtung seiner geistigen und körperlichen Kräfte, also von den gesammten Stärken und Schwächen der eigenen Individualität. Dies setzt uns in den Stand, die an sich einmal unveränderliche Rolle der eigenen Person, die wir vorhin regellos naturalisirten, jetzt besonnen und methodisch durchzuführen“ u. s. w.

Goethe liebte eben so wenig, wie Schopenhauer, das „regellose Naturalisiren“, das „Irrlichterliren“, sondern wollte, das Jeder das seiner Natur Gemässe kennen lerne und dann dabei beharre, sich auf das seiner Individualität Zusagende beschränke Was Wunder daher, dass ihm die angeführte Stelle der „Welt als Wille und Vorstellung“ besonders gefiel? Sie war ihm aus der Seele gesprochen.

Auch die andere Stelle, die Goethen in der „Welt als Wille und Vorstellung“ gefiel, eine ästhetische, drückte ganz seine eigene Ansicht aus. Es ist die Stelle (Bd. I., §. 45.), worin Schopenhauer gegen die Ansicht spricht, als ob die Kunst bloss Nachahmung der Natur sei, und es eine besinnungslose Meinung nennt, dass der Künstler die an viele Menschen einzeln vertheilten schönen Theile zusammensuche und aus ihnen ein schönes Ganze zusammensetze. Denn es entstehe die Frage, woran soll der Künstler erkennen, dass gerade diese Formen die

schönen sind und jene nicht? Rein a posteriori und aus blosser Erfahrung sei gar keine Erkenntniss des Schönen möglich; dieselbe sei immer, wenigstens zum Theil, a priori, eine Anticipation Dessen, was die Natur darzustellen sich bemüht, welche Anticipation im ächten Genius von dem Grade der Besonnenheit begleitet ist, dass er, im einzelnen Dinge dessen Idee erkennend, gleichsam die Natur auf halbem Worte versteht und nun rein ausspricht, was sie nur stammelt. — Es war dies auch Goethe's Ansicht.

Ueber Goethes Charakter äusserte sich Schopenhauer einst zu mir dahin: „Ein Egoist ist dieser Goethe gewesen, das ist wahr.“ Er sprach über Goethe's Verhalten zu Merck, wozu ihn der von Wagner herausgegebene Briefwechsel mit Merck veranlasste, den er damals gerade las. Dieser Merck, fügte er hinzu, hat eigentlich nichts Bedeutendes gemacht, und doch huldigen sie ihm Alle in ihren Briefen. Es muss doch in seiner Person etwas gewesen sein, wodurch er diese Macht auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen, ausgeübt hat. Ich lieh mir den erwähnten Merck'schen Briefwechsel von Schopenhauer auf einige Zeit und fand darin, in einem Briefe Goethe's, die Aeusserung: „Das Leben bei Hofe ist doch eine wahre Sch.... existenz.“ Als ich darauf wieder zu Schopenhauer kam, citirte ich ihm diese Stelle und sagte: Goethe, der feine Hofmann, scheint doch, ausserhalb des Hofes, cynische Ausdrücke sehr geliebt zu haben. „Ja, erwiderte Schopenhauer, es hat gar Vieles neben einander Platz im Menschen“, und er bestätigte mir aus eigener Erfahrung, dass Goethe derbe Ausdrücke geliebt. Auch hierin also hatte Göthe eine Verwandtschaft mit Schopenhauer.

Von bemerkenswerthen Aeusserungen Goethe's zu Schopenhauer führe ich noch an, dass Goethe einst zu ihm gesagt, so oft er ein Paar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel und er müsse das Buch weglegen. Schopenhauer erzählte mir dieses, als wir einst

überhaupt von dem „ekelhaften“ Stil mancher Schriftsteller sprachen.

Ausser dem mir mündlich über und von Goethe Mitgetheilten fand ich aber auch noch einige Stellen in Schopenhauers Manuscripten, in denen Goethe's gedacht ist, und ich will sie hier zur Ergänzung mittheilen.

Zu Weimar 1813 im Dezember schreibt Schopenhauer in seinen Erstlingsmanuscripten: „Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals so eben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne dass irgend Einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang Allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war.“ Schopenhauer fügt hinzu: „Ist unser Leben etwas Anderes, als eine solche Komödie? Der Philosoph ist Einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.“

Zu Weimar 1814 schreibt er: „Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeit des Lebens klagte: „„Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.““ Darauf er antwortete: „„Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind, und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt dass der Gegenwärtige seine eigene Individualität hat und sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegt, die mit Dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können.““

Diese Notiz bildet den Schluss folgender eigenen Betrachtung Schopenhauers: »Jede Gemeinschaft mit Andern, jede Unterhaltung, hat nur Statt unter der Bedingung gegenseitiger Beschränkung, gegenseitiger Selbstverläugnung, daher muss man in jedes Gespräch sich nur mit Resignation einlassen. Denn indem wir Gesellschaft suchen, wollen wir Eindrücke, die von Aussen kommen, unserm eigenen Selbst fremd sind. Wer Das nicht einsieht und, indem er Gesellschaft sucht, keine Resignation anwenden, sich selbst durchaus nicht verläugnen will, sondern vielmehr verlangt, dass das fremde, von sei-

nem eigenen völlig verschiedene Individuum dennoch wieder gerade sei was er in dem Augenblick (nach der Stufe seiner Ausbildung, nach seinen Geisteskräften, nach seiner Laune) möchte, dass es wäre; wer, sage ich, so thut, der ist im Widerspruch mit sich selbst, indem er einerseits ein seinem eigenen fremdes Ich, eben als solches, als Gesellschaft, als fremde Einwirkung will und dennoch wieder verlangt, dies fremde Ich soll ganz irgend einem Geschöpf seiner Phantasie, das seiner Laune eben entspricht, gleichen und keine anderen, als seine Gedanken haben — Weibern ist solche Subjektivität sehr eigen. Doch sind Männer auch nicht frei davon." Alsdann folgt obige Aeusserung Goethe's, die auf Schopenhauer gewirkt zu haben scheint.

In Schopenhauers Erstlingsmanuscripten findet sich auch (Dresden 1815) eine Deutung eines Goethe'schen Gedichtes, derzufolge dieses Gedicht den Grundgegensatz der Schopenhauerschen Philosophie zwischen der Erkenntniss nach dem Satz vom Grunde und der Erkenntniss der (platonischen) Ideen ausgedrückt haben soll. Die Stelle lautet: „Sollte nicht Goethe mit seinem Gedicht, welches „Der Spiegel der Muse" überschrieben und den Propyläen eingerückt ist, den Gegensatz gemeint haben zwischen Wissenschaft und Kunst, Erkenntniss nach dem Satz vom Grunde und Erkenntniss der Ideen? Ist nicht der Fluss die Welt der einzelnen Dinge, die sich der Realität und Wahrheit rühmt, der stille See dagegen die Kunst, welche allein die eigentliche Wahrheit, d. h. die platonische Idee, zeigt?" —*)

*) Das hier gedeutete Goethe'sche Gedicht lautet:

Spiegel der Muse.

Sich zu schmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einst
Früh die Muse hinab, sie suchte die ruhigste Stelle.
Eilend rauschend indess verzog die schwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttin wandte sich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte sie: Freilich
Magst Du die Wahrheit nicht sehn, wie rein Dir mein Spiegel sich zeiget!
Aber indessen stand sie schon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Gestalt sich erfreuend und rückte den Kranz sich zurechte.

Ich habe schon angeführt, dass Schopenhauer mündlich dem Urtheil über Goethe, dass er ein Egoist gewesen, beigestimmt. Ein schriftliches Urtheil über Goethe's Charakter fand ich noch in Schopenhauers Manuscriptenbuch „Spicilegia", vom Jahre 1852, welches ich, da er es zur 2. Auflage der Parerga beigeschrieben, in diese (Bd. I., S. 353.) aufgenommen habe. Es lautet: „Es ist eine grosse Thorheit, um nach Aussen zu gewinnen, nach Innen zu verlieren, d. h. für Glanz, Rang, Prunk, Titel und Ehre, seine Ruhe, Musse und Unabhängigkeit ganz oder grossen Theils hinzugeben. Dies hat aber Goethe gethan.*) Mich hat mein Genius mit Entschiedenheit nach der andern Seite gezogen."

Ich knüpfe hier gleich einige Aeusserungen Schopenhauers über Schiller an. Bezeichnend für seine Stellung zu diesem ist folgende in dem „Anfangs-Bogen" seiner Manuscripte (so ist der erste Bogen der mir hinterlassenen Manuscripte, die mit dem Jahre 1812 beginnen, überschrieben) befindliche Stelle zu Schillers bekannten Versen:

„Ach kein Steg will dahin führen
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren
Und das Dort ist niemals hier."

Hiezu schreibt Schopenhauer:

„Erkenne die Wahrheit in Dir, erkenne Dich selbst in der Wahrheit: und siehe! im selben Augenblick wirst Du die lange vergebens gesuchte, sehnsüchtig geträumte Heimath genau im Ganzen und in jedem Einzelnen zu Deiner Verwunderung erkennen in dem Ort, der Dich

---

*) Derselbe Tadel findet sich schon in dem Manuscriptenbuch „Foliant" vom J. 1821, wo Schopenhauer es für die grösste Thorheit des Mannes von Genie erklärt, statt sich selbst uneingeschränkt zu besitzen und zu geniessen, — nach Reichthum, Rang, Luxus und Geselligkeit der grossen Welt zu jagen. „Und doch hat Goethe diesem Allen seine schönsten Jahre geopfert. Ihm fehlte es an Mässigkeit der Wünsche."

gerade dann umgiebt: dort berührt der Himmel die Erde.“ —

Aus den Gesprächen Schopenhauers ist mir erinnerlich, dass er Schiller und Byron zu den subjektiven Dichtern rechnete, Goethe und Shakspeare zu den objektiven, und letztere weit höher stellte, als jene; was auch aus folgender Stelle der „Welt als Wille und Vorstellung“ hervorgeht, in der er an Schiller als dramatischem Dichter einen Fehler rügt, an dem Iffland und Kotzebue stark laborirt haben: „Der dramatische oder epische Dichter soll wissen, dass er das Schicksal ist, und daher unerbittlich seyn, wie dieses; — imgleichen, dass er der Spiegel des Menschengeschlechts ist, und daher viel schlechte, mitunter ruchlose Charaktere auftreten lassen, wie auch viele Thoren, verschrobene Köpfe und Narren, dann aber hin und wieder einen Vernünftigen, einen Klugen, einen Redlichen, einen Guten, und nur als seltenste Ausnahme einen Edelmüthigen. Im ganzen Homer ist, meines Bedünkens, kein eigentlich edelmüthiger Charakter dargestellt, wiewohl manche gute und redliche: im ganzen Shakespeare mögen allenfalls ein Paar edle, doch keineswegs überschwänglich edle Charaktere zu finden seyn, etwan die Kordelia, der Koriolan, schwerlich mehr; hingegen wimmelt es darin von der oben bezeichneten Gattung. Aber Ifflands und Kotzebue's Stücke haben viel edelmüthige Charaktere; während Goldoni es gehalten hat, wie ich oben anempfahl, wodurch er zeigt, dass er höher steht. Hingegen Lessing's Minna von Barnhelm laborirt stark an zu vielem und allseitigem Edelmuth: aber gar so viel Edelmuth, wie der einzige Marquis Posa darbietet, ist in Goethe's sämmtlichen Werken zusammengenommen nicht aufzutreiben: wohl aber giebt es ein kleines deutsches Stück, „Pflicht um Pflicht“, welches nur drei Personen hat, jedoch alle drei von überschwänglichem Edelmuth.“ (Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. Bd. II., S. 497.) —

Ausser Goethe und Schiller erwähnte Schopenhauer aus der Weimarischen Zeit noch der Schauspielerin

Jagemann, die, wie Gwinner in seiner Biographie (S. 44.) erzählt, ihn so anzog, dass er einst seiner Mutter gestand, „dieses Weib würde ich heimführen und wenn ich sie Steine klopfend an der Landstrasse fände." Mir hat nun zwar hievon Schopenhauer nichts gesagt, sondern nur, so viel ich mich erinnere, bei Gelegenheit unserer Gespräche über Somnambulismus und Geistersehn, die Geschichte einer Vision erzählt, die er von der Jagemann gehört. Aber, dass er zu dieser in einem nähern persönlichen Verhältniss gestanden, dürfte aus folgender Briefstelle hervorgehn, die in einem Briefe Schopenhauers an mich vom 2. Januar 1852 vorkommt: „Der Jagemann, genannt v. Heigendorf, erzählte ich vor 18 Jahren die damals eben ersonnene Stachelschweingeschichte, und hatte auch sie grosse Freude daran. Sie und ich waren die Letzten aus der glorreichen Weimarschen Periode." Die Stachelschweingeschichte, die Schopenhauer hier erwähnt, findet sich unter den „Gleichnissen, Parabeln und Fabeln" am Schluss des 2. Bandes der Parerga und stellt in einem Gleichniss die Höflichkeit als die „mittlere Entfernung" dar, welche die Menschen vor den übeln Folgen der zu grossen Annäherung und zu grossen Entfernung schützt.

Doch ich habe, indem ich an Schopenhauers Verhältniss zu seiner Mutter in Weimar gleich seine sonstigen Memorabilien aus der Weimarischen Periode anknüpfte, seine Universitätsjahre übergangen. Ich hole nun diese nach und theile im Folgenden darüber mit, was ich sowohl aus mündlichen Aeusserungen, als aus dem handschriftlichen Nachlass und den Briefen Schopenhauers weiss.

Mündlich äusserte sich Schopenhauer über seine Studentenjahre im Ganzen nur spärlich. Er nannte mir von Commilitonen, mit denen er zusammen in Göttingen studirt, besonders Bunsen und einen Amerikaner, der nachmals ungeheuer reich geworden. „Der Eine, fügte er hinzu, ist nun Diplomat, der Andere ein Millionär und der Dritte ein Philosoph; so verschieden sind die Lebenswege." Als ich, in Erinnerung an mein eigenes Universitätsleben,

bemerkte, ich hätte oft weit mehr zu Hause aus guten Büchern, als in den Hörsälen aus den Vorlesungen der Professoren gelernt, und man schlüge überhaupt viel zu viel Zeit mit den Collegien todt, sagte Schopenhauer: „Aber die viva vox thut doch viel, besonders bei der studirenden Jugend. Wenn da ein Docent lebhaft ist, so kann er mächtig wirken." Er gedachte in dieser Beziehung besonders Blumenbachs und Schulze's, die er in Göttingen gehört, und fügte dann hinzu: „Freilich ein solcher Vortrag, wie der Marheineke's, kann nicht begeistern." (Ich hatte nämlich Marheineke's Vorlesungen zu Berlin gehört und über die einschläfernde Wirkung seines steifen, monotonen Vortrags Hegelscher Dogmatik mit Schopenhauer gesprochen. Zum Nachschreiben war dieser Vortrag freilich sehr bequem, und man hörte daher auch die Federn weidlich kratzen.) Uebrigens so sehr Schopenhauer auch auf die viva vox Werth legte, so hielt er doch, wie er in seinem hinterlassenen Manuscriptenbuch „Cogitata" sagt, in Ansehung auf Philosophie, „das todte Wort eines grossen Geistes für unendlich besser, als die viva vox eines Schaafs."

Schopenhauer that sich viel zu Gute darauf, dass er schon auf der Universität einen Kursus sämmtlicher Naturwissenschaften durchgemacht und nannte mir die Professoren, bei denen er Naturwissenschaften gehört. Statt aber hier aus der Erinnerung wieder zu erzählen, ziehe ich es vor, eine seine naturwissenschaftlichen Studien betreffende Briefstelle mitzutheilen. In einem Briefe vom 12. Oktober 1852 schrieb er mir: „Physiologie ist der Gipfel gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet. Um davon mitzureden, muss man daher schon auf der Universität den ganzen Kursus sämmtlicher Naturwissenschaften ernstlich durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiss man wirklich, wovon überall die Rede ist: sonst nicht. So hab' ich es gemacht, habe meine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirns allein ein eigenes

Collegium bei Rosenthal, im anatomischen Theater der Pépinière in Berlin gehört, habe 3 Mal Chemie, 3 Mal Physik, 2 Mal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine Detto, Geognosie, Astronomie u. s. w. gehört, dann, mein ganzes Leben hindurch, die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer, studirt, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. (Diesen Sommer war meine ganze Bibliothek eine camera obscura und stand voll optischer Instrumente.) Darum kann ich mitreden und hab's mit Ehren gethan. Im Jahre 1824 gab die Münchener Akademie eine kurze Darstellung der Fortschritte der Physiologie in diesem Jahrhundert heraus, darin sie bei den Fortschritten der Sinneswerkzeuge bloss mich und Purkinje nennt. Ueberhaupt zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich." — Schopenhauer fährt in diesem Briefe sodann fort:

„Wenn man aber, statt dessen, — so wie der kleine Bürger seinen Hausbedarf sechserweise aus der Krämerbude holt, — seine Naturkenntniss aus den Artikeln eines von Handlangern (ja, etwas schlimmerem) fabrizirten Diktionnairs zusammenliest; da kann es kommen, dass man, statt in die Apotheke, in die Giftmischerei und Gaunerherberge geräth. In dieser letztern begegnet man einem quidam V......., der frech genug ist, Bichats unsterbliche Werke oberflächlich zu nennen, und auf diesen Urtheilsspruch hin hält man sich vom Lesen des Bichat und des Cabanis in den Kauf dispensirt. Ich aber sage Ihnen, dass, wenn Bichat so einem V....... auf den Kopf spuckte, es für diesen noch zu viel Ehre wäre. Bichat hat 30 Jahre gelebt und ist bald 60 Jahre todt, und das ganze gelehrte Europa ehrt seinen Namen und liest seine Werke. Auf 50 Millionen bipedes kommt noch nicht Ein denkender Kopf, wie Bichat. Freilich hat seitdem, wie allezeit, die Physiologie Fortschritte gemacht, nicht durch Deutsche, sondern durch Magendie, Flourens, Ch. Bell und Marshal Hall, jedoch nicht solche, wodurch Bichat und Cabanis

antiquirt würden, und alle die Genannten treten vor Bichat's Namen in's Gewehr."

Schon in einem vorhergehenden Briefe vom 12. September 1852 hatte mir Schopenhauer geschrieben: „Ich bitte Sie, schreiben Sie nur nichts über Physiologie in ihrem Verhältniss zur Psychologie, ohne den Cabanis und den Bichat in succum et sanguinem vertirt zu haben: dagegen können Sie hundert deutsche Schmierer ungelesen lassen. Ueberhaupt ist's mit aller Psychologie nichts, da es keine Psyche, Seele, giebt, und man den Menschen nicht für sich allein studiren kann, sondern nur im Verein mit der Welt, Mikrokosmos und Makrokosmos zugleich, — wie ich es gethan. Und prüfen Sie sich, ob Sie auch Physiologie wirklich besitzen und inne haben: das setzt Anatomie und Chemie voraus." — Man wird aus diesen Stellen nicht nur ersehn, wie grossen Werth Schopenhauer auf seine, schon auf der Universität begonnenen ernsten Naturstudien legte, sondern auch, von welchem Einfluss diese auf sein ganzes System waren.

Wie mannigfaltig überhaupt die Studien waren, die Schopenhauer auf Universitäten getrieben, konnte ich nicht bloss aus seinen mündlichen Mittheilungen und aus seinen Briefen, sondern auch nach seinem Tode aus den mir vermachten Manuscripten ersehen, zu welchen sechs, zum Theil sehr voluminöse Bände nachgeschriebener Collegienhefte gehören. Aus diesen geht hervor, dass er zu Göttingen im Winter 1809 und 10 gehört hat: Staatengeschichte bei Heeren, Naturgeschichte bei Blumenbach und Mineralogie bei demselben, im Sommersemester 1810 Chemie bei Strohmeyer, Physik bei Tobias Mayer, Botanik bei Schrader, Geschichte der Kreuzzüge bei Heeren; im Wintersemester 1810 und 11 Metaphysik bei Schulze, Psychologie bei demselben, physische Astronomie und Meteorologie bei Tobias Mayer, vergleichende Anatomie bei Blumenbach; im Sommersemester 1811 Physiologie bei Blumenbach, Ethnographie bei Heeren und Reichsgeschichte bei Lüder. — In Berlin hat er gehört: Im Wintersemester 1811 — 12 über die Thatsachen des Be-

wusstseyns und die Wissenschaftslehre bei Fichte; Experimental-Chemie bei Klaproth; über Magnetismus und Elektrizität bei Ermann; Ornithologie, Amphibiologie, Ichthyologie und über weissblütige Thiere bei Lichtenstein, sodann über Hausthiere bei demselben; Nordische Poesie bei Rühs. Im Sommersemester 1812 hat er zu Berlin gehört: Geschichte der Philosophie während der Zeit des Christenthums bei Schleiermacher; Geschichte der griechischen Litteratur bei Wolf; über die Wolken des Aristophanes bei demselben; über die Satiren des Horaz bei demselben; über das Leben und die Schriften Platons bei Boeckh (doch hat er hier nur einen Auszug aus dem Hefte eines Andern gemacht); Geognosie bei Weiss; Zoologie bei Lichtenstein und Entomologie bei demselben. Endlich hat er zu Berlin im Wintersemester 1812—13 gehört: Griechische Alterthümer bei Wolf; Physik bei Fischer; Astronomie bei Bode; allgemeine Physiologie bei Horkel. (Rechts- und Sittenlehre bei Fichte ist nach einem fremden Hefte nachgeschrieben.) — Beiläufig sei hier bemerkt, dass das Heft über Geschichte der griechischen Litteratur bei Wolf am Rande mit Correkturen versehen ist, welche von Wolfs eigner Hand geschrieben sind, was Schopenhauer auf dem Titel dieses Heftes ausdrücklich bemerkt hat.

Doch diese Collegienhefte sind nicht bloss darum merkwürdig, weil sie zeigen, was, sondern mehr noch, weil sie ersehen lassen, wie, d. h. mit welchem Geiste Schopenhauer studirt hat. Sie sind nämlich mit kritischen Randglossen versehen. Einige Hefte tragen auch auf dem Titel charakterisirende Motto's, wie Schopenhauer später sie auch seinen Druckschriften voranzusetzen liebte. Ich will hier im Folgenden Einiges dieser Art mittheilen, da es ein wesentlicher Beitrag zur Kenntniss des Schopenhauerschen Geistes ist.

Auf dem Titelblatt des Collegienheftes über „die Thatsachen des Bewusstseyns und die Wissenschaftslehre bei Fichte im Winter 1811—12“ ist zu dem Wort „Wissenschaftslehre“ unten am Rande angemerkt: „Vielleicht ist

die richtige Lesart Wissenschafts l e e r e." Auf der Rückseite des Titelblattes stehen folgende zwei Motto's aus Kant und Goethe:

„Die Lüge (vom Vater der Lügen, durch den alles Böse in die Welt gekommen ist) ist der eigentliche faule Fleck in der menschlichen Natur; so sehr auch zugleich der Ton der Wissenschaftlichkeit (nach dem Beispiel mancher chinesischen Krämer, die über ihre Laden die Aufschrift mit goldenen Buchstaben setzen: „hier betrügt man nicht") vornehmlich in dem, was das Uebersinnliche betrifft, der gewöhnliche Ton ist."

Kant
Verkündigung des ewigen Friedens
in der Philosophie.

„Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."
Goethe.

Wie Fichte's Vortrag auf Schopenhauer gewirkt, lässt sich aus der Randglosse zu Fichte's Auseinandersetzung, „dass jedes eigentliche Ich an sich dem andern gleich sei und dieselben Modifikationen müsse erleiden können", ersehen. „Dies", schreibt Schopenhauer an den Rand, „ist dunkel und nicht hinlänglich erklärt, doch kann es seyn, dass ich Einiges überhört habe; denn Fichte's Vortrag ist wohl deutlich und er spricht langsam, doch verweilt er mir oft zu lange auf leicht zu verstehenden Dingen und wiederholt sie mit andern Worten, so dass die Aufmerksamkeit ermüdet, das schon Begriffene noch länger anzuhören und man eben dadurch zerstreut wird."

Zu Fichte's Entgegensetzung von Genie (als göttlich) und Wahnsinn (als thierisch) macht Schopenhauer folgende ausführliche, schon seine spätere Lehre vom Genie im Keime enthaltende Randglosse:

„Dass der Wahnsinnige dem Thiere sich nähere und der gesunde Verstand gleichsam das Mittel zwischen dem

Wahnsinn und dem Genie sei, denke ich nicht; vielmehr, dass Genie und Wahnsinn, wiewohl weit verschieden, sich doch näher sind, als ersteres dem gemeinen Verstand, und letzterer dem Thiere. Der kluge Hund ist dem gemeinen, gesetzten, verständigen Menschen eher zu vergleichen, als dem Wahnsinnigen (nicht dem Blödsinnigen). Ebenso lehrt das Leben grosser Genies, dass sie oft im Leben fast als Wahnsinnige sich betragen, und Aristoteles sagt, nach Seneka: Nullum magnum ingenium sine insaniae mixtura. Ich denke, der gesunde, verständige Mensch ist in den körperlichen Bedingungen unsers Bewusstseyns und Denkens (dieselben, welche Raum, Zeit und Verstandesbegriffe ihm schaffen) fest eingeschlossen, sie liegen ihm knapp an und passen und decken ihn, wie ein wohlgemachtes Kleid: darüber hinaus kann er nicht (d. h. sich und die Dinge ohne jene Bedingungen der Erfahrung, an sich erkennen), aber in ihnen weiss er vollkommen Bescheid. Vom Thiere gilt in seiner Gesundheit das Selbe, nur dass seine Erfahrungserkenntniss dumpfer, enger, sein Kleid gleichsam weniger bequem, einem Sack ähnlich ist. Das Genie, durch eine Kraft, die als etwas ganz Uebersinnliches nicht weiter bestimmt werden kann, sieht gleichsam durch jene Beschränkungen, welche Bedingungen der Erfahrungserkenntniss sind, durch, erkennt sein eigenes und der Dinge Wesen an sich und sucht sein Leben lang diese Erkenntniss mitzutheilen und handelt auch nach ihr. Man könnte jenem meinem Gleichnisse zufolge sagen: es ist seinem Kleide zu gross und sieht oben hinaus. Dem Wahnsinnigen sind eben die Bedingungen der Erfahrungserkenntniss zerrüttet; dadurch sind die Erfahrungsgesetze ihm zerstört, da sie nicht den Dingen angehören, sondern Anschauungsformen der Sinnlichkeit sind (was hier von Neuem sich bestätigt); Alles ist ihm verworren; dem Gleichniss nach ist sein Kleid zerrissen; aber eben deshalb sieht sein Ich, das keiner Zerrüttung unterworfen ist, zu Zeiten durch, und Wahnsinnige thun geniale Aussprüche, oder würden sie wenigstens thun, wenn ihnen nicht die hohe Besonnenheit fehlte,

die der Charakter des Genie's ist ..... Man sehe nur, ob der König Lear, der gewiss regelrecht ist, dem Thiere oder dem Genie näher sei. Das Genie ähnelt andrerseits wieder in seinem Thun oft dem Wahnsinn, weil es, durch Anschauung der Dinge an sich, weniger in der Erfahrungswelt verweilt und zu Hause ist, und auch gerade, wie der Wahnsinnige, die Erscheinungen verwirrt, indem es zugleich die Dinge an sich erkennt. Wie Shakespeares Lear ein Bild genialen Wahnsinns ist, ist Goethes Tasso ein Bild wahnsinniger Genialität. Der Blödsinnige aber nähert sich dem Thiere: mein Gleichniss behaltend, würde ich sagen, er ist eingeschrumpft und füllt sein Kleid nicht aus; es hängt um ihn wie ein Sack; weit entfernt, darüber hinauszusehen, kann er sich nicht in ihm frei bewegen, er gleicht gerade dem Thiere. Jeder Dumme nähert sich diesem Zustande mehr oder weniger. Jeder Weltkluge ist das Gegentheil: ihm schliesst das Kleid an, wie Tricot. Von Thierheit und Blödsinn also zur grossen Klugheit geht es stufenweise. Aber Genialität und Wahnsinn sind nicht die erste und letzte Stufe, sondern specifisch verschieden von allen jenen, wie gesagt."

Man hat es Schopenhauern verargt, dass er Fichten einen „Windbeutel" genannt; aber, dass Schopenhauer dieses nicht aus Uebermuth oder Hochmuth gethan, sondern aus Gründen seiner auf Kant'scher Grundlage weiter bauenden Erkenntniss, während er diese von Fichte verlassen sah, — davon zeugen nicht blos die Stellen in Schopenhauers Werken, in denen er gegen Fichte Opposition macht, sondern es zeugen davon auch schon seine Randglossen zu Fichtes Vorlesungen, deren ausser den bereits angeführten noch viele und zum Theil ausführliche sind. Man gestatte mir nur noch einige derselben als besonders charakteristisch für den Gegensatz zwischen Schopenhauer und Fichte anzuführen.

Zu Fichtes „Blitz der Evidenz", der das eigentliche Kriterium der Wahrheit einer Hypothese sei, macht Schopenhauer die Randbemerkung:

„Wenn Dem also ist, wie kommt es, dass Irrthümer

Jahrtausende bestehen können, und von so vielen Köpfen, ja ausserordentlichen Geistern, die sonst wissenschaftliche Erkenntniss und wahres Wissen haben, bei Mittheilung jenes Irrthums, der zwischen vielen Wahrheiten sich einschleicht, jener Blitz der Evidenz nicht vermisst wird und den Irrthum verräth? Z. B. die falsche Theorie des Verbrennens durch Austreten des Phlogiston ist lange als Wahrheit geglaubt worden von Männern, die doch andere mathematische und physikalische Kenntnisse wahrhaft hatten und bei ihrem Ergreifen denn doch den Blitz der Evidenz gespührt und also gekannt haben müssen. Ist ihnen beim Erlernen der Theorie des Phlogiston etwan ein falscher Blitz (Wetterleuchten) erschienen; oder warum haben sie den ächten nicht vermisst bis auf Lavoisier? Wie können überhaupt, da es ein so sicheres Kriterium aller Wahrheit giebt, tausend Irrthümer so lange leben?"

Komisch ist folgende Randbemerkung zu Fichtes 11ter Vorlesung über die Thatsachen des Bewusstseyns, in der viel von „Reflexion" und „Schematisiren" nach Fichte's „unverständlicher" Weise die Rede war: „In dieser Stunde hat er ausser dem hier Aufgeschriebenen Sachen gesagt, die mir den Wunsch auspressten, ihm eine Pistole auf die Brust setzen zu dürfen und dann zu sagen: Sterben musst du jetzt ohne Gnade; aber um deiner armen Seele willen sage, ob du dir bei dem Gallimathias etwas Deutliches gedacht oder uns bloss zum Narren gehabt hast?"

Zu Fichtes Worten: „Das absolute Band zwischen der Sehe und dem Sehen ist der Grund", schreibt Schopenhauer an den Rand: „Und hier hiess es für mich:

Lisch aus, mein Licht, lisch ewig aus,
Fahr' hin, fahr' hin in Nacht und Graus."

Zu Fichte's „Sichanschauen des Seyns als Sichanschauens, wozu das Anschauende im Schauen sich wieder anschauen muss", schreibt Schopenhauer: „Um ihm das schwere Kunststück zu erleichtern, würde ich vorschlagen, es zwischen zwei Spiegel zu stellen."

Zu den Vorlesungen über die „Wissenschaftslehre", welche in „Protokolle" eingetheilt sind, setzt Schopenhauer

gleich an den Rand des ersten Protokolls: „Though this be madness, yet there's method in it."

Der Spott macht sich Luft in einigen Randglossen, aus denen hervorgeht, dass Schopenhauer wegen Dunkelheit im Hörsaal das Nachschreiben abbrechen musste. So ist am Ende des 40. Protokolls, in welchem Fichte viel vom Sehn, von der Sichtbarkeit und dem reinen Licht geredet hatte, zu lesen: „Da er heute nur das reine Licht, aber kein Talglicht aufsteckte, konnte das Protokoll nicht weiter geführt werden." Ferner am Ende des 41. Protokolls: „Da auch heute die Talglichte nicht in die Sichtbarkeit traten, musste das Protokoll abgebrochen werden." Zu den Worten Fichte's im 43. Protokoll: „Schranken, Qualität hat das Wesen nicht, dagegen wird das Andere nur durch die Schranken zu einem Das", schreibt Schopenhauer an den Rand: „Er hat in diesen Tagen im Dunkeln (als die Talglichte nicht in die Sichtbarkeit traten) gar schöne Dinge von einem Andern erzählt." —

Charakteristisch, wie die Randglossen zu Fichte's Vorlesungen, sind auch die zu den Vorlesungen Schleiermachers. Auch diesen hielt Schopenhauer, wie er mir auch in seinen mündlichen Unterredungen zu erkennen gegeben, nicht für das grosse Licht, wofür ihn die Andern hielten. Schleiermacher hatte in einer der ersten Vorlesungen „über Geschichte der Philosophie zur Zeit des Christenthums" 1812 gesagt: „Die Philosophie hat mit der Religion gemein das Wissen von Gott."

Hiezu Schopenhauer: „Dann müsste ja die Philosophie den Begriff eines Gottes voraussetzen, den sie vielmehr, nachdem ihr Fortgang es bringen wird, gewinnen oder verwerfen soll, zu beidem gleich bereit." —

Schleiermacher: „In der Religion ist das Wissen von Gott in der Form des Gefühls, in der Philosophie in der Form des Begriffs. Doch erkennen Beide den Gegenstand des Andern für identisch mit dem ihrigen an."

Schopenhauer: „Die ächte Philosophie wird, als etwas viel Höheres, als alle mögliche Religion, dieser, die sie begreifen und durchschauen muss, ihr Recht wider-

fahren lassen, dass was diese Gott nennt, dasselbe ist was die Philosophie abstrakter, geläuterter und (als von allem Zusatz frei) unumstösslich erkennt. Die Religion aber wird Das nicht erwidern können und muss die Philosophen, die z. B. einen objektiven Gott Schöpfer, oberste Intelligenz leugneten, Atheisten schelten und für Widersacher halten: während diese Philosophen jene Feindschaft mit Freundschaft (aus Ueberzeugung) vergelten werden.“ —

Schleiermacher: „Philosophie und Religion können nicht ohne einander bestehen, Keiner kann Philosoph sein, ohne religiös zu sein. Umgekehrt muss der Religiöse sich wenigstens die Aufgabe der Philosophie machen.“

Schopenhauer: „Keiner, der religiös ist, gelangt zur Philosophie, er braucht sie nicht. Keiner, der wirklich philosophirt, ist religiös: er geht ohne Gängelband, gefährlich, aber frey.“

(Diese Randglosse Schopenhauers theilt auch Gwinner in seiner Biographie (S. 31.) mit, lässt aber am Schluss das Wort „gefährlich“ weg, wodurch der Sinn entstellt ist; denn „ohne Gängelband, aber frei“ bildet keinen Gegensatz. Auch hat Gwinner Schleiermachers Worte von „Umgekehrt“ an weggelassen; aber auf diese bezieht sich ja die Schopenhauersche Randglosse mit.)

Den Trieb zu philosophiren erweckten bekanntlich in Schopenhauer zuerst die Vorlesungen G. E. Schulze's (des Verfassers des „Aenesidem“) zu Göttingen, und entscheidend wurde dabei Schulze's persönlicher Rath, den Privatfleiss für's Erste ausschliesslich Platon und Kant zuzuwenden; ehe diese bewältigt seien, keinen Andern, namentlich nicht Aristoteles und Spinoza anzusehen; ein Rath, den genau befolgt zu haben Schopenhauer, wie er selbst sagt, „nie bereut hat.“ Da nun Schopenhauer der Anregung und dem Einflusse Schulze's so viel zu verdanken hatte, so erwartete ich, dass letzterer in den Randglossen besser wegkommen würde, als Fichte und Schleiermacher. Dies ist aber keineswegs der Fall. An einer Stelle wirft ihm Schopenhauer „Gewäsch“ vor, und dass

er „das Göttliche in Platons Philebos gar nicht verstanden“, an andern Stellen nennt er das von Schulze Gesagte „Unsinn“, ja er titulirt ihn „Sophist“ und sagt einmal in ächt studentischem Tone: „er, das Rindvieh Schulze“ u. s. w. Schon das Motto auf dem Titelblatte zu Schulze's Vorlesungen über Metaphysik ist charakterisch, bezeichnet Schopenhauers Abneigung gegen den Skepticismus:

„Sie gehn den Flämmchen auf der Spur
Und glaub'n sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.“

Goethe.

Schulze sagt: „Um die Zweckmässigkeit der Begebenheiten in der Sinnenwelt beurtheilen zu können, müssten wir Einsicht vom höchsten Zweck des Universums haben, wovon jene Welt ein Theil ist. Nun gehört nur einige Besinnung dazu, um auf den Besitz dieser Einsicht keine Ansprüche zu machen.“

Hiezu macht Schopenhauer die Randglosse: „Wenn wir aber nicht einige, wenngleich unvollkommene und bildliche Einsicht von diesem Zweck haben, so können wir nicht aus freiem Willen nach selbigem hinarbeiten, leben planlos und müssen Philosophie und Religion wegwerfen.“ —

Doch genug dieser Anführungen. Es wird aus ihnen zur Genüge hervorgehn, dass Schopenhauer schon als Student ein „Selbstdenker“ war, dass ihm nicht Autoritäten imponirten, sondern er von den vorgetragenen Lehren nur Das gut hiess und sich aneignete, was seinem eigenen Urtheil gemäss war, alles seiner eigenen Denkweise Fremdartige hingegen ausstiess. Die meiste Verwandtschaft fühlte er zu Kant und Platon, und es war daher der hohe Standpunkt Dieser, (deren Grundlehren er in der „Welt als Wille und Vorstellung“ als wesentlich identisch nachzuweisen gesucht hat,) von dem aus er auf die Vorlesungen der Professoren, die er zu Göttingen und Berlin hörte,

hinabschaute. Dafür legen die erwähnten „Randglossen“ an vielen Stellen ein sprechendes Zeugniss ab. —

Zwischen Schopenhauer dem Studenten und Schopenhauer dem Privatdocenten liegt sein Aufenthalt in Dresden (1814—18) und seine erste italienische Reise. Ich will daher, der Chronologie folgend, jetzt zunächst aus diesen Zeitabschnitten Einiges mittheilen und werde hierbei wieder das mir mündlich von Schopenhauer Gesagte durch Schriftliches aus dem Nachlass ergänzen.

Als Schopenhauer zu Dresden mit seinem Hauptwerk schwanger ging, zeigte er, wie er mir selbst erzählt, in seinem ganzen Wesen und seinen Gebärden etwas so Auffallendes, dass man ihn beinahe für toll gehalten. Einst, im Treibhause zu Dresden umhergehend und ganz in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen vertieft (vergl. Welt als Wille und Vorstellung Bd. I., §. 28. und Parerga und Paralipomena Bd. II., §. 102, b; 2. Aufl. §. 103, b), habe er sich gefragt, woher diese so verschiedenen Formen und Färbungen der Pflanzen? Was will mir hier dieses Gewächs in seiner so eigenthümlichen Gestalt sagen? Welches ist das innere subjektive Wesen, der Wille, der hier, in diesen Blättern und Blüten zur Erscheinung kommt? Er habe vielleicht laut mit sich gesprochen und sei dadurch, so wie durch seine Gestikulationen dem Aufseher des Treibhauses aufgefallen. Dieser sei neugierig gewesen, wer denn dieser sonderbare Herr sei, und habe ihn beim Weggehen ausgefragt. Hierauf Schopenhauer: „Ja, wenn Sie mir Das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig.“ Darauf habe ihn Jener angesehen, als ob er einen Verrückten vor sich habe. „Das aber ist Humor“, fügte Schopenhauer bei dieser Gelegenheit hinzu und ging sogleich auf seine, in dem Capitel über das „Lächerliche“ im 2ten Bande der Welt als Wille und Vorstellung gegebene Definition des Humors über, auf die er sich viel zu Gute that, weil alle andern, vor ihm gegebenen Er-

klärungen des Humors nichts taugten. Nach Schopenhauer ist nämlich Humor das Umgekehrte der Ironie. Ironie ist Ernst, hinter den sich der Scherz versteckt, z. B. wenn wir auf die Meinungen des Andern, welche das Gegentheil der unsrigen sind, mit scheinbarem Ernst eingehen und sie mit ihm zu theilen simuliren, bis endlich das Resultat ihn an uns und ihnen irre macht. So verhielt sich Sokrates den Sophisten gegenüber. Das Umgekehrte der Ironie ist der Humor, d. i. Scherz, hinter den sich der Ernst versteckt, wie er besonders bei Shakespeare, namentlich im Hamlet, sodann bei Jean Paul, aber auch im Tristram Shandy — diese Drei führte mir Schopenhauer als klassische Muster des Humors an — zu finden. Erklärungen, wie: „Der Humor ist die Wechseldurchdringung des Endlichen und Unendlichen“ drücken nach Schopenhauer nur die gänzliche Unfähigkeit Derer zum Denken aus, die an solchen Floskeln ihr Genügen haben. Was dann Schopenhauer weiter über den Humor sagt, sieht ganz aus, als hätte er es sich aus seiner humoristischen Antwort im Treibhause zu Dresden abstrahirt, wenigstens passt es ganz auf diesen Fall. „Die Ironie ist objektiv, nämlich auf den Andern berechnet; der Humor aber subjektiv, nämlich zunächst nur für das eigene Selbst da. Demgemäss finden die Meisterstücke der Ironie sich bei den Alten, die des Humors bei den Neueren. Denn, näher betrachtet, beruht der Humor auf einer subjektiven, aber ernsten und erhabenen Stimmung, welche unwillkürlich in Konflikt geräth mit einer ihr sehr heterogenen, gemeinen Aussenwelt, der sie weder ausweichen, noch sich selbst aufgeben kann; daher sie, zur Vermittelung versucht, ihre eigene Ansicht und jene Aussenwelt durch dieselben Begriffe zu denken“, u. s. w. (S. Welt als Wille und Vorstellung Bd. II., Cap. 8.)

Wie Schopenhauer für seine Definition des Humors einen Beleg in dem erwähnten Dresdner Erlebniss fand, so fand er auch für noch manche andere seiner Gedanken Belege in dem daselbst Erlebten und Erfahrenen, oder

abstrahirte sich jene erst aus diesem. So z. B. ist ihm der Gedanke, dass „das wirkliche Leben und die Träume Blätter eines und des nämlichen Buches" sind (vergl. Welt als Wille und Vorstellung Bd. I., §. 5., S. 21. der 3. Aufl.) zu Dresden eingefallen, als er aus einem Nachmittagsschlafe voller Träume, an einem ihm wenig bekannten Orte, erwachte, und erstlich zweifelte, ob dies Erwachen auch zu jenen Träumen gehörte, oder zum Traum der Wirklichkeit.

Es ist bekannt, dass Schopenhauer zu Dresden die Kunstsammlungen fleissig besuchte. Dort schrieb er (1814) unter andern seinen Gedanken nieder: „Mit einem Kunstwerk muss man sich verhalten, wie mit einem grossen Herrn: nämlich sich davor hinstellen und warten, dass es Einem etwas sage."

Auch das Theater scheint er in Dresden fleissig besucht zu haben; denn er war von jeher ein Theaterliebhaber, und manche seiner Dresdener Aufzeichnungen deuten dahin. „Da", schreibt er zu Dresden 1815, „die Schauspielkunst nur für den Augenblick wirkt, so ist kein Kunstgenuss seltener; weil er nur durch die wirkliche lebendige Gegenwart eines Menschen von grossem Talent zu erlangen ist: daher kommt es, dass die übrigen Künste, deren Treffliches dauert, immer Etwas aufzuweisen haben, die Schauspielkunst aber selten; vielmehr zeigt sich in ihr, fast so oft sie auftritt, recht grell die Unfähigkeit der Menschen zum Vortrefflichen."

Wahrscheinlich nachdem er den Don Juan gesehen hatte, schrieb er (Dresden 1814): „Der Don Juan ist der lebendigste Ausdruck davon, wie das Leben ὕπουλος ist."

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich noch aus Schopenhauers Gesprächen, dass er mir einst das Urtheil Goethe's über den Don Juan mit grossem Wohlgefallen citirte, wonach es im Don Juan nur auf der Oberfläche lustig zugehe, in der Tiefe aber der Ernst walte, und die Musik eben diesen doppelten Charakter vortrefflich ausdrücke.

Von eigenthümlichen Beobachtungen, die Schopenhauer zu Dresden niedergeschrieben, citire ich folgende über den sächsischen Volkscharakter (Dresden 1814): „Die Niedersachsen sind plump, ohne ungeschickt zu seyn: die Obersachsen ungeschickt, ohne plump zu seyn."

Doch wichtiger, als alle solche vereinzelte Gedanken und Bemerkungen, zu denen sich Schopenhauer in Dresden und dessen Umgebung veranlasst fand, ist es, dass er daselbst sein Hauptwerk, die „Welt als Wille und Vorstellung" concipirte und verfasste.

Ueber seine Stimmung während der Conception und Abfassung seines Hauptwerks geben manche seiner Aufzeichnungen aus jener Zeit Aufschluss. Schon vorher, 1813, schreibt er zu Berlin: „Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als die Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmählig und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiss nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäss, einen Theil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiss, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben.

„Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehn des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich sehe es an und spreche, wie die Mutter: „„ich bin mit Frucht gesegnet."" Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne; diese Nahrung giebt dem Werk einen Leib; doch weiss ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei Andern, die dieselbe Nahrung haben.

„Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! lass mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind. Wenn es reif und geboren seyn wird; dann übe dein Recht an mir und

nimm Zinsen des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt."

Die „Studien", von denen Schopenhauer hier redet, liegen vollständig vor mir in zahlreichen, in Cartons hinterlassenen Bogen, aus denen die eben angeführte Stelle gezogen ist. Dieselben beginnen 1812 in Berlin und laufen bis 1818 in Dresden fort. Ich habe in ihnen die „Welt als Wille und Vorstellung" in ihrer primitivsten und frischesten Gestalt, aber freilich ungeordnet, nur ihren zerstreuten Elementen nach, vor mir. Zu den in Dresden 1814—18 geschriebenen Bogen hat Schopenhauer später (1849) am Rande hinzu bemerkt: „Diese zu Dresden in den Jahren 1814—1818 geschriebenen Bogen zeigen den Gährungsprocess meines Denkens, aus dem damals meine ganze Philosophie hervorgieng, sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend. Bemerkenswerth ist dabei, dass schon im Jahre 1814 (meinem 27. Jahre) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen."

In der That habe ich in diesen Bogen, die aber nicht erst 1814 in Dresden, sondern schon 1812 in Berlin beginnen, sämmtliche Grundansichten der „Welt als Wille und Vorstellung" wiedergefunden. Nur die Form und zum Theil die Terminologie ist eine andere, als in der „Welt als Wille und Vorstellung." Was zum Beispiel in dieser der Standpunkt der „Verneinung des Willens zum Leben" ist, wird in jenen Bogen häufig „das bessere Bewusstseyn" genannt. Das „bessere Bewusstseyn" ist es, was die Welt nicht will. Ausserdem, worüber man sich nicht zu wundern hat, ist in jenen Bogen, als dem „Gährungsprocess" des Schopenhauerschen Denkens angehörend und so zu sagen in seiner „Sturm- und Drangperiode" geschrieben, Manches noch greller, schroffer, kecker ausgedrückt, als in seinen Druckschriften;

so z. B. wenn der Pessimismus und die Misanthropie sich in folgenden Worten Luft machen: „Was kann man denn Viel von einer Welt erwarten, in der fast Alle bloss leben, weil sie noch nicht haben sich ein Herz fassen können zum Todtschiessen!" Ferner: „Die sogenannten Menschen sind fast durchgängig nichts Andres, als Wassersuppen mit etwas Arsenik." Ferner: „Lachen muss ich, wenn ich sehe, dass diese sogenannten Menschen mit Zuversicht und Trotz eine Fortdauer, durch alle Ewigkeit, ihrer erbärmlichen Individualität verlangen: da sie doch offenbar nichts Anderes sind, als die in Windeln menschenähnlich verlarvten Steine, die man mit Freuden vom Kronos verschlingen sieht, während nur der ächte, unsterbliche Zeus vor ihm gesichert zur ewigen Herrschaft heranwächst." Ferner: „Wer geistige und leibliche Schönheit kennt, dem giebt der Anblick und die Bekanntschaft eines jeden neuen sogenannten Menschen, in hundert Fällen gegen einen, nichts, als ein ganz neues, wirklich originales und ihm bisher noch nie in den Sinn gekommenes Beispiel eines Compositi von Hässlichkeit, Plattheit, Gemeinheit, Verkehrtheit, Dummheit, Bosheit, mit einem Wort Widerlichkeit und Abscheulichkeit. In der That ist mir unter neuen Menschen oft wie vor der Versuchung des heiligen Antonius von Teniers und ähnlichen Bildern, wo ich bei jeder neuen Ungestalt und Monstrosität, die ich sehe, über die Neuheit der Zusammenstellung durch die Phantasie des Malers erstaune.« Endlich: »Es ist klar, dass es ungleich wahrer ist zu sagen: der Teufel hat die Welt geschaffen, als Gott hat die Welt geschaffen; ebenfalls wahrer: die Welt ist Eins mit dem Teufel, als: die Welt ist Eins mit Gott. Das bessere Bewusstseyn gehört ja eben nicht zur Welt, sondern steht ihr entgegen, will sie nicht.«

Bemerkenswerth in diesen Erstlingsmanuscripten ist das klare und scharfe Bewusstseyn, welches Schopenhauer gleich Anfangs von dem Unterschiede seiner Philosophie von allen andern hat, demzufolge er seine Philosophie für eine ganz andere und höhere Art von Philosophie hält,

als alle bisherige. „Meine Philosophie“, schreibt er zu Dresden 1814, „soll von allen bisherigen (die platonische gewissermaassen ausgenommen) sich im innersten Wesen dadurch unterscheiden, dass sie nicht, wie jene alle, eine blosse Anwendung des Satzes vom Grunde ist und an diesem als Leitfaden daher läuft, was alle Wissenschaften müssen. Daher sie auch keine solche seyn soll, sondern eine Kunst. Sie wird sich nicht an das, was zufolge einer Demonstration seyn muss, sondern einzig an das was ist halten. Aus dem Gewirre unsers Bewusstseyns wird sie jede einzelne Thatsache herausheben, bezeichnen, benennen, wie der Bildner aus dem grossen ungestalten Marmorfelsen bestimmte Formen heraustreten lässt: sie wird daher nothwendig durchweg sondernd und trennend verfahren, da sie nichts Neues schaffen, sondern nur das vorhandene zu unterscheiden lehren will: ihr wird deshalb der Name des Kriticismus im ursprünglichen Sinne des Worts zukommen.“

Schopenhauer ist in seinen Erstlingsmanuscripten unershöpflich in Aufzeichnungen über den Unterschied seiner Philosophie als Kunst von der bisherigen als Wissenschaft. Man bekommt in diesen Stellen den Maassstab in die Hand, nach welchem allein die Schopenhauersche Philosophie richtig beurtheilt werden kann. Jede geistige Leistung kann nämlich, wie ein Naturprodukt, nur dann richtig beurtheilt werden, wenn man keinen fremden, sondern den eigenen ihr inwohnenden Maassstab an sie legt; d. h. wenn man sie nach dem beurtheilt, was sie selbst sein will. Nichts kann daher ungehöriger sein, als an die Schopenhauersche Philosophie mit einem Begriff von Philosophie zu gehen, den sie selbst ausdrücklich verwirft, also z. B. mit dem Begriff, dass die Philosophie, gemäss dem Satze vom Grunde, die Welt aus einer Ursache abzuleiten habe, wie innerhalb der Welt jede besondere Wissenschaft die Erscheinungen ihres Gebietes aus Ursachen ableitet. Dies weist Schopenhauer ausdrücklich zurück, und man thut ihm daher Unrecht, wenn man seine Philo-

sophie nach dem Maassstabe der die Welt aus einer Ursache erklärenden Philosophien misst.

Auch weist es Schopenhauer schon in seinen Erstlingsmanuscripten ausdrücklich zurück, ein System aus Begriffen abzuspinnen. Denn er schreibt zu Dresden 1814: „Die Philosophaster können nicht aus sich heraus, um die Welt anzuschauen und ihr Inneres besonnen zu betrachten: aus Begriffen denken sie ein System abzuspinnen: es wird danach.

„Gegenstand der Philosophie, der Kunst, deren blosses Material die Begriffe sind, ist nur die Idee. Die Ideen alles dessen, was im Bewusstseyn liegt, was als Objekt erscheint, fasse also der Philosoph auf, er stehe wie Adam vor der neuen Schöpfung und gebe jedem Ding seinen Namen: dann wird er die ewig lebenden Ideen in den todten Begriffen niederlegen und erstarren lassen, wie der Bildner die Form in Marmor."

Also auch, wer etwa mit dem Begriff von Philosophie, welcher der Fichte - Schelling - Hegelschen Richtung zu Grunde liegt, als habe die Philosophie die Welt aus einem obersten Begriff oder obersten Satz herauszukonstruiren, an die Schopenhauersche Philosophie geht, thut dieser Unrecht.

Die Schopenhauersche Philosophie ist keine Wissenschaft im Sinne Dieser und kein System im Sinne Dieser, will es auch nicht sein. Dennoch ist sie Wissenschaft und System, mehr und in einem besseren Sinne, als die Dieser. Sie ist Wissenschaft nämlich, nicht aus Begriffen, sondern in Begriffen, und ist System, nicht hohler apriorischer Construktionen, sondern System inhaltvoller aus der Anschauung der Wirklichkeit gewonnener Begriffe. Die Schopenhauersche Philosophie giebt uns ein systematisches Bild der Welt im Allgemeinen, nach ihren beiden Seiten, dem Willen und der Vorstellung, der innern subjektiven und der äussern objektiven Seite. Sie will wesentlich nichts anderes sein, als ein solches Bild des Was der Welt. Man hat also bei ihrer Beurtheilung nur zu fragen, ob das Bild getroffen ist, nicht aber hat man

einen ihr fremdartigen Maassstab an sie zu legen, wie Die thun, die es für Aufgabe der Philosophie halten, was Schopenhauer gerade verwirft, die Welt nach dem Satze vom Grunde, aus einer obersten Ursache abzuleiten oder sie aus einem obersten Satz herauszuspinnen.

Ebenso, wie des Unterschiedes seiner Philosophie von allen bisherigen, war sich Schopenhauer in seinen Erstlingsmanuscripten auch schon bewusst, dass, um seine neue Philosophie richtig beurtheilen zu können, ein anderes Verfahren nöthig sei, als dasjenige, welches die Ungenialen, die von Aussen an eine neue Lehre herantreten, gewöhnlich anwenden. Er schreibt nämlich zu Dresden 1815: „Wenn den Ungenialen irgend eine neue Lehre vorgelegt wird, so suchen sie nicht in den Sinn, in das Innere davon einzudringen, es genau zu erforschen und dann durch eine Vergleichung mit dem Objekt selbst, das dadurch aufgeklärt werden soll, zu beurtheilen. Sie wählen vielmehr einen kürzeren und bequemeren Weg; nämlich sie suchen (da sie nur zum Verneinen geneigt sind) einen apagogischen Beweis des Gegentheils, auf folgende Weise. Sie wählen nämlich irgend einen Satz, besonders einen Folgesatz der neuen Lehre und sehn sich um, ob er nicht mit irgend etwas, das ihnen für unanfechtbare Wahrheit gilt, im Widerspruch steht: finden sie dies glücklicherweise, so ist die Neuerung besiegt, durch glückliche und scharfsinnige Anwendung des Satzes vom Widerspruch. Dass der Widerspruch scheinbar seyn kann, dass er durch irgend etwas, noch Verborgenes, sobald es entdeckt seyn wird, aufgelöst werden kann, dass am Ende gar die vermeinte unwandelbare Wahrheit falsch seyn kann, das wollen sie nicht wissen. Jene Methode hat schon Aristoteles angewandt gegen Platon (z. B. im I. Buch der Metaphys. Cap. 7.): heute wendet sie Pfaff gegen Goethe an, und überall zeigt sie sich als das Ungeziefer, was jedes neue Bedeutende umschwärmt. Es läuft zuletzt darauf hinaus, dass sie bei jedem neuen Satz nicht dessen Gründe, sondern dessen Folgen erwägen."

Ferner war sich Schopenhauer damals auch schon

bewusst, was es mit dem, gewöhnlich einem neuen System von seinen Verkleinerern gemachten Vorwurfe auf sich habe, dass dasselbe im Grunde nichts Neues biete, nichts, was nicht auch schon von diesem oder jenem Vorgänger gesagt worden wäre. Er schreibt nämlich schon zu Dresden 1816: „Wie nach jeder bedeutenden Entdeckung die Verkleinerer dieselbe schon in alten Schriften vorfinden, so finden Spuren meiner Lehre sich fast in allen Philosophien aller Zeiten. Nicht bloss in den Veda's, dem Platon und Kant, der lebenden Materie des Bruno, des Glisson und Spinoza und den schlummernden Monaden Leibnitzens, sondern durchaus in allen Philosophien, den ältesten und neuesten: aber immer in der mannigfaltigsten Einkleidung, Verwebung, mit Absurditäten, die in die Augen fallen, und in den barockesten Gestalten, in denen man sie nur wieder erkennt, wenn man sie sucht. Es kommt mir gerade so damit vor, wie man in allen Thieren den Typus des Menschen wiederfindet, aber sonderbar verunstaltet, unvollendet, bald verkümmert, bald monströs, bald als rohen Versuch, bald als Karikatur. Das Uebermüthige dieses Vergleichs ist nur ein Corollarium des Uebermuths, der überhaupt darin liegt, ein neues philosophisches System aufzustellen; denn eben dadurch erklärt man alle früheren Versuche für misslungen, den seinigen aber für den gelungenen, und wer nicht so denkt und doch der Welt ein neues System anheften will, ist nothwendig ein Charlatan. Es ist bisher in der Philosophie gewesen, wie in den Auktionen, wo jeder, der zuletzt gesprochen, eben damit alles früher Gesagte nichtgeltend macht.

„Ich gestehe übrigens, dass ich nicht glaube, dass meine Lehre je hätte entstehen können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten. Aber freilich standen, wie Diderot sagt, viele Säulen da, und die Sonne schien auf alle: doch nur Memnon's Säule klang."

Später hat Schopenhauer in den Parergis, in den Bemerkungen über seine eigene Philosophie, seine Priorität

gegen diejenigen gewahrt, welche Schelling als den eigentlichen Urheber seines Grundgedankens hingestellt, weil Schelling gesagt: „Wollen ist Urseyn.“ Ich verweise hier auf die zweite Auflage der Parerga (Bd. I., S. 145 f.), welche in dem über die „Prioritätsklage“ Gesagten einen bedeutenden Zusatz erhalten hat. In seinen „Pandektä“ sagt Schopenhauer: „Fichte und Schelling stecken in mir, aber ich nicht in ihnen, d. h. das wenige Wahre, was in ihren Lehren liegt, ist in dem, was ich gesagt habe, mit enthalten.“ Ferner verweist er (in den „Pandektä“) auch auf zwei Aussprüche Kants und Geoffroy St. Hilaire's: „Ueber die angefochtene Neuheit von Grundgedanken steht eine wahre und vortreffliche Stelle auf der letzten Seite von Geoffroy St. Hilaire, Principes de Philosophie zoologique, zu vergleichen mit Kants Prolegomena p. 32.“ *)

Endlich in den „Senilia“ sagt Schopenhauer: „In allen Dingen ist zu allen Zeiten von Einzelnen die Wahrheit gefühlt worden und hat in vereinzelten Aussprüchen ihren Ausdruck gefunden, bis sie von mir im Zusammenhang erfasst wurde.“

Die Verkleinerer Schopenhauers werden sich freilich an alles Dieses nicht kehren, sie werden fortfahren, aus vereinzelten Aussprüchen früherer Philosophen wie Schellings: „Wollen ist Urseyn“ zu folgern, dass Schopenhauer's Grundgedanken nicht original, sondern von Frühern ge-

---

*) Schopenhauer hat in seinem Exemplar der Kants'chen „Prolegomena“ (Riga 1783) in der „Anmerkung zur allgemeinen Eintheilung der Urtheile in analytische und synthetische“ S. 32. die hier citirte Stelle angestrichen. Sie lautet: „Dergleichen allgemeine und dennoch bestimmte Prinzipien lernt man nicht leicht von Andern, denen sie nur dunkel obgeschwebt haben. Man muss durch eigenes Nachdenken zuvor selbst darauf gekommen seyn, hernach findet man sie auch anderwärts, wo man sie gewiss nicht zuerst würde angetroffen haben, weil die Verfasser selbst nicht einmal wussten, dass ihren eigenen Bemerkungen eine solche Idee zum Grunde liege. Die, so niemals selbst denken, besitzen dennoch die Scharfsichtigkeit, alles, nachdem es ihnen gezeigt worden, in demjenigen, was sonst schon gesagt worden, aufzuspähen, wo es doch vorher niemand sehen konnte.“

stohlen seien. Nun so sollten Sie wenigstens in ihrem Verfahren consequent sein und sollten, weil sie, in Ermangelung eigener Originalität, gern Andern alle Originalität absprechen möchten, nicht bei Schelling stehen bleiben, als sei dieser der erste Entdecker des Willens als des Urseyns, 'sondern sollten von diesem noch weiter zurückgehn zu einem früheren Vorgänger und von diesem wieder zu einem noch früheren, und so in infinitum, damit nur alle Originalität aus der Welt komme und nichts, als Plagiatoren übrig bleiben, die sich die Gedanken Anderer angeeignet haben, ohne diese als ihre Urheber zu nennen.

Sollte ein solches immer weiteres Zurückgehen in Bezug auf Schopenhauer beliebt werden, nun so will ich seinen Verkleinerern, die selbst nicht Gelehrsamkeit genug dazu zu besitzen scheinen, da sie nicht weiter zurückgelangt sind, als bis auf Schelling, dazu aus Schopenhauers eigenen Werken und Manuscripten behülflich sein. In den »Bemerkungen über meine eigene Philosophie« (Parerga, zweite Aufl. I., S. 145.) führt Schopenhauer zwei Stellen aus Spinoza und aus Clemens Alexandrinus an, in denen der Wille als das Ursprüngliche und als das Wesen des Menschen bezeichnet wird. In seinem Manuscriptenbuch »Foliant« aber gar führt er einen Schriftsteller an, der recht eigentlich die Quelle gewesen zu sein scheint, aus der er geschöpft hat. Freut euch, ihr Verkleinerer Schopenhauers, ich werde euch jetzt aufdecken, wen er eigentlich bestohlen hat, nämlich nicht Schelling, sondern — hört und staunet! — den Wolfianer, oder richtiger Gegner Wolfs, Christian August Crusius. In Schopenhauers „Foliant" ist nämlich zu lesen: „In des Wolfianers oder vielleicht richtiger Gegner Wolfs Ch. A. Crusius „Entwurf der nothwendigen Vernunftwahrheiten«, 1745, 4. Aufl. 1766, der eine komplete Metaphysik ist, stehn zwei Wahrheiten, die keine Ohren fanden und die ich zum zweiten Male habe entdecken müssen: 1) dass es einen von der Ursache, die allemal ein Entstehn betrifft, verschiedenen „Existenzial-Grund" giebt, z. B. die $\angle$ des Δ, sofern sie die Seiten bestimmen: er

theilt demnach die Gründe in Ideal- und Real-Gründe, und diese in eigentliche Ursachen und Existenzialgründe. (Entwurf der nothwendigen etc. §. 454.) 2) dass das Vornehmste und Wesentlichste im Menschen keineswegs der Verstand sei, sondern der Wille; der Verstand sei bloss des Willens halber vorhanden: Ausgeführt und belegt. — In der That ist es sehr bemerkenswerth, dass von allen Philosophen aus allen Zeiten Crusius der einzige ist, der vor mir diese grosse Wahrheit in gewissem Grade erkannte. Alle anderen reden immer vom Geist, oder Seele, oder Ich, als einem Untheilbaren, Unzerlegbaren: daher es auch immer anstötig erscheint, wenn die Pantheisten unter ihnen diesen Geist oder Seele den Pflanzen oder gar dem Anorganischen beilegen, deren Mangel an Erkenntniss augenfällig ist. Anders fällt es aus, wenn wir den Willen absondern. Die Zerlegung des Geistes oder Ich's in zwei ganz verschiedene Theile, in einen Primären, Wesentlichen, den Willen, und einen Sekundären, den Intellekt, ist ein Hauptsatz und Hauptverdienst meiner Philosophie, und ein Hauptunterschied derselben von allen anderen.« *)

Am Rande zu den zwei aus Crusius citirten Wahrheiten hat Schopenhauer seinem Aerger über diesen Vorgänger Luft gemacht in den Worten aus Donatus: „Pereant, qui ante nos nostra dixerunt.«

*) Ausser Crusius citirt Schopenhauer, in seinen „Adversaria", noch einen andern Wolfianer, Andreas Rüdiger, als Vorgänger, indem er schreibt: „Der Wolfianer Andreas Rüdiger ist so ergriffen von der palpabeln gänzlichen Verschiedenheit des Erkennens und Wollens, dass er für beide zwei ganz verschiedene Substanzen im Menschen annimmt und demnach den Menschen aus drei Theilen bestehn lässt: Mens, anima et corpus. Anima nennt er den Willen vorzugsweise: Mens den Intellekt. Der Anima oder dem Willen schreibt er nicht nur die Muskularbewegung, sondern auch die Formation des Foetus zu (wie Stahl), sodann alles was im Menschen und Thieren Instinkt ist, alle Divinationsgabe, welche letztere er begreift unter dem Namen Sensus veritatis in voluntate. (Siehe dessen Lib. IV., de sensu veri et falsi: dissertatio prooemialis: und Physica divina Lib. I., c. 4.) Rüdiger ist mit Stahl gleichzeitig: es lässt sich daher schwerlich ausmachen, wer zuerst den Gedanken anima struit corpus gehabt."

Nun wisst ihr doch, ihr Verkleinerer Schopenhauers, aus wem er seine Grundgedanken gestohlen hat. Dass Schopenhauer diese Stellen aus Crusius und Rüdiger erst nach dem Erscheinen der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ anführt, nämlich im 1821 begonnenen „Foliant“ und in den 1828 begonnenen „Adversaria“, dass er also dieselben bei Abfassung der Welt als Wille und Vorstellung noch nicht gekannt zu haben scheint, das wird euch nicht abhalten, Crusius und Rüdiger als die eigentlichen Quellen anzugeben, aus denen Schopenhauer seinen Grundgedanken hat. Ich aber halte mich an Das, was Schopenhauer selbst in der angeführten Stelle der „Parerga“ und schon weit früher in der angeführten Stelle seiner Erstlingsmanuscripte über die bei frühern vorkommenden Spuren seiner Lehre gesagt hat.

Die Erstlingsmanuscripte Schopenhauers sind aber nicht blos für die richtige Beurtheilung seiner Philosophie, sondern auch für das nähere und tiefere Verständniss seiner Person von Wichtigkeit. Sie lassen gründliche Blicke in sein Inneres, seine subjektiven Eigenheiten und Stimmungen thun und lassen den Zusammenhang erkennen, in welchem seine Lehre mit seinem persönlichen Wesen steht. Denn Schopenhauer hat in ihnen häufiger, als in seinen spätern Manuscripten, von sich gesprochen, Selbstbekenntnisse abgelegt, Selbstgespräche geführt; so dass sie einigermassen das von Dr. Gwinner, angeblich auf Schopenhauers Geheiss, vernichtete „εἰς ἑαυτον“, in welchem Schopenhauer sich selbst schildern wollte, ersetzen können. Ich verweile daher noch etwas länger bei diesen, in Berlin 1812 begonnenen und bis 1818 in Dresden fortgeführten Erstlingsmanuscripten und theile im Folgenden aus ihnen einige Stellen mit, in denen Schopenhauer von oder mit sich redet, und die besonders geeignet sind, uns sein intellektuelles und moralisches Wesen kennen zu lehren. Dazu werde ich noch einige Stellen aus den spätern Manuscripten, in denen Schopenhauer ebenfalls von sich redet, hinzunehmen und hoffe so für das vernichtete „εἰς ἑαυτον“, wenigstens was das

innere Leben und Wesen Schopenhauers betrifft, einen Ersatz zu bieten.

Eine Stelle, in der Schopenhauer einer Scene aus seiner Kindheit gedenkt, ist folgende:

„Als Kind hat man noch gar keinen Begriff von der Unerbittlichkeit der Naturgesetze und dem starren Verharren jedes Dinges bei seinem Wesen. Das Kind glaubt, selbst leblose Dinge werden ihm ein wenig nachgeben: vielleicht weil es sich mit der Natur als Eins erkennt, vielleicht weil es sie sich befreundet glaubt aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der Welt. So hat man mich als Kind gefunden, wie ich einen Schuh in ein grosses Gefäss voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat, herauszuspringen. Auch die Bosheit der Thiere muss das Kind kennen lernen, ehe es sich hütet. Aber erst bei reifer Erfahrung sehen wir die Unbiegsamkeit der menschlichen Charaktere ein, wie kein Flehen, noch Vorstellen, noch Beispielgeben, noch Wohlthun sie dahin bringt, von ihrer Art zu lassen, sondern vielmehr ein Jeder seine Handlungsweise, Denkungsart und Fähigkeit mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes durchführen muss und, was man auch mit ihm vornehme, immer derselbe bleibt. Erst, nachdem wir dies anschaulich und tief erkannt haben, geben wir es auf, die Menschen überreden, ändern und nach unserm Sinn modeln zu wollen: statt dessen studiren wir darauf, uns in sie zu finden, so weit wir sie nicht wohl entbehren können, und uns von ihnen zu entfernen, so weit wir durchaus nicht mit ihnen zusammengehen können."

Dass es dem jungen Schopenhauer manchen harten Kampf gekostet hat, sich in die Menschen zu finden, dass er, — was übrigens bei jedem geistig begabten edleren Jüngling der Fall ist, — mit hohen, idealen Erwartungen an die Menschen gegangen ist, dann aber durch die reale Beschaffenheit derselben sich arg enttäuscht gefühlt hat, geht noch aus manchen Stellen dieser Aufzeichnungen hervor. Er erfuhr frühzeitig, was er zu Weimar 1814 niederschreibt: „Zum Proviant für die Lebensreise gehört

auch ganz vorzüglich ein guter Vorrath von **Resignation**, den man erst (und zwar je früher je besser für den Rest der Reise) aus fehlgeschlagenen Hoffnungen abstrahiren muss." Charakteristisch für seine damalige Stellung zu den Menschen ist auch folgendes Selbstgespräch, zu Weimar 1813 niedergeschrieben:

„Merke Dir es, liebe Seele, ein für alle Mal und sei klug. Die Menschen sind subjektiv, nicht objektiv, sondern durchaus subjektiv. Wenn Du einen Hund hättest und ihn Dir anhänglich machen wolltest, und dächtest nun: von meinen hundert seltenen und vortrefflichen Eigenschaften wird dem Köther doch wohl eine einleuchten, und dies muss genug seyn, um ihn mir auf immer mit Leib und Seele ergeben zu machen, — wenn Du das dächtest, so wärst Du ein Narr: streichle ihn, gieb ihm zu fressen und sei dabei übrigens, wie Du willst, Das genirt nicht, er wird Dir treu und ergeben. Nun, merk' Dir's, mit den Menschen ist's eben so; grad' eben so; darum sagt auch **Goethe**: „„denn ein erbärmlicher Schuft, so wie der Mensch, ist der Hund."" Darum machen die jämmerlichsten Wichte so viel Glück, weil sie eben gar nichts an sich, für sich sind, nichts Absolutes, sondern lauter Relatives, immer nur für Andere, immer nur Mittel, nie Zweck, blosser Köder. (Dies Alles findet sich mit grosser Euphemie ausgedrückt in dem Verse des Sophokles: *χαρις χαριν γαρ ἐστι ἡ τικτουσ' ἀει.* Ajax, 517.) Und dass es Ausnahmen von der Regel gebe, gestehe ich nicht zu, nämlich totale Ausnahmen: es giebt zwar, wiewohl selten genug, Menschen, die einige objektive Augenblicke haben: höhere Vollendung giebt es schwerlich. Nur nimm nicht gar Dich selbst aus: untersuche Deine Liebe, Deine Freundschaft, sieh' zu, ob nicht Deine objektiven Urtheile grossentheils verkappte subjektive sind; sieh' zu, ob Du die Vorzüge eines Menschen, der Dich nicht liebt, gehörig anerkennst u. s. w. — und dann sei tolerant, es ist verfluchte Schuldigkeit. Und weil ihr nun Alle so subjektiv seid, so habt ein Einsehen mit eurer eigenen Schwäche. Weil Du weisst, dass Dir nur gefallen kann, wer sich gegen

Dich freundlich bezeigt, und dass dies nur der auf die Länge thun kann, dem Du gefällst, und dass Du dies nur kannst, wenn Du gegen ihn Dich freundlich bezeigst; so thue Das: aus der falschen Freundlichkeit wird allmälig eine wahre. Eure eigene Schwäche und Subjektivität will Täuschung. — Dies ist eigentlich eine Deduktion a priori der Höflichkeit: doch könnte ich es noch tiefer ausholen.“ —

Schopenhauer war sich früh bewusst, dass ein Individuum seiner Art keine Freunde haben kann, sondern einsam durch die Welt gehen muss. Weit entfernt aber, dies als ein Zeichen seines Unwerths anzusehen, betrachtete er es vielmehr im Gegentheil als ein Zeichen seines Werthes. Er schreibt zu Dresden 1815: „Nichts verräth weniger Menschenkenntniss, als wenn man als einen Beleg der Verdienste und des Werthes eines Menschen anführt, dass er sehr viele Freunde hat: als ob die Menschen ihre Freundschaft nach dem Werth und Verdienst verschenkten! als ob sie nicht vielmehr ganz und gar, wie die Hunde wären, die den lieben, der sie streichelt oder gar ihnen Brocken giebt und weiter sich um nichts bekümmert! — Wer es am besten versteht, sie zu streicheln, und seien es die garstigsten Thiere, der hat viele Freunde.

„Es lässt sich gegentheils behaupten, dass Menschen von vielem intellektualen Werth oder gar von Genie nur sehr wenige Freunde haben können: denn ihr helles Auge sieht bald alle Fehler, und ihr richtiger Sinn wird durch die Grösse und Scheusslichkeit derselben immer von Neuem empört: nur die äusserste Noth kann sie zwingen, sich gar nichts davon merken zu lassen oder gar die allerliebsten Auswüchse und Beulen zu streicheln. Geniale Menschen können vielmehr nur alsdann von vielen persönlich geliebt werden (denn von der Verehrung aus Autorität ist nicht die Rede), wenn ihnen die Götter auch eine unverwüstliche Heiterkeit des Sinnes, einen weltverschönernden Blick schenken, oder auch sie es allmählig dahin gebracht haben, recht eigentlich die Menschen zu

nehmen, wie sie sind, d. h. die Narren eben auch zum Narren zu haben, wie sich's gehört." *)

Der weltverschönernde Blick nun, von dem Schopenhauer hier redet, fehlte ihm selbst. Die Menschen zu nehmen, wie sie sind, wollte ihm auch nicht recht gelingen. Es blieb also für ihn nur das Dritte übrig, mit seinem hellen Auge die Fehler der Menschen zu sehen und in seinem richtigen Sinn durch die Grösse und Scheusslichkeit derselben immer von Neuem empört zu werden.

Was bei solcher Anlage Schopenhauern das Dasein einzig erträglich machte, war, wie er selbst gesteht, das Wachsthum in der Erkenntniss. Diese mischte ihre Süsse in den bittern Trank, den ihm das Leben einschenkte. Er schreibt zu Dresden 1816: „Mein Leben ist ein bittersüsser Trank. Es ist nämlich, wie mein Daseyn überhaupt, ein stetes Erwerben von Erkenntniss, Gewinnen von Einsicht, das hier diese wirkliche Welt und mein Verhältniss zu ihr betrifft. Der Gehalt dieser Erkenntniss ist traurig und niederschlagend: aber die Form der Erkenntniss überhaupt, das Gewinnen an Einsicht, das Eindringen in die Wahrheit ist durchaus erfreulich und mischt fortwährend seine Süsse in jene Bitterkeit, seltsamerweise."

Doch Schopenhauer schildert nicht blos solcherweise in seinen Erstlingsmanuscripten sein Verhältniss zu der Welt und den Menschen, sondern giebt auch Aufschluss über die Eigenthümlichkeiten seines Temperaments und Charakters.

Zu Dresden 1814 schreibt er über sich: „So oft ich in einen neuen Zustand, in eine neue Umgebung, getreten bin, bin ich Anfangs meistens unzufrieden und verdriesslich. Dies kommt daher, dass ich vorher in Gedanken den neuen Zustand im Ganzen, wie die Vernunft es mit

*) Die letzten Worte hier erinnern an Goethes „Kophtisches Lied" mit dem Refrain:

Thöricht auf Bessrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört.

sich bringt, übersah, jetzt aber die Gegenwart voll neuer Objekte lebhafter, als sonst, auf mich einwirkt, dabei aber, wie alle Gegenwart, dürftig seyn muss, und ich nun von ihr schon die Erfüllung alles dessen verlange, was der neue Zustand mir verhiess, indem ich eben ihrer lebhaften Einwirkung wegen mich mit ihr beschäftigen muss und nicht zur Uebersicht der ganzen Lebensweise, in der Vernunft, kommen kann.

„Viele Verdriesslichkeit überhaupt entsteht mir und allen lebhaften Menschen durch ein solches zu starkes Befangenseyn in der Gegenwart. Die hingegen, deren Hauptkraft die Vernunft, und zwar in ihrer Anwendung aufs Praktische, ist, d. i. die eigentlich vernünftigen, gesetzten, gleichmüthigen Charaktere sind viel heiterer, doch weniger in einzelnen Augenblicken aufgeregt und in brillanter Laune; auch können sie nicht genial seyn. Denn sie leben eigentlich und hauptsächlich in Begriffen, wobei das Leben selbst und die Gegenwart nur mit schwachen Farben vor ihnen stehn.

„Die, deren Hauptkraft die Vernunft ist (eben weil die anderen Kräfte bei ihnen nicht stark sind,) die rein Vernünftigen können nicht viel Einsamkeit vertragen, obgleich sie doch nicht lebhaft in Gesellschaft sind: denn Begriffe beschäftigen nur einen Theil des Menschen, man will Anschauungen, und sie müssen diese in der Wirklichkeit suchen: statt dass wer starke Phantasie hat, durch diese genug anschaut, daher der Wirklichkeit und auch der Gesellschaft mehr entbehren kann."

Dieses, dass Schopenhauer sich hier zu den lebhaften, unter dem Eindruck der anschaulichen Gegenwart stehenden Menschen rechnet und deshalb in Gegensatz stellt gegen die vernünftigen, gesetzten, gleichmüthigen Charaktere, die in Begriffen leben, erklärt gar manches Eigenthümliche seiner Person Es erklärt nicht blos dieses, dass er die Einsamkeit gut vertragen konnte, weil seine Phantasie lebhaft genug war, sie mit ihren Gestalten zu bevölkern; sondern auch dieses, dass er in Gesellschaft und unter Menschen, überhaupt im praktischen Leben nicht

die Nüchternheit und Besonnenheit zeigte, welche die vernünftigen, in Begriffen lebenden Charaktere auszeichnet. Er theilte hier eben die Fehler der Genie's, die er selbst in dem Capitel über das Genie (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 31., S. 443 f. der 3. Aufl.) so treffend beschreibt, indem er sagt: „Der bloss praktische Mensch gebraucht seinen Intellekt zu Dem, wozu ihn die Natur bestimmte, nämlich zum Auffassen der Beziehungen der Dinge, theils zu einander, theils zum Willen des erkennenden Individuums. Das Genie hingegen gebraucht ihn, der Bestimmung desselben entgegen, zum Auffassen des objektiven Wesens der Dinge. Sein Kopf gehört daher nicht ihm, sondern der Welt an, zu deren Erleuchtung in irgend einem Sinne er beitragen wird. Hieraus müssen dem damit begünstigten Individuo vielfältige Nachtheile erwachsen. Denn sein Intellekt wird überhaupt die Fehler zeigen, die bei jedem Werkzeug, welches zu Dem, wozu es nicht gemacht ist, gebraucht wird, nicht auszubleiben pflegen. Zunächst wird er gleichsam der Diener zweier Herren seyn, indem er, bei jeder Gelegenheit, sich von dem seiner Bestimmung entsprechenden Dienste losmacht, um seinen eigenen Zwecken nachzugehn, wodurch er den Willen oft sehr zur Unzeit im Stich lässt und hienach das so begabte Individuum für das Leben mehr oder weniger unbrauchbar wird, ja, in seinem Betragen bisweilen an den Wahnsinn erinnert. Sodann wird es, vermöge seiner gesteigerten Erkenntnisskraft, in den Dingen mehr das Allgemeine, als das Einzelne sehen; während der Dienst des Willens hauptsächlich die Erkenntniss des Einzelnen erfordert. Aber wenn nun wieder gelegentlich jene ganze, abnorm erhöhte Erkenntnisskraft sich plötzlich, mit aller ihrer Energie, auf die Angelegenheiten und Miseren des Willens richtet; so wird sie diese leicht zu lebhaft auffassen, Alles in zu grellen Farben, zu hellem Lichte, und ins Ungeheure vergrössert erblicken, wodurch das Individuum auf lauter Extreme verfällt. Dies noch näher zu erklären diene Folgendes. Alle grossen theoretischen Leistungen, worin es auch sei, werden dadurch zu Stande

gebracht, dass ihr Urheber alle Kräfte seines Geistes auf Einen Punkt richtet, in welchen er sie zusammenschiessen lässt und koncentrirt, so stark, fest und ausschliesslich, dass die ganze übrige Welt ihm jetzt verschwindet und sein Gegenstand ihm alle Realität ausfüllt. Eben diese grosse und gewaltsame Koncentration, die zu den Privilegien des Genie's gehört, tritt nun für dasselbe bisweilen auch bei den Gegenständen der Wirklichkeit und den Angelegenheiten des täglichen Lebens ein, welche alsdann, unter einen solchen Fokus gebracht, eine so monstrose Vergrösserung erhalten, dass sie sich darstellen, wie der im Sonnenmikroskop die Statur des Elephanten annehmende Floh. Hieraus entsteht es, dass hochbegabte Individuen bisweilen über Kleinigkeiten in heftige Affekte der verschiedensten Art gerathen, die den Andern unbegreiflich sind, als welche sie in Trauer, Freude, Sorge, Furcht, Zorn u. s. w. versetzt sehen, durch Dinge, bei welchen ein Alltagsmensch ganz gelassen bliebe. Darum also fehlt dem Genie die Nüchternheit, als welche gerade darin besteht, dass man in den Dingen nichts weiter sieht, als was ihnen, besonders in Hinsicht auf unsere möglichen Zwecke, wirklich zukommt: daher kann kein nüchterner Mensch ein Genie seyn."

Aus den angegebenen Gründen fehlte es auch Schopenhauern im praktischen Leben an Nüchternheit, und dieser Fehler wiederum erklärt es, dass er sich manche Verdriesslichkeiten zuzog, denen ein nüchterner, gesetzter, vernünftiger Mensch entgeht. wie diese, dass er die Alte, die er einst in Berlin zur Thür hinausgeworfen und die durch ihren unglücklichen Fall arbeitsunfähig geworden, lebenslänglich alimentiren musste. (S. Gwinner's Biographie Schopenhauers S. 62.) Solche Dinge in dem Leben eines Philosophen wollen nicht blos trocken erzählt sein, sondern bedürfen eines Commentars, und den habe ich in dem Angeführten gegeben.

Mit dem besagten Mangel an Nüchternheit im praktischen Leben — im Theoretischen besass Schopenhauer umgekehrt jene Besonnenheit, die er ebenfalls

als ein Kennzeichen des Genies schildert, und die darin besteht, dass es nicht, wie der Normalmensch, in den Strudel und Tumult des Lebens eingesenkt ist und über den einzelnen Dingen und Vorgängen des Lebens nicht das objektive Wesen der Dinge und des Lebens selbst gewahr wird, sondern sich auf dieses besinnt — also mit dem besagten Mangel an Nüchternheit im praktischen Leben hing bei Schopenhauer ein anderer Mangel zusammen, der aus derselben Quelle entstand, — nämlich der Mangel an persönlicher Würde in der Erscheinung und Haltung.

Schopenhauer zeigte nicht jene persönliche Würde, die man gewöhnlich mit dem Begriff eines Philosophen verbindet. Dies konnte ich nicht blos damals schon wahrnehmen, als er, wie ich oben erzählt, sein barsches Naturell gegen mich herauskehrte, so dass ich vorläufig meine Besuche bei ihm einstellte, sondern auch später noch aus manchen Zügen; und Alle, die ihn näher kennen gelernt haben, werden es bestätigen. Auch sein Ton in seinen Briefen und sein Ton gegen seine Gegner, die Philosophieprofessoren und dänischen Akademiker, ist nicht immer der würdige, den man von einem Philosophen erwartet und der z. B. bei Kant überall anzutreffen ist.

Schopenhauer hielt bekanntlich auch von der Würde als Moralprincip nichts. (Vgl. die beiden Grundprobleme der Ethik, §. 8, Seite 166 der 2. Aufl.) In den Parergis (Bd. II., Cap. VIII., §. 110 der 2. Aufl.) sagt er: „Wenn man überhaupt früge, worauf denn diese angebliche Würde des Menschen beruhe, so würde die Antwort bald dahin gehen, dass es auf seiner Moralität sei. Also die Moralität auf der Würde und die Würde auf der Moralität. — Aber hievon auch abgesehen, scheint mir der Begriff der Würde auf ein am Willen so sündliches, am Geiste so beschränktes, am Körper so verletzbares Wesen, wie der Mensch ist, nur ironisch anwendbar zu seyn." Dennoch, wenngleich er die Würde nicht als Moralprincip gelten liess, hat Keiner das eigentliche und wahre Wesen der Würde so richtig erkannt und so zu schätzen gewusst,

wie Schopenhauer. Er schreibt nämlich in seinem „Foliant“:

„Was da verdient, Würde des Menschen genannt zu werden, fängt erst da an, wo er seine Natur verläugnet, z. B. nicht das Leben höher schätzt, als alles Andere, nicht geradezu auf subjektive Befriedigung der Bedürfnisse, sondern auf etwas Objektives gerichtet ist und dadurch z. B. den Geschlechtstrieb verwandelt in leidenschaftliche Liebe zu einer Person, u. dgl. m., also wo es anfängt, sichtbar zu werden, dass das Ursprüngliche in ihm, der Wille, besiegt werden kann vom Sekundären, dem Erkennen.“

Und in der „Welt als Wille und Vorstellung“ (3. Aufl. I., S. 107) rühmt er es an der Stoischen Ethik: „Die Stoische Ethik, im Ganzen genommen, ist in der That ein sehr schätzbarer und achtungswerther Versuch, das grosse Vorrecht des Menschen, die Vernunft, zu einem wichtigen und heilbringenden Zweck zu benutzen, nämlich um ihn über die Leiden und Schmerzen, welchen jedes Leben anheimgefallen ist, hinauszuheben und ihn eben dadurch im höchsten Grade der Würde theilhaft zu machen, welche ihm als vernünftigen Wesen, im Gegensatz des Thieres zusteht, und von der in diesem Sinn allerdings die Rede seyn kann, nicht in einem andern.“

Aber eben die Definition der Würde, die in diesen Worten enthalten ist, erklärt es auch, warum Schopenhauer in seiner natürlich persönlichen Erscheinung der Würde ermangelte. (Ich bemerke ausdrücklich, dass ich hier nur von seiner natürlich persönlichen Erscheinung rede; denn dass Schopenhauer, wenn er sich verstellen wollte, auch Würde heucheln konnte, ist nicht zu bezweifeln.) In seiner natürlich persönlichen Erscheinung gehörte nämlich Schopenhauer, wie er selbst ja in der oben citirten Stelle über sich eingestanden hat, nicht zu den Vernunftmenschen, zu jenen ruhigen, gesetzten, gleichmüthigen Charakteren, die hauptsächlich in Begriffen leben; sondern zu den lebhaften, heftigen, unter dem Eindruck der Gegenwart stehenden Menschen, die

hauptsächlich in Anschauungen, sei es denen der Wirklichkeit, oder denen der Phantasie, leben.

Unter diesen beiden entgegengesetzten Arten von Menschen kommt aber das Prädikat der Würde natürlicherweise nur der erstern zu, nicht der letzteren. Die Erstern erscheinen von Natur würdevoll, während die Letztern sich erst verstellen müssen, um würdevoll zu erscheinen. Herrschaft der Vernunft und in Folge derselben Kaltblütigkeit, ist Grundbedingung des würdevollen Auftretens. Schopenhauer war aber von Natur kein kaltblütiger Vernunftmensch, sondern hatte heisses Blut.

Nun könnte man freilich fragen: Taugt ein solches Individuum wohl zur Philosophie? Muss nicht gerade der Philosoph das kaltblütigste Wesen von der Welt sein? Sagt man nicht von Einem, der kalt bleibt, wo die Andern in Hitze gerathen: er ist ein Philosoph? —

Nun ja, nach dem gewöhnlichen Begriff, den man mit „Philosophie" verbindet, ist für dieselbe nur der kalte Vernunftmensch, der Begriffsmensch, der nihil admiratur, bei nichts ausser Fassung geräth, durch nichts heftig erschüttert wird, befähigt. Aber eben diesen gewöhnlichen Begriff hat Schopenhauer als oberflächlich nachgewiesen. Nach ihm ist die Philosophie nicht eine Wissenschaft aus Begriffen, sondern in Begriffen. Sie entspringt aus gleicher Quelle, wie die Kunst, ja ist wesentlich Kunst, und das Denken in Worten, also Begriffen, also die Thätigkeit der Vernunft hat für sie nur den Werth und die Bedeutung des Technischen in der Kunst. Was dem Maler die Farben und die Leinwand, das sind dem Philosophen die abstrakten Begriffe. Diesen schon in seinen Erstlingsmanuscripten ausgesprochenen Gedanken hat Schopenhauer bis zuletzt festgehalten; denn noch in seinem letzten Werk, den Parergis, Bd. II., Cap. 1, über Philosophie und ihre Methode (§. 9 der 2. Aufl.) sagt er:

„Eine seltsame und unwürdige Definition der Philosophie, die aber sogar noch Kant giebt, ist diese, dass sie eine Wissenschaft aus blossen Begriffen wäre. Ist doch das ganze Eigenthum der Begriffe nichts Anderes,

als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anschaulichen Erkenntniss abgeborgt und abgebettelt hatte, dieser wirklichen und unerschöpflichen Quelle aller Einsicht. Daher lässt eine wahre Philosophie sich nicht herausspinnen aus blossen, abstrakten Begriffen; sondern muss gegründet seyn auf Beobachtung und Erfahrung, sowohl innerer als äusserer.... Sie muss so gut wie Kunst und Poesie, ihre Quelle in der anschaulichen Auffassung der Welt haben: auch darf es dabei, so sehr auch der Kopf oben zu bleiben hat, doch nicht so kaltblütig hergehn, dass nicht am Ende der ganze Mensch, mit Herz und Kopf, zur Aktion käme und durch und durch erschüttert würde. Philosophie ist kein Algebra-Exempel. Vielmehr hat **Vauvenargue** Recht, indem er sagt: les grandes pensées viennent du coeur."

Hat Schopenhauer aber hierin Recht, wie wohl nicht zu bestreiten ist, nun so wird man auch nicht sagen können, dass er, weil es ihm an Kaltblütigkeit fehlte, für Philosophie nicht befähigt gewesen. Philosophie ist Kunst, und bei dieser tritt Kaltblütigkeit als Erforderniss erst dann ein, wenn es gilt, das lebhaft Angeschaute, das warm und tief Empfundene nun auch kunstgerecht darzustellen; nicht aber darf das Schauen und Empfinden selbst von Hause aus kalt und matt sein. Oder glaubt man etwa, dass wenn Goethe ein kaltblütiger, d. h. ein ruhiger, gesetzter, vernünftiger Mensch gewesen wäre, er Werthers Leiden geschrieben hätte? Musste er nicht diese Leiden erst in sich selbst erfahren haben, und durch sie innerlichst erschüttert worden sein, ehe er sie so kaltblütig, so objektiv, in Form eines Romans darstellen konnte? Musste nicht Goethe ebenso die inneren Kämpfe des Faust in sich durchlebt haben, ehe er sie so besonnen, so objektiv schildern konnte?

Nun, ganz ebenso, wie mit dem Dichter, verhält es sich auch mit dem Philosophen. So wie der Dichter die besondern Charaktere und Zustände, die er uns vorführt, in sich selbst durchlebt oder wenigstens den An-

dern, die sie durchlebt, innigst nachempfunden haben muss; so muss der Philosoph das Wesen des Lebens im Ganzen, dessen Bild er uns giebt, in sich erfahren, muss sich gleichsam zur Weltseele erweitert haben. Und so wie beim Dichter, tritt auch beim Philosophen Kaltblütigkeit erst dann als Erforderniss ein, wenn es gilt, das innerlich Erlebte und Empfundene objektiv, allgemein gültig darzustellen.

Diese zur Darstellung des Erlebten und Empfundenen erforderliche Kaltblütigkeit und Besonnenheit besass aber Schopenhauer in einem Grade, wie noch kein anderer Philosoph. Er besass sie auf dem Gebiete der Philosophie in eben dem Grade, als Goethe und Shakespeare auf dem Gebiete der Poesie. Daher die Objektivität seines Bildes der Willenswelt und der Welt als Vorstellung; daher die Lebenswahrheit und das Ergreifende desselben.

Wie man von Goethe gesagt hat, dass er ein Gelegenheitsdichter war, in demselben Sinne kann man auch von Schopenhauer sagen, dass er ein Gelegenheitsphilosoph war. Seine Philosopheme sind meist auf Anlass eines Erlebten und Erfahrenen niedergeschrieben und dann erst in das System eingetragen worden, wie schon aus der Form seiner Manuscripte, die meist aus Aphorismen bestehn, hervorgeht, und wie er selbst an einigen Stellen derselben, die man später unten finden wird, eingesteht. Daher kommt es, dass man bei Schopenhauer mehr, als bei andern Philosophen, aus seinen Werken auf seine Person schliessen kann. Besonders aber deuten viele Stellen seiner Erstlingsmanuscripte auf persönliche Erfahrungen und innere Kämpfe hin. Ich führe hier im Folgenden noch einige derselben an:

Zu Berlin 1812 schreibt er: „Wenn wir eben einen grossen Schmerz erfahren haben, verwundet es uns, dass die Welt um uns herum ohne Theilnahme bleibt und ihren gewohnten Gang fortgeht,

„die Welt, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam lässt und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.“
Goethe im Tasso.

„Aber noch mehr! es wird uns unerträglich, dass wir selbst sogar den mechanischen Gang des täglichen Treibens fortsetzen sollen und Tausenden unsrer eigenen Handlungen der Schmerz fremd bleiben soll, der im Innern tobt. Deshalb, um die Harmonie zwischen unserm äussern Thun und der inneren Empfindung herzustellen, toben, schreien wir, raufen die Haare und wälzen uns auf dem Boden.

„Wir haben so despotische Gesinnung, dass wir Alles in unser Treiben hineinziehen und zur Theilnahme zwingen möchten. Dazu wäre der einzige Weg, die Liebe Anderer zu gewinnen, damit unsere Noth auch die fremde Brust beklemme. Weil das zu weitläuftig ist, wählen wir oft den kürzeren Weg und plaudern unsere Noth den Gleichgültigen aus, die sie mit Neugier, aber ohne Theilnahme, viel öfter mit Behagen vernehmen.“

Auf die Kämpfe, die er in seinem Innern zu bestehn hatte, scheint mir folgende, zu Weimar 1814 geschriebene Stelle zu deuten: „Wie sollte doch wohl ein Mensch zufrieden seyn, so lange er nicht vollkommene Einheit seines Wesens erlangt hat? Denn so lange zwei Stimmen in ihm sprechen, wechselweise, so lange muss was der einen Recht ist, die andere unzufrieden machen und so immer die eine klagen. — Ist aber je ein Mensch ganz einig mit sich gewesen? Ja, lässt es sich ohne Widerspruch denken?“

Ausführlicher kehrt diese Klage über die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Eintracht mit sich selbst wieder in folgender, zu Dresden 1814 geschriebenen Stelle: „Es ist eine unmögliche, in sich selbst sich widersprechende Forderung fast aller Philosophen, dass der Mensch innere Einheit seines Wesens, Eintracht mit sich selbst erlangen soll. Denn als Mensch ist innere Zwietracht sein Wesen, durchaus so lange er lebt.

Denn nur Eines kann er wirklich ganz und gar seyn: zu allem Andern hat er aber die Anlage und die unvertilgbare Möglichkeit, es zu seyn. Hat er sich zu Einem entschlossen, so steht alles Uebrige als Anlage immer bereit und fordert unablässig aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit zu gelangen: er muss es also fortwährend zurückdrängen, überwältigen, tödten, so lange er jenes Eine seyn will. Will er z. B. nur denken und nicht handeln und treiben, so ist damit die Anlage zum Handeln und Treiben nicht mit Einem Male vernichtet, sondern so lange er als Denker lebt, muss er sich stündlich und immer als handelnden betriebsamen Menschen tödten, ewig mit sich, als einem Ungeheuer, dem jeder abgehauene Kopf gleich wieder wächst, kämpfen. So, wenn er sich zur Heiligkeit entschlossen hat, muss er sein ganzes Leben hindurch, und nicht ein für alle Mal, sich als geniessendes, der Wollust ergebenes Wesen tödten: denn ein solches bleibt er, so lange er lebt. Hat er sich für den Genuss, auf welche Weise auch dieser zu erlangen sei, entschieden, so kämpft er sein Leben lang mit sich als einem Wesen, das rein und frei und heilig seyn möchte: denn die Anlage bleibt ihm, er muss sie stündlich tödten. So durchaus in Allem, in unendlichen Modifikationen. Bald mag das Eine, bald das Andere in ihm siegen: er ist der Tummelplatz. Siegt auch das Eine fortwährend, so kämpft doch das Andere fortwährend; denn es lebt, so lange er lebt: als Mensch ist er die Möglichkeit vieler Gegensätze.

„Wie wäre da Eintracht mit sich selbst möglich? In keinem Heiligen ist sie und in keinem Bösewicht. Oder vielmehr kein ganzer Heiliger und kein ganzer Bösewicht ist möglich. Denn sie sollen M e n s c h e n seyn, d. h. unselige Wesen, Kämpfer, Gladiatoren auf der Arena des Lebens.

„Freilich ist's am Besten, er erkenne, welches Theils Besiegung ihn am meisten schmerzt: diesen lasse er stets siegen; was ihm mittelst der Vernunft, deren Begriffe ihm stets gegenwärtig sind, möglich ist. Er entschliesse sich freiwillig zu dem Schmerz, den ihm die Besiegung des

andern Theiles macht. So hat er Charakter. Denn ohne allen Schmerz geht der Kampf des Lebens nicht ab, der darf nicht ohne Blut endigen, und leiden muss der Mensch den Schmerz in jedem Fall, denn er ist ja sowohl der Besiegte, als der Sieger. Haec est vivendi conditiŏ."

Wie Schopenhauer in dieser Stelle im Allgemeinen von dem innern Kampfe redet, der die Eintracht mit sich selbst erschwert, ja unmöglich macht, so spricht er an andern Stellen von ganz besondern Kämpfen und Anfechtungen, und scheint hier ebenfalls aus eigener innerer Erfahrung zu sprechen. Es kehren nämlich öfter Betrachtungen über den „Brennpunkt des Willens", die Wollust, wieder. Schon 1813 schreibt er zu Berlin: „An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist, nicht ein mattes Sehnen, das aus Leerheit und Dumpfheit des Bewusstseyns entspringt, sondern eine brennende Gier, eine heftige Brunst: gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewusstseyn, zur grössten Thätigkeit bereit, ob zwar in dem Augenblick, wo das Bewusstseyn sich der Begierde hingegeben hat und ganz davon voll ist, latent: aber es bedarf nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung, und statt jener quälenden, bedürftigen, verzweifelnden Begierde (dem Reich der Nacht) füllt die Thätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewusstseyn (das Reich des Lichtes). Denn Kielmeyer sagt recht, dass Gehirn und Genitalien entgegengesetzte Pole sind, und ich setze hinzu, dass sie die Repräsentanten des zeitlichen und des überzeitlichen, bessern Bewusstseyns sind.

„In besagten Zeiten ist wirklich das kräftigste thätigste Leben überhaupt da, indem beide Pole mit der grössten Energie wirken: dies zeigt sich bei ausgezeichnet geistreichen Menschen. In besagten Stunden wird oft mehr gelebt, als in Jahren der Stumpfheit. Nur kommt es darauf an, welche Richtung genommen wird.

„Das Aendern der Richtung, der Uebergang vom Reich der Finsterniss, des Bedürfnisses, Wunsches, der Täuschung, des Werdenden und nie Seyenden, — zum

Reiche des Lichts, der Ruhe, Freude, Lieblichkeit, Harmonie und Friedens ist unendlich schwer und unendlich leicht. Diese Erkenntniss hat der Dichtung zum Grunde gelegen vom Ritter, der in ein Schloss soll, das eine Mauer mit einer einzigen engen Thür umgiebt, welche Mauer wirbelnd schnell sich dreht: der tapfere Ritter spornt das Ross, lässt den Zügel los, Kopf voran, Augen zu, — und sprengt in die Pforte. Dies ist das Symbol der Tugend, des Wegs des Lichts; um das ungeheuer Schwere, Unmögliche zu vollenden, braucht man nur zu wollen, aber wollen muss man.

„Wollen! grosses Wort! Zunge in der Waage des Weltgerichts! Brücke zwischen Himmel und Hölle."

Schopenhauer selbst war nun freilich nicht der tapfere Ritter, von dem er hier spricht. Er war im Punkte der Geschlechtsliebe kein Heiliger, und hat es mir selbst gestanden, dass er arg nach den Weibern gewesen, dass er in Italien nicht blos das Schöne, sondern auch die Schönen genossen hat, u. s. w. Auch merkt man es seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe" hinlänglich an, dass er den Gegenstand derselben aus eigener Erfahrung und Praxis kannte. Wie hätte er sonst auch dieses Kapitel schreiben können? Er selbst sagte einst im Scherze zu mir, ein ächter Philosoph müsse nicht bloss mit dem Kopfe, sondern auch mit — aktiv sein.

Aber diejenigen, die hieraus, wie schon aus den von Gwinner über diesen Punkt gemachten Mittheilungen geschehen, mit Herrn Gutzkow in den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" und mit Herrn M. B. in den „Gränzboten" flugs schliessen, dass Schopenhauer ein gemeiner Mensch gewesen; — denen muss ich doch hier sagen, dass es mit ihrer Psychologie und Moral sehr miserabel bestellt ist. Ein oberflächlicheres Urtheil, als dieses, kann es kaum geben, und wenn nicht schon die Gehässigkeit, die aus den Artikeln dieser Herren gegen Schopenhauer hervorleuchtet, ihre gänzliche Unfähigkeit, ihn richtig zu erkennen und zu beurtheilen verriethe, so würde es jener

Schluss von Schopenhauers erotischen Sünden auf seine Gemeinheit thun.

Nach meiner Psychologie und Moral kann Einer sich erhebliche Sünden zu Schulden kommen lassen und dabei doch ein sehr edler Mensch sein, und umgekehrt Einer, der frei von diesen Sünden ist, ein sehr gemeiner Mensch. Denn was entscheidet darüber, ob der Mensch edel ist oder gemein? Die Werke oder der Glaube? Die äussere Legalität, oder die innere Gerechtigkeit? Nach meiner — aber nicht blos nach meiner, sondern auch nach der christlichen Moral — der Glaube, die Gerechtigkeit der Gesinnung, und nicht die Werke, nicht die äussere Ehr- und Tugendsamkeit. Wie aber der Glaube, die Gesinnung Schopenhauers beschaffen gewesen, wie er, tiefer als irgend ein anderer christlicher Philosoph, die Sündhaftigkeit des menschlichen Willens erkannt, eben dieser Sündhaftigkeit wegen die gänzliche Verneinung des Willens für den alleinigen Weg zum Heile erklärt und die Heiligen um ihre Selbst- und Weltüberwindung beneidet hat, dafür sprechen sattsam seine Werke. Und ein solcher Philosoph — ein gemeiner Mensch? —

In seinen Erstlingsmanuscripten (Zu Berlin 1813) schreibt Schopenhauer: „In der Moralität unsers Handelns darf der juristische Grundsatz audienda et altera pars nicht gelten: d. h. die Sinnlichkeit und der Egoismus dürfen gar nicht gehört werden. Vielmehr heisst es, sobald der reine Wille sich ausgesprochen: nec audienda altera pars." Und dieser Schopenhauer — ein gemeiner Mensch? —

Zu Weimar 1813 schreibt er: „Die Menschen, welche nach einem glücklichen, glänzenden und langen Leben, statt nach einem tugendhaften Leben streben, gleichen den thörigten Schauspielern, die immer brilliante, siegreiche und lange Rollen haben wollen, weil sie nicht einsehn, dass es nicht darauf ankommt, was oder wieviel sie spielen, sondern wie sie spielen." Und dieser Schopenhauer — ein gemeiner Mensch? —

Zu Dresden 1815 schreibt er: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist an sich schlechthin verwerflich,

weil sie die stärkste Bejahung des Lebens ist. Dies gilt von der in der Ehe, wie von der ausser der Ehe. Letztere aber ist doppelt verwerflich, weil sie noch dazu Verneinung des fremden Willens ist, indem das Mädchen mittelbar oder unmittelbar dadurch in Unglück geräth, der Mann also seine Lust auf Kosten des Glückes Anderer befriedigt. Eine Ausnahme hievon wäre, wenn ein Mädchen oder Wittwe reich genug ist, Kinder zu versorgen, und stark genug, die fremde Meinung zu verachten. Ueberhaupt trägt das Weib bei der ausserehelichen Befriedigung nicht jenen zweiten höhern Grad der Schuld; statt dessen nur Unglück, das sie ihrem Leichtsinn dankt, und der Mann allein die Schuld. Ehebruch ist als der ärgste Diebstahl noch um einen Grad schlechter.“ Und dieser Schopenhauer — ein gemeiner Mensch? —

Zu Weimar 1814 schreibt er: „Wenn dich der Egoismus ganz erfüllt und gefasst hat, sei es als Freude, als Triumph, als Begier, als Hoffnung, oder als wüthender Schmerz, als Aerger, als Zorn, als Furcht, als Misstrauen, als Eifer jeder Art; so bist du in des Teufels Klauen, und wie ist einerlei. — Dass du eilest herauszukommen, thut Noth, und wie ist wieder einerlei.“ Und dieser Schopenhauer — ein gemeiner Mensch? —

Ihr, die ihr ihn gern dafür ausgeben möchtet, beweiset entweder, dass ihr seine Lehre gar nicht kennet; — was berechtigt euch aber alsdann, über ihn zu urtheilen? — oder dass eure Moral die oberflächlichste und unchristlichste von der Welt ist, weil ihr die Moralität eines Menschen nach den Werken und nicht nach dem Glauben, nach der äusseren Ehrbarkeit und nicht nach der Gesinnung abschätzet.

Und wer seid denn Ihr, die ihr über Schopenhauer den Stab brechet? Ihr seid vielleicht frei von seinen Schwächen, habt aber dafür andere und vielleicht noch schlimmere in Hülle und Fülle, ohne dass ihr euch zugleich, wie er, rühmen könnt, ein grosses, unsterbliches Werk für die Menschheit vollbracht zu haben. Dabei sehe ich auch nicht, dass eure Gesinnung eine besonders

nobele wäre. Denn wenigstens aus euern gehässigen Angriffen auf Schopenhauer leuchtet eine solche nicht hervor.

Gehet doch künftig, ehe ihr über Andere richtet, zuerst in euch; und sodann, um gerecht zu richten, lasset euch vom Apostel Paulus belehren. Der wird euch (Römer 7, 14—23) sagen, dass der Mensch fleischlich unter die Sünde verkauft ist, dass ein anderes Gesetz in seinen Gliedern ist, ein anderes im Gemüthe, so dass er das Gute, das er will, nicht thut, sondern das Böse, das er nicht will; dass es aber darauf ankomme, woran er Lust habe, ob am inwendigen Menschen, oder am fleischlichen. Der Apostel wird euch sattsam belehren, dass nicht die Werke, sondern der Glaube den Menschen rechtfertige, und dass ihr euch um eurer guten Werke willen noch nicht für frei von der Verdammniss, so wie Andere um ihrer schlechten Werke willen noch nicht für reif zur Verdammniss halten dürfet. Und dann, wenn ihr aus der Bibel gelernt haben werdet, werde ich euch noch den Rath geben, Schopenhauers Werke fleissig zu studiren. Ihr werdet dann vielleicht eher im Stande sein, über Moralität im Allgemeinen, so wie über die moralische Qualität eines bestimmten Menschen insbesondere, z. B. über die Schopenhauers, oder auch über eure eigene, richtig zu urtheilen.

Für mich ist Schopenhauer, trotz seiner menschlichen, fleischlichen Schwächen und Gebrechen, die ich durchaus nicht in Abrede stellen will, so wie er sie selbst nicht in Abrede gestellt, vielmehr offen zu mir bekannt und gesagt hat: „Ich habe wohl gelehrt, was ein Heiliger ist, bin aber selbst kein Heiliger" — für mich, sage ich, ist Schopenhauer, trotz seiner Schwächen, einer der edelsten Menschen, die je gewesen sind; und so lange ihr mir nicht beweiset, dass Schopenhauer an seinen Sünden Lust und Wohlgefallen gefunden — wie gemeine Menschen pflegen —, dass er sie nicht als eine Hemmung seines wahren, höheren Wesens oder „bessern Bewusstseins" empfunden, sondern in ihnen so recht zu Hause, in seinem Esse sich gefühlt habe — wie gemeine Menschen pflegen —;

so lange werdet ihr mir meinen Glauben an Schopenhauers edele moralische Qualität nicht rauben.

Wie Schopenhauer selbst schon frühzeitig über die Anfechtungen seiner Sinnlichkeit gedacht, mag aus folgenden, 1812 zu Berlin geschriebenen Worten hervorgehn: „Den Anfechtungen deiner Sinnlichkeit siehe lachend so zu, wie der Ausführung eines gegen dich verabredeten, dir aber gesteckten Schelmstreichs.“

Auch war er nicht so oberflächlich, wie die ihn jetzt wegen seiner menschlichen Schwächen Verdammenden, dass er die moralische Qualität eines Menschen nach dessen äusserer Legalität und Probität abgeschätzt hätte. Er wusste recht gut, dass die geistreichen und genialen Menschen oft in der Uebung der Tugend weit hinter den gewöhnlichen Menschenkindern zurückstehen, dass diese meist weit ehrsamer leben, weit weniger Anstoss geben, als jene. Dennoch liess er sich nicht dazu verleiten, über jene darum den Stab zu brechen und diese in moralischer Hinsicht über sie zu stellen; wie aus folgenden Aufzeichnungen in seinen Erstlingsmanuscripten hervorgehn wird:

Zu Dresden 1814 schreibt er: „Menschen von Genie und Geist, und solche, bei denen die Ausbildung des Intellektuellen, des Theoretischen, des Geistes, der des Moralischen, des Praktischen, des Charakters weit vorgeeilt ist, sind im Leben oft nicht nur ungeschickt und lächerlich, wie es Platon im 7. Buch der Republik bemerkt und Goethe im Tasso geschildert hat; sondern sie sind auch oft sogar moralisch schwach, erbärmlich, ja fast schlecht. (Wirkliche Beispiele hat Rousseau gegeben.) Dennoch ist die Quelle aller Tugend, das bessere Bewusstseyn, in ihnen oft stärker, als in vielen besser Handelnden, doch weniger schön Denkenden, ja jene sind eigentlich mit der Tugend genauer bekannt, als diese, die sie besser üben. Jene möchten voll Eifer für das Gute, wie für das Schöne, geraden Laufes sich zum Himmel erheben; aber das dicke Erdenelement widersteht ihnen und sie sinken zurück. Sie gleichen geborenen Künstlern, denen das Technische mangelt, oder denen der Marmor zu hart ist.

Mancher Andere, der viel weniger, als sie, für das Gute begeistert ist, ungleich weniger dessen Tiefen ergründet hat, übt es viel besser: er sieht auf jene mit Verachtung herab und hat ein Recht dazu, und doch versteht er sie nicht, und auch sie verachten ihn, nicht mit Unrecht. Sie sind zu tadeln, denn jeder Lebende hat eben durch sein Leben die Bedingungen des Lebens unterschrieben: aber sie sind noch mehr zu bedauern. Sie werden erlöst, nicht auf dem Wege der Tugend, sondern auf einem eigenen Wege: nicht die Werke, sondern der Glaube macht sie seelig."

Aehnliche, hieher gehörige Aeusserungen Schopenhauers in seinen Erstlingsmanuscripten sind: „Das Leben des Geistreichen, des Genialen hat keine bloss moralische, sondern auch eine theoretische Tendenz. Ja, man könnte vielleicht sagen, dass er in einem gewissen Grade über das Moralische hinaus ist: grosser Bosheit ist er völlig unfähig und die gewöhnlichen Sünden drücken sein Gewissen weniger, als das des gewöhnlichen Menschen, weil er gleichsam das Spiel des Lebens durchschaut." (Dresden 1814.)

Ferner: „Geniale haben oft heftige Begierden, sind der Wollust und dem Zorn ergeben. Zu grossen Verbrechen kommen sie jedoch nicht, weil, wenn diese sich ihnen darbieten, sie die Idee derselben erkennen, lebhaft und tief erkennen, das Subjekt also auf diese gerichtet ist, und nun diese Erkenntniss die Uebermacht über den starken Willen gewinnt, ihn nunmehr (eben wie beim Heiligen) wendet, und die Missethat also unterbleibt. Immer also participirt das Genie etwas von der Heiligkeit, indem es die Bedingung zu dieser hat, und der Heilige etwas vom Genie, indem er die Bedingung zu diesem hat." (Dresden 1815.)

Endlich: „Der mit Genie begabte Mensch opfert sich ganz für das Ganze, eben indem er lebt und schafft. Daher ist er frei von der Verbindlichkeit, sich im Einzelnen für Einzelne zu opfern. Dieserwegen kann er manche Anforderung abweisen, die Andere billig erfüllen müssen.

Er leidet und leistet doch mehr, als alle Andern.“ (Dresden 1815.)

Dies war der moralische Maassstab, nach dem Schopenhauer das persönliche Leben der geistreichen und genialen Menschen abschätzte, und dass er jedenfalls wahrer, tiefer, gerechter ist, als der unserer heutigen boshaften Flachköpfe, die einen Schopenhauer wegen seiner persönlichen Schwächen und Sünden als einen gemeinen Menschen verdächtigen, das steht für jeden Einsichtigen fest.

Mit mehr Recht, als den Vorwurf der Gemeinheit, könnte man Schopenhauern vielleicht den des Hochmuths machen. Denn seine Menschenverachtung, sein Sichfremd- und heterogen-fühlen unter dem „Menschenpack“, den „Philistern“, der „Fabrikwaare der Natur“ u. s. w. nimmt allerdings mitunter einen Ausdruck an, der wie Hochmuth aussieht. Schon in seinen Erstlingsmanuscripten kommen zahlreiche Stellen vor, in denen er auf die Menschen herabsieht, als wäre er ein Wesen höherer Gattung, z. B.:

„Auf den Höhen muss es freilich einsam seyn.“ (Dresden 1814.)

„Die Menschen finden sich oft durch ein einziges Wort, eine Miene, einen Widerspruch, so beleidigt, dass sie es nie vergeben und Feindschaft aus Freundschaft machen: mir ist das nun allemal unverständlich. Das macht, ich muss in Einem fort Gesichter, Worte, Meinungen, Widersprüche aller Art vergeben, die mein Innerstes empören auf eine Weise, die Jene gar nicht kennen.“ (Dresden 1814.)

„Auf dem Gesichte des Apolls von Belvedere lese ich den gerechten und tief gefühlten Unwillen des Musengottes über die Erbärmlichkeit und gänzliche, nicht zu bessernde Verkehrtheit der Philister. Auf diese hat er seine Pfeile gesendet, um die Brut der ewig Abgeschmackten zu vertilgen.“ (Dresden 1814.)

„Ich rede bisweilen mit Menschen so wie das Kind mit seiner Puppe redet: es weiss zwar, dass die Puppe es nicht versteht, schafft sich aber, durch eine angenehme

wissentliche Selbsttäuschung, die Freude der Mittheilung.“ (Dresden 1816.)

„Mir ist unter den Menschen fast immer, wie dem Jesus von Nazareth war, als er die Jünger aufrief, die immer alle schliefen.“ (Dresden 1816.)

„Du, mein Freund, vergiss nie, dass Du ein Philosoph bist, von der Natur dazu und zu nichts Anderm berufen. Wandele daher nie die Wege der Philister: denn wenn Du auch einer werden wolltest, so könntest Du es nie, bliebest sogar nur ein Halbphilister, ein misslungenes Ding.“ (Dresden 1816.)

„Einen Punkt giebt es für jeden Menschen von ausgezeichnetem innern Werth, zu welchem gelangt, er geborgen ist: dieser Punkt ist der, wo er innig und völlig klar seinen eigenen Werth erkennt. Und da Werth immer relativ ist, indem dem Begriff die Bedeutung des Vergleichs wesentlich ist; so ist dies zugleich der Punkt, wo er den Unwerth der Uebrigen erkennt. Nun ist er, sage ich, geborgen: denn die Andern können ihn nie mehr irremachen: ihr Thun und ihr Meynen wiegt ihm jetzt leicht: er ist über alle Autorität erhaben, erkennt die Besten für seine Geistesbrüder und die Menge (l'ignorante et sotte multitude des Rabelais) für bestand- und wesenlose Schatten.“ (Dresden 1815.)

Klingt das Alles nun nicht hochmüthig? Ist, wer in Einem fort die Gesichter, Meinungen, Worte der Andern zu vergeben hat; wer mit den Menschen, wie das Kind mit seiner Puppe redet; wem unter den Menschen fast immer zu Muthe ist, wie dem Erlöser, der sie aus dem Schlaf aufrütteln möchte, — ist der nicht hochmüthig? — Auch ist es ganz gewiss, dass Schopenhauer von der Bescheidenheit nichts gehalten hat. Schon 1814 zu Dresden schreibt er, nicht ohne einen Anflug von Satire:

„Wenn ich über Bescheidenheit zu schreiben hätte, so würde ich sagen: Ich kenne zu sehr ein hochgeschätztes Publikum, für welches ich zu schreiben die Ehre habe, als dass ich mich unterfangen sollte, meine Meinung über die Tugend der Bescheidenheit laut werden zu lassen.

Auch verstehe ich mich, für meine Person, gern dazu bescheiden zu seyn und mich mit möglichstem Bedacht dieser Tugend zu befleissigen. Nur Das werde ich nie zugeben, dass ich von irgend Jemand Bescheidenheit gefordert hätte, und weise jede Behauptung einer solchen Forderung von meiner Seite als Verläumdung zurück."

Seine späteren Aeusserungen über Bescheidenheit in der Welt als Wille und Vorstellung (3. Aufl. Bd. II., 484.) lauten dahin, dass Goethe gesagt, „nur die Lumpe sind bescheiden", dass aber noch unfehlbarer die Behauptung gewesen wäre, dass die, welche so eifrig von Andern Bescheidenheit fordern, auf Bescheidenheit dringen, unablässig rufen: „Nur bescheiden! um Gotteswillen, nur bescheiden!" zuverlässig Lumpe sind, d. h. völlig verdienstlose Wichte, Fabrikwaare der Natur, ordentliche Mitglieder des Packs der Menschheit."

Dennoch habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass Schopenhauer nicht hochmüthig war und kann zum Beleg dafür sowohl Stellen seiner frühesten Manuscripte, als seiner gedruckten Werke, so wie auch mündliche Aeusserungen anführen.

Schopenhauer wollte nicht, dass die Betrachtung der Erbärmlichkeit Anderer uns hochmüthig mache. Denn schon zu Dresden 1814, wo er eben jene hochmüthig klingenden Stellen niedergeschrieben, schrieb er auch:

„Soll die Betrachtung der Erbärmlichkeit Anderer uns übermüthig oder demüthig machen? Auf Einen wird sie auf die eine, auf den Andern auf die andere Weise wirken, und dies wird charakteristisch seyn."

Ferner unterschied Schopenhauer sehr genau zwischen der aus unmoralischer Quelle, aus einem bösartigen Charakter hervorgehenden Misanthropie und jener timonischen, die aus einem edeln moralischen Unwillen entspringt, indem er schon zu Dresden 1814 schrieb:

„Der Menschenhass eines Timon von Athen ist etwas ganz Anderes, als die gewöhnliche Feindseligkeit der Bösen. Jener entsteht aus einer objektiven Erkenntniss der Bosheit und Thorheit der Menschen im Allgemeinen, er

trifft nicht Einzelne, wenngleich Einzelne der erste Anlass seyn können, sondern er geht auf Alle, und jene Einzelne werden bloss als gleichgültiges Beispiel angesehen. Ja er ist immer ein gewissermaassen edler Unwille, der wohl nur Statt hat, wo das Bewusstseyn einer bessern eigenen Natur da ist, die sich über ganz unerwartete Schlechtigkeit entrüstet hat.

„Dagegen ist die gewöhnliche Feindseligkeit, Uebelwollen, Gehässigkeit, etwas ganz Subjektives, nicht aus der Erkenntniss, sondern aus dem Willen entstanden, der von andern Menschen durch stete Kollisionen gekreuzt wird und nun die Einzelnen hasst, die ihm hinderlich seyn können, d. h. eigentlich eben Alle, doch immer stückweise, einzeln und bloss von jenem subjektiven Standpunkt aus. Einige Wenige, mit denen er aus Verwandtschaft und Gewohnheit verknüpft, nur Ein Interesse hat, wird er lieben, obwohl sie nicht besser sind, als die Andern.

„Der Menschenhasser verhält sich zum gewöhnlichen Feindseligen, wie der Asket, der den Willen zum Leben aufgiebt, der resignirt, zu dem Selbstmörder, der zwar das Leben liebt, aber irgend einen bestimmten Fall im Leben noch mehr scheut, so dass diese Scheu jene Liebe überwiegt. Die Feindseligkeit und der Selbstmord gehn nur auf einen einzelnen Fall, Misanthropie und Resignation auf das Ganze. Jene gleichen dem gewöhnlichen Schiffer, der aus Routine einen bestimmten Weg auf der See zu fahren weiss, ausser diesem aber hülflos ist: die Letztern aber dem mit Boussole, Karte, Quadrant und Zeitmesser umzugehn gelehrten Schiffer, der auf der ganzen Welt die Wege findet. Feindseligkeit und Selbstmord wären mit Aufhebung des einzelnen Falls verschwunden: Misanthropie und Resignation aber stehn fest und werden von nichts Zeitlichem bewegt.“ (Dresden 1814.)

Nun, Schopenhauers eigene Misanthropie war keine gemeine, aus subjektiver Feindseligkeit gegen Einzelne entsprungene, sondern eine edle, aus objektiver Erkenntniss des Menschenwesens im Allgemeinen hervorgegangene.

Dafür sprechen, denke ich, zur Genüge alle seine Werke. Eine solche Misanthropie kann aber nicht hochmüthig machen; denn schliesst sie nicht die Erkenntniss in sich, dass man selbst an den Eigenschaften participirt, wegen deren man eben auf das Menschengeschlecht mit dem Auge des Misanthropen herabsieht?

Auch weiss ich aus meinem persönlichen Umgange mit Schopenhauer, dass er mit derselben Objektivität, mit der er auf Andere herabsah, auch auf sich selbst herabzusehn fähig war. Er bekannte mir nämlich einst ganz unverhohlen, dass, so sehr ihm auch seine intellektuelle Physiognomie gefalle, so wenig gefalle ihm doch seine moralische. Schopenhauer unterschied nämlich die intellektuelle Physiognomie des Menschen von der moralischen. Jene liess er in Aug' und Stirn, diese in der untern Partie des Gesichts um Mund und Kinn seinen Sitz haben. Dieselbe Unterscheidung fand ich in einer zu Dresden 1814 niedergeschriebenen Stelle wieder, wo er sagt: „Der intellektuelle Charakter bestimmt die Physiognomie genialer Menschen, die ich die theoretische Physiognomie nennen möchte, und giebt ihr das ausgezeichnete Gepräge, am meisten in Aug' und Stirn: bei gewöhnlichen Menschen ist von solcher theoretischen Physiognomie nur ein schwaches Analogon. Hingegen die praktische Physiognomie, den Ausdruck des Willens, des praktischen Charakters, der eigentlich moralischen Gesinnung, haben Alle: es zeigt sich am Meisten am Munde."

Nun, wie gesagt, so sehr Schopenhauer auch mit seinem theoretischen Charakter zufrieden und auf dessen physiognomischen Ausdruck in Aug' und Stirn stolz war, — mit seinem praktischen, moralischen war er es keineswegs und fand dessen physiognomischen Ausdruck um Mund und Kinn in Missverhältniss zu dem obern, intellektuellen. Das weiss ich aus seinem eigenen Munde.

Wer aber so objektiv über sich selbst zu Gericht sitzt und mit solcher Offenheit seine eigenen Fehler bekennt, — kann man den hochmüthig nennen? Auch

habe ich schon gesagt, dass Schopenhauer offen bekannt hat, er habe wohl gelehrt, was ein Heiliger sei, er selbst aber sei kein Heiliger. Ueberdies fand ich in seinen Erstlingsmanuscripten auch eine Stelle, aus der hervorgeht, dass er der Ansicht war, auch der edelste Mensch und das grösste Genie hätten noch Ursache demüthig zu sein. Er schreibt nämlich zu Dresden 1815: „Wie der schönste Menschenkörper in seinem Innern Koth und mephitischen Dunst verschliesst, so hat der edelste Charakter einzelne böse Züge und das grösste Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn."

Auch konnte wohl schwerlich Der hochmüthig sein, der so, wie Schopenhauer, in seinen mir hinterlassenen (in einem Carton befindlichen) Randglossen zu Kants Schriften, über die Tugend der Demuth geschrieben hat. Kant definirt nämlich in seinen „metaphysischen Anfangsgründen der Tugendlehre" die Demuth folgendermaassen (in der 2. Auflage Königsberg 1803, S. 94.): „Das Bewusstseyn und Gefühl der Geringfügigkeit seines moralischen Werthes in Vergleichung mit dem Gesetz ist die moralische Demuth (humilitas moralis)." Diese Definition genügte Schopenhauer nicht und er merkte daher zu dieser Stelle Kants an: „Kant's Definition der Demuth ist falsch. Denn sie hat nichts was sie vom Gefühl der Schuld unterscheidet, als etwa den Grad. Demuth ist der in meinem Wesen lebendige Ausdruck des Gedankens: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", d. h. das Bewusstseyn der höchsten Tugend wird mich nie verleiten für solche die Zeichen der Verehrung und Unterwürfigkeit zu fordern, die in der Sinnenwelt der Uebermacht oder sonst einer Δεινοτης gezollt werden. Denn alle diese Zeichen stehen in keinem Verhältniss mit dem was in mir trefflich ist. Das aber, womit sie in Verhältniss stehen, habe ich zu erlangen vernachlässigt; verlangte ich dennoch jene Verehrung und Unterwürfigkeit, so würde mein Lebenswandel eben nichts als das Streben nach diesen, nur auf einem andern Wege, gewesen seyn: also in der That mein Reich „von dieser Welt." — Mehr in Kants Ausdruck: Demuth

ist die Betrachtung der gänzlichen Verschiedenheit meiner als homo noumenon von mir als homo phaenomenon, das Bewusstseyn, dass die Trefflichkeit jenes zu hoch steht, um diesem zu Gute zu kommen. Je höher der Mensch sich als homo noumenon schätzt, desto weniger wird er auf sich als homo phaenomenon oder auf irgend einen Vorzug, den er als solcher hat, einen Werth legen.«

Vollends niedergeschlagen aber wird der Vorwurf des Hochmuths, den die oberflächlichen Kenner Schopenhauers, sowie seine Feinde und Anschwärzer gegen ihn erhoben haben, durch jene klassische Stelle in der „Welt als Wille und Vorstellung“, welche die Güte des Herzens so hoch über die glänzendsten Eigenschaften des Kopfes stellt, dass ihr Bako von Verulam nichts ist gegen einen ungelehrten und ungebildeten Mann von edelem Herzen. Die Stelle lautet: „Ein entschieden edeler Charakter, bei gänzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da wie Einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der grösste Geist, wenn mit starken moralischen Flecken behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. Denn, wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blass und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, dass man solche vermisst zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die grotteske Hässlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muss. Denn die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so gross, dass es die Welt umfasst, so dass jetzt Alles in ihm, nichts mehr ausserhalb liegt; da sie ja

alle Wesen mit dem eigenen identificirt..... Was ist dagegen Witz und Genie? was Bako von Verulam?" (S. Welt als Wille u. Vorstell. 3. Aufl. Bd. II, 261.)

Wahrlich, wer so schreibt, der kann, trotz des stolzen Gefühls seiner intellektuellen Grösse und Ueberlegenheit über die Andern und trotz seiner daraus entspringenden Verachtung der „Philister" und der „Fabrikwaare der Natur", nicht hochmüthig gewesen sein. Wer so vor der Güte des Herzens den Hut abzieht und sich ehrfurchtsvoll verbeugt, den können die glänzenden Eigenschaften seines Kopfes nicht aufgeblasen gemacht haben.

Der glänzenden Eigenschaften seines Kopfes war sich aber Schopenhauer allerdings stark bewusst. Er wusste sehr gut, dass nicht bloss sein Schädel und seine Stirn, sondern auch dass Das, was darunter hausete, nicht gewöhnlicher Art war, und legte, wenn er sich photographiren oder malen liess, grossen Werth darauf, dass seine „intellektuelle Physiognomie" gebürend hervortrat. Er sprach einst mit mir über den Unterschied der Stirnen bei Dichtern und Denkern, verglich Goethes mit Kants Kopf, deren beider Portraits er in seinem Zimmer hängen hatte, und schrieb den Denkern breite, den Dichtern hohe Stirnen zu.

Worein er aber die eigenthümliche Begabung oder, mit seinen eigenen Worten zu reden, den „eigenthümlichen Kniff" seines Geistes setzte, darüber werden folgende Stellen seiner nachgelassenen Manuscripte am besten Aufschluss geben. Zuerst schreibt er, noch ohne alle Beziehung auf sich selbst, zu Weimar 1814: „Eine unwürdige Redensart gebrauchend, kann man sagen: Jeder Mensch von Genie hat nur einen einzigen Kniff, der ihm aber ausschliesslich angehört und den er in jedem seiner Werke, nur immer unter anderer Anwendung, anbringt. Da der Kniff ihm ausschliesslich eigen ist, so ist er durchaus originell; und da der Kniff nicht unmittelbar, sondern bloss mittelbar, d. i. durch Kunstwerke, ferner nicht im Ganzen und Abstrakten, sondern nur in einzelnen Exempeln mittheilbar ist; so hat er nicht zu fürchten,

dass Einer ihn auslerne, auch nicht, dass er sich (so lange er genial bleibt, d. h. seinen Kniff besitzt) erschöpfe.

„Der Kniff ist gleichsam nur ein Loch im Schleier der Natur, ein übermenschliches Stückchen im Menschen. Er ist durchaus der Brennpunkt aller Produktionen des jedesmaligen Genies. Er leuchtet aus seinen Augen als geniale Individualität.

„Seinem reflektirten Bewusstseyn (Vernunft) ist der Kniff, so gut als Andern, ein Räthsel."

Es scheint, als wäre Schopenhauern damals, als er dies schrieb (1814), sein Kniff noch nicht in's „reflektirte Bewusstseyn" getreten, da er sonst wohl gleich Etwas über seinen Kniff hinzugefügt hätte. Erst in dem weit spätern Manuscriptenbuch „Cogitata", angefangen 1830 im Februar zu Berlin, findet sich hierüber folgende Stelle:

„Schon vor vielen Jahren habe ich aufgeschrieben, dass dem Treiben jedes Genies ein angeborener Kunstgriff, man möchte sagen ein Kniff zum Grunde liegt, der die geheime Springfeder aller seiner Werke ist und dessen Ausdruck man auf seinem Gesichte erblickt.

„Mein Kniff ist, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbei geführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten, abstrakten Reflexion zu übergiessen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad von Besonnenheit."

Als ein Beispiel dieser hier von Schopenhauer selbst gerühmten Eigenschaft möge folgende Stelle aus demselben Manuscriptenbuch dienen, in der seine lebhafte Anschauung der objektiven Welt als blosser Vorstellung zum Ausdruck kommt:

„O, welches Wunder ich gesehn habe! — In dieser Welt der Dinge und Körper lagen vor mir zwei solche Dinge: beide waren Körper, schwer, regelmässig geformt, schön anzusehn. Das eine war eine Vase von Jaspis, mit goldenem Rand und Henkeln: das andere war ein Organisches, ein Thier, ein Mensch. — Nachdem ich beide genugsam von Aussen bewundert,

bat ich den Genius, der mich begleitete, nun auch mich in ihr Inneres eindringen zu lassen. Es geschah. In der Vase fand ich nichts vor, als den Drang der Schwere und einige dumpfe Sehnsucht, die sich als chemische Verwandtschaft aussprach. — Als ich aber in das andere Ding gedrungen war, — wie soll ich mein Erstaunen aussprechen, über Das, was ich dort gewahrte! übertrifft es doch an Unglaublichkeit alle je ersonnenen Mährchen und Fabeln. Doch will ich es erzählen, auf die Gefahr hin, keinen Glauben zu finden. In diesem Dinge also, oder vielmehr in dessen oberem Ende, Kopf genannt, welches von Aussen gesehen, ein Ding wie alle andern, im Raum begränzt, schwer u. s. w. ist, fand ich nichts Geringeres vor, als eben — die ganze Welt selbst, mit sammt dem ganzen Raum, in welchem das Alles ist, und der ganzen Zeit, in der sich das Alles bewegt, nebst Allem endlich, was beide füllt, in seiner ganzen Buntschäckigkeit und Zahllosigkeit: ja, was das Tollste ist, mich selbst fand ich darin herumspazierend! —

„Und so steckt es wirklich und wahrhaftig in diesem Dinge, das nicht grösser ist, als ein Kohlkopf, und welches gelegentlich der Scharfrichter abschlägt, mit einem Hieb, wo dann plötzlich Dunkelheit und Nacht jene Welt bedeckt: und sie wäre dann weg, wucherten nicht jene Dinge, wie die Pilze, so dass ihrer stets genug sind, die ins Nichts versinkende Welt wieder aufzufangen, so dass sie von ihnen stets, wie ein Ball, im Schweben erhalten wird, als eine Allen gemeinsame Vorstellung, deren Gemeinsamkeit sie durch das Wort Objektivität ausdrücken.

„Mir ward dabei etwa so zu Muthe, wie dem Ardschuna, als Krischna sich ihm in seiner wahren Gottgestalt zeigte, mit hunderttausend Armen und Augen und Mäulern, u. s. w., u. s. w.“

Kann die idealistische Grundlehre, mit der Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung anfängt: „Die Welt ist meine Vorstellung“ — kann dieselbe, frage ich, wohl lebhafter, anschaulicher und mit tieferer Empfindung in die Reflexion übertragen werden, als hier? —

Doch Schopenhauer hat sich in seinen Manuscripten nicht bloss über seinen „Kniff“ ausgesprochen, sondern, wie aus andern Stellen hervorgeht, auch über die gelegenheitliche Art seines Schaffens und Producirens, und hat damit selbst bestätigt, was ich schon oben gesagt habe, nämlich dass er ein Gelegenheitsphilosoph war.

In seinem Manuscriptenbuch „Cogitata“ sagt er nämlich: „Alle Gedanken, welche ich aufgeschrieben, sind auf äussern Anlass, meistens auf einen anschaulichen Eindruck, entstanden und vom Objektiven ausgehend niedergeschrieben, unbekümmert, wohin sie führen würden: aber sie gleichen Radien, die von der Peripherie ausgehend, Alle auf Ein Centrum laufen, welches die Grundgedanken meiner Lehre sind: zu diesen führen sie von den verschiedensten Seiten und Auffassungen aus.“

In seinem Manuscriptenbuch „Spicilegia“, angefangen zu Frankfurt a. M. im April 1837, sagt er: „Meine Werke bestehen aus lauter Aufsätzen, wo Ein Gedanke mich erfüllte und ich ihn seiner selbst wegen durch Aufschreiben fixiren wollte: — daraus sind sie zusammengesetzt, mit wenig Kalk und Mörtel: darum sind sie nicht schaal und langweilig, wie die der Leute, die sich hinsetzen und nun, nach einem gefassten Plan, Seite nach Seite, ein Buch schreiben.“ Aehnliches sagt Schopenhauer über die Art seines Philosophirens und Producirens in den Bemerkungen über seine eigene Philosophie in dem ersten Bande der Parerga. (Zweite Aufl. I, S. 142., fg.)

Man könnte nun freilich einwenden, eine solche Art des Philosophirens, ein solches gelegenheitliches, durch vereinzelte gegebene Anlässe hervorgerufenes Betrachten sei zwar nicht langweilig, aber auch nicht systematisch, und man könnte also aus dem, was Schopenhauer über die Art seines Philosophirens und Producirens gesteht, folgern, dass seine Philosophie kein System sei. Dies wäre aber grundfalsch. Denn was ist die innere und wesentliche Bedingung eines Systems? Zunächst doch die Einheit der Grundanschauung und Auffassung, die Einheit des Gesichtspunktes. Diese aber hat der ächte

Gelegenheitsphilosoph mit dem ächten Gelegenheitsdichter gemein. So wie nämlich der Gelegenheitsdichter im Sinne Goethes zwar durch äussere Anlässe zum Dichten angeregt wird, aber diese Anlässe ihm nur den Stoff, nicht die Art seines Dichtens liefern, welche letztere vielmehr aus seinem angeborenen poetischen Genius hervorgeht — weshalb ein und derselbe Stoff bei verschiedenen Dichtern so grundverschiedene Gedichte veranlasst —; so liefern dem Gelegenheitsphilosophen im Sinne Schopenhauers die äussern Anlässe zwar den Stoff, aber nicht die Art seines Philosophirens. Diese letztere geht vielmehr aus seinem angeborenen philosophischen Genius hervor, und deshalb veranlasst derselbe Stoff bei verschiedenen Philosophen so grundverschiedene Philosopheme. Die Art aber, d. i. die Weise der Auffassung und Behandlung des Stoffes ist es, was, wie den Dichter, so den Philosophen macht, nicht der Stoff. Bei aller Mannigfaltigkeit des Stoffes kann die Art doch eine einheitliche sein, und ist es bei jedem grossen Dichter und Philosophen. Durch Homer's, Shakespeare's, Goethe's Dichtungen geht, bei aller Mannigfaltigkeit des Stoffes, doch ein einheitlicher Geist, und eben so durch Platon's, Spinoza's und Schopenhauers Philosopheme.

Nun macht freilich die einheitliche Art der Auffassung und Behandlung allein noch kein System, sondern bildet erst die innere Grundlage eines solchen. Aber ohne dieses Innere kommt auch das Aeussere eines Systems nicht zu Stande, wie ohne die formirende Seele nicht der Leib. Ist erst das einheitliche Innere da, so treibt dasselbe auch zu äusserer systematischer Gestaltung. Den dramatischen Dichter z. B. treibt es zur Gliederung seines Stoffes in Akten und Scenen, den Philosophen zur Gliederung in Bücher, Capitel und Paragraphen.

Bei Schopenhauer fehlt nun weder die innere Grundlage des Systems, noch die äussere Gliederung. Die innere Grundlage ist bei ihm der alles beherrschende Gedanke des Gegensatzes zwischen Intellekt und Wille. Unter diesen Gegensatz bringt er alle Dinge im Himmel

und auf Erden, fasst Alles einerseits als ein vorgestelltes (erscheinendes), andererseits als ein wollendes (an sich seiendes) Wesen auf und zeigt, wie verschieden die Welt, von beiden Seiten angesehen, ist.

Die äussere Gliederung hingegen ist die der vier Bücher der „Welt als Wille und Vorstellung“, von denen zwei die vorgestellte (erscheinende) Welt, zwei die Willenswelt (die an sich seiende) behandeln. Da nämlich jede dieser beiden Welten wieder zwei Seiten hat, die vorgestellte nämlich entweder die dem Satz vom Grunde unterworfene, oder die von diesem Satz unabhängige, die Willenswelt entweder die physische der stufenweisen Objektivationen des Willens, oder die moralische der Bejahung und Verneinung des Willens ist; so zerfällt die Darstellung der „Welt als Vorstellung“ in zwei Bücher und die der „Welt als Wille“ ebenfalls. (Die Gründe, weshalb Schopenhauer immer auf ein die Welt als Vorstellung behandelndes Buch ein die Welt als Wille darstellendes folgen lässt, statt ununterbrochen zuerst die ganze Welt als Vorstellung nach ihren beiden Seiten und dann die ganze Willenswelt nach ihren beiden Seiten abzuhandeln, hat er selbst angegeben.)

Man wird also daraus, dass Schopenhauer ein Gelegenheitsphilosoph in dem von ihm selbst angegebenen Sinne war, nun und nimmermehr folgern können, dass er kein systematischer Philosoph war. Nur war sein System kein apriorisches Herausconstruiren der Welt aus einem obersten Satze. Er verstand vielmehr unter System ein gegliedertes Ganzes von Begriffen, in welche die Urtheilskraft das anschaulich, sowohl aus der äusseren, als inneren Erfahrung Erkannte für die Reflexion so absetzt, dass einerseits das Gemeinsame vieler realen Objekte durch einen Begriff, andererseits ihr Verschiedenes durch eben so viele Begriffe gedacht wird, und also das Verschiedene, trotz einer theilweisen Uebereinstimmung, doch als verschieden, dann aber wieder das Identische, trotz einer theilweisen Verschiedenheit, doch als identisch erkannt und gedacht wird. In diesem Sinne war schon

Schopenhauers, der »Welt als Wille und Vorstellung" vorangegangene Abhandlung über „die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" eine systematische. Denn nicht hatte sie etwa aus dem apriorischen Begriff des Grundes heraus vier Arten von Gründen construirt, sondern vier empirisch (d. h. durch Unterscheidung der verschiedenen Arten von Gründen, deren wir uns in der Wirklichkeit bedienen, wenn wir den Satz vom Grunde anwenden) gefundene Classen von Gründen unter den allgemeinen Begriff des Grundes subsumirt und das in allen vieren, trotz ihrer Verschiedenheit, Identische, so wie umgekehrt das in allen vieren, trotz ihrer Identität, Specifische dargelegt, gemäss dem Gesetze der Homogeneität und dem der Specifikation. (Vergl. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2. Aufl. §. 1. u. §. 52.)

Diese Art zu systematisiren ist auch der Grund, weshalb Schopenhauer ganz gelesen sein will, um verstanden zu werden. Wer ihn nur theilweise liest, gewinnt eine einseitige Ansicht von seiner Lehre und kann demzufolge nicht richtig über sie urtheilen. Liest Einer z. B. nur das erste Buch der Welt als Wille und Vorstellung oder bleibt nur bei dem dort Gesagten stehen, so muss ihm Schopenhauer als ein einseitiger Idealist erscheinen, der die objektive Welt zur blossen Vorstellung macht, was er doch keineswegs thut. Es ist, wie wenn man ein Gebäude erst von einer Seite gesehen hat und nun über das Ganze nach dieser einen Seite urtheilt, während doch erst die Beschauung desselben von allen Seiten ein richtiges und vollständiges Bild geben kann. So haben es aber manche Kritiker mit Schopenhauer gemacht, sie haben sich, Seite für Seite lesend, flugs hingesetzt und zu dem Gelesenen ihre Randglossen geschrieben, wie z. B. Pastor Nagel in seinen „Begleitenden Bemerkungen zu Schopenhauers philosophischem Systeme als Beitrag zu einer Beurtheilung der darin ausgesprochenen Principien" (Bremen, Verlag von A. D. Geisler 1861). Ist es da zu verwundern, dass sie oft, um Schopenhauer zu widerlegen,

Dinge sagen, die dieser in einem später folgenden Theile seines Systems selbst gesagt und anerkannt hat, dass sie sich also ihre Kritik hätten ersparen können, wenn sie nur gewartet hätten, bis sie das System ganz studirt? Gerade in einem System steht ja, eben weil es System ist, nichts vereinzelt da, sondern Alles im Zusammenhange mit Anderem. Wie kann man also nur glauben, durch »begleitende Bemerkungen«, die Seite für Seite fortkriechen, ein philosophisches System richtig beurtheilen zu können? »Begleitende Bemerkungen« sind nicht einmal ausreichend, ein mechanisches Produkt richtig zu beurtheilen, geschweige denn ein organisches, wie ein System ist. Denn „begleitende Bemerkungen" treten doch immer nur von Aussen successive an den Gegenstand heran, fassen jetzt diesen Theil ins Auge, dann einen andern. Wird nun gleich bei jedem einzelnen Theil von dem Eindruck, den derselbe macht, auf das Ganze geschlossen, so muss das Urtheil über dieses nothwendig falsch oder einseitig ausfallen. Daher mag es wohl auch kommen, dass unser Urtheil über Menschen oft so falsch oder einseitig ausfällt. Wir sehen jeden Menschen, den wir erst kennen lernen, nicht gleich von allen Seiten, sondern zunächst nur von der, die er gerade jetzt zur Anschauung bringt. Ist diese nun eine ungünstige, so werden unsere „begleitenden Bemerkungen« den ganzen Menschen gleich ungünstig beurtheilen, im entgegengesetzten Falle günstig, bis wir endlich, beim successiven Gewahrwerden der anderen Seiten desselben Menschen einsehen, dass wir ihm Unrecht gethan, dass wir ihn entweder zu hoch oder zu tief gestellt, ihn für zu gut oder für zu schlecht gehalten haben. So hat man auch gemeint, Schopenhauers Person durch „begleitende Bemerkungen", die man z. B. zu Gwinners Biographie, einer Biographie, die selbst nur ein einseitiges Bild liefert, gemacht hat, richtig beurtheilen zu können; aber was dabei herausgekommen ist, haben wir aus den Artikeln Gutzkows in den »Unterhaltungen am häuslichen Heerd« und dem Artikel der „Gränzboten« und anderer Journale gesehen. Auf diese Weise ist weder

ein Werk, noch ein Mensch richtig zu verstehen. Ein organisches Ganzes will stets von Innen heraus, aus der Idee des Ganzen, beurtheilt werden, nicht von Aussen, durch Fortkriechen und Forttasten bald an dieser, bald an jener Seite. Solche Leute, wie Pastor Nagel, sind nur darum oft so vernagelt, weil sie über den Theilen das Ganze nicht sehen.

Doch genug hievon. Nachdem ich von Schopenhauers Art zu produciren und zu systematisiren gesprochen, will ich auch erwähnen, dass ihm die geistige Arbeit keineswegs so leicht geworden, wie es, aus seinem Stile zu schliessen, den Anschein hat.*) Sieht man freilich, mit welcher Leichtigkeit und »stechenden« Deutlichkeit er die schwersten und tiefsten Gedanken ausdrückt, so sollte man meinen, er hätte nur, wie ein Inspirirter, nöthig gehabt aufzuschreiben, was ihm der Genius diktirte. Auch die Naturnothwendigkeit, die sich in seinem Stile fühlbar macht — denn man hat fast überall das Gefühl, als könnte das Gesagte gar nicht anders und besser ausgedrückt werden, als er es ausgedrückt hat, — könnte uns leicht in diesem Gedanken bestärken. Aber, obwohl allerdings, wie ich schon gesagt habe, Schopenhauern das Denken eben so leicht wurde, wie das Gehen, und sein Gedankengang eben so behende war, wie sein physischer, so wäre es doch falsch, anzunehmen, dass ihm die Gedanken fix und fertig zugeflogen und dass er niemals nöthig gehabt, nachzudenken, ja recht mühsam nachzudenken. Was er in den »den Intellekt überhaupt und in jeder Beziehung betreffenden Gedanken“ (Parerga Bd. II., Cap. 3., §. 36. der 2. Aufl.) sagt: „das Auge wird durch langes Anstarren eines Gegenstandes stumpf und sieht nichts mehr: eben so wird der Intellekt durch fortgesetztes Denken über dieselbe Sache unfähig, mehr davon zu ergrübeln und zu fassen, stumpf und verwirrt. Man muss sie verlassen, um

*) Beiläufig sei hier bemerkt, dass mir Schopenhauer gesagt, auf seinen Stil sei Seneka, den er viel gelesen, von grossem Einfluss gewesen.

wieder darauf zurückzukommen, wo man sie frisch mit deutlichen Umrissen wiederfindet«; — ferner, was er im darauf folgenden Paragraphen von der „Fluth und Ebbe der Säfte des Gehirns oder Spannung und Abspannung der Fibern desselben“ sagt, — das Alles scheint mir auf seine eigene Erfahrung zu deuten. Ueberdies aber habe ich auch in seinen Erstlingsmanuscripten ein Selbstbekenntniss gefunden, aus dem hervorgeht, dass ihm das Erjagen und Erlegen der Gedanken mitunter recht mühsam wurde, zumal wenn ihn dabei noch irgend welcher Lärm störte. Er schreibt nämlich zu Rudolstadt 1813:

»Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht und als ein schwaches Bild vorschwebt; so ergreift mich unsägliche Begierde, ihn zu fassen; ich lasse Alles stehen und liegen und verfolge ihn, wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papiere bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muss ich warten, bis ein anderer Zufall ihn einmal wieder aufjagt. Gerade die, welche ich erst nach mehreren vergeblichen Jagden fieng, sind gewöhnlich die besten. Aber wenn ich bei so einer Verfolgung unterbrochen werde, besonders durch ein Thiergeschrei, das zwischen meine Gedanken hereinfährt, wie das Henkerschwert zwischen Kopf und Rumpf, — da empfinde ich eines der Leiden, die wir verwirkt haben, als wir mit Hunden, Eseln, Enten in Eine Welt hinabstiegen.«

Schopenhauer hielt mit Recht die Empfindlichkeit gegen Lärm, die ihm oft in seinem Leben und namentlich beim Produciren, Leiden verursacht, für ein Zeichen von geistiger Begabung, hingegen die stoische Gleichgültigkeit gegen Geräusch für ein Zeichen von geistiger Stumpfheit, und hat sich hierüber in der »Welt als Wille und Vorstellung« (Bd. II., Cap. 3.), so wie in dem Capitel „über Lärm und Geräusch“ im 2. Bd. der Parerga, welches Capitel in der zweiten, nach seinem Tode von mir herausgegebenen Auflage mehrere Zusätze erhalten

hat, — zur Genüge ausgesprochen. Zu Rudolstadt 1813 schreibt er noch, ausser dem vorhin Angeführten über »Thiergeschrei«, Folgendes über »Kindergeschrei“:

„Est ist gerecht, aber hart, dass wir unser ganzes Leben hindurch so vielerlei Kinder müssen täglich schreien hören, dafür, dass wir ein Paar Jahre geschrieen haben.« —

Abgesehen aber von der Mühe, die ihm einzelne Gedanken und namentlich bei Lärm gekostet, hat sich in Schopenhauers Kopfe Alles von selbst gemacht, hat sich die Gedankenarbeit mit der Nothwendigkeit der Natur in ihm vollzogen. Er sagte mir einst, er habe immer, wie von einem unbewussten Instinkt getrieben, gearbeitet und geschrieben. Aehnliches sagt er in seinem Manuscriptenbuch „Quartant“, angefangen zu Dresden im November 1824. Dort schreibt er:

„Was mir die Aechtheit und daher die Dauer meiner Philosopheme verbürgt, ist, dass ich sie gar nicht gemacht habe, sondern sie haben sich selbst gemacht. Sie sind in mir entstanden ganz ohne mein Zuthun, in Momenten, wo alles Wollen in mir gleichsam tief eingeschlafen war, und der Intellekt nun völlig herrenlos und dadurch müssig thätig war, die Anschauung der wirklichen Welt auffasste und sie mit dem Denken parallelisirte, beide gleichsam spielend an einander haltend, ohne dass mein Wille irgend wie der Sache auch nur vorstand. Mit dem Wollen ist aber auch alle Individualität verschwunden und aufgehoben: daher war mein Individuum hier nicht im Spiel, sondern es war die Anschauung selbst, rein und für sich, d. h. die rein objektive Anschauung oder die objektive Welt selbst, die sich in den Begriff rein und für sich absetzte. Beide hatten meinen Kopf zum Tummelplatz dieser Operation gewählt, weil er dazu tauglich war. Was nicht vom Individuo ausgegangen, ist auch nicht dem Individuo allein eigen; es gehört bloss dem Intellekt an, und der ist der Beschaffenheit (nicht dem Grad nach) in allen Individuen derselbe. Solches muss also einst die Einstimmung aller Individuen erhalten.

„Nur was in solchen Momenten ganz willensreiner

Erkenntniss in mir sich darstellte, habe ich als blosser Zuschauer und Zeuge aufgeschrieben und zu meinem Werke benutzt. Das verbürgt dessen Aechtheit und lässt mich nicht irre werden beim Mangel alles Antheils und aller Anerkennung."

Als Maassstab für die Beurtheilung seines Geistes giebt Schopenhauer in seinem Manuscriptenbuch „Cogitata" seine Erklärung einiger Probleme an, bei denen er mit grossen Männern kompetirte, indem er sagt: „Den Maassstab für meinen Geist nehme man aus den Fällen, wo ich in der Erklärung ganz specieller Phänomene mit grossen Männern kompetirte: in der Farbentheorie mit Newton und Goethe, in der Erklärung des Nichtschreiens des Laokoon mit Winckelmann, Lessing, Goethe, nebenbei Hirt, Fernow; in der Erklärung des Lächerlichen mit Kant und Jean Paul."

Doch, so hoch Schopenhauer auch von seinem Geiste dachte, so wusste er doch, dass der Geist überhaupt (Intellekt) als ein physisches Ding, als die höchste Efflorescenz des organischen Leibes im Gehirn, nur eine kurze Zeit seiner Blüthe habe; dass es mit ihm, nach erlangtem Kulminationspunkt, bergab gehe; und dieses Wissen übertrug er auch auf seinen Geist. Er hielt sich an seinem 38. Geburtstage schon für Einen, dessen Geist im Abnehmen begriffen ist, und hat darüber in seinem Manuscriptenbuch »Quartant", folgende merkwürdige Stelle: »Die Objekte sind für den Geist nur Das, was das Plektron für die Lyra. — Zu der Zeit, wo mein Geist in seinem Kulminationspunkt stand, wann dann durch begünstigende Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte; so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es wollte — er redete Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, die aufgeschrieben zu werden werth waren und es wurden. *)

---

*) So weit kommt diese Stelle auch im 2. Bd. der Parerga, §. 38. (2. Aufl. §. 39.) vor; aber das Folgende fehlt in den Parergis.

»Jetzt, da ich alt bin, che và mancando l'entusiasmo celeste (heut bin ich 38 Jahr) kann es geschehn, dass ich vor Raphaels Madonna stehe, und sie sagt mir nichts! Das Plektron sind die Objekte, die Lyra ist der Geist. Neulich, in einem hellen Zimmer mit vielen Gegenständen und mehreren Menschen darin, dachte ich: was dieses Zimmer so hell macht, ist nicht das Licht; es sind die Köpfe und Augen der Menschen, denn das Gehirn ist es ja, was den Raum ausbreitet, seine Begränzung fixirt, Gegenstände hineinsetzt, mit einem Worte das Ganze sichtbar macht. Das Licht ist bloss ein Anlass, ohne den das Alles freilich nicht entstehen könnte, wie ohne den Funken aufs Zündloch auch die schwer und scharf geladene und wohlgerichtete Kanone keine Verheerung anrichtet. Das Licht, die Objekte, sind bloss das Plektron, der Geist ist die Lyra.«

Schopenhauers Lyra war nun freilich in seinem 38sten Jahre noch nicht so abgespannt, wie er an der hier angeführten Stelle befürchtete. Weil es seine Theorie war, dass, wie er in seinem Manusciptenbuch „Quartant" sagt, das Genie der Männer nur so lange dauert, wie die Schönheit der Weiber, nämlich 15 Jahre, vom 20sten bis höchstens 35sten, oder dass »die zwanziger und ersten dreissiger Jahre für den Jntellekt das sind was der Mai für die Bäume, dass nur während dieser Zeit sich die Blüthen ansetzen, deren Entwicklung alle spätern Früchte sind« (vergl. Welt als Wille u. Vorstell., Bd. II., Cap. 7.), darum scheint er an seinem 38. Geburtstage angenommen zu haben, dass es mit seiner Lyra nicht mehr viel sei; während doch dieselbe auch nach dem 38. Jahre, wenn sie von dem Plektron der Objekte getroffen wurde, noch „Offenbarungen" von sich gab. Aber freilich, vergleicht man die »Senilia« Schopenhauers mit seinen Erstlingsmanuscripten und den Manuscripten aus den zwanziger und dreissiger Jahren, so lässt sich allerdings nicht leugnen, dass sich auch an seinem Geiste das Gesetz der Natur geltend gemacht; denn jene athmen allerdings nicht mehr den frischen, jugendkräftigen Geist, wie diese. Ueber-

haupt finden sich die originellen Grundgedanken Schopenhauers alle in den früheren Manuscripten, während die spätern nur die Ausführung und Bestätigung derselben enthalten.

Eines aber geht durch die Manuscripte aus allen Perioden hindurch, — die Paradoxie der Schopenhauerschen Weltanschauung. Dieser war sich Schopenhauer auch schon frühzeitig bewusst. Aber weit entfernt, sich dieselbe für einen Fehler anzurechnen, hielt er sie vielmehr für ein günstiges Zeichen. Denn er schreibt zu Dresden 1815:

„Wem Paradoxie eines Werkes ein ungünstiges Vorurtheil giebt, der ist offenbar der Meinung, es sei schon eine bedeutende Masse von Weisheit im Umlauf, man sei überhaupt weit gekommen und habe höchstens das Einzelne korrekter zu machen. Wer aber mit Platon die gangbare Meinung nur ganz beiläufig mit einem *τοις πολλοις πολλα δοκει* abfertigt, oder gar mit Goethe die Ueberzeugung hat, dass das Absurde recht eigentlich die Welt erfülle, dem ist Paradoxie an einem Werke immer ein günstiges, wenngleich keineswegs ein entscheidendes Symptom.

„Es wäre eine schöne Welt, wo die Wahrheit nicht paradox seyn könnte, die Tugend kein Leiden zu tragen hätte und jedes Schöne des Beifalls gewiss wäre."

Ebenfalls zu Dresden 1815 schreibt er: „Wer ein grosses unsterbliches Werk vollendet hat, den wird die Aufnahme des Publikums und das Urtheil der Kritiker so wenig kränken oder bewegen können, als einen Vernünftigen, der im Tollhause umhergeht, das Schmähen und die Beleidigungen der Tollen. So lange freilich jener Erstere die Menschen nicht kennt, und der Letztere nicht weiss wo er ist, wird es anders seyn: aber nach dieser erhaltenen Aufklärung nicht mehr."

Ein von Natur frühzeitig so selbstständiger Geist und Charakter, wie der Schopenhauers, der sich um die Meinungen der Zeitgenossen so wenig kümmerte, konnte na-

türlich auch in praktischen Dingen sich nicht für Das begeistern, wofür Diese sich begeisterten. Die Gegner Schopenhauers haben, auf Grund des Gwinnerschen Buches, es ihm zum Vorwurf gemacht, dass er, anstatt an den Befreiungskriegen Theil zu nehmen, vielmehr, wie Gwinner (S. 33) erzählt, „in der Abgeschiedenheit des friedlich ernsten Rudolstädter Thales die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde ausarbeitete und daneben sich auf den Umgang mit der Natur beschränkte.“ Aber dieses ihm zum Vorwurf zu machen, ist in meinen Augen so unverständig, wie nur etwas sein kann. Schopenhauer hätte nicht Der sein müssen, der er war, ein überwiegend intellektueller, auf Ergründung des Wesens der Dinge angelegter, und die Mittheilung der erkannten Wahrheit für seinen Lebensberuf haltender Charakter, wenn er statt der Feder das Schwert hätte ergreifen sollen. Einer kann eben nicht Alles, und weise ist es, frühzeitig seine Natur zu erkennen und sich auf das ihr Angemessene zu beschränken. Ohne diese Einseitigkeit ist noch kein grosser Mann geworden, ohne diese Selbstbeschränkung noch nichts Grosses in der Menschheit erreicht und vollbracht worden. Alle weltgeschichtlichen Helden, seien es Helden mit der Feder, oder dem Schwert, oder mit sonst welchem Werkzeug gewesen, waren von jeher einseitig, — und weit entfernt, ihnen zum Tadel zu gereichen, gereichte ihnen diese Einseitigkeit zum Lobe, zum Ruhme.

Unsere modernen, abstrakten Weltverbesserer freilich haben sich ein Ideal von „Vielseitigkeit“ zurecht gemacht, demzufolge z. B. Einer ein grosser Gelehrter oder ein grosser Künstler und doch auch zugleich ein grosser Politiker, ein grosser Volksredner, tapferer Krieger, kurz praktischer Held, und dabei wiederum auch ein feiner gebildeter Weltmann, liebenswürdiger Gesellschafter und weiss der Himmel was noch Alles in Einer Person sein müsste. Sie selbst scheinen sich nicht wenig darauf zu Gute zu thun, dass sie solche „vielseitig gebildete“ Naturen, solche Universalgenie's, solche allseitig „angeregte“

und „anregende“ Charaktere, dass sie gleich gewandt und gleich bereit mit der Feder, wie mit dem Schwerte, gleich zu Hause auf dem Katheder, wie auf der Rednerbühne im Parlament und in der Theegesellschaft sind. Aber mit diesen „Universalgenies“ scheint es mir ebenso sich zu verhalten, wie mit den Universalmedicinen, sei es nun der Hoff'sche Malzextrakt, oder sonst welches Universalmittel. Sie taugen zu Allem, weil sie zu Nichts absonderlich taugen.

Die Natur legt Protest ein gegen jenes Ideal der „Vielseitigkeit.“ Sie bildet überall, — wenigstens da, wo sie etwas Tüchtiges, Ganzes, Consequentes und nicht Zwittergeschöpfe bildet — einseitige Naturen. Sie will nichts von jener Universalität wissen, die gleichbedeutend ist mit Charakterlosigkeit. Sie gab dem Manne nicht die Triebe, Talente und Tugenden des Weibes und diesem nicht die des Mannes. Sie gab ebenso dem überwiegend intellektuellen Charakter nicht die Triebe, Talente und Tugenden des praktischen; z. B. einem Homer oder Goethe nicht das Genie und den Willen eines Alexander oder Napoleon.

Man vergegenwärtige sich doch einmal, wohin es mit der Menschheit kommen würde, wenn jene gerühmte „Vielseitigkeit“ unserer Modernen zur allgemeinen Maxime erhoben würde. Da müsste ja schon in der Jugenderziehung jeder Keim einer Einseitigkeit, also jedes originelle Talent, jede besondere Begabung und jedes hervorstechende Interesse für einen bestimmten Beruf, ausgerottet werden, damit nur die Individuen hübsch „vielseitig“, ja möglichst „allseitig“ würden. Die Folge aber davon wäre, dass das grosse, vielstimmige Concert der Menschheit sich in eine monotone langweilige Musik auflöste und dass Keiner mehr dem Andern zur Ergänzung diente, weil ja Jeder an sich schon ein „Universalgenie“ wäre. Alle individuelle Eigenthümlichkeit und Tüchtigkeit verschwände, und aus der Menschheit würde eine gleichförmige Heerde von charakterlosen, weil keinen specifischen Charakter an sich tragenden Geschöpfen, —

also das gerade Gegentheil dessen, was die Natur aus den Menschen machen wollte.

Glücklicherweise kümmert sich die Natur nicht um die widersinnigen Ideale, welche unsere abstrakten „Humanitaire" aushecken. Sie fährt in ihrer Weisheit fort, einseitige Individuen zu bilden, sie fährt, gemäss ihrer lex parsimoniae, fort, jedem Wesen nur solche und so viel Kräfte und Triebe zu geben, als es zur Erfüllung seiner Mission im Haushalte des Ganzen bedarf. Auch euch hat sie nur einseitig ausgestattet, vielleicht nur zu einseitig. Die Natur begeht auch nicht den Widerspruch, in ein Wesen Kräfte und Triebe zu legen, die es von seiner wahren Bestimmung ablenken würden. Sie gab dem friedlichen Wiederkäuer nicht die Raub- und Mordlust des Tigers. Ebenso gab sie in der Menschenwelt dem zarten, auf das häusliche Leben angewiesenen Weibe nicht den hinausstürmenden Thatendrang des Mannes. Nun, und eben so gab sie dem contemplativen Denker und Dichter nicht den Trieb und das Talent des praktischen Helden, des Staatsmannes oder Kriegers.

Darum erfüllen aber doch der Denker und der Dichter, die sich vom Schlachtfeld, oder von der Volksversammlung fern halten, eben so gut ihren Beruf, wie die praktischen Helden den ihrigen. Ja, nicht blos Dieses, sondern sie nützen mittelbar auch dem praktischen Gemeinwesen. Denn, indem sie mit ihrem Lichte die Menschheit erleuchten, veredeln und auf eine höhere Stufe erheben, befördern sie eo ipso auch das praktische Wohl. Ihr Wirkungskreis umfasst zwar das ganze Menschengeschlecht, indem sie auf das für Alle gültige Wahre, Gute und Schöne gerichtet sind. Aber dieses allgemeingültige Wahre, Gute und Schöne kommt eben darum, weil es allgemeingültig ist, auch ihrem Vaterlande, ihren Landes- und Zeitgenossen zu Gute. Oder hat etwa Kant seinem Vaterlande nichts genützt, weil er kein Schwert ergriffen und vom Katheder nicht weggekommen ist?

Wie Schopenhauern, so hat man auch Goethen seinen Mangel an politischer Theilnahme vorgeworfen; aber

mit demselben Unrecht, weil Unverstand. An Männer der Werke ist durchaus ein anderer Maassstab zu legen, als an Männer der Thaten. Schopenhauer unterscheidet beide Arten von Männern sehr gut (s. Welt als Wille und Vorstellung 3. Aufl. Bd. II., 441. und meine „Lichtstrahlen" S. 126.), und aus seinen mündlichen Aeusserungen erinnere ich mich noch, dass er Fichten nicht zu den Männern der Werke rechnete, sondern zu den Thatenmännern, den praktischen Talentmännern. Diese, sagte er, haben nicht, wie die Genies, die Richtung auf ein über die Zeitinteressen erhabenes Ziel, sondern treiben was gerade an der Zeit ist. Ueberhaupt hielt es Schopenhauer für unverträglich, zu philosophiren und daneben noch etwas zu treiben. Die Philosophieprofessoren, sagte er zu mir einst, sind nur darum so unwissend und lernen nichts, weil sie zu viel treiben, Amtsgeschäfte, Politik, Reisen u. s. w. Wer was lernen will, darf nichts treiben. Und von Leibnitz als Philosophen hielt er, aus demselben Grunde, nicht viel. „Da suchen sie", sagte er einst zu mir, „wieder den Leibnitz hervor, geben ihn heraus und reden viel von ihm; als ob Der so ein grosses Licht wäre! Mein Gott! wenn Einer so lebt, wie Der, herumreist, Braunschweigische Annalen schreibt u. s. w. u. s. w., so ist er schon darum in meinen Augen kein grosser Philosoph." Ja, Schopenhauer spottet in seinem Manuscriptenbuch „Spicilegia" über die Berliner Akademie, dass sie alljährlich den Geburtstag Leibnitzens feiert: „Die Berliner Akademie celebrirt alljährlich den Geburtstag des Erfinders der Monaden, der prästabilirten Harmonie und der identitas indiscernibilium. Ich würde ihr rathen, diese Gegenstände durch einen geschickten Maler abbilden zu lassen und ihre Säle damit zu verzieren, um die Verdienste ihres grossen Stifters immer vor Augen zu haben."

Ausser dem bisher Gesagten über die von Grund aus verschiedene Begabung und Mission der theoretischen Naturen von der der praktischen, oder der Werkemänner von der der Thatenmänner, gereicht aber zu Schopenhauers Rechtfertigung wegen seiner politischen Theilnahm-

losigkeit auch noch ganz besonders seine eigenthümliche Ansicht von der Geschichte und vom Staate, die schon in seinen Erstlingsmanuscripten (1812 — 18) hervortritt. Die einzige entscheidende Begebenheit, die aber nicht in Völkern und Staaten, sondern im Individuum sich vollzieht, ist ihm die Selbsterkenntniss des Willens als der Quelle alles Unheils, und die darauf sich entscheidende Bejahung oder Verneinung des Willens. Gegen diesen moralischen Zweck gehalten, ist ihm jeder andere nur von untergeordneter Bedeutung. Die Geschichte ist ihm nur der Schauplatz der Bejahung des Willens zum Leben, und da es die Erlösung von diesem gilt, so ist ihm die grösste, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder. Der asketische Mönch und die »schöne Seele« sind ihm ehrwürdigere, beneidenswerthere Erscheinungen, als die gefeiertesten „welthistorischen“ Helden. In seinem Manuscriptenbuch „Foliant“ (angefangen zu Berlin 1821 im Januar) sagt er: »Ich weiss mir keinen schönern Einwurf gegen den Werth alles Geschichtsstudiums, als dass man den Historikus frägt: Und wenn ich nun gelebt hätte, ehe alle diese Dinge sich zutrugen; hätte ich dann nothwendig weniger weise werden müssen?“ — Den relativen Werth der Geschichte verkennt er zwar nicht (vergl. Welt als Wille und Vorstellung Bd. II., Cap. 38. und Parerga Bd. II., §. 238. der 2. Aufl.); aber die, welche der Geschichte einen höhern Werth, als den von ihm anerkannten, beilegten, verspottete er als Philister. Gemäss dieser, schon in seinen frühesten Manuscripten vielfach geäusserten Ansicht, spottete er in seinen Gesprächen mit mir über die Hegelianer, die den Mund immer so voll nehmen über die Geschichte als den Prozess des Absoluten. Der Inhalt der Geschichte, sagte er zu mir, sind »die europäischen Katzbalgereien.“ Uebrigens sei es nicht wahr, dass das Menschengeschlecht nur immer fortschreite, sondern es gebe auch Rückschritte und es komme zu Zeiten auch Rückfall in die Barbarei vor. Ein ander Mal

sagte er mir: Sie reden immer viel von „Perfektibilität des Menschengeschlechts"; aber ein Franzose hat neulich gesagt: Wenn ich den Tod vor Augen habe, was nützt es mir, dass die Leute nach 100 Jahren noch etwas besser und bequemer leben werden? — Das Menschengeschlecht, sagte Schopenhauer ein ander Mal in seinem entschiedenen Pessimismus, ist einmal von Natur aus zum Elend und Untergang bestimmt; denn, wenn nun auch durch den Staat und die Geschichte dem Unrecht und der Noth so weit abgeholfen wäre, dass eine Art Schlaraffenleben einträte, so würden sich die Menschen alsdann vor Langeweile balgen und über einander herfallen, oder die Uebervölkerung würde Hungersnoth herbeiführen und diese sie aufreiben.

Schopenhauers Ansicht vom Staate war schon 1814 dieselbe, die uns später in seinen Werken begegnet. Der Staat war ihm nur der „Maulkorb", der das Raubthier Mensch unschädlich zu machen und dadurch dieselbe Erscheinung hervorzubringen hat, als wenn er ein grasfressendes Thier wäre. (Vergl. Welt als Wille und Vorstellung 3. Aufl. Bd. I., 408. und meine „Lichtstrahlen" S. 152.) Er hielt daher das politische Leben und die politische Thätigkeit nur für eine untergeordnete und spottete über die Philister, welche den Staat als den Inbegriff aller Sittlichkeit vergöttern. Schon in dem „Anfangsbogen" seiner Manuscripte (Berlin 1812) ist zu lesen:

„Der grosse Unterschied zwischen äusserm und innerm Gesetz (Staat und Reich Gottes) ist schon daraus zu ersehen, dass der Staat sorgt, dass einem Jeden Recht widerfahre, Jeden als passiv betrachtet und daher sich an die Handlung hält, dagegen das Moralgesetz will, dass Jeder Recht thue, Jeden als aktiv betrachtet, den Willen, nicht die That ansieht. Z. B. Ein Schuldner und ein Gläubiger streiten sich, indem Jener die Schuld leugnet. Dabei sind gegenwärtig ein Rechtskundiger und ein Moralist. Diese werden lebhaften Antheil an der Sache nehmen und Beide denselben Ausgang der Sache wünschen, obgleich Jeder von ihnen etwas ganz Anderes will. Der Rechts-

kundige sagt: „Ich will, dass dieser Mann das Seinige wieder erhalte." — Der Moralist: „Ich will, dass Jener seine Pflicht thue."

„Wie man gesagt hat, der Geschichtschreiber sei der umgekehrte Prophet, so kann man auch sagen: der Lehrer der Rechte ist der umgekehrte Moralist, oder Politik die umgekehrte Ethik. — Der Staat ist der gordische Knoten, der zerhauen ist, statt dass er gelöst werden sollte; das Ei des Kolumbus, das durch Zerbrechen zum Stehen gebracht ist, statt durch Aequilibrium, als sei sein Stehen die Sache, statt dass sein Balanciren es ist. Er gleicht Dem, der schön Wetter zu machen glaubt, wenn er nur das Barometer zum Steigen zwingt."

Hierauf schreibt er 1814 zu Dresden:

„Von dem, was die Pseudo-Philosophen unserer Zeit lehren, der Staat habe zur Absicht Beförderung des moralischen Zwecks des Menschen, ist viel eher das Gegentheil wahr. — Der Zweck des Menschen (ein parabolischer Ausdruck) ist nicht, dass er so oder anders handle, denn alle opera operata sind an sich gleichgültig; sondern dass der Wille, davon jeder Mensch ein vollständiges Specimen ist, sich wende, wozu nöthig ist, dass der Mensch (der Verein von Erkennen und Wollen) diesen Willen erkenne, das Entsetzliche dieses Willens erkenne, sich spiegele in seinen Thaten und deren Gräueln. Der Staat, dem es nur aufs Wohlseyn Aller abgesehen ist, hemmt die Aeusserungen des bösen Willens, keineswegs den Willen, was unmöglich wäre. Dadurch geschieht es, dass höchst selten ein Mensch seine ganze Entsetzlichkeit im Spiegel seiner Thaten erblickt. Oder glaubt ihr wirklich, Robespierre, Bonaparte, der Kaiser von Marokko, die Mörder, die ihr rädern seht, seien allein so schlecht unter Allen? Seht ihr nicht, dass Viele dasselbe, als Jene thäten, wenn sie nur könnten?

„Mancher Verbrecher stirbt ruhiger auf dem Schaffot, als mancher Nicht-Verbrecher in den Armen der Seinen. Jener hat seinen Willen erkannt und gewendet. Dieser hat ihn nicht wenden können, weil er ihn nie hat erkennen

können. Der Staat bezweckt ein Schlaraffenland, das dem wahren Zweck des Lebens, der Erkenntniss des Willens in seiner Furchtbarkeit gerade entgegensteht.«

Speciell Bonaparte betreffend, schreibt er noch zu Dresden 1814:

„Bonaparte ist wohl eigentlich nicht schlechter, als viele Menschen, um nicht zu sagen, als die Meisten. Er hat eben den ganz gewöhnlichen Egoismus, sein Wohl auf Kosten Anderer zu suchen. Was ihn auszeichnet, ist bloss die grössere Kraft, diesem Willen zu genügen, grösserer Verstand, Vernunft, Muth, wozu der Zufall ihm noch einen günstigen Spielraum schenkte. Durch alles Dieses that er für seinen Egoismus, was tausend Andere für den ihrigen wohl möchten, aber nicht können. Jeder schwache Bube, der durch kleine Schlechtigkeiten einen geringen Vortheil zum Nachtheil Anderer, wenn auch dieser Nachtheil eben so gering ist, sich verschafft, ist eben so schlecht, als Bonaparte.

»Die, welche eine Vergeltung nach dem Tode wähnen, würden verlangen, dass Bonaparte durch unsägliche Quaalen alle unzählbare Leiden büsste, die er verursacht hat. Aber er ist nicht strafbarer, als alle Die, welche denselben Willen haben, nur nicht mit derselben Kraft. Dadurch, dass ihm diese seltene Kraft beigegeben ist, hat er die ganze Bosheit des menschlichen Willens offenbart: und die Leiden seines Zeitalters, als die nothwendige andere Seite davon, offenbaren den Jammer, der mit dem bösen Willen, dessen Erscheinung im Ganzen diese Welt ist, unzertrennlich verknüpft ist. Eben dieses aber, dass erkannt werde, mit welchem namenlosen Jammer der Wille zum Leben verknüpft und eigentlich Eins ist, ist der Zweck der Welt. Bonapartes Erscheinung trägt also viel zu diesem Zweck bei. Dass die Welt ein fades Schlaraffenland sei, ist nicht ihr Zweck; sondern dass sie ein Trauerspiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne und sich wende. Bonaparte ist nur ein gewaltiger Spiegel des menschlichen Willens zum Leben

„Der Unterschied zwischen Dem, der das Leiden verursacht, und Dem, der es leidet, ist nur in der Erscheinung. Es ist das Alles Ein Wille zum Leben, der mit grossen Leiden Eins ist, durch deren Erkenntniss er sich wenden und enden kann.“

Man mag nun mit diesen Ansichten übereinstimmen oder nicht: so viel steht doch jeden Falls fest, dass ein junger Mann, der so denkt, wie hier der 26jährige Schopenhauer, nicht die politische Begeisterung seiner Zeit- und Altersgenossen theilen kann. Es ist dies eben so streng nothwendig, wie, dass die drei Winkel eines Dreiecks gleich zweien rechten sind. Wer keinen andern Zweck des Lebens kennt, als den ethischen, und wer diesen in die Verneinung des Willens zum Leben setzt, in der Geschichte und im Staate hingegen nur die Bejahung desselben sieht, — der kann sich für politisches Wirken nicht begeistern. Dies und nichts weiter wollte ich hier beweisen. Ich wollte Denen, die Schopenhauern seine politische Thatlosigkeit vorgeworfen haben, zeigen, dass sie unverständig sind, weil sie ihm etwas zugemuthet, was zu leisten ihm bei der Beschaffenheit seines Wesens und seiner Weltanschauung unmöglich war. Unverstand ist es allemal, etwas Unmögliches zu fordern. Unverstand ist es, von einem Baume andere Früchte zu fordern, als er seiner Natur nach geben kann, und Unverstand ist es, von einem Menschen andere Leistungen zu fordern, als seinem Geiste und Charakter möglich sind.

Aber woher, kann man fragen, kam denn dem jungen Schopenhauer diese pessimistische Weltanschauung, die keinen andern Trost kennt, als die Entsagung, die Resignation, das buddhaistische Nirwana? War er nicht im Wohlstand geboren und auferzogen? War er nicht ein „Freiherr“, der ganz seiner Neigung folgen konnte, und rühmte er sich nicht selbst dieses Glückes? —

Diese Frage setzt voraus, dass man, um Optimist oder Pessimist zu sein, sich entweder in glücklichen oder unglücklichen Verhältnissen befinden müsse. Ich selbst machte einst diese Voraussetzung. Als ich zum ersten

Male die „Welt als Wille und Vorstellung" las, ehe ich noch Schopenhauer persönlich kannte und von seinen Verhältnissen etwas wusste, stellte ich mir ihn immer als einen in Armuth und Dürftigkeit Vereinsamten vor, und war daher nicht wenig erstaunt, als ich nachher in Frankfurt seine, wenn auch nicht luxuriöse, doch auch keineswegs dürftige Lebensweise und seinen Verkehr sah. Ich war nun geneigt, seinen Pessimismus aus schweren Jugend-Leiden und Trübsalen abzuleiten. Aber als ich ihn einst darüber befragte, ob er etwa in jungen Jahren viel gelitten habe und daraus sein Pessimismus zu erklären sei, erwiderte er: „Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch und einmal, ich mochte ungefähr 18 Jahr alt sein, dachte ich, noch so jung, bei mir: Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel. — Ich habe freilich schon viel in der Erziehung, durch die Härte meines Vaters, zu leiden gehabt." — Näher ging er damals auf den eigentlichen Ursprung seines Pessimismus nicht ein. Dass er aber die Ableitung desselben aus äussern Lebensverhältnissen und Einflüssen nicht für die richtige hielt, geht aus folgender Stelle eines Briefes klar hervor, den er an mich nach dem Erscheinen von Kuno Fischer's „Leibnitz", am 15. Juli 1855 geschrieben: „Von Kuno Fischers Geschichte der neuern Philosophie habe den zweiten Band durchstöbert, der bloss bis vor Kant geht, werde aber doch schon darin obiter ein wenig (extra ordinem) besprochen, p. 466 und 395. Von der Hegelei unheilbar verdorben, konstruirt er die Geschichte der Philosophie, nach seinen apriorischen Schablonen, und da bin ich als Pessimist, der nothwendige Gegensatz des Leibnitz als Optimisten: und das wird daraus abgeleitet, dass Leibnitz in einer hoffnungsreichen, ich aber in einer desperaten und malheureusen Zeit gelebt habe. Ergo, hätte ich 1700 gelebt, so wäre ich so ein geleckter, optimistischer Leibnitz gewesen, — und dieser wäre ich, wenn er jetzt lebte! — So verrückt macht die Hegelei. Obendrein aber ist mein Pessimismus von 1814—1818 (da er komplet erschien) er-

wachsen; welches die hoffnungsreichste Zeit, nach Deutschlands Befreiung, war."

Abgesehen hievon aber, so müsste, wenn lediglich die äusseren Verhältnisse den Menschen zum Optimisten oder Pessimisten machen sollten, Jeder, dem es schlecht geht, oder der in einer trübsäligen Zeit lebt, Pessimist, hingegen Jeder, dem es gut geht oder der in einer glücklichen Zeit lebt, Optimist sein. Dass dies aber der Fall sei, wird sich schwerlich nachweisen lassen. Und liesse es sich auch nachweisen, so würde ein aus solcher Quelle entsprungener Pessimismus oder Optimismus doch keinen philosophischen Werth haben. Denn wer blos durch seine persönliche Lage oder durch die Beschaffenheit der Zeit, in der er lebt, je nachdem diese eine hoffnungsvolle oder desperate ist, zu seiner heitern oder düstern Weltanschauung sich bestimmen liesse, verriethe eben damit seine Subjektivität, d. i. seine Unfähigkeit, die Dinge objektiv, unabhängig von ihrer Beziehung zu seinem Willen, aufzufassen. Ein Solcher aber wäre eo ipso für Philosophie verdorben.

Eher und der Wahrheit näher liesse sich sagen, dass nicht die äussere Lage, sondern das angeborne Naturell darüber entscheidet, ob Einer ein Optimist oder Pessimist sei. Der von Natur Heitere (εὔκολος) fasst die Welt und das Leben ganz anders auf, als der Mürrische (δύσκολος). Schopenhauer selbst hat die entgegengesetzten Naturen des εὔκολος und δύσκολος in den Parergis treffend geschildert und ihren Unterschied auf die verschiedene Empfänglichkeit für angenehme und unangenehme Eindrücke zurückgeführt, in Folge welcher der Eine noch lacht bei Dem, was den Andern fast zur Verzweiflung bringt. „Nach gleicher Möglichkeit des glücklichen und unglücklichen Ausgangs einer Angelegenheit, wird der δύσκολος beim unglücklichen sich ärgern oder grämen, beim glücklichen aber sich nicht freuen; der εὔκολος hingegen wird über den unglücklichen sich nicht ärgern, noch grämen, aber über den glücklichen sich freuen. Wenn dem δύσκολος von zehn Vorhaben neun gelingen, so freut er sich nicht

über diese, sondern ärgert sich über das Eine misslungene: der εὔκολος weiss, im umgekehrten Fall, sich doch mit dem Einen gelungenen zu trösten und aufzuheitern", u. s. w. (S. Parerga und Paralipomena, 2. Aufl. Bd. I., S. 345.)

Aber auch ein aus solcher Quelle, aus der Anlage nämlich, Alles schwarz oder Alles rosenfarben zu sehen entsprungener Pessimismus oder Optimismus wäre, als subjektiven Ursprunges, unphilosophisch. Zugegeben auch, dass Schopenhauer zu den Schwarzsehenden gehörte, dass er, wie alle Genies, melancholischer Natur war (vergl. Parerga an der angeführten Stelle), und dass dieses auf seine Weltanschauung influirte, so könnte ich doch, wenn sein Pessimismus lediglich aus dieser Quelle entsprungen wäre, demselben keinen philosophischen Werth beilegen. Ich habe mich aber überzeugt, dass der Schopenhauersche Pessimismus, obwohl er auch subjektive Beimischungen hat — und welches Individuum wäre frei von aller Subjektivität? — doch eigentlich aus einer philosophischen Grundanschauung hervorgegangen ist, und die Erstlingsmanuscripte Schopenhauers, in deren Besitz ich gelangt bin, haben mich in dieser Ueberzeugung bestärkt.

Diese Erstlingsmanuscripte nämlich (von 1812 in Berlin bis 1818 in Dresden), welche nach seinem eigenen Geständniss die Elemente der „Welt als Wille und Vorstellung" enthalten, erweisen es bis zur Evidenz, dass auf sein ganzes Denken Platon und Kant von entschiedenstem Einfluss gewesen sind; Jener mit seinem Gegensatze des ewig Seienden und immer Werdenden, Dieser mit dem Gegensatze des Dings an sich und der Erscheinung. Beide Gegensätze findet Schopenhauer im Wesentlichen identisch (vergl. Welt als Wille und Vorstellung I., §. 31.) und thut sich in seinen Erstlingsmanuscripten auf die Entdeckung dieser Identität, auf die er wiederholt zurückkommt, nicht wenig zu Gute. Er fasst beide, nach seiner Terminologie, in den Grundgegensatz des „dem Satz vom Grunde Unterworfenen" und des „vom Satz vom Grunde Unabhängigen" zusammen, nach welchem

Gegensatze bekanntlich die „Welt als Wille und Vorstellung" in vier Bücher eingetheilt ist, deren zwei die Erkenntniss, zwei den Willen nach dem doppelten Gesichtspunkt der Abhängigkeit und der Unabhängigkeit vom Satz vom Grunde betrachten. Was Platon das wahrhaft Seiende (ὄντως ὄν), und Kant das Ding an sich nennt, ist nach Schopenhauer das von allen Relationen, die der Satz vom Grund ausdrückt, Freie, also das über Raum, Zeit und Kausalität Erhabene, folglich das der Vielheit, dem Entstehen und Vergehen Enthobene. Was Platon dagegen das immer Werdende, nie Seiende, Kant die Erscheinung nennt, das ist nach Schopenhauer das den Formen des Satzes vom Grunde Unterworfene, das in die räumlich-zeitliche Vielheit Zersplitterte, in das Werden Verstrickte, lediglich ein relatives Dasein Führende.

Dieser Grundgegensatz beherrscht das ganze Schopenhauer'sche Denken. Nun würde freilich aus demselben an und für sich noch kein Pessimismus folgen; denn sonst müssten ja Platon und Kant eben solche Pessimisten gewesen sein, wie Schopenhauer. Aber Schopenhauer identificirt mit jenem Gegensatze weiter den Gegensatz der Wahrheit und des Truges, und mit diesem wiederum den ethischen Gegensatz des Guten und Bösen oder der Tugend und des Lasters. Platons wahrhaft Seiendes und Kants Ding an sich ist ihm das Reich der Wahrheit und Tugend, Platons immer Werdendes und Kants Erscheinung dagegen das Reich des Truges und des Lasters, kurz jenes das Reich des Lichtes und der Seeligkeit, dieses das Reich der Finsterniss und Verdammniss.

Der Keim zu diesem Dualismus lag freilich schon in Platon; aber Schopenhauer hat ihn noch geschärft und auf die Spitze getrieben, wozu besonders, wie ebenfalls schon aus seinen Erstlingsmanuscripten zu ersehen ist, seine indischen Studien beigetragen haben, namentlich die Lehre der Veden und Purana's, welche die ganze Erkenntniss der wirklichen Welt „das Gewebe der Maja" nennen und dem Traume vergleichen.

Das „bessere Bewusstseyn" — ein Ausdruck, der in

Schopenhauers Erstlingsmanuscripten häufig vorkommt — verneint nach ihm das Zeitliche, Werdende, Empirische, Vergängliche, das Reich der Lüge und des Lasters, und verkehrt lediglich in dem Ueberzeitlichen, Ewigen, Unvergänglichen, den (platonischen) Ideën, dem Reiche der Wahrheit und Tugend; während umgekehrt das „empirische Bewusstsein“ in Ersteres verstrickt ist und Letzteres verneint.

Eine Brücke, eine Vermittelung zwischen beiden giebt es nach ihm nicht, sondern hier heisst es: Entweder — Oder. Entweder wir ziehen uns in das „bessere Bewusstseyn“ zurück; dann müssen wir auf das Endliche, Empirische, Vergängliche verzichten: oder wir versenken uns ganz in dieses; dann gehen wir der ewigen Wahrheit und des ewigen Heiles verlustig.

Also, im Grunde genommen, die Verwandlung des metaphysischen Gegensatzes Kants und Platons in einen moralischen — ist die Quelle, aus der der Schopenhauersche Pessimismus und Quietismus geflossen ist. Wer das Endliche, Empirische, Räumlich-Zeitliche, Werdende, kurz das Relative, ohne Weiteres für das Reich des Truges und des Lasters erklärt, — muss der nicht die Welt und das Leben verneinen? Aus dem, was Schopenhauer in seinen Erstlingsmanuscripten das „bessere Bewusstseyn“ nennt, ist später in der „Welt als Wille und Vorstellung“ die „Verneinung des Willens zum Leben“ geworden.

Ich könnte zum Belege für diese meine Darstellung des Ursprunges des Schopenhauerschen Pessimismus und Quietismus zahlreiche Stellen aus seinen Erstlingsmanuscripten anführen; ich begnüge mich jedoch mit den hier folgenden, aus denen die Richtigkeit meiner Auffassung zur Genüge hervorgehen wird.

„Das bessere Bewusstseyn ist vom empirischen durch eine Gränze ohne Breite, eine mathematische Linie, getrennt: das wollen wir meistens nicht einsehen und glauben vielmehr, es sei eine physische, auf der sich wandeln liesse, mitten zwischen beiden Gebieten, und

von der man nach beiden sehen könnte: d. h. wir wollen den Himmel verdienen und dabei die Blumen der Erde pflücken. Das geht aber nicht: wie wir das eine Gebiet betreten, haben wir auch gleich das andere verlassen und verleugnet. Zu vermitteln und zu verbinden ist nichts, nur zu wählen für jeden Augenblick.“ (Dresden 1814.)

„Die Quelle aller wahren Seeligkeit, alles sichern und nicht auf losem Sande, sondern unerschütterlichem Boden gebauten Trostes, das bessere Bewusstseyn, ist ja für unser empirisches Bewusstseyn gänzlicher Untergang, Tod und Vernichtung: kein Wunder, dass wir aus ihr keinen Trost schöpfen können, so lange wir auf dem Standpunkt des empirischen Bewusstseyns stehen, dass wir in dieses keinen Trost von dort herabtragen können (so wenig als wir eine Sommerstunde in den Winter hinübertragen, oder eine Schneeflocke in der heissen Stube bewahren, oder ein Stück eines schönen Traumes in die Wirklichkeit bringen können), sondern dass uns jenes bessere Bewusstseyn auf dem harten Boden des empirischen verlässt und von uns weicht (wie der Priester den Hinzurichtenden am Schaffot verlässt): daher um jenem bessern Bewusstseyn treu zu seyn, wir diesem empirischen entsagen und uns von ihm losreissen müssen. Selbstertödtung.“ (Weimar 1814.)

»Wie kann es uns doch wundern, dass diese Welt das Reich des Zufalls, des Irrthums und der Thorheit, die der Weisheit auf das Haupt schlägt, ist, dass Bosheit darin wüthet, und jeder Abglanz des Ewigen nur wie durch Zufall darin Raum findet. Wie kann uns dies wundern, da doch eben diese Welt (d. h. unser empirisches, sinnliches, verständiges Bewusstseyn in Raum und Zeit) ihr Entstehn nur durch Das hat, was nach dem Ausspruch unsers bessern Bewusstseyns nicht seyn sollte, sondern die verkehrte Richtung ist, von welcher Tugend und Askese die Rückkehr und ein, in Folge dieser, seeliger Tod die Ablösung ist (wie die der reifen Frucht vom Baume) und Plato deshalb im Phädon das ganze Leben des Weisen ein langes Sterben, d. i. Losreissen von solcher Welt nennt.« (Berlin 1813.)

Immer und immer wieder kommt Schopenhauer auf diesen Grundgegensatz des sinnlichen (empirischen) und des besseren Bewusstseyns zurück. Schon in den ersten zu Berlin 1812 geschriebenen Bogen erklärt er die Sinnenwelt für das Nichtige. „Das in uns, was sich über dieselbe erhebt, das jenseits aller Erfahrung, also aller Vernunft, sowohl theoretischen, wie praktischen liegende bessere Bewusstseyn, hat mit ihr nichts zu thun, als insofern es, vermöge seiner geheimnissvollen Verbindung mit ihr in Einem Individuo, auf sie stösst, wo dann dem Individuo die Wahl entsteht, ob es Vernunft oder besseres Bewusstseyn seyn will. Will es Vernunft seyn, so wird es als theoretische Vernunft ein Philister, als praktische ein Bösewicht Will es besseres Bewusstseyn seyn, so können wir positiv von ihm nichts weiter sagen, denn unser Sagen liegt im Gebiet der Vernunft, wir können also nur sagen, was auf diesem vorgeht, wodurch wir von dem bessern Bewusstseyn nur negativ sprechen. Die Vernunft also leidet dann eine Störung: als theoretische sehn wir sie verdrängt und an ihre Stelle das Genie, als praktische sehn wir sie verdrängt und an ihre Stelle die Tugend treten."

Seine Verachtung der Vernunft im Gegensatze zum bessern Bewusstseyn drückt Schopenhauer am vollständigsten in folgender, zu Berlin 1813 geschriebenen Stelle aus: „Die Vernunft wäre das Höchste, das Beste im Menschen?! Sie ist im Speculativen Quelle alles Irrthums, indem sie der flüchtigen Erscheinung Dauer geben, die Zeit zur Ewigkeit machen will. Kant selbst sagt (Kritik der Urtheilskraft, p. 85.): »In unserer Einbildungskraft liegt ein Bestreben zum Fortschritt ins Unendliche, in unserer Vernunft aber ein Anspruch auf absolute Totalität." Das zeigen auch die Antinomien, wo die Einbildungskraft dem erfüllten Raum keine Gränze, der erfüllten Zeit keinen Anfang, unter den Ursachen keine letzte, der Kette des Zufälligen kein Ende finden will; indess die Vernunft darauf ausgeht, die Erfahrungswelt zu einem Absoluten, Ruhenden, in sich Geschlossenen und durch sich

Bestehenden zu machen, und gauklerisch Truggestalten für das letzte und einzige Seyn auszugeben. Was Kant hier Einbildungskraft nennt, ist unsere übrige sinnliche Natur ohne diese Vernunft: jene strebt dem Geiste der Zeitlichkeit getreu immer weiter und weiter, diese will immer weilen. (Sie haben einige Aehnlichkeit mit Kants Expansions- und Kohäsionskraft in der Metaphysik der Natur.)

„Im Praktischen spielt die Vernunft dieselbe Rolle. Die übrige sinnliche Natur des Menschen will auch hier immer weiter, von Wunsch zur Befriedigung, von da zum neuen Wunsch, ohne Rast, ohne Ruh, ohne Sorge und ohne Vorkehr, wie wir es bei den Thieren sehn, denen Vernunft mangelt. Die Vernunft aber hat wie im Theoretischen die drei von Kant aufgezählten, so auch im Praktischen eine transcendentale Idee, die Kant nicht anführt als solche: nämlich die der Glücksäligkeit, d. h. eines Ganzen, bestehend aus der Totalität der möglichen Wünsche und der Totalität der ihnen entsprechenden Befriedigungen. Wie die theoretischen Ideen völlige Abgeschlossenheit und Befriedigung in Hinsicht auf Erkenntniss im Umkreis dieser Erfahrungswelt und im Verfolg ihrer Gesetze vorspiegelt, so spiegelt die Idee der praktischen Vernunft vollendete Befriedigung aller Wünsche unserer sinnlichen Natur und gänzliche Zufriedenheit im Zustande der Zeitlichkeit ohne weitere Sehnsucht vor: Wirkung dieser Idee ist alle Civilisation, Staat u. s. w. — Wer ganz ihr hingegeben wäre, würde der vollendete Philister seyn. Dessen Bild giebt uns z. B. Tieck im Prinz Zerbino, in der Person des Nikanor, der es rein ausspricht ungefähr so: „Wann wirst du kommen, ersehnte Zeit, wo ich sitzen werde umgeben von einer wohlgezogenen Familie, zwischen dem Hamburger Correspondenten und seinen zahlreichen Beilagen!“ Auch der Vers gehört hieher:

„Sie beschneiden die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singen ihr Klimpimperlied.“

„Theoretische Vernunft im spekulativen Gebrauch macht den Dogmatiker, im empirischen den reinen Gelehrten (φιλομαθης), Polyhistor, den Wagner im Faust:

„Zwar weiss ich viel, doch möcht' ich Alles wissen!"
Faust: „Wie nur dem Geist nicht alle Hoffnung schwindet,
„Der ohne Rast nach goldnen Schätzen gräbt
„Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!"

„Praktische Vernunft in ihrer Vollendung giebt das Ideal des Philisters.

„Aber das Moralische im Handeln aus der Vernunft herleiten ist Blasphemie. Im Moralischen spricht sich das bessere Bewusstseyn aus, das hoch über alle Vernunft liegt, sich im Handeln als Heiligkeit äussert und die wahre Welterlösung ist. Dasselbe äussert sich, zum Trost für die Zeitlichkeit, in der Kunst als Genie.

„Auch der teutsche Sprachgebrauch rechtfertigt das Gesagte. Wer wird den Philister unvernünftig schelten? oder leugnen, dass er höchst vernünftig seine Sache angreife? Wer wird dagegen sagen, es sei höchst vernünftig gewesen von Jesus Christus, dass er sich kreuzigen liess, von Thomas Morus, dass er lieber sein Haupt dem Henker, als dem König wider seine Ueberzeugung seine Beistimmung gab, von Arnold Winkelried, dass er die Speere in seinen Leib trieb?

„Was Kanten verleitete, das Moralgesetz als aus der Vernunft stammend anzusehen, war ohne Zweifel die Bemerkung, dass Vernunft und Moralität es seien, die wir vor den Thieren voraushaben. Mit der Vernunft hat es seine Richtigkeit; auch ist sie, als die Fähigkeit, die Dinge ausser uns und unser eigenes Leben im Zusammenhang und als ein Ganzes zu überschauen, wohl die Bedingung der gänzlichen Freiheit, d. h. des Vermögens, uns von aller Zeitlichkeit loszureissen, uns in jedem Moment als ausserzeitliches Wesen zu betrachten, das bessere Bewusstseyn wo nicht stets gegenwärtig zu erhalten, doch seine Aussprüche aufzubewahren und zum Kompass zu machen, der auch im Dunkeln das Schiff des Lebens leitet, bis nach dem Tode das bessere Bewusstseyn allein übrig bleibt.

„Dass dagegen den Thieren alles Analogon von Moralität abgehe, wage ich nicht zu behaupten, wenn ich den verschiedenen empirischen Charakter der Thiere be-

trachte, den Hund, den Elephanten vergleiche mit der Katze, der Hyäne, dem Krokodill; welcher empirische Charakter wohl die Aeusserung eines intelligibeln seyn möchte. Jeder würde doch lieber eines der erstgenannten, als eines der letzgenannten Thiere seyn.

„Das Trauerspiel ist der wahre Gegensatz aller Philisterei: es ist der Ausspruch der Unzulänglichkeit aller praktischen Vernunft (im angegebenen Sinne). Der Faust spricht zugleich die Unzulänglichkeit aller theoretischen Vernunft aus und ist daher einzig. Philister lieben daher nicht das Trauerspiel, haben die poetische Gerechtigkeit erfunden, damit die Tugend doch wenigstens zuletzt etwas nütze.

„Daher sind auch alle Theodiceen, Hiobs vernünftelnde Freunde, Kants Postulate eines belohnenden Gottes und einer belohnt werdenden unsterblichen Seele — Philistereien." —

Schliesslich führe ich, da es sich hier um Erkenntniss der philosophischen Grundanschauung, aus welcher Schopenhauers Pessimismus und Quietismus erwachsen ist, handelt, noch folgende bezeichnende, zu Weimar 1814 geschriebene Stelle an: „Man könnte sagen: alle unsere Sündhaftigkeit ist nichts, als der Grundirrthum, die Ewigkeit durch die Zeit ausmessen zu wollen, ist gleichsam nur ein fortwährender Versuch der Quadratur des Zirkels. Denn sie geht einzig darauf hinaus, das zeitliche Daseyn zu verlängern, theils im Individuo (Gier, Habsucht, Feindseligkeit), theils in der Species (Geschlechtstrieb). Zeitliches Daseyn wollen und immerfort wollen ist Leben. Das Verkehrte davon liegt darin, dass wir nicht merken, dass dieses zeitliche Daseyn, indem es gewonnen, auch wieder zerronnen ist, dass es seiner Natur nach flüchtig, bestandlos ist, ein unhaltbarer Schatten, ein Faden ohne Dicke, ohne Konsistenz, eine mathematische Linie, die auch durch unendliche Länge keine Dicke gewinnt. Das merken wir nicht, werden nicht müde, das Sieb der Danaiden zu füllen, dem Hunde im Bratenwenderrade zu gleichen. Wir wähnen

durch Succession Das zu erhaschen, was nur mit Einem Schlage ergriffen werden kann, durch das Uebertreten aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem empirischen in's besseré Bewusstseyn. Wir laufen rastlos an der Peripherie herum, statt zum ruhigen Centro zu dringen.

„Jener Grundirrthum erzeugt praktisch Sündhaftigkeit, theoretisch Mangel an Genialität, Polymathie statt Philosophie.“ —

In den angeführten Stellen aus Schopenhauers Erstlingsmanuscripten ist der Schlüssel zu seinem Pessimismus und Quietismus enthalten. Es lässt sich au ihnen erkennen, worin er geirrt hat, aber auch, welches die Wahrheit seiner Lehre ist.

Wahr ist es nämlich, dass wer im Theoretischen, wie im Praktischen ausschliesslich auf das Zeitliche, Vergängliche, immer Werdende, nie Seiende gerichtet ist, wer im Wissen nur nach Polymathie, im Handeln nur nach Glücksäligkeit hascht, — sich auf dem Wege des Irrthums und der Sünde befindet, da er Das für real, für Ding an sich, oder mit Platon zu reden für wesenhaft seiend (ὀντως ὀν) hält, was nur Erscheinung, nur ein Relatives, ohne Halt und Bestand in sich selbst, ist. Ein Solcher schöpft nur, wie Schopenhauer richtig sagt, in das „Sieb der Danaiden.“ Das Ewige, Unvergängliche lässt sich auf diesem Wege nicht erfassen, weder im Erkennen, noch im Wollen und Handeln. Schopenhauer hat vollkommen Recht, wenn er das Streben, die Ewigkeit durch die Zeit auszumessen, dem vergeblichen Versuche der Quadratur des Zirkels vergleicht.

Aber folgt denn daraus, was Schopenhauer daraus folgert: dass wir, um das Ewige zu erreichen, das Zeitliche ganz verlassen müssen, dass es keine Brücke zwischen beiden giebt, sondern wir nur die Wahl haben, entweder hüben oder drüben zu stehen? In dieser Folgerung finde ich die Achillesverse der Schopenhauerschen Philosophie. Statt sich damit zu begnügen, zu sagen, das ausschliessliche Streben nach dem Endlichen, Empirischen, Vergänglichen führe im Theoretischen von der Wahr-

heit, im Praktischen von der Tugend ab, hat Schopenhauer gesagt: Das Endliche, Empirische, Zeitliche ist überhaupt aufzugeben, es ist demselben gänzlich zu zu entsagen, und ohne diese Entsagung ist durchaus an kein Heil zu denken. Und dies hat er nicht bloss in der ersten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ gefolgert, sondern in allen. Noch in der dritten, 1859 erschienenen Auflage heisst es: „Bejahung des Willens zum Leben, Erscheinungswelt, Diversität aller Wesen, Individualität, Egoismus, Hass, Bosheit entspringen aus einer Wurzel; und eben so andererseits Welt des Dinges an sich, Identität aller Wesen, Gerechtigkeit, Menschenliebe, Verneinung des Willens zum Leben.“ (Bd. II, S. 698.)

Diesem Dualismus, dieser Zerreissung des Bandes zwischen dem Ding an sich und der Erscheinungswelt, diesem Abbrechen der Brücke zwischen dem Ewigen und Zeitlichen, diesem Entweder Oder kann ich mich nicht anschliessen und habe dies bereits in der Vorrede zu meinen „Lichtstrahlen“ aus Schopenhauers Werken mit folgenden Worten gesagt: „Die Schopenhauersche Alternative: entweder Bejahung des Willens zum Leben und mit ihr Sünde und Elend: oder Verneinung des Willens zum Leben und mit ihr Heiligkeit und Seligkeit, will mir nicht recht einleuchten. Denn, sollte es nicht möglich sein, das Zeitliche zu bejahen, ohne darüber das Ewige zu verlieren? Sollte es nicht möglich sein, zwischen Himmel und Erde eine Brücke zu schlagen und beide mit einander so zu verbinden, dass jedes zu seinem wahren Rechte gelangte? Mich dünkt: nicht darum handelt es sich, das Leben entweder zu bejahen oder zu verneinen, sondern es in der rechten Weise zu bejahen und zu verneinen, d. h. es so weit, als es mit der Gerechtigkeit und Tugend vereinbar ist, zu bejahen und, so weit es mit ihr streitet, zu verneinen.“

Ich füge zur Ergänzung dieser Worte hier noch hinzu, dass, wenngleich das ausschliessliche Streben nach dem Endlichen, Zeitlichen im Wissen, wie im Wollen zu

verwerfen ist, daraus doch nicht folgt, dass überhaupt dem Endlichen, Zeitlichen zu entsagen sei; sondern nur so viel, dass das von jeder Beziehung auf das Ewige losgerissene Trachten nach dem Zeitlichen aufzugeben sei. Polymathie, um ihrer selbst willen betrieben, führt nicht zur Weisheit, und Glücksäligkeit, um ihrer selbst willen erstrebt, führt nicht zur Tugend. Aber Polymathie im Dienste der Weisheit (Philosophie), und Glücksäligkeit im Dienste der Tugend — das ist es, worauf es ankommt. Erst, wenn bewiesen wäre, dass Beides sich nicht verbinden lässt, dass es kein Band zwischen dem Ewigen und Zeitlichen, dem Ding an sich und der Erscheinung giebt, dann hätte Schopenhauer Recht mit seinem Entweder Oder. Aber das wird sich schwerlich beweisen lassen.

Schopenhauer selbst hat im Theoretischen das lebendige Beispiel gegeben, wie sich Polymathie (Vielwissen) mit Philosophie (Weisheit) verbinden lässt. Denn bei ihm steht überall das empirische Wissen, die Kenntniss der Natur und Geschichte, im Dienste des auf das Ewige gerichteten philosophischen Wissens. Jenes ist ihm nur Stoff für dieses. Nicht um ihrer selbst willen hat er Anatomie und Physiologie getrieben, sondern um der Erkenntniss des Wesens des Menschen willen; und eben zu diesem Zweck hat er auch Geschichte studirt.

Was er aber selbst auf diese Weise im Theoretischen verbunden hat, sollte das nicht auch im Praktischen sich verbinden lassen? Sollte nicht auch hier das Streben nach dem Zeitlichen sich mit dem Streben nach dem Ewigen, das Trachten nach Glücksäligkeit mit dem Trachten nach Tugend sich verbinden lassen? Sollte nicht, wie der Künstler ein gutes Stück Marmor zu erlangen sucht, um eine schöne Statue zu bilden, der Tugendhafte irdische Güter zu erlangen suchen, um das sittlich Gute auf Erden zu realisiren? Oder ist es absolut unmöglich, dass ein Reicher ins Himmelreich komme? Was nur von dem, den Reichthum um seiner selbst willen Erstreben-

den gilt, sollte Das auch von Dem gelten, dem der Reichthum nur Mittel für höhere, für sittliche Zwecke ist?

Kurz, so lange mir nicht die absolute Unvereinbarkeit des Strebens nach dem Zeitlichen mit dem Trachten nach dem Ewigen bewiesen wird, halte ich die Schopenhauersche „Verneinung des Willens zum Leben“ oder, wie es die Erstlingsmanuscripte nennen, sein „besseres Bewusstseyn“ für eine über das wahre Ziel der Ethik hinausschiessende Abstraction. Wenn Schopenhauer von seinem Standpunkte aus schon in seinen Erstlingsmanuscripten (zu Dresden 1814) schreibt: „Wisse doch Jeder, dem, gleichviel auf welche Art, nur aber ganz und gar, der Wille gebrochen wird, dass es zu seinem Besten ist, denn der Wille eben ist ja sein Unglück“; so muss ich dagegen von meinem Standpunkt aus einfach bemerken: Nicht der Wille ganz und gar, sondern nur der egoistische Wille ist zu brechen. Nicht der Wille als solcher ist das Unglück des Menschen, sondern der selbstsüchtige Wille. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum der Wille nach Wahrheit, wie er z. B. in Schopenhauer selbst so energisch thätig war, oder der Wille nach Schönheit, wie er im Künstler thätig ist, oder der Wille nach Gerechtigkeit und Tugend, wie er im praktischen Erlöser thätig ist, gebrochen werden soll. Dieser auf das Wahre, Gute und Schöne gerichtete Wille ist ja gerade der ethische Wille, und die Verneinung dieses Willens wäre sonach Verneinung der Ethik. Soweit aber kann keine gesunde Ethik gehen, sich selbst zu verneinen.

Wenn Schopenhauer von seinem, eine absolute Scheidewand zwischen dem Ewigen und Zeitlichen (dem Ding an sich und der Erscheinung) ziehenden Standpunkt aus „Diversität aller Wesen, Individualität, Egoismus, Hass und Bosheit“ für „unzertrennlich“ hält; so muss ich dagegen von meinem Standpunkt aus sagen: Nicht die Individualität als solche, sondern nur die, um mich eines Schopenhauerschen Ausdrucks zu bedienen, das principium individuationis nicht durchschauende Individualität ist von Egoismus, Hass und Bosheit unzer-

trennlich. Der Mensch braucht also nicht aufzuhören, Individuum zu sein, um ein guter Mensch im Schopenhauerschen Sinne zu werden, der „gränzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen fühlt, Keinen verletzt, Keinen beeinträchtigt, Keinem wehe thut, vielmehr mit Jedem Nachsicht hat, Jedem verzeiht, Jedem hilft, so viel er vermag“ (die beiden Grundprobleme der Ethik, 2. Aufl. S. 236.) —; sondern er braucht nur aufzuhören, egoistisches, sich selbst zum alleinigen Zweck erhebendes und alle Andern zu blossen Mitteln für sein Wohl herabsetzendes Individuum zu sein.

Hätte Schopenhauer dieses eingesehn, so hätte er nicht die Individualität geopfert. Aber er konnte sich einmal die Individualität nicht anders, als unzertrennlich vom Egoismus denken. Er schreibt z. B. in seiner „Brieftasche“: „Ein Ich und ein Egoismus sind Eins: ist letzterer weg, so ist ersteres eigentlich schon nicht mehr da. Folgendes ist die Erläuterung hiervon. Vermöge unseres Egoismus und des Sklavendienstes der Erkenntniss gegen ihn, d. h. vermöge des ängstlichen Antheils, den wir an unserm eigenen Ich nehmen, ist das Erste, was wir wahrnehmen, nicht die Beschaffenheit der Dinge durch ihr Verhältniss zu einander; sondern ihr Verhältniss zu unserm Willen: d. h. unsere Erkenntniss zieht nicht sowohl Linien von einem Dinge zum andern, und sofort, wodurch ein blosser planimetrischer Abriss entstünde, als vielmehr Linien von allen Dingen zum eigenen Willen, wodurch eine Kugel mit vielen Radien entsteht, deren Centrum der eigene Wille, der Eigenwille ist: er ist das Centrum, das nur durch und in dem Zusammentreffen dieser Linien besteht: oder eigentlich und ohne Bild, der ängstliche Antheil am eigenen Ich ist das Vermittelnde aller unserer Erkenntniss der Dinge. Der Wille an sich ist, obwohl schon individualisirt, doch eigentlich noch kein Ich; sondern erst, indem Erkenntniss dem Willen beigegeben ist, entsteht das Ich, welches also zunächst ein Phänomen auf dem Gebiete der Erkenntniss ist: es ist ein Centrum, welches der Erkenntniss gegeben

wird durch ein von ihr Verschiedenes, den Willen, und das ihr ausserdem fremd wäre: aber ohne die Erkenntniss wäre auch kein Centrum derselben da, also auch kein Ich. Also entsteht das Ich erst durch den Verein von Wille und Erkenntniss, und zwar durch eine solche Art des Vereins, dass der Wille die Erkenntniss beherrscht, indem er ihr einen ängstlichen Antheil an einen bestimmten Punkt aufdringt, der ihr ausserdem so gleichgültig wie jeder andere Punkt wäre: indem aber die Erkenntniss genöthigt wird, von jedem ihrer Objekte stets auf diesen Punkt zurückzusehn; so wird er das Centrum ihres Horizonts, oder eine Kugel, die erst durch diesen Prozess entsteht. So ein Centrum einer willkürlich geformten Kugel in der Erkenntniss oder in der Vorstellung (in der allein die objektive Welt vorhanden ist) heisst ein **Ich**, welches synonym ist mit einem Egoismus.

„Hebt nun aber durch die Wendung des Willens, durch die Wiedergeburt, der Egoismus sich auf; so hört der ängstliche Antheil an der eigenen Person auf, und damit das Beziehen aller Erkenntniss auf einen willkürlichen Punkt: also fällt die Kugel und ihr Centrum weg, d. h. das Ich hört auf dazuseyn und bloss die objektive Welt bleibt übrig: wir sehn noch die Dinge und ihre Verhältnisse zu einander; aber wir hören auf, sie alle auf uns zu beziehn: die Erkenntniss ist ohne Centrum: es ist kein Egoismus und eo ipso auch kein Ich mehr da: bloss ein schwacher Schatten desselben erscheint dann und wann durch das Fortbestehn des Leibes in der Zeit.

„Also durch Aufhebung des Egoismus hören wir nicht bloss auf am Leben zu hängen und es ängstlich zu bewachen; nein, wir hören eigentlich schon auf dazuseyn: die Bürde des Daseyns, oder das Ich, ist abgeworfen. Die Erkenntniss ist noch da, aber ohne Centrum, also ohne Kreisform: d. h. die Aussenwelt ist noch da, aber ohne Ich.

„Dies ist sehr schwer zu fassen und noch schwerer auszudrücken: ich musste weitläuftig seyn, und wer es fassen will, muss aufmerksam seyn.

„Summa: Wie in der klaren homogenen Masse einer Auflösung eines Salzes sich Centra der Krystallisation bilden, von denen Strahlen nach allen Seiten schiessen: so in der indifferenten und gränzenlosen Welt objektiver Vorstellung bilden sich Centra des Egoismus und individueller, d. h. getrübter Vorstellung: jedes derselben ist ein Ich, entstanden durch den Egoismus."

Wer sich, wie hier Schopenhauer, das Ich als „entstanden durch den Egoismus" denkt, muss freilich die Erlösung vom Egoismus gleichsetzen mit dem Aufhören aller Individualität. Hätte Schopenhauer aber eingesehen, dass obwohl die Individuen Centra sind, welche einen eigenen Willen haben, darum doch dieser eigene Wille nicht ein die andern Centra (Individuen) verneinender Eigenwille zu sein braucht, dass vielmehr alle diese relativen Centra sich einem absoluten Centrum unterordnen können, wie im organischen Leibe die relativen Lebens-Centra dem Centrum des Ganzen, so hätte er anders von der Individualität geurtheilt, hätte sie nicht mehr für einen „Irrthum" und ein Aufzuhebendes angesehen. —

So viel von dem objektiven, rein philosophischen Ursprung des Schopenhauerschen Pessimismus und Quietismus. Derselbe entsprang, wie gezeigt, aus dem Dualismus zwischen dem Ewigen und Zeitlichen (dem Ding an sich und der Erscheinung), und aus der Identifikation dieses metaphysischen Gegensatzes mit dem moralischen des Guten und Bösen.

Jetzt will ich aber auch nicht verschweigen, welches die subjektive Quelle des Schopenhauerschen Pessimismus und Quietismus ist. Denn allerdings hat derselbe, wie ich schon gesagt, auch subjektive Beimischungen; es hat auf ihn die Eigenthümlichkeit der Person Schopenhauers influirt und hat ihm jenes besondere Gepräge gegeben, durch welches er sich von andern ähnlichen Lehren unterscheidet.

Was anders, höre ich hier die hämischen Verläumder und Verkleinerer Schopenhauers mir zurufen, was anders ist die persönliche Quelle des Schopenhauerschen Pessimismus und

Quietismus, als seine Blasirtheit? Und aus welchem andern Grunde fühlen sich die Zeitgenossen so angesprochen und gefesselt durch Schopenhauers Weltverachtung, als aus Blasirtheit? Hat der grosse Rosenkranz es nicht gesagt, und hat er nicht Recht: „Schopenhauer würde seine Zeitgenossen nicht in dem Grade gefesselt haben, wenn er nicht den Muth besässe, den Hohn gegen das Daseyn offen auszusprechen, wenn er nicht der Traurigkeit des Buddhismus die Ironie des Weltschmerzes hinzugefügt hätte. Mit diesem pikanten Tone, welcher die Welt lächerlich findet, ist er zum Liebling aller blasirten, weltmüden Deutschen geworden; denn die Welt gilt ihm als daseiende Unwahrheit, als constituirte Anarchie. Die aus tiefer Ueberzeugung entsprungene Kraft, mit welcher Schopenhauer allem Dasein den Fluch der Erbärmlichkeit entgegenschleudert, ist der Reiz, der so viele gebrochene Geister unserer Epoche an ihn fesselt. Diese vom Ekel an den Widersprüchen des erfahrungsmässigen Daseins Erfüllten, von den Nieten des Schicksals Abgemüdeten, von ihren falschen Hoffnungen Betrogenen, durch ihre Leidenschaften zu physischem und moralischem Bankerotte Herabgebrachten finden eine unendliche Beruhigung darin, das atheistische Weltall unter der Autorität eines grossen Philosophen für eine tolle Fratze erklären zu dürfen, in welcher Nichts als das Nichts recht behalte. Erspart ihnen diese Einsicht doch auch die Reue über begangene Thorheiten und die Tapferkeit der Arbeit. Schopenhauer schmeichelt dem natürlichen Menschen; die Pflichtstrenge Kants erscheint ihm als eine pedantische, weltunerfahrene Beschränktheit.“ (Wissenschaft der logischen Idee, II., 327 ff.)

Und hat ferner der grosse Rosenkranz nicht Recht, wenn er in seiner neuesten Schrift: »Epilegomena zu meiner Wissenschaft der logischen Idee, als Replik gegen die Herren Michelet und Lassalle« (Königsberg 1862) im ersten Abschnitt, welcher den »allgemeinen Stand der deutschen Philosophie“ darlegt, über die Schopenhauersche Philosophie sagt:

„Sie ist zwar keine eigentliche Philosophie im Sinne einer systematischen Wissenschaft, aber sie ist eine philosophische Confession von ungeheurer Intensität in einer höchst geistreichen Form. Sie sprach den Ueberdruss an aller Schulphilosophie mit einem so witzigen und heftigen Sarkasmus, oft sogar mit so brutaler Rohheit aus, dass das Publikum sich höchlich ergötzte, die Professorenweisheit einmal so gedemüthigt zu sehen. Sie zerrte alle philosophischen Berühmtheiten Deutschlands in den Koth, bemitleidete Kant über seine spiessbürgerliche Moral, keine Lüge gestatten zu wollen, und schilderte den Ekel an der Existenz, die Qual der Lebenssattheit, die Sehnsucht der blasirten Verzweiflung nach dem Nichts, mit so fesselnder Beredsamkeit, dass sie für die Aristokratie der geistreichen Geniesslinge ein wahres Brevier wurde, zumal sie die Frauenliebe mit pikantem Cynismus zu behandeln und die Consequenz des Selbstmordes, die aus dem Abscheu am Elende des Lebens sich ergiebt, sophistisch wieder auszureden wusste. War nun aber auch die Schopenhauersche Spekulation eine krankhafte, so war sie doch Spekulation, und entsprach einer weit verbreiteten Zeitstimmung der Ernüchterung, Enttäuschung und des innersten Widerspruchs mit den laufenden Zuständen. Sie verabsolutirte den Pessimismus."

Hat, wie gesagt, Rosenkranz nicht mit allem Diesem Recht?

Nun ja, in den Augen der giftigen Feinde und Neider Schopenhauers, denen allemal Der am meisten Recht hat, der den von ihnen Gehassten am unverschämtesten anschwärzt, hat Rosenkranz unstreitig Recht. In den Augen ferner Derer, die sich in Ermangelung eigenen Urtheils gern auf fremdes Urtheil verlassen, und denen Rosenkranz eine Autorität ist, hat Rosenkranz Recht. In den Augen aber Derer, die Schopenhauer aus seinen Werken gründlich kennen und die da wissen, dass Rosenkranz als Professor und als Hegelianer viel zu befangen ist, um Schopenhauer richtig würdigen zu können, hat Rosenkranz desto mehr Unrecht.

Am meisten Unrecht aber hat er in meinen Augen, denen durch persönliche, intime Bekanntschaft mit Schopenhauer, durch seinen Briefwechsel und durch seine hinterlassenen Manuscripte vergönnt gewesen ist, tiefe Blicke in das Innere dieses »blasirten« Urhebers der Welt als Wille und Vorstellung zu thun und den wahren Ursprung seines Pessimismus zu erkennen.

Auf Rosenkranz's Vorwurf der Blasirtheit — denn auf die anderen falschen Beschuldigungen Rosenkranzens einzugehen ist hier nicht der Ort — habe ich nun Folgendes zu erwidern:

Mag sein, dass die Blasirten unserer Zeit, die »Aristokratie der geistreichen Geniesslinge« sich die Schopenhauersche Philosophie nach ihrem verdorbenen Geschmack, als ihrem „natürlichen Menschen schmeichelnd" auslegen und sich dann in ihr wiederfinden (obgleich wohl nichts dem „natürlichen Menschen" weniger schmeicheln kann, als die Schopenhauersche Welt- und Selbstverneinung;) — mag sein, sage ich, dass die Blasirten sich in Schopenhauer wiederfinden; — denn was lässt sich nicht Alles aus einem Werke herauslesen, wenn man erst das dem eigenen Ich Schmeichelnde hineingelesen hat und wie entstellt und verzerrt bilden sich nicht selbst Raphaelische Gemälde in einem kranken Auge ab —; aber ist an solcher Leserei und Seherei der Autor Schuld?

Ich will euch sagen, welche Bewandniss es eigentlich mit Schopenhauers Blasirtheit und Lebenssattheit hat. Es ist die Blasirtheit, an der, so lange als die Welt steht, alle grossen, hohen und edeln Geister, alle Genies, alle mit einem überwiegenden Intellekt ausgestatteten und in ihrem Dichten und Trachten weit über das Gemeine erhabenen Naturen gelitten haben; es ist die Blasirtheit jener edeln Seelen, die von je her am Irdischen kein Genügen gefunden, die in die platonische Ideenwelt geblickt und darum von der gemeinen Realität, an welcher die Philister so sehr ihr Behagen haben, sich abgestossen gefühlt und sich nach einem bessern Dasein gesehnt haben. Sehr wahr schreibt Schopenhauer in seinem Manuscriptenbuch „Pan-

dektä“ (1832): „Die gewöhnlichen und gemeinen Menschen, von denen die Erde wimmelt, sehen meistens sehr behaglich und vergnüglich aus; während auf den hohen Stirnen der Bevorzugten häufig der Unmuth thront. Es ist, als ob Jene fühlten, das Erdenloos sei eben ihren Verdiensten angemessen — Diese hingegen, sie seien wohl eines bessern werth.“

Kurz, die Schopenhauersche Blasirtheit stammt aus einer und derselben Quelle mit der Blasirtheit aller grossen Denker und Dichter, die von jeher sich von der schlechten und gemeinen Wirklichkeit abgewendet, sie stammt aus derselben Quelle auch mit der Blasirtheit jener frommen christlichen Seelen, die sich nach einem bessern Dasein sehnen.

Ist, was alle diese edelen denkenden, dichtenden und religiösen Seelen von je her zu Pessimisten gemacht hat — wenn sie gleich es nicht Alle in dem entschiedenen Grade waren, wie Schopenhauer — etwa Dieses, dass das Leben zu wenig Genüsse bietet, dass es nicht lustig genug in demselben hergeht, dass Einem nicht, wie im Schlaraffenland, die Tauben gebraten ins Maul fliegen, sondern man sich placken muss, um das Nothdürftige zu erlangen? — Oder ist es etwa Dieses, dass Einem im Leben jedes Amüsement vergällt wird, und dass, wenn man zu viel des Guten geniesst, man gar hinterher durch Leiden und Krankheit büssen muss? — Sind es überhaupt die Schranken und Hemmnisse, die das fleischliche Leben findet, sind es die Leiden und Schmerzen, welche der sinnliche Mensch erfährt, die jene denkenden, dichtenden und frommen Seelen zu ihren philosophischen, poetischen und religiösen Klagen über das Menschenloos gebracht haben?

O nein! — Der fleischliche Mensch ist, trotz allen Ungemachs, trotz aller Leiden und Schmerzen, welche den Leib treffen, optimistisch gesinnt; er findet mit Marquis Posa das Leben „doch schön“, und drückt es immer von Neuem feurig an die Brust. Hingegen sind edele Seelen, hohe, ideale Naturen, wenn es ihnen persönlich, d. h. leib-

lich noch so gut im Leben geht — und Schopenhauer litt ja auch leiblich keinen Mangel — dennoch in moralischer Hinsicht Pessimisten; denn sie tragen ein Ideal im Kopfe und im Herzen, gegen welches die gemeine Wirklichkeit zu sehr absticht, als dass sie an dieser ihr Genügen haben sollten. Sie sehnen sich nach Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, und finden in der Welt Lüge und Ungerechtigkeit an der Tagesordnung. Sie sehnen sich nach Freundschaft und Liebe, und finden allerorten Feindschaft und Hass. Sie möchten gern überall Schönheit und Harmonie verwirklicht sehen, und stossen überall auf Verzerrung und Disharmonie. Dies schmerzt ihre edele Seele, dies verwundet ihr Innerstes und macht sie zu Pessimisten.

Möchte es immerhin sein, dass diese Pessimisten mit ihrem Blick zu sehr an der jedesmaligen Gegenwart gehaftet und nicht genugsam unter der Oberfläche der gemeinen Wirklichkeit die fortschreitende Macht der Ideen ins Auge gefasst; dass sie nicht tief genug geblickt haben, um hinter dem Reiche des Teufels und mittelst desselben das Reich Gottes sich langsam ausbreiten und immer siegreicher hervortreten zu sehen: jedenfalls entsprang doch ihr Pessimismus aus keiner gemeinen, unedeln, unsittlichen Quelle. Denn der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit — derselbe Widerspruch, der auch unsers grossen Schiller's Dichtung durchzieht, — das war es, was von jeher alle ächten philosophischen und poetischen Weltschmerzler zu Weltschmerzlern gemacht hat.*)

---

*) „Ein tiefer Lebensschmerz zieht sich durch Schillers Dichtung; doch nicht engherzig allein das eigene, nein, das Menschenweh ausströmend, dem wir Alle verpfändet sind. Früh schon „entriss sich die edele Seele dem Wahn“ — dem einzigen angeborenen! — als wäre das gemeine Glück des Daseins Ziel! Auf dem weiten Erdenrunde

„Ist für zehen Glückliche nicht Raum!“

So lauten nicht nur vereinzelte Klänge, die als Ausbrüche einer hypochonderen Verstimmung könnten abgethan werden, — wofür die allzuleicht beglückten Kinder dieser Welt am liebsten ausgeben möchten, was ihnen eine Thorheit ist, mit der krankhafter Trübsinn selbstquälerisch die frohe Minute sich vergälle: — aus allen Perioden seines Lebens vernehmen wir diese alte und seit Homer in der Poesie der

Auch ist ja aus dem, worin diese Weltschmerzler ihren Trost suchten — und ein so verzweifelter Pessimist war noch Keiner, dass er nicht einen Trost gefunden hätte — zu ersehen, dass ihr Weltschmerz kein gemeiner war. Schiller fand seinen Trost in der Versöhnung zwischen Ideal und Wirklichkeit durch die Kunst. Andere fanden ihren Trost in den Verheissungen der Religion. Noch Andere, zu denen auch Schopenhauer gehört, fanden ihren Trost im Wachsthum der Erkenntniss. „Dass", schreibt Schopenhauer schon 1814 zu Dresden, „neben dem Wollen auch das Erkennen (und es ist immer nur Erkennen des Wollens) da ist, dies ist die einzige gute Seite des Lebens, ist das wahre Evangelium der Erlösung, sichert dem Willen, wie schlimm er auch sei, doch endliche Befreiung, d. i. Insichgehen. Daher die Erfreulichkeit des Erkennens, die Erfreulichkeit des Anblicks der Natur und vollends die Erfreulichkeit der Kunst, welche gleichsam das Erkennen in der zweiten Potenz ist." Ferner: „Dass den Willen die Erkenntniss begleitet, ist das wahre Evangelium, der Weg der Erlösung, indem der Wille, nachdem er sich erkannt hat, sich wendet und endet." Aehnliche Aeusserungen wird man in der „Welt als Wille und Vorstellung" wiederfinden.

Ein gemeiner, unsittlicher Pessimist, d. h. ein aus egoistischen Gründen Lebenssatter, würde seinen einzigen Trost im Selbstmord finden. Nach diesem Trost haben auch wirklich von jeher alle unsittlichen Pessimisten, die es im Leben nicht mehr aushielten, gegriffen. Schopenhauer hingegen, der „blasirte" Pessimist, wie ihn Rosenkranz zu nennen beliebt, verwirft den Selbstmord auf's Entschiedenste, aus tiefsittlichen Gründen, die freilich seinen

---

Völker nie verklungene Klage von der Nichtigkeit des Menschenlooses, und nicht die leere Form allein der griechischen Chöre sehen wir ihn nachahmen in der Braut von Messina — es tönt aus ihnen dieselbe Mahnung uns entgegen, wie aus denen des Sophokles: niemals geboren sein ist höchstes Glück." (Schiller, eine Gedächtnissrede, gehalten am 10. Novbr. 1859 im Gymnasium zu Anklam von Dr. Julius Bahnsen. Anklam 1859 bei Fr. Krüger.)

Verläumdern unbequem sind, weshalb sie sie, wie Rosenkranz, „sophistisch" zu nennen belieben. Der Selbstmörder gleicht nach Schopenhauer „einem Kranken, der eine schmerzhafte Operation, die ihn von Grund aus heilen könnte, nachdem sie angefangen, nicht vollenden lässt, sondern lieber die Krankheit behält. Das Leiden naht sich und eröffnet als solches die Möglichkeit zur Verneinung des Willens; aber er weist es von sich, indem er die Erscheinung des Willens, den Leib zerstört, damit der Wille ungebrochen bleibe." (S. Welt als Wille und Vorstell. 3. Aufl. Bd. I., §. 69.) Der Wille zum Leben kann nach Schopenhauer durch Nichts aufgehoben werden, als durch Erkenntniss. Daher ist der einzige Weg des Heils dieser, dass der Wille ungehindert erscheine, um in dieser Erscheinung sein eigenes Wesen erkennen zu können. (Daselbst S. 474.)

Zugegeben nun auch, dass das Schopenhauersche Ideal der gänzlichen Willenlosigkeit ein falsches ist, wie überhaupt die Ideale auch mancher andern philosophischen und poetischen Pessimisten sich als unwahr oder nur halbwahr erweisen dürften: so ist doch für Jeden, der nur sehen will, klar, dass der Schopenhauersche Pessimismus nicht jener gemeine, aus unedelen, unsittlichen Motiven geflossene ist, wofür ihn seine Anschwärzer und Verläumder gern ausgeben möchten, weil sie ja Den nicht schwarz genug malen können, den sie hassen. — Ich erinnere mich, dass Schopenhauer in seinen Gesprächen mit mir, als auf den Optimismus Leibnitzens die Rede kam, sagte: Die Optimisten weisen immer auf die physische Harmonie und Zweckmässigkeit des Universums hin. Diese wolle er auch gar nicht in Abrede stellen. Sehe man nun aber einmal die Welt nach ihrer innern, subjektiven und moralischen Seite an, da biete sie ein ganz anderes Schauspiel. Die Spieler auf der wohlgezimmerten Bühne mit ihrem Egoismus, ihrer Bosheit, ihrem Hass und Neid, der den einen Menschen dem andern zum Wolfe macht, u. s. w. — gäben Einem keinen Anlass zu Hallelujahs. Dieselbe Aeusserung kann man genauer in der „Welt als

Wille und Vorstellung“ (3. Aufl. Bd. II., S. 676.) wiederfinden, wo es mit Beziehung auf den Pantheismus heisst: „Nur dann, wenn man die Welt ganz von Aussen und allein von der physikalischen Seite betrachtet und nichts Anderes, als die sich immer wieder herstellende Ordnung und dadurch komparative Unvergänglichkeit des Ganzen im Auge behält, geht es allenfalls, doch nur sinnbildlich an, sie für einen Gott zu erklären. Tritt man aber in's Innere, nimmt also die subjektive und die moralische Seite hinzu, mit ihrem Uebergewicht von Noth, Leiden und Quaal, von Zwiespalt, Bosheit, Verruchtheit und Verkehrtheit; da wird man bald mit Schrecken inne, dass man nichts weniger, als eine Theophanie vor sich hat.“ Hiezu gehört noch die Stelle (Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. II., 665.): „Wenn es überhaupt eine Welt geben soll, wenn ihre Planeten wenigstens so lange, wie der Lichtstrahl eines entlegenen Fixsterns braucht, um zu ihnen zu gelangen, bestehen und nicht, wie Lessings Sohn, gleich nach der Geburt wieder abfahren sollen; — da durfte sie freilich nicht so ungeschickt gezimmert seyn, dass schon ihr Grundgerüst den Einsturz drohte. Aber wenn man zu den Resultaten des gepriesenen Werkes fortschreitet, die Spieler betrachtet, die auf der so dauerhaft gezimmerten Bühne agiren, und nun sieht, wie mit der Sensibilität der Schmerz sich einfindet und in dem Maasse wie jene sich zur Intelligenz entwickelt, steigt, wie sodann, mit dieser gleichen Schritt haltend, Gier und Leiden immer stärker hervortreten und sich steigern, bis zuletzt das Menschenleben keinen andern Stoff darbietet, als den zu Tragödien und Komödien, — da wird, wer nicht heuchelt, schwerlich disponirt seyn, Hallelujahs anzustimmen.“

Endlich gehört hieher die Stelle der Parerga (zweite Aufl. II., §. 165.): „Wer etwas tiefer zu denken fähig ist, wird bald absehn, dass die menschlichen Begierden nicht erst auf dem Punkt anfangen können, sündlich zu seyn, wo sie, in ihren individuellen Richtungen einander zufällig durchkreuzend, Uebel von der einen und Böses von der

andern Seite veranlassen; sondern dass, wenn dieses ist, sie auch schon ursprünglich und ihrem Wesen nach sündlich und verwerflich seyn müssen, folglich der ganze Wille zum Leben selbst ein verwerflicher ist. Ist ja doch aller Gräuel und Jammer, davon die Welt voll ist, bloss das nothwendige Resultat der gesammten Charaktere, in welchen der Wille zum Leben sich objektivirt, unter den an der ununterbrochenen Kette der Nothwendigkeit eintretenden Umständen, welche ihnen die Motive liefern; also der blosse Commentar zur Bejahung des Willens zum Leben. (Vergl. Theologia, deutsch. p. 93.) — Dass unser Dasein eine Schuld implicirt, beweist der Tod."

Und nun halte man gegen diesen Pessimismus, der darüber klagt, dass auf der wohlgezimmerten Bühne der Welt die Spieler so unglücklich sind und zwar nothwendig unglücklich sind, weil die moralische Beschaffenheit ihres Willens sie dazu macht, — man halte, sage ich, dagegen den Weltschmerz der Blasirtheit ausschweifender Geniesslinge und Lüstlinge, die, weil sie sich um alle Genussfähigkeit gebracht haben, das Leben fade, schaal und ungeniessbar finden; — kann es wohl eine niederträchtigere Verläumdung geben, als den moralischen Pessimismus Schopenhauers aus diesem unmoralischen Weltschmerz der Blasirtheit abzuleiten, wie ausser Rosenkranz auch Professor Noăck in Giessen (s. „Psyche" 1859, 2. Band, 1. Heft) thut?

Der Schopenhauersche Pessimismus war, wie seine zu Berlin 1812 begonnenen Erstlingsmanuscripte zur Genüge beweisen, schon fix und fertig, als Schopenhauer erst 24 Jahre zählte; und dieser 24jährige junge Mann, der mit der „Welt als Wille und Vorstellung" schwanger ging, sollte durch Ausschweifungen schon so blasirt gewesen sein, dass er deswegen die Welt und das Leben schaal gefunden? Nun ja, es mag in unsern Zeiten auch wohl schon zu 24 Jahren solche Zerrüttete und Zugrundegerichtete geben. Aber sagt mir doch, ob je einer dieser jungen Greise je noch Werke geschaffen hat, wie Schopenhauer, Werke, einerseits von solcher Energie des

Gedankens und solcher Gewalt der Sprache, andererseits von solcher immensen Gelehrsamkeit und Belesenheit, dass dagegen eure Werke, ihr *nicht* blasirten Professoren, schaal und langweilig, saft- und kraftlos erscheinen? Sagt mir ferner auch, ob blasirte Jünglinge oder junge Greise es, wie Schopenhauer, zu einem Alter von 72 Jahren bringen, und in ihrem Alter noch so rüstig sind, dass sie manchen jungen Mann beschämen, z. B. bei rauhestem Wetter weite und schnelle Fusswanderungen machen, bis in den September hinein im kalten Fluss baden, u. s. w., wie Schopenhauer gethan? (In den Briefen Schopenhauers an mich ist Manches hierüber zu finden.)

Sonderbar! während die Einen Schopenhauer *Blasirtheit* vorwerfen, rühmen die Andern, z. B. J. H. Fichte, an ihm seine *ungebrochene Individualität.* Wie reimt sich dieses Beides zusammen? Kann denn ein blasirtes Individuum ungebrochen, und ein ungebrochenes Individuum blasirt sein? — Entweder der Vorwurf der Blasirtheit muss gestrichen werden, oder der Ruhm der Ungebrochenheit.

Ich glaube aber, der letztere wird den Sieg behalten. In der That war es das gerade Gegentheil der Blasirtheit, nämlich die *ungebrochene Vehemenz* des Willens, was Schopenhauer dahin brachte, die gänzliche Verneinung des Willens für den seligsten Zustand zu halten. Ich habe schon gesagt, dass Schopenhauer zu jenen unter dem Eindruck der Gegenwart stehenden heftigen, leidenschaftlichen, stürmischen Charakteren gehörte, die leicht in Zorn, Empörung, Indignation gerathen. Ich habe ferner gesagt, dass er zu den Schwarzsehenden (*δυσκολοι*) gehörte, die immer das Schlimmste befürchten. Seine lebhafte Phantasie malte ihm zu den wirklichen Uebeln noch eingebildete hinzu. So oft ihm der Briefträger einen Brief brachte — dies hat er mir selbst einmal gestanden — erschrak er. In seinen „Cogitata“ bekennt er: „Wenn ich nichts habe, was mich ängstiget, so beängstigt mich eben dies, indem es mir ist, als müsste doch etwas daseyn, das mir nur eben verborgen bliebe. Misera conditio nostra!“

Einem solchen Individuum muss, noch ganz abgesehn von seiner intellektuellen Begabung und Richtung, schon der Wille an sich Pein und Quaal bereiten. Denn es befindet sich nicht, wie der Vernunftmensch, der in blossen Begriffen lebende Mensch, in einer ruhigen, gleichmässigen, gleichmüthigen Stimmung, sondern wird häufig und heftig, sogar bei geringfügigen Anlässen, wo Andere kalt bleiben, innerlich beunruhigt, hin- und hergerissen, ausser Fassung gesetzt.

Kommt nun aber gar noch dazu, wie bei Schopenhauer, ein überwiegend objektiver, vom Dienste des Willens sich losreissender und in Contemplation der platonischen Ideen schwelgender Intellekt; so ist das Verhältniss zwischen einem solchen Intellekt und einem solchen Willen ganz dazu angethan, das damit begabte Individuum in zwei sehr ungleiche Hälften zu zerspalten, in eine selige und eine unselige. Als erkennendes (contemplatives) Wesen fühlt es sich selig, als wollendes (fliehendes und begehrendes) Wesen dagegen unselig. Dort feiert es von der „Zuchthausarbeit" des Willens; hier fühlt es sich von dieser gemartert. Was Wunder daher, dass ein solches Individuum auf den Gedanken kommt, wenn nur erst der Wille gänzlich gebrochen wäre, dann wären wir für immer von aller Pein erlöst, der ewigen Seeligkeit theilhaftig, in den ewigen Frieden eingegangen?

Ein solches Individuum war Schopenhauer. Seine Lehre vom Intellekt und Willen, derzufolge nur jener der unschuldige, der beseligende, dieser hingegen der schuldige, unselig machende Theil unsers Wesens ist, entsprang ganz aus dem eigenthümlichen Verhältniss, welches bei ihm Wille und Intellekt hatten. Ein von Natur ruhiges, gelassenes, sanftes Individuum, das weder heftige Begierden, noch lebhafte Phantasie hätte, würde schwerlich auf die Idee kommen, dass es am besten für unser Heil wäre, nicht zu wollen (nolle), den Willen gänzlich zu ertödten. Extreme gränzen immer hart an einander und gehen leicht in einander über. Von heftigem, ungestümem, ungebändigtem Wollen zum Nichtwollen ist nur ein Schritt. Wie

ein von einem Tyrannen gequältes Volk sich danach sehnt, den Tyrannen los zu werden, und ihn endlich, wenn es ihn nicht anders los werden kann, tödtet, so sehnt sich ein vom Willen tyrannisirtes Individuum danach, diesen seinen Tyrannen los zu werden, und greift, wenn es sich nicht anders vor ihm Ruhe schaffen kann, zuletzt auch danach, ihn zu tödten. Gelingt ihm auch in der Praxis nicht die Tödtung des Willens, so sieht es sie wenigstens in der Theorie als das einzige gründliche Mittel der Erlösung an.

Nur ein Individuum von Schopenhauers Art konnte Betrachtungen anstellen, wie folgende, die sich in seinem „Reisebuch“ findet:

„Eben weil unser innerstes und eigentliches Wesen bloss Wille ist, können wir ein lebhaftes Gefühl unsers Daseyns nur durch Bewegung des Willens spüren, welches aber fast immer mit Schmerz begleitet ist: daher ist denn auch das Daseyn wesentlich schmerzlich. Dieserhalb erwählen manche Personen, für deren Bedürfnisse vollkommen gesorgt ist, eine höchst regelmässige, monotone und bestimmte Tagesordnung zu ihrer Lebensweise (z. B. der Sächsische Hof): sie vermeiden dadurch allen Schmerz, den die Bewegung des Willens herbeiführt: aber dagegen wird ihre ganze Existenz zu einer Reihe unbedeutender Scenen, nichtssagender Bilder: sie merken kaum, dass sie dasind. Indessen ist es doch die beste Art sich mit dem Leben abzufinden (degere vitam); wenn nur so viel Abwechselung da ist, dass die Langeweile nicht sehr fühlbar wird. Viel besser ist jedoch der daran, dem die Musen würdige Beschäftigung geben; so dass die Bilder, welche sein Bewusstseyn füllen, bedeutsame sind, und doch nicht mittelst Beziehung auf seinen Willen bedeutsam.“

„Was, schreibt er (in seinem „Foliant“), ist der grösste Genuss, der dem Menschen möglich? — „Die intuitive Erkenntniss der Wahrheit.“ — Die Richtigkeit der Antwort leidet nicht den mindesten Zweifel.“

Wird man sich nun noch wundern, dass ein so gear-

tetes Individuum — ein Individuum, welches einerseits das Schmerzliche der Willensbewegungen vollauf erfahren und andererseits die Seligkeit der Contemplation, die ihm der höchste Genuss auf Erden war, vollauf gekostet hatte — auf den Gedanken kam, am Besten wäre es für uns, den Willen gänzlich los zu sein und nur noch als rein beschauliche Wesen übrig zu bleiben?

Aber eben, weil Schopenhauers Lehre so innig mit seinem eigenen inneren Leben verwachsen ist, weil sie nur die in Begriffe übersetzte Erfahrung ist, die ihr Urheber in sich selbst gemacht, so ist auch nichts absurder, als das Gerede vom Widerspruch zwischen Schopenhauers Leben und Lehre. Der scharfsinnige Gutzkow, er, der bald nach Schopenhauers Tode, auf Anlass seines Testaments, in den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd" die grosse Entdeckung gemacht, dass die Schopenhauersche „Pflichtenlehre auf dem moralischen Muthe des Couponabschneidens" beruht, — hat es sich neuerdings wieder, auf Anlass des Gwinnerschen Buches, angelegen sein lassen, auf den grellen Widerspruch hinzuweisen, der zwischen Schopenhauers Leben und Lehre klafft. Die Lehre: — Askese, Entsagung, Resignation; und das Leben: — „Wohnen in einer eleganten Etage, Aufstehen zwischen 7 und 8 Uhr, behagliches Waschen mit dem Badeschwamm, der auf der Maschine selbst zubereitete Kaffee, die Pfeife, das einladende weiche Sopha" u. s. w. u. s. w. (S. Unterhaltungen am häuslichen Heerd 1862, No. 13. und 14.)

O ihr Philister! Also die alleräusserlichste Lebensführung, sie, die Sinn und Bedeutung erst empfängt durch ihre Beziehung auf den eigentlichen Lebenszweck eines Menschen, — sie ist euch das Leben? Wenn Einer seinen Leib pflegt, so ist er euch ohne Weiteres ein sinnlicher Genussmensch, und lehrt er dabei Askese, so ruft ihr aus: Ha, welcher Widerspruch zwischen Leben und Lehre! — Nun ich beneide euch nicht um diesen eueren Begriff vom Leben. Man sieht, was bei euch die grösste Rolle spielt im Leben, was euch das Leben eigentlich

ausmacht: das Essen und Trinken, das Wohnen, Kleiden, Tabackrauchen u. s. w.

Die äussere Lebensführung begründet aber nach meinen Begriffen nicht das Leben, und folglich kann, wenn sie der Lehre nicht zu entsprechen scheint, noch nicht von Widerspruch zwischen Leben und Lehre die Rede sein. Vielmehr wäre ein solcher Widerspruch erst dann vorhanden, wenn das eigentliche und wahre Leben eines Menschen, d. i. sein inneres Leben, sein Glaube, seine Gesinnung, seiner Lehre widerspräche. Dieser Widerspruch wird sich aber bei Schopenhauer schwerlich nachweisen lassen. Nie war der Glaube eines Menschen seiner Lehre entsprechender, als bei Schopenhauer. Schopenhauer war kein Heuchler, sondern der wahrhaftigste Charakter, den es je gegeben hat. Eher hätte er sich todt schlagen lassen, als dass er gelogen und geheuchelt hätte. Wäre ich, sagte er einst zu mir, arm gewesen, hätte von der Philosophie leben und meine Lehre nach den Vorschriften der Regierung einrichten sollen, so hätte ich mir eine Kugel durch den Kopf gejagt. So wie er aber im Allgemeinen kein Heuchler war, so war er es auch im Punkte der Askese nicht. Die Preisung dieser und die Beneidung der Heiligen, der Weltüberwinder, um ihren Frieden, ihre innere Freudigkeit und Seligkeit, ging ihm von Herzen. Wie hätte er sonst auch den inneren Zustand der Heiligen mit solchem Wohlgefallen schildern können, wie er es in seinen Werken gethan? Ich erinnere mich noch, mit welchem Entzücken er von dem Eindruck sprach, den ihm das Bild des heiligen Franziskus von Assisi in der Dresdener Gallerie gemacht (S. oben die Gespräche Schopenhauers S. 189.) Ferner erinnere ich mich, mit welcher Begeisterung und innern Befriedigung er mir einst das entsagende Leben Buddha's schilderte und die Sanftmuth der vom ächten Geiste des Buddhaismus Durchdrungenen bei Beleidigungen, Kränkungen, Verletzungen pries. Auch führte er mich einst in seinem Bibliothekzimmer vor seine Sammlung von asketischen Schriften, von Biographien der Heiligen u. s. w., und sprach davon, dass es

Einem, wenn man diese Bücher lese, wie Schuppen von den Augen falle. Und dieser Schopenhauer soll — wofür ihn seine Feinde und Anschwärzer gern ausgeben möchten, — ein sinnlicher, fleischlicher Genussmensch gewesen sein, weil er sich mit dem Badeschwamm gewaschen, Maschinenkaffee getrunken, aus langen Pfeifen geraucht, im englischen Hof an der table d'hôte gegessen und seinen Schoppen Wein dazu getrunken hat?

Höchstens könnte hier doch nur von einem Widerspruch zwischen äusserem und innerem Leben die Rede sein, wie er allerdings häufig vorkommt, weil ein Anderes der Glaube und wieder ein Anderes die Werke eines Menschen sind; aber nimmermehr von einem Widerspruch zwischen Leben und Lehre, wofern unter dem Leben nicht die alleräusserlichste Schale des Lebens verstanden wird.

Das eigentliche, wesentliche, innerliche Leben eines Menschen kann gar nicht im Widerspruch gerathen mit seiner Lehre, d. h. mit derjenigen Lehre, die wirklich die seinige ist, die er nicht blos äusserlich, auf Autorität hin angenommen, sondern die er selbst und aus sich selbst producirt hat. Denn diese selbsterzeugte Lehre ist immer nur der abstrakte begriffliche Ausdruck des innerlich Erlebten. Es kann Einer z. B. nicht aus Ueberzeugung, wie Schiller in seinen „philosophischen Briefen" lehren: „Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist Wiederfinden eines veräusserten Eigenthums — Menschenhass ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens" — es kann Einer sage ich, dieses nicht aus Ueberzeugung lehren, der nicht Hass und Liebe und die entgegengesetzten Wirkungen beider in seinem Innern erlebt und erfahren hat.

Wohl aber kann das rein äusserliche Leben eines Menschen zeitweise in Widerspruch treten mit seiner Lehre. Es kann Einer, seiner Lehre nach, die Liebe bejahen, den Hass verneinen, in einzelnen Fällen aber doch lieblos handeln und schwach genug sein, zu hassen. Es kann Einer

Gerechtigkeit, Mitleid, Enthaltsamkeit u. s. w. als Tugenden preisen und doch zu Zeiten ungerecht, ohne Mitleid, unenthaltsam handeln. Dann liegt aber ein Widerspruch, nicht zwischen Leben und Lehre, sondern zwischen äussern und innerm Leben vor, ein Widerspruch, wie er in dem Dualismus der menschlichen Natur begründet und von dem wohl noch Keiner in seinem Leben, auch der grosse Gutzkow nicht, frei geblieben ist.

Genau genommen liegt aber bei Schopenhauer auch nicht einmal ein Widerspruch zwischen äusserm und innerm Leben vor, wofern man unter dem äussern Leben nicht einzelne abgerissene Handlungen versteht, sondern die Lebensführung im Ganzen. In dieser spielte bei Schopenhauer das Essen, Trinken, Waschen, Baden, Spazierengehen u. s. w., kurz das ganze physische Leben, woraus ihr Scharfsinnigsten der Scharfsinnigen den Widerspruch zwischen Schopenhauers Leben und Lehre deducirt, nur eine sehr untergeordnete Rolle, war ihm, wie jedem grossen Geiste, nur Mittel zum Zweck. Hauptsache und Zweck des Lebens war und blieb ihm die Arbeit, die Erforschung und Mittheilung der philosophischen Wahrheit. Dieser Hauptsache entsprach aber die äussere Lebensführung Schopenhauers im Wesentlichen vollkommen. Denn, wie ich schon oben an einem Beispiele gezeigt, war dieselbe nach physiologischen Grundsätzen geregelt, bezweckte die Erhaltung der Gesundheit und dadurch die Ermöglichung der ununterbrochenen Arbeit. Diese aber, die Arbeit Schopenhauers, war eine so mühsame, dass neben ihr die Darstellung Schopenhauers als eines höhern Bummlers, wie sie Gutzkow giebt, höchst lächerlich sich ausnimmt. Im Dienste seines Berufs hat Schopenhauer nicht blos Askese gelehrt, sondern auch, wie Keiner, geübt. Denn Alles, wofür die Sophisten die Philosophie opfern, Geld, Aemter, Ehren und Auszeichnungen, Beifall der Zeitgenossen u. s. w., hat er ohne Zaudern und Bedenken der Philosophie geopfert. Mit dieser war es ihm so Ernst, dass er um ihretwillen sich in die Einsamkeit zurückzog und unablässig

forschte und arbeitete. Und wie sauer hat er sich die philosophische Arbeit in diesem einsiedlerischen Leben werden lassen, mit welcher Gewissenhaftigkeit ist er hier selbst in Nebendingen zu Werke gegangen! Wie lag ihm nicht blos die Wahrheit und Richtigkeit der Gedanken, sondern auch die Schönheit und Angemessenheit des sprachlichen Ausdrucks derselben am Herzen; wie erstreckte sich seine Sorgfalt selbst bis auf die Orthographie und Interpunktion! Konnte ihn doch in den letzten Jahren seines Lebens nichts so sehr erbittern, als die eingerissene und immer wachsende Sprachverhunzung in der Tageslitteratur, der er in den Parergis, besonders in der zweiten Auflage, in dem Capitel über Schriftstellerei und Stil (Bd. II., Cap. XXIII.) mit dem ganzen Ernste und der ganzen Energie seines Wesens entgegengetreten ist. *)

Auf solche Dinge müsset ihr achten, wenn ihr darüber urtheilen wollet, ob zwischen Lehre und Leben eines Philosophen ein Widerspruch ist, nicht aber auf Essen und Trinken. Wie hat er seinen Beruf getrieben, müsset ihr fragen, nicht aber, was hat er gegessen und getrunken? — Schopenhauer hat nicht blos Askese gelehrt, sondern im Dienste seines Berufs auch vollauf getrieben. Die Leichtfertigkeit der Sophisten und Charlatane unserer Zeit im Hinschmieren von Gedanken und Ausdrücken, die weder Sinn, noch Verstand haben; die Gewissenlosigkeit ihrer Plagiate und gefälschten Citate; ihre Liebäugelei mit den herrschenden Meinungen des Tages in Staat und Kirche, seien es die von oben oder von unten her beliebten, u. s. w. — alles dieses war ihm nicht blos ein Gräuel, sondern er hat dieses ganze saubere Treiben auch, ohne sich um den Hass zu bekümmern, den er sich dadurch zuzog, mit der ganzen Energie eines Reformators gezüchtigt, namentlich in der Abhandlung über die „Univer-

*) In den „Senilia" hat Schopenhauer werthvolles Material zu einer besondern Abhandlung über die Sprachverhunzung hinterlassen. Einige Stellen daraus, die von ihm für die zweite Auflage der Parerga bestimmt waren, habe ich in diese aufgenommen.

sitätsphilosophie." Ja, mit Selbstverläugnung und Selbstüberwindung hat Schopenhauer das Kreuz der Philosophie getragen.

Dass er aber die Askese nur so weit getrieben, als sein Beruf sie forderte, nicht weiter; dass er nur als einsamer, unbeachteter und trotz der Nichtbeachtung rastlos fortarbeitender Denker, nicht aber als ein seinen Leib mortificirender Mönch, als indischer Büsser u. s. w. gelebt hat, — darin einen Widerspruch zwischen seinem Leben und seiner Lehre finden zu wollen, wäre doch nur krassester Unverstand. Denn erstens hat Schopenhauer mit der Anpreisung der Askese nicht die bestimmten, historischen Formen dieser, welche sie im Christenthum oder im Hinduismus angenommen, gemeint, sondern nur den Sinn und Geist der Askese. Demgemäss sagt er in der Welt als Wille und Vorstellung (3. Aufl. II., 694.): „Weil Armuth, Entbehrungen und eigenes Leiden vielfacher Art schon durch die vollkommenste Ausübung der moralischen Tugenden herbeigeführt werden, wird von Vielen, und vielleicht mit Recht, die Askese im allerengsten Sinne, also das Aufgeben jedes Eigenthums, das absichtliche Aufsuchen des Unangenehmen und Widerwärtigen, die Selbstpeinigung, das härene Hemd und die Kasteiung, als überflüssig verworfen. Die Gerechtigkeit selbst ist das härene Hemd, welches dem Eigner stete Beschwerde bereitet, und die Menschenliebe, die das Nöthige weggiebt, das immerwährende Fasten."

Zweitens hat Schopenhauer die Askese überhaupt nicht in Form eines kategorischen Imperativs vorgeschrieben, hat nicht gesagt: du sollst dem Leben entsagen, da er recht gut wusste, dass das Nolle eben so wenig gelernt wird, wie das Velle; sondern hat nur das Wesen der Askese und die Quellen, aus denen sie entspringt, beschrieben, wie der Aesthetiker das Wesen der Kunst und die Quelle, aus der sie entspringt, das Genie, beschreibt. Schon in seinen Erstlingsmanuscripten, zu Dresden 1816, weist er es ab, die Askese als „Pflicht",

als »Bestimmung des Menschen« zu lehren, indem er schreibt:

„Man wird fragen: Ist denn also die Selbstpeinigung, der Hungertod die Pflicht, die höchste Bestimmung des Menschen und der einzige rechte Weg? — Aber solche Frage ist thöricht. Es giebt kein absolutes Soll für den Willen; alles Soll ist wesentlich relativ; es giebt daher keine Bestimmung des Menschen; denn alle Bestimmung kann nur Dem zukommen, was seinen Zweck und seinen Ursprung ausser sich hat. Was Jeder will, das ist er, und was Dies, das er ist und will, sei, das zeigt ihm der Spiegel des Willens, den wir Leben oder Welt nennen: er zeigt ihm, was er will und wie sehr er es will. Wendet sich der Wille, so ist er in diesem Spiegel nicht mehr zu sehen, wir fragen vergeblich, wohin er sich jetzt wendet; wir schreien thöricht, dass er ins Nichts verloren gehe. Der, dessen Wille sich aufhebt und wendet, kann uns aus seiner eigenen Reflexion keine Rechenschaft geben: denn was da lebt und ist und denkt, ist eben noch der Wille zum Leben selbst: und das, was in der Aufhebung dieses Willens besteht, kann jenem auf keine Weise gegeben werden, muss ihm ein Nichts seyn: nur der, welcher es ergriffen, welcher seinen Willen aufgehoben, erkennt es, aber auch nur sofern er es ist, in diesem Akt selbst, nicht ausser dem, noch weniger für Andere.“

Später weist er es im Eingange des vierten Buches der „Welt als Wille und Vorstellung“ abermals ab, praktische Philosophie im Sinne einer Pflichtenlehre zu liefern, indem er (schon in der ersten Auflage) sagt: „Meiner Meinung nach ist alle Philosophie immer theoretisch, indem es ihr wesentlich ist, sich, was auch immer der nächste Gegenstand der Untersuchung sei, stets rein betrachtend zu verhalten und zu forschen, nicht vorzuschreiben. Hingegen praktisch zu werden, das Handeln zu leiten, den Karakter zu bestimmen, sind alte Ansprüche, die sie, bei gereifter Einsicht, endlich aufgeben sollte. Denn hier, wo es den Werth oder Unwerth eines Daseyns, wo es Heil oder Verdammniss gilt, geben nicht

ihre todten Begriffe den Ausschlag, sondern das innerste Wesen des Menschen selbst, der Dämon, der ihn leitet, und der nicht ihn, sondern den er selbst gewählt hat, — wie Platon spricht, — sein intelligibler Karakter, wie Kant sich ausdrückt. Die Tugend wird nicht gelehrt, so wenig als der Genius: ja für sie ist der Begriff so unfruchtbar und nur als Werkzeug zu gebrauchen, wie er es für die Kunst ist. Wir würden daher eben so thöricht seyn, zu erwarten, dass unsere Moralsysteme und Ethiken Tugendhafte, Edle und Heilige, als dass Aesthetiken Dichter, Bildner und Musiker erweckten."

In seinem mit Papier durchschossenen Exemplare der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung hat Schopenhauer zu der eben angeführten Stelle noch hinzugeschrieben: „Wäre diesem nicht so, so müsste die Geschichte mit dem Eintritt des Christenthums, dessen Ethik, schon weil sie Liebe predigt, hoch über der alten steht, eine entschiedene moralische Besserung des Menschengeschlechts aufzuweisen haben. Allein nichts weniger als Das. Die Tugenden der Alten halten denen der Neuen wenigstens die Waage, und die Gräuel des Mittelalters übertreffen bei Weitem die Gräuel der alten Zeit und sind noch dazu gerade durch das Christenthum veranlasst, wie die Kreuzzüge, Religionskriege, Inquisitionen und Ketzerhinrichtungen, Ausrottung des grössten Theils der Völker Amerika's, u. s. f."

Wäre also wirklich ein Widerspruch zwischen Leben und Lehre Schopenhauers, so wäre es nur der allgemeine zwischen Leben und Lehre der Christen überhaupt. Das Christenthum lehrt z. B.: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten, noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist euer Herz" (Matth. 6, 19—21) — die materialistisch gesinnten Christen unserer Zeit hingegen sind auf Nichts so sehr bedacht, als auf Sammlung irdischer Schätze. Das Christenthum predigt

Nächstenliebe, Nachsicht mit den Fehlern und Schwächen der Menschen, Friedfertigkeit, unbegrenzte Versöhnlichkeit u. s. w., — die modernen Christen hingegen hassen, befeinden, bekämpfen und bekriegen einander, sowohl im Grossen, wie im Kleinen, — wenn auch in gebildeterer Form — noch eben so lieblos, wie die rohesten Heiden. Das Christenthum sagt: „Richtet nicht!“ — die modernen Christen hingegen lieben nichts so sehr, als das unchristliche Absprechen über den moralischen Karakter Anderer. Und ist etwa Herr Gutzkow, — er der über Schopenhauer den Stab bricht wegen des Widerspruches zwischen dessen Leben und Lehre — frei von diesem Widerspruch? Hat er nicht an seinem von christlichem „Humanitarismus“ überfliessenden „häuslichen Heerde“ — „Küchenheerd“ nennt ihn Schopenhauer scherzhaft in einem seiner Briefe an mich — die unchristlichste Médisance geübt, die es nur geben kann? —

Unbekümmert also um das Gerede vom Widerspruch zwischen Schopenhauers Leben und Lehre fahre ich fort in meinen Denkwürdigkeiten.

Ich beginne sogleich wieder mit einem „Widerspruch zwischen Leben und Lehre.“ Schopenhauer, er, der die Welt als Wille und Vorstellung mit dem „Nichts“ geendigt, ist 1818, nachdem er das Manuscript derselben dem Verleger übergeben hatte, nicht zu „Nichts“ geworden, sondern ist nach Italien, dem Lande, wo „die Citronen blühen“, gereist, und hat dort, ähnlich wie Goethe, gar nicht als ein Heiliger gelebt, sondern hat neben dem Schönen auch die Schönen genossen. Er hat zwar nicht, wie Goethe, seiner Geliebten „des Hexameters Maass, leise mit fingernder Hand, auf den Rücken gezählt“, hat aber vielleicht in ihrem Schoosse Materialien zu seiner „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ gesammelt. Ist das nicht ein grässlicher Widerspruch zwischen Leben und Lehre?

Doch beruhigt euch! Ein Optimist ist trotz alledem Schopenhauer in Italien nicht geworden. Er hat dort den Optimismus noch eben so für „verrucht“ gehalten,

wie er es in Deutschland gethan. Hat auch Schopenhauer in Italien nicht als Bettelmönch gelebt und sich keine Ansprüche auf päpstliche Canonisation erworben; seine asketische Gesinnung — dies kann ich euch aus seinen Reisebüchern beweisen — hat er doch mit hinübergenommen und hat sie sich dort bewahrt.

Mündlich war Schopenhauer in seinen Mittheilungen über seine beiden italienischen Reisen sparsam, hielt sich nur ganz im Allgemeinen, und auch was Gwinner über dieselben mittheilt, ist ja nur ganz allgemein gehalten. Aber aus Schopenhauers mir vermachten beiden Reisebüchern, dem auf der ersten italienischen Reise geschriebenen „Reisebuch“ und der auf der zweiten italienischen Reise geschriebenen „Brieftasche“, kann ich wenigstens mittheilen, wie Land und Leute, wie Natur und Kunst auf ihn in Italien gewirkt, zu welchen Gefühlen und Gedanken sie ihn angeregt haben, — und dies ist doch wohl mehr werth, als alle Aeusserlichkeiten, auf die die Philister so grossen Werth legen, als etwa wie er in Italien gegessen und getrunken, in welchen Hôtels er logirt, wie er geprellt worden, wie er von dem Ungeziefer gelitten, u. s. w.

Eines hatte Schopenhauer vor Vielen, die in seinem Alter nach Italien gegangen sind, voraus: das stolze Bewusstsein, ein grosses, unsterbliches Werk vollbracht und damit sich ein Denkmal, dauernder als Erz, gesetzt zu haben. Ja, er ging mit der Hoffnung nach Italien, dass ihm einst auch die Nachwelt ein Denkmal errichten werde. Denn im April 1819, auf der Reise von Neapel nach Rom, schrieb er in sein „Reisebuch“ jene Verse, die er später unter der Ueberschrift „Unverschämte Verse“ zur Aufnahme in die zweite Auflage der Parerga (unter den Versen am Schluss des zweiten Bandes) bestimmt hat, wo man sie jetzt auch finden wird. Dieselben lauten:

Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen:
Doch weiss ich, dass zuletzt es mir gelungen.

Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.

Da ich Schopenhauer bereits oben wegen des Vorwurfs des Hochmuths gründlich gerechtfertigt habe, so darf ich wohl hieran gleich noch einige hochmüthigklingende Aufzeichnungen aus dem „Reisebuch" anknüpfen:

„Mir werden und sind die nah Bekannten oft fremd und die Fremden oft vertraut, und ich rede zu ihnen Allen die selbe Sprache; während andere Leute hierin grossen Unterschied machen: eigentlich, weil ich von Allen so weit abstehe, dass mir der Unterschied des zufällig äusserlich Nahen oder Fernen verschwindet: wie die Stellung der Erde in ihrer Bahn, d. i. ihre Parallaxe, keine Aenderung in der scheinbaren Stellung der Fixsterne verursacht." —

„Wenn ich doch nur die Illusion los werden könnte, das Kröten- und Ottern-Gezücht für meines Gleichen anzusehn: da wäre mir viel geholfen." —

Wie sein hohes Selbstgefühl und sein Gefühl der „Heterogeneität" unter den Menschen, so begleiteten Schopenhauer auf seinen Reisen mitten unter allen Genüssen auch seine eigenthümlichen pessimistischen Ansichten von der Negativität alles Glücks, von der Nichtigkeit aller Genüsse u. s. w., und in dieser innerlichen Oede tröstete ihn nur Eins und hielt ihn aufrecht: das Gefühl des eigenen Werthes. So z. B. zu Bologna, den 19. November 1818, schreibt er:

„Eben weil alles Glück negativ ist, kommt es, dass, wenn uns endlich einmal vollkommen wohl wird, wir es gar nicht recht gewahr werden, sondern Alles eben nur so leicht und sanft an uns vorüberzieht, bis es vorbei ist und nun der positiv gefühlte Mangel das verschwundene Glück ausdrückt: dann merken wir, dass wir es festzuhalten versäumt haben, und zur Entbehrung gesellt sich die Reue." —

Später: „Eigentlich alles Glück, das man geniesst,

und beinahe alle Freundschaft, die man hegt, beruhen auf Täuschung. Erweitert sich die Erkenntniss, so müssen sie meistens schwinden. Dennoch soll man hier, wie überall, getrost der Wahrheit nachgehn und immer unverzagt streben, mehr und mehr mit sich und mit der Welt auf's Reine zu kommen, es falle auch rechts und links, was da will und mag, beglückende Schimären, beglückende Neigungen: getrost vorwärts, ohne Schrecken vor der immer grösser werdenden Oede! Nur eines Einzigen muss man sicher seyn, dieses, dass man nicht seinen eigenen Unwerth hinter den aufgehobenen Schleiern entdecken kann: der Anblick ist die tödtliche Gorgone: also, seines eigenen Werthes sei man sich im Innersten bewusst, will man den Trug entfernen. Denn eigentlich ist nicht bloss der grösste, sondern der einzig wahre geistige Schmerz Gefühl seines Unwerths: alle andern geistigen Leiden können nicht nur geheilt, sondern auf der Stelle gänzlich aufgehoben werden, durch das höhere Bewusstseyn seines Werthes: wer dessen recht gewiss ist, kann ganz gelassen sitzen unter Leiden, die ihn ohne dies zur Verzweiflung bringen würden; er kann ohne Freude und ohne Freunde in und auf sich ruhen: so ein allmächtiger Trost ist lebhafte Erkenntniss des eigenen Werthes und daher jedem Gut auf der Welt vorzuziehn. Umgekehrt kann über Erkenntniss des eigenen Unwerthes nichts auf der Welt je trösten: bloss verdecken lässt sie sich durch Trug und Gaukelei oder betäuben durch Getümmel, aber beides nicht auf die Dauer."

Ausser solchen, die Stimmung Schopenhauers charakterisirenden Aeusserungen finden sich in dem „Reisebuch" auch einige allgemeine Betrachtungen über das Reisen, aus denen hervorgeht, wie die fremde Umgebung, in die er sich plötzlich versetzt sah, auf ihn gewirkt hat. Zu Venedig, den 1. November 1818, schreibt er nämlich: „Wer plötzlich in ein ganz fremdes Land oder Stadt versetzt wird, wo eine von der seinigen sehr verschiedene Lebensweise, wohl gar auch Sprache herrscht, dem ist zuerst wie dem, der in kaltes Wasser gestiegen: ihn berührt

plötzlich eine von der seinigen weit verschiedene Temperatur, er fühlt eine gewaltsame, überlegene Einwirkung von Aussen, die ihn beängstigt. Er ist in einem ihm fremden Element, in dem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegen kann: obendrein fürchtet er, weil ihm Alles auffällt, eben so Allen aufzufallen. Aber sobald er sich etwas beruhigt, sich in die Umgebung gefunden und von deren Temperatur ein wenig angenommen hat, wird ihm, wie dem im kalten Wasser, ausserordentlich wohl: er hat sich dem Element assimilirt, er hört sodann auf, sich mit seiner Person beschäftigen zu müssen und wendet seine Aufmerksamkeit rein auf die Umgebung, der er, eben durch die objektive, antheilslose Betrachtung jetzt sich überlegen fühlt, statt vorhin von ihr gedrückt zu werden."

Kurz darauf schreibt er: „Auf Reisen, wo das Merkwürdige jeder Art sich drängt, ist die Geistesnahrung von Aussen allerdings oft so stark, dass Zeit zur Verdauung fehlt. Man bedauert, dass die schnell vorübergehenden Eindrücke keine dauernde Spur hinterlassen können. Im Grunde aber ist es damit wie mit dem Lesen: wie oft bedauert man nicht von dem was man liest kaum ein Tausendstel im Gedächtniss aufbehalten zu können: aber das Tröstliche in beiden Fällen ist, dass das Gesehene, wie das Gelesene seinen Eindruck auf den Geist macht, ehe es vergessen wird, so den Geist bildet und eigentlich ihm zur Nahrung wird, während das eigentlich nur im Gedächtniss Aufbehaltene ihn bloss ausstopft und bläht, das Hohle desselben mit ihm ewig fremdem Stoff füllend, sein Wesen doch leer lassend."

Einen der besondern Vortheile des Reisens fand Schopenhauer darin, dass man auf Reisen lernt, wie hart und erstarrt die Denkungsart des grossen Haufens sei und wie schwer ihr beizukommen. Die hierüber in sein „Reisebuch" geschriebene sehr lehrreiche Betrachtung hat er später in den zweiten Band der Parerga aufgenommen, wo man sie in der 2. Auflage §. 45. finden wird. (1. Aufl. §. 44.) Sonst aber war Schopenhauer der Meinung, dass man auf Reisen eigentlich nur die A u s s e n s e i t e des

Menschenlebens kennen lerne, und er hat darüber in sein späteres Manuscriptenbuch „Foliant" (angefangen 1821 zu Berlin) folgende sehr wahre Bemerkung eingeschrieben: „Auf Reisen sieht man das Menschenleben in vielerlei merklich verschiedenen Gestalten: und dies macht das Reisen so unterhaltend. Aber dabei sieht man immer nur die Aussenseite des Menschenlebens, nämlich nicht mehr davon, als überall auch dem Fremden zugänglich ist und öffentlich sichtbar wird. Hingegen das Menschenleben im Innern, das Herz und Centrum desselben, wo die eigentliche Aktion vorgeht und die Charaktere sich äussern, bekommt man nicht zu sehen, ja hat sie eigentlich für jene Aussenseite weggegeben, da man auch den Theil davon, den man zu Hause unter seinen Angehörigen übersah, aus den Augen verloren hat. Darum sieht man auf Reisen die Welt, wie eine gemahlte Landschaft, mit weitem vielumfassendem Horizont, aber ohne allen Vordergrund. Dies schafft den Ueberdruss des Reisens."

Bei dieser Gelegenheit will ich auch gleich aus dem Manuscriptenbuch „Spicilegia" (angefangen zu Frankfurt im April 1837) anführen, wie Schopenhauer von dem unter den Reichen zur Gewohnheit gewordenen Touristenleben gedacht hat. Er fand in demselben nur das Nomadenleben, welches die unterste Stufe der Civilisation bezeichnet, auf der höchsten wieder, nur mit dem Unterschiede, dass das Nomadenleben von der Noth, das Touristenleben von der Langenweile herbeigeführt ward. Da er die betreffende Stelle zur zweiten Auflage der Parerga beigeschrieben, so habe ich sie in diese, Bd. I., S. 347. aufgenommen.

Nächst den allgemeinen Betrachtungen über das Reisen finden sich in Schopenhauers „Reisebuch" und „Brieftasche" auch einige Betrachtungen über Nationalfehler im Allgemeinen und über den Nationalfehler der Italiener im Besondern.

„Geht man", schreibt er, „Einem Unheil aus dem Wege, so läuft man dem andern entgegen: flieht man die Nationalfehler Eines Volks, so sucht man die ander-

artigen eben so schlimmen eines andern auf. Der Himmel erlöse uns aus diesem Jammerthal.“ Sodann über den Hauptfehler im Nationalcharakter der *Italiener*:

„Der Hauptzug im Nationalcharakter der *Italiener* ist vollkommene *Unverschämtheit*. Diese besteht darin, dass man eines Theils sich für nichts zu schlecht hält, also anmaassend und frech ist; andern Theils sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer hingegen Schaam hat, ist für einige Dinge zu blöde, für andere zu stolz. Der Italiener ist weder das eine, noch das andere, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend.“

In Italien liegt es jedem Denkenden nahe, Betrachtungen über Christenthum, Katholizismus, über den Gegensatz der antiken und christlichen Zeit u. s. w. anzustellen. Hierher gehörige Stellen des „Reisebuchs“ und der „Brieftasche“ sind:

„Das Christenthum sagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ich aber habe gesagt: Erkenne in deinem Nächsten wirklich und in der That dich selbst, und auch in dem Ferneren erkenne dasselbe wieder.“ (Florenz, November 1818.) —

„Die katholische Religion ist eine Anweisung den Himmel zu erbetteln, welchen zu verdienen zu unbequem wäre. Die Pfaffen sind die Vermittler dieser Bettelei.“ —

„Eigentlich ist alle *positive Religion* der Usurpator des Thrones, der der Philosophie gebürt. Philosophen werden sie daher stets anfeinden; wenn sie sie auch als ein nothwendiges Uebel, eine Krücke für die krankhafte Schwäche des Geistes der meisten Menschen betrachten sollten.“ —

„Die rohen Gemüther zu bändigen und von Unrecht und Grausamkeit abzuhalten, taugt nicht die Wahrheit: denn sie können sie nicht fassen: also der Irrthum, ein Mährchen, eine Parabel. Daher Nothwendigkeit der positiven Glaubenslehren.“ —

„Was die alte Zeit hauptsächlich vor der neuen voraus hatte, war vielleicht dieses, dass in der alten Zeit

(Bonapartes Ausdruck zu gebrauchen) les paroles aux choses giengen, in der neuen nicht. Ich meine dies: in der alten Zeit war der Charakter des öffentlichen Lebens, des Staats und der Religion, wie des Privatlebens entschiedene Bejahung des Willens zum Leben; in der neuen Zeit ist er Verneinung jenes Willens, da diese der Charakter des Christenthums ist: aber nun wird theils jener Verneinung selbst öffentlich abgedungen, weil sie zu sehr mit dem Charakter der Menschheit streitet; theils wird heimlich bejaht, was öffentlich verneint wird; daher ist Halbheit und Falschheit überall im Spiel: daher steht die neue Zeit so kleinlich hinter der alten."

Ausser solchen allgemeinen Betrachtungen enthalten aber das „Reisebuch" und die „Brieftasche" auch Notizen über speciell Gesehenes, namentlich über Werke der Architektur und der bildenden Künste, und zwar nicht blos über das in Italien selbst, sondern auch über das auf der Hin- und Rückreise an manchen Orten Gesehene; und zwischen diesen Notizen stehen die ästhetischen Betrachtungen, zu denen das Gesehene Schopenhauern angeregt hat, z. B. über Allegorie, über den Unterschied zwischen Skulptur und Malerei, u. s. w. Die meisten Aufzeichnungen dieser Art sind jedoch schon von Schopenhauer selbst für die zweite Auflage der Welt als Wille und Vorstellung (in den ästhetischen Capiteln über Architektur, über die bildenden Künste, über Musik, über Naturschönheit) so wie für die Parerga (in dem Capitel zur Aesthetik) benutzt worden. Auf der ersten Reise z. B. hat Schopenhauer zu Wien im Oktober 1818 jene Betrachtung über den mächtigen Unterschied zwischen französischen und englischen Gärten aufgeschrieben, die sich jetzt in den „vereinzelten Bemerkungen über Naturschönheit" im 2. Bd. der Welt als Wille und Vorstellung (Cap. 33, am Schluss) findet. Er muss wohl durch eine bestimmte Gartenanschauung dazu veranlasst worden sein. Auf der zweiten Reise hat er zu Stuttgart jene Betrachtung über die Boissereesche Sammlung aufgeschrieben, die sich jetzt im zweiten

Bande der Parerga, am Schluss des ästhetischen Capitels findet, u. s. w.

Manches des Gesehenen diente Schopenhauern zur Bestätigung seiner eigenthümlichen, philosophischen Erklärungen. So z. B. fand er eine Bestätigung seiner Theorie vom Weinen, wonach dasselbe aus Mitleid mit sich selbst entspringt (vergl. Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I., §. 67 und Bd. II., Cap. 47.) in einem auf der ersten Reise gesehenen Bilde. Er schreibt nämlich zu Neapel im März 1819: „Nie ist das Weinen richtiger angebracht worden, als wo Homer den Odysseus weinen lässt, beim Phäaken-König Alkinoos, wo er unerkannt seine eigene Leidensgeschichte vom ἀοιδος absingen hört: denn hier tritt im höchsten Grade das Mitleid gegen sich selbst hervor. — Im Schloss Capo di Monte ist ein schönes Bild dieser Scene, von einem jungen Venetianer, Namens Ajes.“

Eine im Vatikan gesehene Büste des Bias mit der Inschrift „οἱ πλειστοι ἀνθρωποι κακοι“ bestätigte ihm seinen Pessimismus.

Minder zahlreich, als die Aufzeichnungen über Kunstgegenstände, sind in den Schopenhauerschen Reisebüchern die über den Eindruck, den die Natur auf ihn gemacht. Auf der zweiten Reise schreibt er zu Schaffhausen: „Eine erhabene Melancholie der Stimmung, wo man von der Werthlosigkeit aller Dinge, aller Genüsse und aller Menschen eine innige Ueberzeugung lebendig in sich trägt, und daher nichts begehrt und nach nichts verlangt, sondern das Leben als eine blosse Bürde fühlt, die bis zum Ende, das nicht fern seyn kann, getragen werden muss, ist eine weit glücklichere Stimmung, als irgend ein begehrender Zustand, der den Gaukelbildern Werth beilegt und danach hascht, sei er auch noch so heiter. Dies lehrt a posteriori die Erfahrung, und a priori ist es daraus klar, dass letzterer ein Zustand der Täuschung, ersterer ein Zustand der Erkenntniss ist.“

Die Schweiz vergleicht er einem Genie, schön und erhaben, aber nicht productiv an nahrhafter Frucht.

Dagegen seien Pommern und das Holstein'sche Marschland überaus fruchtbar und nahrhaft, aber platt und langweilig, wie nützliche Philister. — Dieses Gleichniss hat Schopenhauer später unter die Parabeln am Schluss des 2. Bandes der Parerga aufgenommen. Dort hat er auch die zu Vevey geschriebenen Worte aufgenommen: „Es giebt auf der Erde wirklich sehr schöne Landschaften: aber mit der Staffage ist es überall schlecht bestellt; daher man bei dieser sich nicht aufhalten muss."

Ein philosophischer Reisender, wie Schopenhauer, der in allen noch so verschiedenen Erscheinungen der Welt ein und dasselbe Grundwesen wieder erkannte, konnte natürlich auch über die Neuheit der Naturformen und Gestalten, die ihm auf Reisen begegneten, nicht so in Verwunderung gerathen, wie unphilosophische Reisende. Er schreibt in sein „Reisebuch":

„Gehn wir in ferne Länder und ein wärmeres Klima, so kommen uns viele neue Thiergestalten vor, die wir mit Verwunderung betrachten, uns nämlich etwas ganz Neues. Aber nur die Gestalt und Farbe ist das Neue. Das innere Wesen ist das selbe uns wohlbekannte: Wille zum Leben, in seinen gleichförmigen, bekannten Aeusserungen, die nicht viel Varietät zulassen."

Zu Trient, den 14. Mai 1823, schreibt er in seine „Brieftasche":

„Der Wille im Menschen hat genau denselben Zweck, wie der Wille im Thier: sich nähren und Kinder zeugen. Aber nun, welch' einen komplicirten und künstlichen Apparat dazu hat der Mensch, welch' künstliche Mittel zum selben Zweck, wie viel Intellekt, Ueberlegung und feine Abstraktion, die selbst bei den täglichen Verhandlungen des gemeinen Lebens in Anwendung gebracht werden. Und doch wird nur eben dasselbe bezweckt und erreicht, wie vom Thier. Es ist wie wenn derselbe Wein ein Mal in einem irdenen Gefäss, ein ander Mal im künstlich gearbeiteten Becher gereicht wird: es bleibt derselbe Wein, wie die Degenklinge dieselbe bleibt, der Griff mag Gold oder Messing seyn."

Diese, zu Trient niedergeschriebene, auch sonst in Schopenhauers Werken ausgesprochene Ansicht, zu der ihn vielleicht irgend eine Anschauung auf der Reise veranlasst hat, scheint mir aber zu denjenigen zu gehören, die mit Grund angefochten werden können. Denn, wenn der Mensch wirklich nichts weiter will. als was das Thier: sich nähren und Kinder zeugen, nur auf einem complicirtern Wege, — woher kommt die, einem ganz andern und weit höhern Zweck dienende Kunst? woher die, einem ganz andern und höhern Zweck dienende Philosophie? An den Werken der über die gemeinen Bedürfnisse des Willens erhabenen Kunst, so wie an seinem eigenen Streben nach philosophischer Wahrheit, konnte Schopenhauer wahrnehmen, dass es in der menschlichen Gattung doch noch einen höheren Willen giebt, als den bloss thierischen, sich zu nähren und Kinder zu zeugen: den Willen, das Schöne (die platonischen Ideen) anzuschauen und darzustellen, den Willen ferner, die Wahrheit zu ergründen. Wollte er auch im Staat und in der Civilisation nichts weiter sehen, als nur einen complicirtern Apparat für den im Wesentlichen mit dem thierischen identischen Willen des Menschen, und in den empirischen Wissenschaften ebenfalls nur Dienerinnen dieses Willens, so blieben doch immer noch Kunst und Philosophie als etwas nicht aus diesem Willen Erklärbares, noch auf ihn Zurückführbares übrig.

Schopenhauer würde nun freilich hierauf erwidern, Kunst und Philosophie entsprängen nur aus dem dienstfreien „Ueberschuss des Intellekts über den Willen“, seien im Grunde genommen nur „Abnormitäten“, Ausnahmen von der Regel, daher auch nur von und für die äusserst Wenigen der menschlichen Gattung, in denen jener „Ueberschuss“ sich einstellt. Aber hiegegen müsste ich ihn doch daran erinnern, dass nach seiner eigenen Lehre der Mensch im Allgemeinen, also nicht blos die Genie's, ein animal metaphysicum ist, also nicht blos physische, thierische Bedürfnisse hat. Auch dem gewöhnlichsten Menschen liegen zu Zeiten die „ewigen Dinge“ am Herzen,

und Keiner fühlt durch blosses Sichnähren und Kinderzeugen seine Lebensaufgabe erfüllt. Mit dem über den thierischen Intellekt sich erhebenden menschlichen Intellekt, welcher Metaphysiken, sei es nun in Form der Philosophie oder der Religion, erzeugt, scheint also doch auch ein höherer Wille, als der blos thierische verbunden zu sein, obwohl Schopenhauer, wie ich bereits oben (S. 152) angeführt habe, von einem zwiefachen Willen im Menschen nichts wissen wollte.

Gerade in Italien war es, wo Schopenhauer Gelegenheit hatte, sich von der Stärke des hier gegen ihn geltend gemachten „metaphysischen Bedürfnisses" zu überzeugen, und in der That schreibt er auch auf der zweiten italienischen Reise in seine „Brieftasche" jene klassische Betrachtung nieder, die er später dem Capitel über das metaphysische Bedürfniss des Menschen (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II., Cap. 17., S. 177. der 3. Aufl.) mit den Worten einverleibt hat: „Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Landen, aus allen Zeiten, in Pracht und Grösse, zeugen vom metaphysischen Bedürfniss des Menschen, welches stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fusse folgt", u. s. w.

Gleich auf diese Stelle aber folgt freilich in der „Brieftasche" wieder eine Stelle, in der Schopenhauer den Willen des Menschen wieder nur von der physischen Seite auffasst. Sie handelt von dem Geschlechtstriebe oder dem „Brennpunkt des Willens", — eine Stelle, die, wenn ich sie hier ausführlich mittheilte, den Verläumdern Schopenhauers so recht willkommenen Stoff zu neuen Anschwärzungen bieten würde. Schopenhauer macht nämlich in dieser Stelle, auf die Uebelstände, die aus der Monogamie für die natürliche Geschlechtsbefriedigung entspringen, hinweisend, Vorschläge zu einer Art von „Tetragamie". Ich halte es nicht für geeignet, diese ganze Betrachtung, die Schopenhauer auch noch in einem besonderen hinterlassenen Manuscript ausführlicher behandelt hat, hier mitzutheilen. Aber das will und muss ich hier ein für allemal sagen, dass alle solche anstössig

klingenden Stellen, wohin auch die im zweiten Bande der Parerga, in dem Capitel über die Weiber, enthaltenen Bemerkungen gegen die Monogamie gehören, in Schopenhauers Munde doch einen ganz anderen Sinn haben, als etwa in dem Munde eines unzüchtigen Wollüstlings. Schopenhauer spricht nämlich in ihnen vom Standpunkte der Bejahung des Willens zum Leben oder vom eudämonologischen Standpunkt, — von einem Standpunkt also, den er selbst in seiner Ethik verwirft. Ich habe diesen Punkt bereits in der von mir besorgten zweiten Auflage der Parerga hervorgehoben, wo ich zu den ein wenig mormonisch klingenden Worten Schopenhauers in dem Capitel über die Weiber (Bd. II., §. 383.) in einer Anmerkung unter dem Text gesagt habe, was ich hier wiederholen muss: „Es wird gewiss nicht an Solchen fehlen, die aus diesen Aeusserungen der Schopenhauerschen Philosophie den Vorwurf der gröbsten Unsittlichkeit machen. Diesen gebe ich einfach zu bedenken, dass Schopenhauer hier nur vom Standpunkte der Bejahung des Willens zum Leben redet. Diese aber und ihr „Brennpunkt", das geschlechtliche Leben, ist bekanntlich nach Schopenhauers Ethik die Quelle alles Unheils und aller Sünde. Die Schopenhauersche Ethik stellt das ehelose Leben höher, als das eheliche. Die freiwillige Keuschheit ist ihr der Gipfel der Selbstverleugnung, die allein zur Erlösung von dieser Welt der Sünde und des Elends führt. Nennt er doch den Beischlaf das „Handgeld des Teufels" und sagt: „Hat man denn nicht bemerkt, wie illico post coitum cachinnus auditur Diaboli?" (Parerga, 2. Aufl., II., §. 167.) Indem aber Schopenhauer die freiwillige Keuschheit höher stellt, als die Geschlechtsbefriedigung, verwirft er eo ipso von seinem ethischen Standpunkte aus auch die Polygamie. Gerade also in seinem Munde hat die Bevorzugung dieser vor der Monogamie nicht das Unsittliche, das sie in jedem andern allerdings hätte."

In seinem „Quartant" schreibt Schopenhauer: „Le mariage est un piège, que la nature nous tend."

Ich füge hier zu dem Gesagten noch hinzu, dass es selbst vom eudämonologischen Standpunkte der „Bejahung des Willens zum Leben“ immer noch einen grossen Unterschied macht, ob man, wie einst das junge Deutschland, im wollüstigen Sinne die Emancipation des Fleisches predigt, oder ob man, wie Schopenhauer thut, nur im Hinblick auf die vielen unglücklichen, unversorgten, stützelosen Weiber, die aus der monogamischen Einrichtung entspringen, der Polygamie das Wort redet. Man lese den erwähnten §. 383. der 2. Auflage der Parerga aufmerksam, und man wird finden, dass nicht Wollust es ist, was Schopenhauer zum Vertheidiger der Polygamie macht, sondern Mitleid mit den vielen durch die europäischen Ehegesetze unglücklich werdenden Weibern. Aus diesem und keinem andern Motive aber hat er auch den erwähnten Plan zur „Tetragamie“ in seiner „Brieftasche“ entworfen, wie der ganze wissenschaftlich gehaltene Ton, in welchem derselbe geschrieben ist, beweist. In einem spätern Manuscriptenbuch (Spicilegia) darauf zurückkommend, sagt er: „Mein Vorschlag der Tetragamie gewährte den grossen Vortheil, dass die Zunahme der Bevölkerung dadurch gehemmt würde.“ Schopenhauer kann in den Vorschlägen, die er zur Herbeiführung einer richtigern, naturgemässern Stellung der beiden Geschlechter zu einander macht, geirrt haben; aber gemeine Motive wird man ihm schwerlich nachweisen können. Er spricht in ihnen vom eudämonologischen Standpunkt, von demselben Standpunkt, von dem auch seine „Aphorismen zur Lebensweisheit“ im I. Bd. der Parerga geschrieben sind, erklärt aber diesen ganzen Standpunkt nicht für seinen ethischen, sondern nur für eine Accomodation an den gemeinen, eine Concession, zu der er sich herablässt. (Vergl. Einl. zu den „Aphorism. zur Lebensweisheit.“)

Unter den mancherlei Vortheilen, die er in seiner Herablassung auf den gewöhnlichen, eudämonologischen Standpunkt sich von der Polygamie versprach, war spasshafter Weise auch dieser, dass, wie er in seinem Manuscriptenbuch „Cogitata“ (angefangen im Febr. 1830 zu Berlin)

sagt, „der Mann nicht in so genaue Verbindung mit seinen Schwiegerältern käme, die Furcht vor welcher jetzt unzählige Ehen verhindert." Doch machte er sich selbst wieder den Einwurf: „zehn Schwiegermütter statt Einer!"

Ich fragte Schopenhauer einst, ob er nie an's Heirathen gedacht. Er erwiderte, es sei ihm wohl einige Male in seinem Leben nahe gelegt worden, zu heirathen, es sei aber immer nichts daraus geworden, und er rechne sich dieses zum Glücke an; denn im Joche der Ehe hätte er wohl schwerlich seine Werke schaffen können. „Unter Philosophen und Dichtern, schreibt er in seinem Manuscriptenbuch Spicilegia, sind die Verheiratheten schon als solche verdächtig, ihre Sache zu suchen, nicht das Heil der Wissenschaft und Kunst."

Ueber die oft aufgeworfene Frage, ob es überhaupt besser sei zu heirathen oder nicht, schreibt er in seiner „Brieftasche": „Die Frage, ob es besser sei, zu heirathen, oder nicht, lässt sich in sehr vielen Fällen darauf zurückführen, ob Liebessorgen besser sind, als Nahrungssorgen." —

Noch findet sich in der „Brieftasche" folgende charakteristische Ansicht über die Weiber: „Uns sich antragen wird kein Weib (entschiedene Huren ausgenommen); denn selbst bei aller Schönheit riskirt sie einen refus, weil Krankheit, Gram, Geschäfte, Grillen oft den Männern alle Lust benehmen, und ein refus wäre ein Todesstoss für ihre Eitelkeit. Hingegen sobald man den ersten Schritt gethan und dadurch sie über diese Gefahr beruhigt hat, steht man erst auf gleichem Fuss mit ihnen und wird sie dann meistens ganz trätabel finden."

Schliesslich findet sich in der „Brieftasche" auch noch Schopenhauers Ansicht von der „Sexual-Ehre", wie er sie später in den Parergis (2. Aufl. I., S. 387 ff.; 1. Aufl. I., S. 348.) ausführlicher dargelegt hat. — So viel von Schopenhauers, die Liebe und Ehe betreffenden Betrachtungen auf seiner zweiten italienischen Reise.

Da Schopenhauer, wie bekannt, ein Freund des Theaters war und gewiss auf seinen Reisen das Theater fleissig

besucht hat,*) so hatte ich erwartet, in seinem „Reisebuch“ und seiner „Brieftasche“ Mehreres über seine Theaterbesuche in Italien zu finden. Doch fand ich in seiner „Brieftasche“ nur folgende zu Florenz in französischer Sprache geschriebene allgemeine Bemerkung: „L'unité de l'action consiste en ce que d'un bout de la pièce à l'autre on parle toujours de la même chose, ce qui est horriblement ennuyeux, et rend les tragédies françaises si soporofiques.“ — Wodurch diese Bemerkung veranlasst sei, ist nicht gesagt. —

Wenn überhaupt in Schopenhauers Reisebüchern sich mehr allgemeine Betrachtungen, als Details finden, so hat man sich hierüber bei einem Philosophen, wie er, der bestrebt war, die Dinge im Grossen und Ganzen anzusehen, bei den Einzelnheiten aber sich nicht aufzuhalten, — nicht zu wundern. Er schreibt in sein „Reisebuch“ in französischer Sprache ausdrücklich die Maxime ein:

„Il faut tâcher de conserver toujours la vue des choses en grand; si vous vous arrètez aux détails, ils vous confondront et vous aurez une vue fausse: le succès ou le contretemps du moment, et l'impression qu'ils font, ne doivent compter pour rien.“ —

Wie Schopenhauer seine Gedanken mitunter, wie das voranstehende Beispiel zeigt, in fremder Sprache, sei es in französischer, oder englischer, oder italienischer, aufgeschrieben, weil er sie gerade in dieser Sprache gedacht,**) so hat er sie mitunter auch in Verse gefasst. So finden sich z. B. in seiner „Brieftasche“ folgende Verse, die freilich auf Correktheit nicht Anspruch machen dürfen:

Wenn, was wir klüglich und weislich erdacht,
Das Glück uns tückisch zu Schanden gemacht;

*) In den Parergis (2. Aufl. II., §. 373.; 1. Aufl. II., §. 361.) sagt er: „Wer das Schauspiel nicht besucht, gleicht Dem, der seine Toilette ohne Spiegel macht.“

**) Ein, jedes Mal unter solche Stellen gesetztes „Ego“ zeigt an, dass sie seine eigenen Gedanken enthalten.

So ist das hart zu untergehn.
Aber tausend Mal härter ist es zu sehn,
Wenn was das Glück uns legte zur Hand
Tölpisch zerschlug unser Unverstand.

Auf welchen Vorgang sich diese Verse beziehn, ist wieder nicht gesagt. —

Mitten unter allen Genüssen auf seinen Reisen verliess jedoch Schopenhauern sein Pessimismus nicht, er wurde, wie schon gesagt, in dem Lande, „wo die Citronen blühn", durchaus kein Optimist; denn der Pessimismus sass einmal zu tief in seinem Wesen; daher sich in seinem „Reisebuch" und der „Brieftasche" nicht wenig pessimistische Stellen finden. In dem Leben der grossen und vornehmen Welt sah er z. B. nur einen „anhaltenden und verzweifelten Kampf gegen die Langeweile", dagegen in dem Leben der niederen Volksklasse einen „steten Kampf gegen die Noth." Am glücklichsten schien ihm noch „der goldene Mittelstand."

Während Andere auf Reisen dem Vergnügen nachgehen, hat Schopenhauer auf seinen Reisen Materialien zu seiner Eudämonologie gesammelt und hat die oberste Regel seiner „Lebensweisheit", den Aristotelischen Satz: Nicht dem Vergnügen, sondern der Schmerzlosigkeit geht der Vernünftige nach, (ὁ φρονιμος το ἀλυπον διωκει, οὐ το ἡδυ) niedergeschrieben und entwickelt. Die zur nähern Begründung und Erläuterung dieses Satzes gehörige schöne, später in die Parerga aufgenommene Stelle: „In Arkadien geboren, wie Schiller sagt, sind wir freilich Alle" u. s. w. (Parerga Bd. I. S. 434. der 2. Aufl., S. 390. der 1. Aufl.) — diese Stelle ist, wie ich aus der „Brieftasche" ersehen, zuerst zu Gastein im Mai 1824 niedergeschrieben. Die in dieser Stelle vorkommende Mahnung an das Schicksal, in dessen Macht wir Alle stehen, das uns in der Regel „unsanft packt und belehrt, dass nichts unser ist, sondern Alles sein, indem es ein unbestrittenes Recht hat, nicht nur auf allen unsern Besitz und Erwerb und auf Weib und Kind, sondern sogar auf Arm und Bein, Auge und

Ohr, ja, auf die Nase mitten im Gesicht" — lag freilich einem lediglich auf den ererbten Besitz angewiesenen und dabei in Folge seines ängstlichen Wesens sich doppelt unsicher fühlenden Manne, wie Schopenhauer, besonders nahe. Sein Wohlsein und seine Unabhängigkeit sah er schon frühzeitig als ein Geschenk des Zufalls an, jener „argen Macht, die eben so leicht wieder nehmen kann, was sie gegeben hat." Deshalb hatte er schon zu Weimar 1814 in seine Erstlingsmanuscripte geschrieben:

„Gedenke, dass der Zufall, jene auf dieser Erde (nebst dem Irrthum, seinem Bruder, und der Thorheit, seiner Tante, und der Bosheit, seiner Grossmutter) herrschende Macht, die jedem Erdensohn, und auch dir, durch grosse und kleine Streiche, jährlich und täglich das Leben vergällt; — bedenke, sage ich, dass diese arge Macht es ist, der du dein Wohlseyn und deine Unabhängigkeit verdankest, indem sie dir gab, was sie vielen Tausenden versagte, eben um es Einzelnen, wie dir, geben zu können. Wenn du es bedenkest, so wirst du nicht thun, als besässest du das, was du ihr dankest, von Rechtswegen, sondern du wirst wissen, durch die Gunst welcher wankelmüthigen Herrscherin du es hast, und wenn ihr daher die Laune kommt, es dir zum Theil oder ganz wieder zu nehmen, so wirst du nicht Zeter schreien über die Ungerechtigkeit, sondern du wirst wissen, dass der Zufall nahm, was der Zufall gegeben hatte, du wirst allenfalls bemerken, dass er dir nicht ganz so günstig ist, als es bisher schien: könnte er doch nicht bloss über Das, was er gegeben, sondern auch über Das schalten, was du sauer und redlich erworben hättest! —

»Ist er nun aber noch immer so günstig gegen dich, dass er dir viel mehr giebt, als fast Allen, auf deren Fussstapfen du wandeln willst, o so sei froh, eifre nicht über den Besitz seiner geschenkten Gaben, missbrauche sie nicht, sieh' sie als das Lehen eines launigen Herren an, verwende sie mit Weisheit und Güte."

Nachdem ich das Wesentlichste über Schopenhauers Gedanken und Stimmungen auf seinen beiden italienischen Reisen mitgetheilt und hiermit eine grosse Lücke in Gwinners Biographie ausgefüllt habe, gehe ich nun zu seinem Privat-Docententhum über. Nach seiner Rückkehr von der ersten italienischen Reise begab sich Schopenhauer bekanntlich im Jahre 1820 nach Berlin und habilitirte sich an der Universität, docirte jedoch nur während eines Semesters. Nach der Rückkehr von der zweiten italienischen Reise ging er wieder nach Berlin, las aber nicht, obgleich der Lektionskatalog seinen Namen enthielt. Dies ist der äussere, von ihm selbst angegebene Umriss seines Privat-Docententhums. Neugierige werden nun freilich wünschen. diesen äussern Rahmen mit recht vielen Details ausgefüllt zu sehen, über die Zahl der Zuhörer, die der Privat-Docent Schopenhauer gehabt, über den Beifall, den er bei diesen gefunden, über seinen Vortrag, über seine Stellung zu den Professoren, u. s. w. Doch mit solchen Details kann ich hier nicht dienen. Denn Schopenhauer hat mir nichts Derartiges mitgetheilt und scheint auch Gwinnern nichts mitgetheilt zu haben; denn was dieser über Schopenhauers Privatdocenten-Carrière sagt, ist wieder nur ziemlich allgemein gehalten. Doch — was wesentlicher und werthvoller ist, als alle jene Aeusserlichkeiten, — ich kann aus Schopenhauers, durch sein Vermächtniss mir zugefallenen Collegienheften, d. h. den von ihm für seine Vorlesungen ausgearbeiteten Heften, Proben geben, wie er als Docent seine Sache aufgefasst, und wie vortheilhaft er sich in dieser Beziehung von den Docenten gewöhnlichen Schlages unterschieden hat.

Doch halt, auch den Neugierigen und Anekdotensüchtigen kann ich aus Schopenhauers Privatdocenten-Carrière Etwas zum Besten geben, das ich aus seinem eigenen Munde weiss, und das er mir später brieflich wiederholt hat. Es betrifft sein Verhältniss zu seinem Rivalen, dem jungen Privatdocenten Beneke. Dieser hatte nämlich 1820 in der Jenaischen Litteraturzeitung eine Recension der „Welt als Wille und Vorstellung“ veröffentlicht, in der

er, sich falscher, lügenhafter Citate bedienend, die Schopenhauersche Philosophie lächerlich zu machen suchte. Dies bewog Schopenhauern, der Redaktion der Jenaischen Litteraturzeitung eine Entgegnung unter der Ueberschrift: „Nothwendige Rüge erlogener Citate“ einzusenden. Die Redaktion übersandte diese Entgegnung erst Beneken zur Beantwortung, und nun kam dieser persönlich zweimal zu Schopenhauer, um die Sache mündlich beizulegen. „Als er aber“, so schrieb mir Schopenhauer hierüber, „zum zweiten Male den Bescheid bekam, ich sei zu Hause, aber nicht zu sprechen, da wurde, wie mir die Magd berichtete, der arme junge Mensch ganz blass.“ (Beneke hatte anonym recensirt, Schopenhauer aber hatte ihn so sicher erkannt, dass er der erwähnten „Rüge“ hinzugefügt hatte, die Recension sei von einem 22jährigen Dr. Beneke, der noch im letzten Semester als Student seine Vorlesungen besucht habe.) Jetzt half sich Beneke damit, dass er die Schuld auf den Setzer schob, als welcher zu den betreffenden Stellen Gänsefüsse gesetzt hätte, wo im Manuscript keine gestanden. Schopenhauer jedoch schenkte dieser Entschuldigung keinen Glauben, sondern war der Meinung, dass Beneke, der sich kurz zuvor habilitirt hatte, ihn durch seine boshafte und lügenhafte Recension habe unterminiren wollen.

Ich kann hieran beiläufig gleich einige spätere, briefliche Aeusserungen Schopenhauers über Beneke anknüpfen. Als Fortlage's „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant“ (Leipzig, F. A. Brockhaus 1852) erschienen war, in welcher Beneke hinter Schopenhauer behandelt wird, schrieb mir Schopenhauer aus Frankfurt, den 10. Juni 1852:

„Fortlage's neue Geschichte der Philosophie, enthaltend 16 Seiten über mich, wird Ihnen eben vorliegen. Die zweite Hälfte des Capitels besteht aus abgeschriebenen Stellen meiner Werke, ist folglich sehr gut, abgesehen von der pêle-mêle, pot-pourri Zusammenstellung. Aber was er selbst referirt und gar beurtheilt ist falsch, schief und schlecht. Erst ignoriren die Herren mich 35 Jahre

lang und dann werde ich eben einrangirt unter lauter Lumpe, als auch so Einer, und gar noch verglichen, ja ähnlich gefunden, mit dem erbärmlichen Beneke, auf den ich das Xenion anwende:

Armer empirischer Teufel, Du weisst es nicht, wie Du so dumm bist;
Denn Du bist, sei es geklagt, ach a priori so dumm!" —

Später, als Beneke im neuen Canal bei Berlin sich das Leben genommen hatte, schrieb mir Schopenhauer aus Frankfurt, den 9. April 1854: „Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Benekes Nekrolog zugeschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessirt, die Laufbahn dieses Sünders zu sehen. Ich glaube, er hat es schliesslich dem Empedokles gleichthun wollen und ist in Gott weiss welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wohl einmal die goldene Brille ausgeworfen werden.*) Frägt sich, ob ein Dérangement seiner „Angelegtheiten", **) oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat. — Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, dass sie mich vor 23 Jahren daraus vertrieben hat und hieher, in's mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Erémitage." —

Dass nun in dem »physisch und moralisch vermaledeiten Nest" Schopenhauers Docentenlaufbahn nur eine kurze war, darüber hat man sich nicht zu wundern. Abgesehen davon, dass, wie auch Gwinner richtig bemerkt, damals an der Berliner Universität neben Hegel und Schleiermacher aufzukommen für einen jungen, seinen eigenen Weg gehenden Privatdocenten unmöglich war, so hatte auch Schopenhauer überhaupt nicht das Zeug dazu, als Docent Carrière zu machen. Er war zu gross, stand

*) Beneke trug eine goldene Brille.

**) Dieses Ausdrucks bediente sich Beneke in seiner Psychologie.

zu hoch dazu. Denn, obwohl er, wie seine ausgearbeiteten Vorlesungen zeigen, es sehr wohl verstand, sich in der Form des Vortrages zu akkomodiren, d. h. auf den Standpunkt der studirenden Jugend herabzulassen und seine ohnehin schon deutliche Sprache den Jünglingen, mit Rücksicht auf das Maass ihrer Kenntnisse, ihrer Bildung und ihres Verständnisses noch deutlicher, noch fasslicher zu machen; so ging doch seine Akkomodationsfähigkeit eben nur so weit, nicht weiter. Dem Inhalt nach weichen seine Vorlesungen nicht um ein Titelchen von der „Welt als Wille und Vorstellung" ab, lehren denselben entschiedenen Atheismus und Pessimismus, treten mit derselben Energie gegen die herrschenden „occidentalischen Vorurtheile" auf; und hätte damit wohl Schopenhauer auf dem Katheder Glück machen können, wäre er auch nur geduldet worden? Ja, hätte er neben seinem Geist, seiner Gelehrsamkeit und seiner Sprachgewalt, die ihn zu einem ausgezeichneten Docenten befähigten, auch jene Biegsamkeit und Schmiegsamkeit, jene Toleranz gegen die „Lüge" und jene Unterwürfigkeit unter die von Oben oder von Unten beliebten Meinungen besessen, durch welche die Sophisten, die von, nicht für die Philosophie leben, ihr Glück machen, — dann hätte auch er reüssirt. Aber seine Mission war eine höhere. Er war dazu berufen, den Tempel der Philosophie von den Gewerbsleuten zu reinigen; darum durfte er nicht auch Einer von ihnen werden.

Es wäre zu wünschen, dass alle Universitäts-Docenten von demselben Geiste der reinen und rücksichtslosen Wahrhaftigkeit beseelt wären, der aus Schopenhauers „Vorlesungen" athmet, dann würden die Klagen, die den Stoff seiner Abhandlung über die „Universitätsphilosophie" bilden, bald verstummen, und die auf dem Katheder herrschende unerschrockene Ehrlichkeit würde bald auch von da in alle Kreise der Wissenshaft, des Lebens und der Litteratur eindringen, würde aus allen die Lüge, die Charlatanerie und Sophisterei verdrängen, würde auf alle verjüngend und kräftigend wirken.

Schopenhauer war aus formellen Gründen gegen den Druck von Vorlesungen. Eine seiner letzten Aufzeichnungen in seinen „Senilia“ lautet: „Ein Hauptnutzen des Studiums der Alten ist, dass es uns vor der Weitschweifigkeit bewahrt; indem die Alten stets bemüht sind, koncis und prägnant zu schreiben, und der Fehler fast aller Neuern Weitschweifigkeit ist, welche die Allerneuesten durch Silben- und Buchstabensuppression gut zu machen suchen. Daher soll man das ganze Leben hindurch das Studium der Alten fortsetzen, wenn auch mit Beschränkung der darauf zu verwendenden Zeit. Die Alten wussten, dass man nicht schreiben soll, wie man spricht: die Neuesten hingegen haben sogar die Unverschämtheit, gehaltene Vorlesungen drucken zu lassen.“

Diese Stelle bestätigt Gwinners, in seiner Biographie (S. 61.), gegebene Erklärung, dass der Druck der Schopenhauerschen Vorlesungen „seinem öfters ausgesprochenen Tadel des Drucks von Vorlesungen zuwiderlaufen würde.“

Doch ich glaube, dass wenn man Schopenhauer gefragt hätte, ob die hinterlassenen Vorlesungen eines Gelehrten auch dann nicht gedruckt werden sollen, wenn sie dem Inhalte nach wichtige Wahrheiten und Entdeckungen enthalten, die der Gelehrte selbst noch nicht durch den Druck veröffentlicht hat, — dass er alsdann gesagt haben würde, solche Vorlesungen seien, auch bei den grössten formellen Mängeln, unbedenklich zu drucken. Denn die Sache ging ihm über die Form.

Schopenhauers Tadel des Drucks von Vorlesungen aus rein formellen Gründen würde mich also keineswegs abhalten, seine Vorlesungen dem Druck zu übergeben, wenn dieselben dem Inhalte nach wesentlich Neues böten, das zur Erläuterung und Ergänzung seiner Lehre diente. Doch, so weit ich bis jetzt die Vorlesungen durchgesehen habe, ist dies nicht der Fall.*) Ich kann

*) Schopenhauers nachgelassene „Eristik“ bildet ein Werk für sich. Dieselbe lag zwar unter seinen Manuscripten den Vorlesungen

also davon abstehen, die Vorlesungen in extenso drucken zu lassen. Aber ich kann es nicht unterlassen, einige Proben aus denselben zu geben, damit man sehe, wie Schopenhauer als Docent seine Aufgabe gefasst hat und wie ihm nur das Eine am Herzen lag, Einsichten zu verbreiten, wie fern er aber war von Absichten. Alle jene Künste und Kniffe, durch welche sonst angehende Docenten Zuhörer anzulocken suchen, durch welche aber die Würde der Wissenschaft nichts gewinnt, waren ihm völlig fremd. Man wird diese Proben aus Schopenhauers Vorlesungen unten unter den Nachlassstücken finden. —

Die Beachtung oder richtiger Nichtbeachtung, die Schopenhauer sowohl als Autor der Welt als Wille und Vorstellung, wie auch als Docent erfahren hatte, war nicht geeignet, ihn hold gegen seine Zeit- und Fachgenossen zu stimmen. Es trat in Folge derselben bei ihm eine lange Periode des Unmuths ein, die bis 1836 zur Schweigperiode wurde, und die auch alsdann noch nicht aufhörte, als Schopenhauer 1836 das Schweigen mit der Schrift „über den Willen in der Natur" gebrochen hatte. Denn, wie wir sehen werden, auch nach dieser Schrift hatte er wieder auf's Neue über Nichtbeachtung zu klagen.

Die Nichtbeachtung, die er beim Publikum gefunden hatte, rief in ihm die Verachtung eben dieses Publikums, zu der er ja ohnehin schon im Gefühl seiner „Heterogeneität", wie wir gesehen haben, geneigt war, in desto stärkerem Grade hervor. Wenn vorher, in seinen Erstlingsmanuscripten, seine Verachtung des Publikums eine mehr objektive, aus der Erkenntniss der intellektuellen Unfähigkeit der Menge überhaupt entsprungene war, so bekam

als integrirender Theil des ersten Buches derselben, der „Dianoiologie", bei, ist auch in dem Stile derselben geschrieben und, dem Papier, wie der Handschrift nach zu urtheilen, von gleichzeitiger Abfassung mit ihnen, ist aber von Schopenhauer später dadurch als ein für sich bestehendes Werk kenntlich gemacht worden, dass er sie mit einem besonderen Umschlag umgeben und auf das Titelblatt geschrieben hat: „Eristik, vide Parerga II., S. 24. ff."

sie jetzt einen persönlichen, bittern Beigeschmack, durch die Beziehung auf die ihm für sein, alle anderen zeitgenössischen Produkte hoch überragendes Werk zu Theil gewordene Anerkennung, d. h. Nichtanerkennung.

Schopenhauer war sich, wie wir gesehen haben, schon auf seiner ersten Reise nach Italien bewusst, ein grosses Werk vollbracht zu haben. Ja, schon vor dem Erscheinen desselben, schon 1817 zu Dresden, hatte er ein bestimmtes Bewusstsein über die Vorzüge dieses seines Werkes vor den anderen zeitgenössischen Leistungen. Denn er projektirte z. B. eine Dedikation der Welt als Wille und Vorstellung an die Zeitgenossen, „da die Vorwelt keine Dedikation mehr hört und die Nachwelt keine mehr annimmt.“ Am Ende dieser Dedikation sollte stehen: „Schliesslich erlaube man mir, die feierliche und ernste Versicherung zu geben, dass ich mir im ganzen Buche keiner einzigen Windbeutelei bewusst bin. So sehr man auch (aus guten Gründen) auf Bescheidenheit hält, wird man mir doch dieses kleine Selbstlob hingehn lassen, bloss weil man nicht weiss, wie viel es bei einem Philosophen damit auf sich hat, es sei denn, man habe Geschichte der Philosophie aus den Quellen studirt.“

Später, in den Manuscriptbüchern aus den zwanziger und dreissiger Jahren, giebt er als den grossen Vorzug seiner Philosophie an „die völlige Immanenz (im Gegensatz der Transscendenz) und die gänzliche Abwesenheit alles Mythischen, aller Hypostasen und aller historischen Auffassung der Welt.“ Ja, er hält sich für den Lavoisier der Philosophie, indem er sagt: „Die Zerlegung des Ich in Willen und Erkenntniss mag so unerwartet seyn, als die des Wassers in Wasserstoff und Sauerstoff: sie ist der Wendepunkt meiner Philosophie und nächst ihr ist dies die strenge Sonderung der anschauenden und denkenden Erkenntniss.“

„Wie man in der Physik Jahrtausende hindurch das Wasser unbedenklich für einfach und folglich für ein Ur-Element hielt; so hat man noch länger, in der Metaphysik, das Ich unbedenklich für einfach und folglich für

unzerstörbar gehalten. Ich aber habe gezeigt, dass es aus zwei sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, dem Willen, der metaphysisch und Ding an sich ist, und dem erkennenden Subjekt, welches physisch ist und zur blossen Erscheinung gehört.«

Ausführlicher hebt er diese Zersetzung des Ich in Wille und Vorstellung als das eigenthümliche Verdienst seiner Philosophie und das Unterscheidende derselben von allen früheren hervor im „Cholerabuch", d. h. in dem auf der Flucht vor der Cholera geschriebenen Buche. Dort heisst es: „Lavoisier zersetzte das bisherige Ur-Element Wasser in Hydrogen und Oxygen, und schuf dadurch eine neue Periode der Physik und Chemie. Ich aber habe die bisherige Seele oder Geist (ψυχη) zersetzt in zwei Grund-Verschiedene, Wille und Vorstellung, wodurch die wahre Metaphysik begonnen hat. Denn alle bisherigen Systeme fingen entweder mit der Materie an, welches Materialismus gab, oder mit dem Geist (Seele), welches Spiritualismus gab. Beide Arten führten aber zuletzt immer auf Absurditäten, und kein System war haltbar. Ich setzte den einen Bestandtheil der ψυχη, den Willen, als das Erste und Primäre, den anderen, nämlich das Erkennende oder das Subjekt, als das Zweite, Sekundäre, und die Materie als das nothwendige Correlat dieses Zweiten, indem keine Materie ohne ein Vorstellendes, aber auch kein Vorstellendes ohne Materie möglich ist. Ersteres, weil die Materie als solche nur in der Vorstellung existirt, das Andere, weil das Vorstellungsvermögen nur als Eigenschaft eines Organismus existiren kann.

„Demnach steht die Sache jetzt so, wie sie vorher nie gestanden hat; und mein System ist grundverschieden von allen früheren." *)

---

*) Diese Stelle hat Schopenhauer später in seiner Schrift „über den Willen in der Natur" (2. Aufl. p. 19.) benutzt, wo er als den Grundzug seiner Lehre, welcher sie zu allen je dagewesenen in Gegensatz stellt, die gänzliche Sonderung des Willens von der Erkenntniss angiebt, und hinzufügt: „Jene Trennung aber, jene Zersetzung des so lange untheil-

In dem „Cholerabuch“ rühmt er auch dieses von seiner Philosophie, dass sie zuerst gelehrt, was das All-Eine der Pantheisten sei, indem er sagt:

„Meine Zeit hatte bereits, nachdem Bruno, Spinoza und Schelling es gelehrt, ganz wohl begriffen, dass Alles Eins sei: aber was dieses Eine sei und wie es dazu komme, sich als das Viele darzustellen, habe ich zuerst gelehrt.“

Er freut sich, dass selbst ein „elender Querkopf“, wie Heinroth, den Mangel der All-Eins-Lehre, dass sie nämlich nicht lehre, was das All-Eine sei, erkannt habe: „Heinroth, Pisteodicee 1829, p. 313. sagt: „„aber angenommen der orientalische, wie der Schelling'sche Pantheismus, — und was ist die All-Eins- oder Identitäts-Lehre anderes? — sei Wahrheit: was für Erkenntniss schöpfen wir aus den genialen Leistungen Schellings, wie aus den eben so genialen Ahndungen des alten Orients? Wir lernen weder das **All** noch das **Eins** kennen, sondern müssen uns mit leeren Postulaten und hohlen Formeln begnügen, deren letzte und höchste das A = A ist.““ — Es ist tröstlich, dass selbst so ein elender Querkopf, wie Heinroth, dies einsieht und erkennt. Freilich hebt die Malice und Scheelsucht Jeden über sich selbst hinaus, und der Stumpfe wird scharfsinnig, wenn es Anderer Fehler gilt.“

Aber Schopenhauer war sich nicht blos, wie gezeigt, der Vorzüge und Verdienste seiner Philosophie vor den andern klar und deutlich bewusst, sondern eben so klar und deutlich erkannte er auch, wie ebenfalls aus den Aufzeichnungen der zwanziger und dreissiger Jahre hervorgeht, das Falsche und Verderbliche der Fichte-Schelling-Hegelschen Richtung. Es kann daher keine ungerechtere Beschuldigung geben als die, dass Schopenhauer nur aus persönlicher Verstimmung, aus Groll und Neid über den Ruhm, den jene Drei erlangt, während er unbeachtet geblieben, sie „Windbeutel und Charlatane“ gescholten habe.

bar gewesenen Ichs oder Seele, in zwei heterogene Bestandtheile, ist für die Philosophie Das, was die Zersetzung des Wassers für die Chemie gewesen ist; wenn dies auch erst spät erkannt werden wird.“

Nein, er hatte objektive Gründe. „Windbeutel, schreibt er in seinem „Foliant“, habe ich Fichte und Schelling genannt. Denn, wenn Einer seine Dogmen durch schlechte Induktion, falsche Schlüsse, unrichtige Hypothesen u. dgl. m. zu Tage gefördert, so sagt man: „er irrt.“ Aber wenn er behauptet, seine Dogmen unmittelbar anzuschauen, auf einem nur ihm und seinen Adepten zugänglichen Wege, dann sagt man: er ist ein Windbeutel.«

„Schelling, (schreibt er in den „Pandektä“) nachdem er, in der Jugend, mit gränzenloser Frechheit die Philosophie ex tripode gelehrt, hat sich im Alter von dieser Offenbarung der Philosophie zur Philosophie der Offenbarung gewendet: sehr charakteristisch. Man wird ihm nicht vorwerfen können, dass er nicht gewusst hätte, von welcher Seite der Wind blase, und dass es in diesem, auf allerhöchsten Befehl gottseligen Decennium, wo ein sauberer Kollege Schellings, Ringseis, Locke und Rousseau verketzert und verschreit, nicht mehr an der Zeit sei, zu sagen: „„Gott ist wesentlich die Natur und umgekehrt““; (Schelling, vom Verhältniss der Naturphilosophie zur Fichte'schen p. 16.) oder: „„Die Schwere ist der ganze untheilbare Gott““ (vom Verhältniss des Realen und Idealen p. 24.) — welches man ruhig hinnahm, während man Fichten wegen seines: „Gott ist die moralische Weltordnung“ verketzert und verfolgt hat.

„Aber aus der Reihe der Philosophen müssen Leute, wie Fichte, Schelling und Hegel ausgeschlossen werden, wie weiland die Krämer und Wechsler aus dem Tempel zu Jerusalem.“

Ausführlicher noch, als über Schelling, spricht er sich über Hegel aus in folgender Stelle des »Foliant«:

„Die Hegelsche Philosophie ist ganz gemacht zu einer erklecklichen Kathederweisheit: denn sie enthält statt der Gedanken blosse Worte, und Worte wollen die Jungens haben zum Nachbeten, Aufschreiben und Nachhausetragen, Gedanken können sie nicht brauchen. — Sie leistet also vollkommen Das, wozu ihr Urheber sie bestimmte.

Dazu kommt nun noch, dass ihre Resultate nichts anderes sind, als die Hauptsätze der Landesreligion, die Jeder mit der Muttermilch eingesogen; diese nun hier in einem höchst krausen, prunkenden, vornehmen und hochtrabenden Wortgallimathias glücklich wieder zu finden muss ihm viel Vergnügen machen. Nihil novum sub sole! Dieselbe Scharlatanerie, durch baaren Unsinn zu imponiren, welche die Schellingianer einführten und Hegel zum Gipfel brachte, beschreibt sehr genau schon Giordano Bruno, Opp. Vol. 2., p. 282. Ein passendes Motto zu Hegels Schriften steht in Cymbeline, Akt 5., Sc. 4.: such stuff as madmen tongue, and brain not.

„Wie müssen doch die Köpfe beschaffen seyn, denen man mit einer so plumpen Scharlatanerie beikommen konnte, als die ist, einen so armsäligen Wortkram für einen Aufschluss über das Räthsel des Daseyns zu geben, und denen man mit solcher Unverschämtheit den widersinnigsten Gallimathias auftischen darf!

„Ein Beispiel sei aus Hegels Encyklopädie, 2. Aufl. p. 120. genommen, wo da steht:

2te Abtheilung der Logik:

„„Die Lehre vom Wesen.““

§. 112.

„„Das Wesen, als das durch die Negativität seiner selbst sich mit sich vermittelnde Seyn, ist die Beziehung auf sich selbst, nur indem sie Beziehung auf ein Anderes ist, das unmittelbar nur als ein Gesetztes und Vermitteltes ist.““

„Dies steht in vier gedruckten Zeilen, die eben so viele handgreifliche Widersprüche enthalten.“

§. 116.

„„Das Wesen ist nur reine Identität und Schein in sich selbst, als es die sich auf sich beziehende Negativität, somit Abstossen seiner von sich selbst ist; es enthält also wesentlich die Bestimmung des Unterschiedes.““

„Die freche Ruchlosigkeit dieses Scharlatans, die eigentliche improbitas seines Treibens, besteht darin, dass er Worte zusammensetzt, die völlig unmögliche Operationen

des Intellekts angeben, nämlich Widersprüche und Widersinne jeder Art: da wird denn beim Lesen der Intellekt so auf die Folter gespannt, wie es der Leib würde, wenn man ihm Biegungen und Stellungen zumuthete, die ganz gegen seine Artikulation giengen.

„Im Ganzen enthält Hegels Philosophie $\frac{3}{4}$ baaren Unsinn und $\frac{1}{4}$ korrupte Einfälle. An seiner Philosophie ist nichts deutlich, als ihre Absicht, welche ist, die Gunst der Fürsten zu erwerben durch Servilität und Orthodoxie. Die Deutlichkeit der Absicht kontrastirt sehr pikant mit der Undeutlichkeit des Vortrags, und wie Harlekin aus dem Ei entwickelt sich am Ende eines ganzen Bandes voll bombastischen Gallimathias und Unsinns die edele Rockenphilosophie, die man in Quarta zu erlernen pflegt, nämlich Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, die Richtigkeit der evangelischen Konfession und die Falschheit der katholischen u. dgl. m.

„Wenn man die Begriffe Seyn und Nichts beliebig mit einander vertauschen kann; so sind alle Räthsel gelöst und alle Probleme beantwortet.

„Um die Menschen zu mystificiren, ist nichts tauglicher, als ihnen etwas vorzulegen, davon sie deutlich merken, dass sie es nicht verstehen: da werden sie, besonders Deutsche, die treuherziger Natur sind, sogleich annehmen, dass es nur an ihrem Verstande liegt, dem sie im Stillen nicht gar viel zutrauen: zugleich werden sie ihr Nichtverstehen Ehren halber verhehlen, wozu kein sichereres Mittel, als einzustimmen in das Lob der unverstandenen Weisheit, die nun eben dadurch immer mehr Autorität erhält, immer mehr imponirt und immer mehr Muth und Selbstvertrauen in Dem voraussetzt, der seinem Verstande ernstlich trauend und aus eigenen Mitteln urtheilend, das Ding für eine unsinnige Saalbaderei erklärt."

Alle Drei, Fichte, Schelling und Hegel, nimmt Schopenhauer zusammen in folgender Stelle seiner „Cogitata:"

„Fichte hat wirklich eine grosse Entdeckung gemacht, die der Niaiserie der Deutschen, vermöge welcher, wenn ihnen Einer keck baaren Unsinn vorschwatzt,

sie, aus Furcht, ihr Verständniss zu kompromittiren, bodenlosen Tiefsinn darin finden und den Inhalt loben, wodurch sich ein philosophischer Ruf trotz dem besten bei ihnen begründet, der, ein Mal etablirt, sehr lange dauert, bis ein denkender Kopf einmal die Akten revidirt. Nach ihm hat Schelling die Entdeckung mit vielem Vortheile benutzt; jedoch in ihrem ganzen Umfange sie zu gebrauchen war Hegeln vorbehalten, der sie dermaassen benutzt hat, dass nichts für die folgenden übrig bleibt, und sie nun bald nichts mehr seyn wird, als ein abgenutzter Kunstgriff. Dann wird eine Periode der grössten Deutlichkeit und Behutsamkeit im Ausdruck folgen, weil der Verdacht auf hohle Nüsse und Windeier rege seyn wird. — Selbst grosse Köpfe sollten sich hüten, Dinge zu schreiben, deren Sinn räthselhaft oder dunkel ist: weil sie dadurch zur hier geschilderten Scharlatanerie Anlass geben."

Darf man sich, bei diesem bestimmten Bewusstsein, das Schopenhauer sowohl von seinen eigenen Vorzügen und Verdiensten, als auch von den Fehlern und verderblichen Wirkungen der Fichte-Schelling-Hegelschen Richtung hatte, nun noch wundern, dass die Nichtbeachtung, die sein Werk erfuhr, und dagegen der laute Ruhm, der den von ihm verachteten Dreien zu Theil wurde, in ihm jene Periode des Unmuths hervorrief, die zu einem langjährigen Schweigen der Indignation (1819—1836) wurde? Dieser Unmuth ging eine Zeit lang sogar so weit, dass er gar nichts mehr veröffentlichen wollte; denn Anfangs der dreissiger Jahre schreibt er in sein Manuscriptenbuch „Cogitata": „Die gänzliche Nichtbeachtung, die mein Werk erfahren hat, beweist, dass entweder ich des Zeitalters nicht würdig war, oder umgekehrt. In beiden Fällen heisst es jetzt: the reste is silence."

Ich könnte ein ganzes „Buch des Unmuths" aus den Aufzeichnungen jener Periode zusammenstellen, begnüge mich aber mit folgenden Proben, aus denen zugleich hervorgehen wird, wie die Nichtbeachtung, die Schopenhauer erfahren, ihn nur dazu geführt hat, sich immer tiefer in seinen eigenen Werth, den er ohnehin schon

nicht gering anschlug, hinein zu reden und diesem gegenüber immer mehr den Unwerth seiner Zeit- und Fachgenossen sich vorzuhalten, welcher Unwerth ihn sodann auch über sein Loos tröstete und die Nachwelt als sein Publikum erwarten liess:

„Wie könnte mich der Beifall des heutigen philosophischen Publikums je freuen? Es muss mir seyn, ich gebrauche Hagedorns Worte:

„Wie wenn mich ein Jude grüsst
Und mir eine Hure lächelt.“ —

„In die Zeit zwischen Kant und mir fällt keine Philosophie, sondern blosse Universitätscharlatanerie. Wer diese Schreibereien liest, hat so viel Zeit verloren, als er darauf verwandt.“ —

„Wie hoch mag denn wohl eigentlich Platons Werth zu seiner Zeit angeschlagen seyn? — Aristoteles hatte für Kredit bei Hofe gesorgt, Plato auch.“ —

„Ruhm kommt oft erst zu der Frist,
Wo man sein nicht achtet,
Weil man die verachtet,
Deren Stimm' er ist.“ —

„Hätte wohl je irgend ein grosser Geist sein Ziel erreichen und ein dauerndes Werk schaffen können, wenn er das hüpfende Irrlicht der öffentlichen Meinung, d. h. die Meinung kleiner Geister, zu seinem Leitstern genommen hätte?“ —

„Mein Zeitalter ist nicht mein Wirkungskreis; sondern nur der Boden, auf dem meine physische Person steht, welche aber nur ein sehr unbedeutender Theil meiner ganzen Person ist: diesen Boden hat sie mit Vielen gemein, deren Wirkungskreis er ist: diesen überlasse ich daher Sorge und Kampf um denselben.“ —

„Die Kälte und Nichtbeachtung, mit der man mich aufnahm, hätte mich vielleicht an Allem, was ich je angestrebt, und an mir selber irre machen können: aber zum Glück hörte ich zugleich die Posaune des Ruhms das ganz Werthlose, das handgreiflich Schlechte, das Sinnleere als trefflich, ja als den Gipfel menschlicher Weisheit

verkünden, und nun war ich sogleich orientirt und gänzlich beruhigt, indem jetzt an mir wahr wurde, was Byron (letters II., 260.) sagt: as to success! those who succeed will console me for a failure. Also:

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht." —

„Nichts seltener, als ein Urtheil aus eigenen Mitteln! — Am wenigsten aber darf man es suchen bei den Gelehrten von Profession. Ihres Kopfes enger Raum ist angefüllt mit dem Traditionellen, und diesem droht alles eigene Denken Gefahr. — Was darf Der hoffen, der für Selbstgedachtes seinen Ruhm aus den Händen derer empfangen soll, die nie selbst denken konnten und diesen Mangel durch das Traditionelle ersetzen wollen, dessen Bewahrer sie sind? — dass eine unbefangene Jugend heranwächst, und dass es Ausnahmen giebt. — Ausnahmen sind nur für Ausnahmen, und in einer Lumpenwelt, wie diese, muss man ausnahmsweise leben." —

„Die Zahl der Jahre, welche zwischen dem Erscheinen eines Buches und seiner Anerkennung verlaufen, giebt das Maass der Zeit, um die der Verfasser seinem Zeitalter vorgeeilt war: vielleicht ist sie die Quadrat- oder gar die Kubikwurzel dieser letztern, oder auch der Zeit, welche das Buch zu leben vor sich hat." —

„Das Leben geht schnell und euer Verständniss ist langsam: — darum erlebe ich nicht meinen Ruhm und habe meinen Lohn dahin." —

„Wenn Einer allein oben steht und die Andern nicht hinauf können, so muss er, wenn er nicht allein seyn mag, zu ihnen herabkommen." —

„Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: — ein Riese ruft dem andern zu, durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne dass die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas mehr vernähme, als Getön, und mehr verstände, als dass überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum, dies Gezwerge treibt da unten unaufhörliche Possen und macht grossen Lerm,

schleppt sich mit dem, was Jene haben fallen lassen, proklamirt Heroen, die selbst Zwerge sind, u. dgl. m., wovon jene Riesengeister sich nicht stören lassen, sondern ihr hohes Geistergespräch fortsetzen." —

„Wenn ein Tabulettkrämer den Herren Haarnadeln und den Damen Pfeifenköpfe anbietet, so lacht man über seine Dummheit; aber wie viel toller ist der Einfall des Philosophen, der die Wahrheit zu Markte trägt, und sie an die Menschen abzusetzen hofft, die Wahrheit — für die Menschen?!" —

„Mich in die philosophischen Streitigkeiten meiner Zeit einzumengen, fällt mir so wenig ein, wie, wenn ich den Pöbel auf der Gasse sich balgen sehe, hinabzugehn und Theil an der Prügelei zu nehmen." —

„Die Philosophie nach dem Willen der Machthaber modeln und sie zum Werkzeuge ihrer Pläne machen, um dafür Geld und Aemter zu erlangen, — kommt mir vor, wie wenn Einer zur Kommunion geht, um seinen Hunger und Durst zu stillen." —

„In meiner Jugend machte die Vernachlässigung, die ich in der Gesellschaft erfuhr, und der Vorzug, den man den Alltäglichen, Platten, Dürftigen vor mir gab, mich an mir selber irre: bis ich, 26 Jahr alt, den Helvetius las und nun begriff, dass die Homogeneität Jene vereinigte und die Heterogeneität mich ausschied, dass der Platte und Niedrige dem Platten und Niedrigen angemessen und die Ueberlegenheit verhasst war. Dasselbe ist mir in der philosophischen Litteratur begegnet, und die Lösung des Phänomens ist im Wesentlichen genau dieselbe, wie ich Dies mit jedem Jahr deutlicher einsehe. Hier, wie dort, ist das Verkehrte, Schlechte, Platte, Absurde den gemeinen Köpfen angemessen und homogen; das Aechte, Vorzügliche, Ungemeine kann gerade als solches bei ihnen keinen Beifall finden; dazu ist die Ueberlegenheit gehasst und gefürchtet. Helvetius sagt: Les gens ordinaires ont un instinct prompt et sûr, pour connaitre et pour fuir les gens d'esprit. Chamfort: La sottise ne serait pas tout-a-fait la sottise, si elle ne craignait pas l'esprit.

Lichtenberg: Es giebt Leute, denen ein Mann von Kopf verhasster ist, als der deklarirteste Schurke. Also „fliehen, fürchten und hassen“, — das sind die Empfindungen, die bei ihnen der Geist hervorruft.

„Dass ich in beiden Fällen auf einige Zeit an mir selber irre wurde, lag daran, dass ich von der Grösse der Erbärmlichkeit der Menschen keinen Begriff hatte, noch haben konnte, denn a priori war er mir nicht gegeben und a posteriori konnte er erst durch die Erfahrung kommen, welche eben die ist, die ich hier ausspreche.

„In beiden Fällen erhielt ich dann und wann einen Trost durch das grosse Lob, ja die Verehrung Einzelner, welche gegen die allgemeine Vernachlässigung desto greller hervortrat. Dies trug bei, mich zu orientiren.“ —

„Lerne die ganze Erbärmlichkeit der Menschen überhaupt, dann die deines Zeitalters und der deutschen Gelehrten insbesondere recht deutlich und im Zusammenhange begreifen; dann wirst du nicht mit deinem Werke in der Hand stehn und fragen: Ist das Menschengeschlecht verrückt oder bin ich's.“ —

„Mich mit allen philosophischen Versuchen meiner Zeitgenossen bekannt zu machen, fällt mir so wenig ein, wie es dem, der in wichtigen Angelegenheiten von einer Hauptstadt zu einer andern reist, in den Sinn kommt, unterwegs in jedem Städtchen dessen Honoratioren und Hauptpersonen kennen zu lernen.“ —

„Ich habe den Schleier der Wahrheit tiefer gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber Den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.“ —

„Meine Zeitgenossen haben, durch die gänzliche Vernachlässigung meiner Leistungen und derweiliges Celebriren des Mediokren und Schlechten alles Mögliche gethan, mich an mir selbst irre zu machen. Glücklicherweise ist es ihnen nicht gelungen: sonst würde ich zu arbeiten aufgehört haben, wie ich hätte müssen, wenn

ich durch meine Arbeiten zugleich meinen Unterhalt zu erwerben gehabt hätte.“ —

„Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen.“ —

„Die Deutschen zu loben? — dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Loose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.“ —

Man wird aus dieser Blumenlese, die ich aus verschiedenen Manuscripten aus der Zeit des Unmuthes zusammengestellt habe, ersehen, wie in Schopenhauer das ihm gewordene Loos der Nichtbeachtung gewirkt hat, wie ihn dasselbe nämlich einerseits persönlich geschmerzt, erbittert und zu sarkastischen Bemerkungen über die Zeit-, Landes- und Fachgenossen gereizt hat; wie er aber auch andererseits sich über dasselbe mit dem Bewusstsein seines Werthes und dagegen des Unwerthes Jener zu trösten gewusst hat. Selbstüberschätzung! nichts als Selbstüberschätzung! werden nun freilich die Gegner Schopenhauers hier ausrufen. Aber, gesetzt auch, Schopenhauer hätte sich wirklich überschätzt, so wären wenigstens seine Zeit-, Landes- und Fachgenossen nicht ohne Schuld an dieser Selbstüberschätzung. Denn durch ihre Unterschätzung hätten sie diese Ueberschätzung hervorgerufen, wie es immer der Fall ist. Je geringer Einer, der sich bewusst ist, etwas Grosses geleistet zu haben, vom Publikum geachtet wird, desto geringer achtet er nun seinerseits das Publikum und desto höher schlägt er, demselben gegenüber, seinen eigenen Werth an. Dies liegt einmal so in der menschlichen Natur. Hätte Schopenhauer rechtzeitig die gebührende Anerkennung gefunden, so hätte er sich nicht so hoch und seine Zeitgenossen so tief gestellt, hätte überhaupt nicht so viel von sich und seinem Werthe und dagegen dem Unwerthe seines Publikums gesprochen.

Freilich können hier wieder die Zeitgenossen Schopenhauers entgegnen: Warum hat er sich in seinem Werke so weit von uns entfernt, hat unsere Bedürfnisse und

unseren Geschmack so gering geachtet, hat uns mit Paradoxien so vor den Kopf gestossen? Wäre er mehr auf unsere Ansichten eingegangen, hätte Dem, was uns lieb und werth ist, mehr Rechnung getragen; so hätten wir ihn gewiss bald willig anerkannt.

Demnach befänden wir uns hier gewissermassen in einem Zirkel. Schopenhauer klagt die Zeitgenossen an; diese hinwieder klagen ihn an. Jener wirft auf diese die Schuld, diese werfen sie auf ihn zurück. Wer hat da Recht, wer Unrecht?

Ich glaube, dass, wie in den meisten dieser Fälle, die Schuld — so weit überhaupt hier von Schuld die Rede sein kann — auf beiden Seiten liegt. Ein solcher Autor, wie der der „Welt als Wille und Vorstellung“, und ein solches Publikum, wie das deutsche in den zwanziger und dreissiger Jahren, konnten einander nicht anerkennen. Es war einmal in den Sternen geschrieben, dass zwischen diesem Schopenhauer und diesem Publikum kein freundliches Verhältniss bestehen, dass sie keine Freude an einander haben, einander keine Theilnahme zeigen und keine Anerkennung zollen sollten. Denn die Naturen beider waren zu entgegengesetzt, zu heterogen. Nur aber verwandte Naturen, verwandte Seelen grüssen sich.

Es ist daher eine einseitige Auffassung und Darstellung, wenn man, wie ein Artikel in der Frankfurter „Zeit“ (Beilage No. 261. vom 7. Februar 1862) über „Schopenhauer in seinem Verhältniss zur Gegenwart“ thut — (der Artikel ist veranlasst durch meine „Lichtstrahlen“ aus Schopenhauers Werken und mit dem Buchstaben Z, der wahrscheinlich Zeller bedeutet, bezeichnet), — es ist, sage ich, eine einseitige Auffassung und Darstellung, wenn man die Schuld der Nichtbeachtung Schopenhauers lediglich auf ihn selbst schiebt. Der erwähnte Artikel sagt nämlich: „Etwas ungewöhnliches und auffallendes wird man immer in dem Verhältniss, in dem Schopenhauer zu seiner Zeit stand, beim ersten Anblick zu finden geneigt sein. Auch diese Erscheinung verliert aber ihr Auffallen-

des, wenn man den Mann in seinen Leistungen näher kennen lernt. Schon in seinem persönlichen Verhalten hat Schopenhauer wirklich Alles gethan, um sich das Schicksal zuzuziehen, über das er im Innersten verstimmt ist. Stolz und reizbar, von einem übermässigen Gefühl seiner geistigen Bedeutung erfüllt, verschmähte er es, die Wege zu gehen, auf denen sich Andere ihre Stellung errangen. Die Unabhängigkeit seiner äusseren Lage wurde von ihm nicht dazu benutzt, sich seinen Wirkungskreis, nöthigenfalls im Kampfe mit der Zeitströmung und den herrschenden Mächten, selbst zu schaffen, sondern nur dazu, nach flüchtigem Anlauf sich missvergnügt auf sich selbst zurückzuziehen. Nur kurze Zeit versuchte er sich als Universitätslehrer in Berlin; als es damit nicht sofort nach Wunsche ging, machte er keine weitere Anstrengungen auf diesem Felde...... Eben so wenig bemühte er sich als Schriftsteller durch entgegenkommende Verständigung die Aufmerksamkeit allmählig zu erwerben, die er nicht mit den ersten Versuchen zu erobern vermocht hatte.“ Hierauf wird über Schopenhauers „langjähriges Schweigen der Indignation“ (1819—1836) berichtet, und dann heisst es weiter: „Man wird zugeben, genau so muss es der machen, der seiner Wirkung auf die Zeitgenossen die Wurzeln selbst abgraben, der sein Leben als wissenschaftlicher Einsiedler hinbringen will. Dazu nehme man nun noch sein abstossendes Verhalten, seine tiefe Verbitterung gegen Alle, die andere Wege verfolgten und grössern Beifall fanden, als er selbst.“ Hierauf folgt ein Bericht über Schopenhauers negirendes Verhalten zu Fichte und Hegel, und dann heisst es: „Wer ins Grosse wirken, wer den Gedankenkreis seiner Zeit beherrschen will, der darf sich nun einmal die Mühe nicht verdriessen lassen, die Anerkennung, welche ihm nicht beim ersten Angriff in den Schooss fällt, mit ausdauernder Arbeit sich zu erkämpfen, er darf auch zu den Richtungen des geistigen Lebens, welche aus den gegebenen Bildungszuständen und Bedürfnissen naturgemäss herausgewachsen sind, und wenn noch so viel Verkehrtes und Einseitiges darin wäre, sich nicht

bloss verneinend verhalten, sondern er muss in sie eingehen, um sie durch sich selbst zu verbessern; mit der vornehmen Selbstgenügsamkeit, welche die Menschen aufgiebt, ehe sie einen gründlichen Versuch gemacht hat, sich mit ihnen zu verständigen, wird man immer allein stehen." Schliesslich wird ausser diesen Ursachen noch der Inhalt der Schopenhauerschen Philosophie, namentlich ihr Pessimismus und Atheismus, zur Erklärung der Ungunst, mit der die Zeitgenossen Schopenhauer so lange behandelt, herbeigezogen.

Abgesehen nun aber von den einzelnen Unrichtigkeiten, von denen dieser Artikel voll ist, und auf die ich hier nicht eingehen kann, so ist diese ganze Auffassung und Darstellung eine einseitige, weil sie lediglich auf Schopenhauer die Schuld der Ungunst des Publikums schiebt. Liesse sich nicht aber mit gleichem Rechte, als der Verf. sagt: „So muss es ein Philosoph anfangen, um seiner Wirkung auf die Zeitgenossen die Wurzeln abzugraben", u. s. w. — liesse sich nicht mit gleichem Rechte erwidern: „So müssen Zeitgenossen beschaffen sein, wie die Schopenhauers waren, so nämlich verhegelt, so an hohlem Wortkram Gefallen findend, so von den Wegen Kants abgewichen, so unfähig, eine den Zeittendenzen nicht schmeichelnde Lehre anzuerkennen, so inkapabel, das Aechte von dem Falschen, das Gediegene von dem Gleissenden zu unterscheiden, u. s. w., um einen Philosophen, wie Schopenhauer, so lange zu ignoriren und nichts von ihm zu lernen"?

Kurz, der Schuld auf der einen Seite lässt sich hier eben so gut die Schuld auf der andern entgegenstellen. Hieraus folgt aber, dass weder bloss Schopenhauer, noch bloss das Publikum an dem Missverhältniss beider Schuld war, sondern eben beide, d. h. die Heterogeneität beider.

Schopenhauer war auch nicht so einseitig, dass er nicht seinen Theil der Schuld gern auf sich genommen hätte. Er wusste recht gut, dass, wer sich so wenig um die Lieblings- und Modenansichten der Mitwelt kümmert,

wie er, auf den Beifall der Mitwelt keinen Anspruch zu machen hat. Es erklärte sich daraus auch, wie wir zum Theil schon aus den angeführten Stellen ersehen, seine Nichtbeachtung. Hatte er doch sogar schon in der, im August 1818 zu Dresden geschriebenen Vorrede zu der „Welt als Wille und Vorstellung“ vorausgesagt, dass sein Werk „immer nur paucorum hominum seyn wird und daher gelassen und bescheiden auf die Wenigen warten muss, deren ungewöhnliche Denkungsart es geniessbar fände. Denn auch abgesehen von den Weitläuftigkeiten der Anstrengung, die es dem Leser zumuthet, welcher Gebildete dieser Zeit, deren Wissen dem herrlichen Punkte nahe gekommen ist, wo paradox und falsch ganz einerlei sind, könnte es ertragen, fast auf jeder Seite Gedanken zu begegnen, die Dem, was er doch selbst ein für allemal als wahr und ausgemacht festgesetzt hat, geradezu widersprechen?“ Auch hat er ganz gewiss folgende in seinem „Foliant“ (1821) befindliche Worte nicht ohne Beziehung auf sich selbst geschrieben, hat in ihnen die Erklärung seines Schicksals, keine Kenner und Schätzer zu haben, gefunden:

„Silber, Gold und gewöhnliche Edelsteine finden jeden Tag Käufer, daher man, mit ihnen versehen, nie in Noth gerathen kann. Aber Edelsteine vom ersten Rang, die höchst selten und gewissermaassen unschätzbar sind, finden auch nur selten einen Kenner, der sie zu schätzen weiss und nach ihrem vollen Werthe bezahlt, und wenn man sie nicht verschleudern will, kann man mit ihnen arm sterben, aber reiche Erben hinterlassen. — Ganz eben so werden kleine Talente sehr leicht erkannt, geschätzt und genutzt; hingegen die sehr grossen, höchst seltenen, fast unschätzbaren Talente, finden sehr schwer einen Kenner, Schätzer, Belohner: ihre Werke gehn oft von der Mitwelt ungenossen auf die Nachwelt über.“ *)

Nun könnte man freilich fragen: Wenn Schopenhauer

*) Hiezu ist in Paranthese bemerkt: „Dasselbe hat Chamfort gesagt, den ich damals noch nicht kannte.“

wusste, dass und warum er von der Mitwelt keine Beachtung zu erwarten habe, wenn er es als nothwendig erkannte, dass Geister seines Ranges einsam bleiben, und nur von äusserst Wenigen, von den Ausnahmen, wie sie selbst, geschätzt und genossen werden: warum dann dennoch diese Erbitterung, dieser Grimm, diese Indignation über seine Nichtbeachtung, der er so häufig und so heftig in seinen Werken und Manuscripten Luft macht? Ist dies nicht ein Widerspruch? Musste er nicht sein Loos ganz in der Ordnung finden und also es ruhig ertragen?

Hierauf habe ich zu erwidern: Wenn hier ein Widerspruch vorliegt, so ist es wenigstens kein specifisch Schopenhauerscher, sondern ein allgemein menschlicher, dem Keiner je in seinem Leben entgangen ist. Es ist nämlich der Widerspruch — den gerade die Schopenhauersche Philosophie am besten erklärt — zwischen Wille und Intellekt, zwischen dem „starken Blinden und dem sehenden Gelähmten" (vergl. Welt als Wille und Vorstellung Bd. II., Cap. 19., S. 233. der 3. Aufl.), demzufolge der Intellekt etwas als nothwendig erkennen und doch der Wille darüber in Zorn gerathen und sich dagegen empören kann. Oder wem wäre es noch nicht begegnet, dass er ein Uebel, eine Noth, ein Leiden als nothwendig erkannt und dennoch darüber vor Schmerz laut aufgeschrieen hätte? Folgt denn aus der Erkenntniss der Nothwendigkeit, dass man das als nothwendig Erkannte, auch wenn es schmerzlich ist, angenehm empfinden müsse?

Nichts ist in meinen Augen natürlicher, als dass Schopenhauer seine Nichtbeachtung bei den Zeitgenossen als nothwendig erkannte und dennoch sehr unangenehm durch dieselbe berührt wurde und über dieselbe in Zorn gerieth. Er war eben nicht bloss Philosoph, sondern auch Mensch, nicht bloss reiner Intellekt, sondern auch Wille. Als Philosoph (reiner Intellekt) erkannte er sein Schicksal als nothwendig, und fand es ganz in der Ordnung; als Mensch (Wille) hingegen empfand er es schmerzlich, und ward darüber erbittert. Aus diesem

Dualismus von Intellekt und Wille, dem „sehenden Gelähmten und dem starken Blinden", lässt sich überhaupt das wunderliche Gemisch von Grösse und Kleinheit, von Erhabenheit und Niedrigkeit, von Stärke und Schwäche erklären, das so viele Menschen, und unter ihnen gerade die Genie's am meisten, uns darbieten. Es werden sich ausser Schopenhauer unschwer noch eine Menge anderer Grössen auffinden lassen, die nicht immer und zu allen Stunden gross, sondern oft auch sehr klein waren, deren Wille nicht immer mit dem Intellekt gleichen Schritt hielt, sondern oft gegen ihn im Rückstand blieb.

Das Genie führt eben neben dem intellektuellen Leben auch ein persönliches; und zu verlangen, dass es in letzterem stets eben so gross dastehe, wie in ersterem, heisst verlangen, dass der Geniale kein Mensch sei. Der Geniale bleibt aber, so übermenschlich er auch von der intellektuellen Seite erscheinen mag, von der Willensseite immer noch Mensch.

Dennoch besteht immer noch, auch in Beziehung auf das persönliche Leben, ein grosser Unterschied zwischen dem gemeinen Menschen und dem Genialen — ein Unterschied, den Schopenhauer selbst sehr gut angegeben hat. Während nämlich dem gemeinen Menschen sein persönliches Leben und Schicksal die Hauptsache ist, der individuelle Wille also in ihm das Regiment führt und der Intellekt nur im Dienste dieses Willens zu Worte kommt, der Mensch also in der Regel klein bleibt; so spielt in dem mit überwiegendem Intellekt ausgestatteten Individuum das persönliche Leben nur eine untergeordnete Rolle. Die Störungen, die der Intellekt von demselben erfährt, sind demnach nur vorübergehende, und der Mensch ist also nur ausnahmsweise klein, in der Regel aber gross. Oder, wie Schopenhauer so schön sagt: „Der geistig hochbegabte Mensch führt ausser dem Allen gemeinsamen, individuellen Leben, noch ein zweites, rein intellektuelles, welches in der steten Zunahme, Berichtigung und Vermehrung nicht des blossen Wissens, sondern der zusammenhängenden eigentlichen Erkenntniss und Einsicht besteht

und unberührt bleibt vom Schicksale der Person, sofern es nicht etwan von diesem in seinem Treiben gestört wird; daher auch es den Menschen über dasselbe und seinen Wechsel erhebt und hinaussetzt." (Parerga und Paralipomena, zweite Aufl. Bd. II., §. 53.)

Und da nun Schopenhauer ein solcher geistig hochbegabter Mensch war, so wurde er zwar persönlich gereizt, verstimmt und zu Ausbrüchen der Indignation gebracht, wenn er an den Empfang dachte, der ihm von den Zeitgenossen zu Theil geworden war, aber er behielt dabei doch Geistesruhe und Geistesklarheit genug, um fortzufahren, objektive Werke zu schaffen und Früchte zu tragen, die der Menschheit zu Gute kommen. Er war sich des beschriebenen doppelten Daseins und der Erhabenheit seines intellektuellen Lebens über sein persönliches auch sehr gut bewusst und wollte deshalb als sein Sinnbild „den Baum im Sturm, der dennoch seine rothen Früchte auf den Zweigen trägt", in ein Petschaft stechen lassen mit der Umschrift: dum convellor mitescunt, oder: conquassata sed ferax. Aus seinem Manuscriptenbuch „Adversaria" (1828), wo er diese Absicht zuerst ausspricht, ist die betreffende Stelle später in den erwähnten Paragraphen der Parerga übergegangen, wo Schopenhauer den Baum im Sturm, der dabei dennoch seine rothen Früchte auf allen Zweigen zeigt, als allgemeines Emblem der Menschen von dem beschriebenen doppelten Leben hinstellt.

Die Früchte nun, die der Baum Schopenhauers, während seine Zweige von dem Sturme der Indignation über die Nichtbeachtung seiner grossen Leistungen geschüttelt wurden, trug, waren von zweierlei Art: Uebersetzungen, und stille Aufzeichnung seiner eigenen, zum Ausbau seines Systems gehörigen Gedanken.

Was zuerst die Uebersetzungen betrifft, so spricht Gwinner in seiner Biographie (S. 87.) nur von der in die letzte Zeit des Berliner Aufenthalts fallende Uebersetzung von Gracians „Oraculo manual", die ich aus dem Nachlass Schopenhauers bereits herausgegeben habe, und ausserdem

von einer projektirten, von Schopenhauer zu leitenden Englischen Uebertragung der Werke Kants, über welche die im Jahre 1830 mit Francis Haywood in Liverpool gepflogenen Unterhandlungen zu keinem Resultate geführt hätten. Aber schon weit früher projektirte Schopenhauer eine Uebersetzung der populär-philosophischen Schriften Hume's. Wenigstens findet sich in seiner „Brieftasche" unter „Dresden 1824", also nach der Rückkehr von der zweiten italienischen Reise,*) eine ausführliche „Préface zu einer projektirten Uebersetzung Hume's", die für Schopenhauers damalige Stimmung sehr bezeichnend ist und aus deren Schluss zugleich hervorgeht, dass die Musse, die er in Folge der Enthaltung von der Mittheilung seiner eigenen Gedanken in der „Schweigperiode" hatte, ihn zu Uebersetzungen trieb.

Die Vorrede lautet:

Dresden 1824.

„Préface zu einer projektirten Uebersetzung Hume's:

„Kaum wage ich es, dem erleuchteten philosophischen Publikum unserer Tage diese neue Verteutschung populär philosophischer Schriften Hume's vorzulegen, da selbiges auf einem Gipfel steht, von welchem es nicht nur auf die weiland berühmten französischen Philosophen, wie Helvetius, d'Alembert, Diderot, Voltaire, Rousseau mit merklicher Geringschätzung herabsieht als auf beschränkte und verstockte raisonneurs, sondern auch die Engländer des vorigen Jahrhunderts nicht viel höher anschlägt.

„Auch ist nicht zu zweifeln, dass Hume selbst sich wohl der Mühe überhoben hätte, gegen die natürliche Religion und ihre Hauptwahrheiten Zweifel und Argumente in langen Abhandlungen und Dialogen auseinander zu setzen, und dann wieder die Vertheidigung jener zu führen, um Gründe und Gegengründe mühsälig abzuwägen und dadurch dem Glauben an jene Wahrheiten eine feste

*) Von der zweiten italienischen Reise scheint er übrigens schon 1823 im Sommer zurückgekehrt zu sein; denn, wie ich aus den Aufzeichnungen in seiner „Brieftasche" ersehen, befand er sich im Juni 1823 zu München, im Mai 1824 zu Gastein, alsdann 1824 in Dresden.

Grundlage vorzubereiten, — wenn zu seiner Zeit schon die glänzende philosophische Entdeckung unserer Tage gemacht worden wäre, ich meine die grosse Entdeckung, dass Vernunft von Vernehmen kommt, und daher das Vermögen ist zu vernehmen und zwar Offenbarungen zu vernehmen, Offenbarungen des Uebersinnlichen, Göttlichen u. s. f., die alle reflektirende und räsonnirende Untersuchung über solche Gegenstände unnütz machen Dieserhalb bekenne ich, dass ich den philosophischen Zeitgenossen gegenwärtige Uebersetzung keineswegs vorlege als ein Buch zur Belehrung, sondern bloss als ein Mittel mehr, ihre eigene Grösse und die Höhe ihres Standpunktes zu ermessen, damit sie sich ergötzen mögen:

„Zu sehen wie vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's denn zuletzt so herrlich weit gebracht."

„Dasselbe gilt auch in Hinsicht des Vortrags. Hume würde den seinigen, wenn er die heutige philosophische Periode zu erleben das Glück gehabt hätte, ohne Zweifel verbessert haben, er würde jene Klarheit, Fasslichkeit, Bestimmtheit und anziehende Lebendigkeit, die ihm eigen sind, abgeworfen und dagegen sich bestrebt haben, ein geheimnissvolles Dunkel über seine Schriften zu verbreiten, durch schwerfällige und endlos verschlungene Perioden, gesuchte seltsame Ausdrücke und selbstgemachte Worte den Leser gleich Aufangs zu verdutzen und im weitern Fortgang ihn zu zwingen, sich zu wundern, wie er so viel hat lesen können, ohne auch nur eines Gedankens habhaft zu werden, wodurch dem Leser der Glaube entsteht, dass je weniger er bei dem Text denken kann, desto mehr der Autor gedacht habe. Also auch in dieser Hinsicht wird der philosophische Leser unsrer Zeit mit wohlbehaglichem Stolz auf diesen Koryphäen einer vergangenen zurückzublicken den Genuss haben.

„Was nun endlich meinen Beruf zu dieser kleinen Arbeit betrifft, so liegt er bloss darin, dass mir seit meinem Aufenthalt in England im Knabenalter die Englische Sprache sehr geläufig ist, und ich eben gar viel Musse übrig habe, indem ich der Bearbeitung meiner eigenen

Gedanken für die Mittheilung mich überhoben achte, da nun die Erfahrung bestätigt hat, was ich früher voraussah und voraussagte, dass solche unter den Zeitgenossen keine Leser finden." *)

Warum aus dieser projektirten Uebersetzung Hume's nichts geworden ist, weiss ich nicht. Aber Schade ist es, dass aus ihr nichts geworden ist; denn nach den Proben von Uebersetzungskunst, die Schopenhauer in einzelnen übersetzten Stellen aus englischen Schriftstellern in seinen Werken gegeben, wäre sie gewiss etwas Vorzügliches geworden, zumal da Hume zu den Schriftstellern gehörte, mit denen Schopenhauer eine Art Geistesverwandtschaft hatte, eben so wie mit Voltaire, und die er daher gern citirte. Ich erinnere mich noch aus seinen Unterredungen, dass er mir Humes Gespräche über natürliche Religion zu lesen empfahl. Auf diese legte Schopenhauer besonders darum grossen Werth, weil sie mit sehr triftigen, wenn auch anderartigen Argumenten, als die seinigen sind, die trübsälige Beschaffenheit dieser Welt und die Unhaltbarkeit alles Optimismus darlegen; wobei sie diesen zugleich in seinem Ursprung angreifen. Die beiden Werke Humes: Natural history of religion und Dialogues on natural religion, erklärt Schopenhauer in der Welt als Wille und Vorstellung (3. Aufl. II., S. 665.) für „so lesenswerth, wie sie in Deutschland heut zu Tage unbekannt sind, wo man dagegen, patriotisch, am ekelhaften Gefasel einheimischer, sich spreizender Alltagsköpfe unglaubliches Genügen findet und sie als grosse Männer ausschreit." „Aus jeder Seite von David Hume", sagt er daselbst, „ist mehr zu lernen, als aus Hegels, Herbarts und Schleiermachers sämmtlichen philosophischen Werken zusammengenommen."

*) Ein früherer, kürzerer Entwurf dieser Vorrede, einige Seiten vor dem eben mitgetheilten stehend, lautet:

„Eine spätere Zeit wird einsehn, warum ich die gegenwärtige durch eine neue Uebersetzung auf die vorliegende Schrift des vortrefflichen D. H. aufmerksam zu machen suche. Wenn die Zeitgenossen mein Bestreben schätzen könnten, wäre es überflüssig."

Man sieht wenigstens, dass, wenn Schopenhauer Uebersetzungen projektirte oder ausführte, er sich nur solche Schriftsteller dazu wählte, die zu seinen Lieblingsschriftstellern gehörten, wie David Hume und Baltazar Gracian, deren Schriften er für sehr werthvoll und in Deutschland noch nicht genugsam gekannt hielt.

Doch Schopenhauer beschäftigte sich in der „Schweigperiode“ nur nebenbei mit Uebersetzungen. Hauptsache seiner Arbeit blieb ihm immer der Ausbau seines Systems, und daher sind seine nachgelassenen Manuscripte aus jener Periode angefüllt mit der Aufzeichnung theils der „Bestätigungen“, theils der „Ergänzungen“ seiner Lehre. Die „Bestätigungen“ hat er 1836 in der Schrift „über den Willen in der Natur“ veröffentlicht, die „Ergänzungen“ 1844 im zweiten Bande der Welt als Wille und Vorstellung. Diese letztern wollte Schopenhauer schon vor 1844 besonders, unter dem Titel „Ergänzungen“, herausgeben und hatte deshalb schon lange vor dem Erscheinen derselben eine Vorrede dazu entworfen, die sich in seinen „Spicilegia“ findet. Aus dieser Vorrede geht hervor, wie er dieselben betrachtet wissen wollte. Er sagt nämlich: „Man kann diese Ergänzungen der später hinzugesetzten Begleitung einer Melodie vergleichen, mittelst welcher allererst die vollkommene Harmonie entsteht, und jene jetzt ihre ganze Wirkung thut.“

Aus Schopenhauers Gesprächen erinnere ich mich, dass er unter diesen, im zweiten Bande der Welt als Wille und Vorstellung herausgegebenen „Ergänzungen“ besonders auf seine „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ grossen Werth legte, nicht blos, weil er mit dieser einen Gegenstand in die Metaphysik eingeführt, der von seinen Vorgängern nur dürftig behandelt, wo nicht ganz übergangen worden, sondern auch und noch mehr, weil er hier durch die Lösung des Problemes, die er giebt, wirklich eine neue Eroberung im Gebiete der Metaphysik gemacht zu haben glaubte. Er nannte daher mündlich und auch brieflich seine Metaphysik der Geschlechtsliebe eine „Perle.“ In seinen „Pandektä“ schreibt er: „In Platon's Symposium

ist meine Metaphysik der Geschlechtsliebe keineswegs enthalten, noch auch in Xenophon's Symposium. Von den Leistungen der Neueren in diesem Topus ist ein Beispiel Platner's Anthropologie §. 1347—1364. Sehr schlecht!" *)

In seinen „Cogitata" hat Schopenhauer seine Metaphysik der Geschlechtsliebe, derzufolge die sämmtlichen Liebeshändel der gegenwärtigen Generation zusammengenommen nichts anderes sind, als „des ganzen Menschengeschlechts ernstliche meditatio compositionis generationis futurae, e qua iterum pendent innumerae generationes," und die leidenschaftliche Liebe ihren eigentlichen Grund nicht in den überschwänglichen Eigenschaften hat, die die Verliebten einander andichten, sondern in der physischen gegenseitigen Angemessenheit derselben zur Erzeugung eines neuen Individuums — er hat, sage ich, diese Lehre in ein kurzes Gespräch gebracht, welches ich hier der Merkwürdigkeit wegen mittheilen will:

„Wenn in zwei Liebenden der sie leitende Geist der Gattung, statt in instinktartigen Gefühlen, sich in deutlichen Begriffen ausspräche; so würde die hohe Poesie ihres verliebten Dialogs, welche jetzt nur in schwärmerischen Bildern und hyperphysischen Parabeln von überschwänglicher Sehnsucht, Ahndung unendlicher Wonne und unaussprechlicher Seeligkeit, ewiger Treue u. s. w. redet, etwa folgendermaassen lauten:

Daphnis. Ich möchte der nächsten Generation ein

*) In der 3. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung II., S. 607. führt Schopenhauer ausser Plato und Platner von seinen Vorgängern über diesen Gegenstand auch Rousseau im Discours sur l'inégalité (S. 96. ed. Bip.) an, dessen Weniges darüber er falsch und ungenügend nennt, ferner Kant's Erörterung im 3. Abschnitte der Abhandlung „Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (S. 435. fg. der Rosenkranz'schen Ausgabe), die er sehr oberflächlich und ohne Sachkenntniss, daher zum Theil auch unrichtig findet; endlich führt er „wegen ihrer überschwänglichen Naivetät zur Aufheiterung" noch Spinoza's Definition der Liebe an: „Amor est titillatio, concomitante idea causae externae." (Eth. IV., prop. 44., dem.)

Individuum schenken und glaube, dass Du ihm geben könntest, was mir fehlt.

Chloe. Ich habe dieselbe Absicht und glaube, dass Du ihm geben könntest, was ich nicht habe. Lass uns sehn!

Daphnis. Ich gebe ihm eine hohe Statur und Muskelkraft: Beides hast Du nicht.

Chloe. Ich gebe ihm Fülle des Fleisches und sehr kleine Füsse. Du hast Beides nicht.

Daphnis. Ich gebe ihm feine weisse Haut, die Du nicht hast.

Chloe. Ich gebe ihm schwarze Haare und Augen: Du bist blond.

Daphnis. Ich gebe ihm eine Adlernase.

Chloe. Ich gebe ihm einen kleinen Mund.

Daphnis. Ich gebe ihm Muth und Herzensgüte, die können von Dir nicht erben.

Chloe. Ich gebe ihm eine sehr gewölbte Stirn, Geist und Verstand: diese können von Dir nicht erben.

Daphnis. Geraden Wuchs, gute Zähne und feste Gesundheit erhält er von uns allen Beiden: wahrlich wir Beide zusammen können das künftige Individuum vortrefflich ausstatten, darum begehre ich Dein mehr als jeder Anderen.

Chloe. Und ebenso ich Deiner." —

An solchen Punkten seiner Philosophie, wie die „Metaphysik der Geschlechtsliebe" wurde sich Schopenhauer des Gegensatzes derselben zur Kathederphilosophie recht bewusst und beabsichtigte daher am Schluss des Capitels über die „Metaphysik der Geschlechtsliebe" einen Hieb auf die Philosophieprofessoren. Denn er schreibt in seinen „Pandektä":

„Am Schluss des Kapitels über die Metaphysik der Geschlechtsliebe soll stehen: Dieses Kapitel habe ich mit so viel grösserer Liebe und Ausführlichkeit ausgearbeitet, als ich dabei auf das Missfallen der Philosophieprofessoren, welches für mich stets aufmunternd gewesen ist, ziemlich sicher rechnen konnte. Denn auf dem Ka-

theder würde dieses Kapitel sich recht unanständig ausnehmen. Für dasselbe ist freilich auch meine ganze Philosophie nicht sonderlich geeignet. Ich rathe daher den Philosophieprofessoren, fortzufahren in den wissenschaftlichen Untersuchungen, welche sie seit 40 Jahren so ernstlich beschäftigen, als da sind: das richtige und genaue Verhältniss des Absolutum zu der Welt, oder des Endlichen (d. i. was ein Ende hat) zum Unendlichen (d. i. was kein Ende hat, nicht Kopf, nicht Schwanz) festzustellen; sodann aufzuhorchen, wie ihre Vernunft die übersinnlichen Dinge vernimmt, u. s. w. Ich wünsche ihnen recht viele Zuhörer, jeden mit einem Louisdor in der Hand, wie auch gut bezahlende Verleger ihrer geistreichen Produktionen, treue Alliirte bei allen Litteraturzeitungen, und Leser, welche Zeitverlust für Gewinn achten.«

Es findet sich nun zwar nicht dieser beabsichtigte Hieb auf die Philosophieprofessoren am Schluss des Kapitels über die „Metaphysik der Geschlechtsliebe“, aber ein anderer am Schluss des diesem Kapitel in der dritten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung beigegebenen Anhangs über die Päderastie, wo zu lesen ist: »Endlich habe ich auch, durch Darlegung dieser paradoxen Gedanken, den durch das immer weitere Bekanntwerden meiner von ihnen so sorgfältig verhehlten Philosophie jetzt sehr deconcertirten Philosophieprofessoren eine kleine Wohlthat zufliessen lassen wollen, indem ich ihnen Gelegenheit eröffnete zu der Verläumdung, dass ich die Päderastie in Schutz genommen und anempfohlen hätte.“

Schopenhauer hat nicht unrichtig vorhergesehen, dass seine metaphysische Erklärung der Päderastie den Professoren Gelegenheit eröffnen würde zu Verläumdungen. Zwar diese Verläumdung, dass er die Päderastie in Schutz genommen und anempfohlen habe, hat, so viel ich weiss, noch Keiner von ihnen gewagt; aber diese andere, boshaftere, dass Schopenhauers eigene päderastische Neigung ihn zum Weiberfeinde gemacht, ist zu lesen in Professor Noack's „Psyche.«

Dieser Noack, — den Schopenhauer in einem seiner

Briefe an mich und in einer Stelle seiner „Senilia“ des Plagiats beschuldigt — ist seit geraumer Zeit damit beschäftigt, sich dadurch zu einer philosophischen Grösse emporschwingen zu wollen, dass er andere philosophische Grössen „einschlachtet“, ähnlich wie man von der Charlotte Birch-Pfeiffer und der Luise Mühlbach gesagt hat, dass sie die von ihnen verarbeiteten Helden einschlachten. Schopenhauer nun ist von Noack die Ehre zu Theil geworden, nicht blos ein- sondern sogar abgeschlachtet zu werden in zwei Artikeln seiner „Psyche“, welche uns, indem sie Schopenhauern seine Lehre ins Gewissen schieben, die moralischen Qualitäten der Noack'schen Psyche bloslegen, d. h. dieselbe in ihrer ganzen Blösse zeigen. Der eine Artikel (im ersten Heft des zweiten Bandes der „Psyche“ 1859) ist überschrieben: „Arthur Schopenhauer und seine Weltansicht. Eine fixe Idee in pessimistischem Gewande.“ Dieser erste Abschlachtungs-Versuch, in welchem auch ich schlecht wegkomme, weil ich seit 1848, bis wohin ich mit der Reform der Hegelschen Philosophie beschäftigt gewesen sei, mir die „fixe Idee“ Schopenhauers „zur Braut erkor und als ihr erklärter Anbeter auftrat“, — dieser erste Abschlachtungs-Versuch, sage ich, der Schopenhauers Philosophie für den „Wahngedanken eines Verrückten“, den der „Hochmuthsteufel“ oder die „Grossmannssucht“ plagt, ausgiebt, leitet Schopenhauers Pessimismus aus dem „von irgend einem schrecklichen Leiden heimgesuchten Leben des Mannes“ und Schopenhauers Ansicht von der Geschlechtslust und den Weibern aus seinen Erfahrungen „in der Atmosphäre des Freudenhauses oder der Kloake“ her. Es scheint jedoch, dass unser philosophischer Schlächter mit dieser ersten Abschlachtung Schopenhauers noch nicht zufrieden war, denn es folgte alsbald ein zweiter Abschlachtungs-Versuch in dem Artikel: „Die Meister Weiberfeind und Frauenlob. Eine psychologische Antithese zwischen Schopenhauer und Daumer in Frankfurt a. M.“ (Psyche, 3. Bd., 3. Heft.) Hier nun wird aus Schopenhauers metaphysischer Erklärung der Päderastie gefol-

gert: „Da dem Metaphysiker der Päderastie im Jahre 1844, als seines Werkes zweite Auflage gedruckt wurde, wo er 56 Jahre alt war, die Lösung des päderastischen Problems noch nicht aufgegangen war, so sind die Leser seiner dritten Auflage zum Schlusse berechtigt, dass er durch Erfahrungen, die er an sich selbst seitdem, erst leise und danach immer deutlicher und entschiedener gemacht hat, auf jenen Gedanken gekommen sein werde. Lassen wir nun den auffallenden Mangel an Consequenz, der darin liegt, dass ein so entschieden pessimistisch gesinnter Mann, wie Schopenhauer, hier sich auf einer optimistischen Regung ertappen lässt, indem er eine bei ihm ganz individuell auftretende Regung der Art flugs als eine in der allgemeinen Menschennatur begründet sein sollende ausgiebt, lassen wir diese Inkonsequenz auf sich beruhen, und trauen wir ferner einem Manne mit so grossem Gehirn, wie der Erdenker so vieler fixer Ideen und Wahngebilde offenbar sein muss, nicht die hirnlose Schwäche zu, jenem bei ihm mit dem Herannahen des zeugungsunkräftigen Greisenalters erwachten päderastischen Hange nachzugeben: so liefert er uns jedenfalls damit selbst den psychologischen Schlüssel zu seiner aus Gleichgültigkeit allmählich zum Widerwillen gesteigerten Stimmung gegen die Weiber in die Hand. Die päderastische Neigung hat ihn zum Weiberfeinde gemacht, dies ist jetzt endlich mit der dritten Auflage seines Werkes klar geworden.“

Ob wohl Schopenhauer, wenn er diesen „psychologischen Schlüssel“ vorhergesehen hätte, seine „Perle“ unter den „Ergänzungen“, die „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ zurück behalten hätte? Ich glaube es nicht. Denn zwar war er der Meinung, man solle die Perlen nicht vor das „litterarische Gesindel“ werfen.*) Aber für dieses schrieb er auch nicht. Um des Kothes willen also,

*) In seiner sarkastischen Weise schreibt Schopenhauer auch einmal in seinen „Spicilegia“: „Jeder, der Perlen hat, sei gewarnt, dass er sie nicht vor — die dänischen Akademiker werfe.“

mit dem ihn dieses bespritzte, hätte er keine Zeile, die ihm der Mittheilung an die Geistesverwandten werth schien, zurückbehalten. Er war stets der Ansicht, dass die Angriffe des „litterarischen Gesindels“ auf dieses selbst zurückfallen. Und er hatte Recht. Professor Noack z. B. hat in den Augen aller Verständigen nicht Schopenhauer abgeschlachtet, sondern sich selbst. Schopenhauer lebt noch; aber Noack hat sich in seiner „Psyche“ gründlich abgethan. Wie Schopenhauer in den letzten Jahren seines Lebens von den gegen ihn gerichteten gehässigen Angriffen dachte, geht nicht nur aus seinen Briefen an mich hervor, sondern auch aus folgender Stelle seiner „Senilia“:

„Ein Theil des Publikums wird bemerkt haben, wie das litterarische Gesindel mit Koth und Steinen nach mir wirft und dabei von so schwachem Verstand ist, nicht vorherzusehn, dass Beides auf sein eigenes Haupt zurückfällt. Ich meinestheils sehe Dem zu, wie Einer, der im Aerostat hoch schwebend, teleskopisch die Bemühungen der Gassenbuben wahrnimmt, welche sich die Arme ausrenken, mit Steinen nach ihm zu werfen, und das Publikum seinerseits wird schon merken, dass die Absicht ist, ihm das Gute aus den Händen und das Schlechte in die Hände zu spielen.“

Neben den „Bestätigungen“ und „Ergänzungen“ der Welt als Wille und Vorstellung, welche die Manuscripte Schopenhauers füllen, gehen in denselben, und zwar in allen Perioden, auch nicht wenige kritische und polemische Stellen her, in denen er sich mit den jedesmal herrschenden „Thorheiten und Narrheiten“ abfindet. Obwohl er in seinen „Cogitata“ sagt: „Wenn die Natur, durch einen seltenen Wurf, wirklich ein Mal einen tief und klar denkenden Geist zu Stande bringt; da wäre es sehr unglücklich, wenn er seine Zeit verderben müsste, sich um die Narrheiten, die gerade im Schwange sind, zu bekümmern“; so hat er selbst doch zu allen Zei-

ten sein Augenmerk auf die jedesmal herrschende Narrheit gerichtet und sein Votum über dieselbe abgegeben.

Im Anfange seiner philosophischen Laufbahn war es die naturphilosophische Narrheit, mit der er sich auseinanderzusetzen hatte; später war es die Hegelsche und die der Hegelianer, sowohl der ganzen, als der halben oder Afterhegelianer, und in letzter Zeit war es die neukatholische und die materialistische Narrheit.

Ich gebe im Folgenden von aller dieser Polemik Proben aus den hinterlassenen Manuscripten:

Zuerst die Naturphilosophie betreffend, schreibt er schon im „Anfangs-Bogen" seiner Manuscripte:

„Die Pythagoräer, voll Erstaunen und Bewunderung über die Aufschlüsse und die Sicherheit der Mathematik, geriethen in den Irrthum, dass dieser Nichts unerreichbar seyn müsse, indem sie ihren Gegenstand nicht für das Grundschema des empirischen, sondern alles Wissens hielten.

„Die Naturphilosophen, voll Erstaunen und Bewunderung über die neuern Fortschritte und die Aufschlüsse der Naturwissenschaft, geriethen in den Irrthum, ihre Erkenntniss sei die des Absoluten und nicht des Bedingten.

„Beide fühlten, dass sie ohne Hokus-Pokus bald blossständen."

Zu Berlin 1812 schreibt er: „Die Naturphilosophen sind nur eine besondere Klasse Narren, Natur-Narren, wie es Kleidernarren, Pferdenarren, Büchernarren giebt, d. h. Leute, die irgend ein Relatives zum Absoluten erheben und eben dies darüber vergessen. Die Pythagoräer waren Mathematiknarren. Nun ist die Natur ein schön Ding, und es ist Keinem so sehr zu verargen, wenn er sich darin vergafft; aber sie bleibt ein Ding, wenn auch das grösste. Die Entdeckung ihrer Wunder hat auf die Naturphilosophen gewirkt, wie die der mathematischen auf die Pythagoräer. Die Naturphilosophen gleichen Kindern, die über die Schönheit eines physikalischen Geräths den Gebrauch vergessen, über den Einband das Buch. Es musste freilich das schönste Geräth seyn, mit dem das

grosse Experiment des Lebens — was auch das Leben sei — gemacht werden konnte. Die Natur ist ja das allein schlechthin Rechte, Nothwendige, eben der Gegensatz des Willens, der irren können muss; sie ist der feste Punkt, der Kern des Lebens, das ewig Treue, Unschuldige, gleich Kindern, die noch nicht sündigen können.

„Aber versuch' es einmal, ganz Natur zu seyn: es ist entsetzlich zu denken: du kannst nicht Geistesruhe haben, wenn du nicht entschlossen bist, nöthigenfalls dich, d. h. alle Natur für dich zu zerstören.“

Zu Dresden 1816 schreibt er: „Die eigentliche, von Schelling zuerst angestimmte Naturphilosophie ist bloss ein Aufsuchen von Aehnlichkeiten und Gegensätzen in der Natur, welche Betrachtung an sich interessant ist und hie und da nützlich werden kann, nie aber eine Philosophie ausmacht. Daher musste auch Schelling mit mehreren von jener Betrachtung der Natur unabhängigen dogmatischen Versuchen auftreten, denen er kein anderes Fundament gab, als intellektuelle Anschauung, und deren Mährchenhaftes in die Augen fiel.“

Endlich in seinem „Foliant“ schreibt er — eine Stelle, aus der zugleich hervorgeht, was er als den bleibenden Gewinn der Naturphilosophie ansah —: „Das einzige Brauchbare und Bleibende, was aus der Naturphilosophie unserer Tage hervorgehen wird, wird seyn eine Philosophie der Naturwissenschaft, d. h. eine Anwendung philosophischer Wahrheiten auf Naturwissenschaft, eben wie man auch Philosophie der Geschichte hat. u. dgl. m.

„Schellings Anhänger wissen gar nicht, was Philosophie ist und seyn soll: es sind Aerzte, philosophisch ganz roh, wie selbst Oken, Steffens, die noch die gescheutesten sind: nun gar die Andern! diese meynen, eine Philosophie der Naturwissenschaft wäre eben schon die Philosophie und träumen von nichts anderem, statt dass eine Philosophie viel mehr enthält, nämlich Lehre von der Vorstellung oder dem Intellekt, Metaphysik der Natur, des Handelns und des Schönen. Ein Corollarium

der Metaphysik der Natur wäre dann die Philosophie der Naturwissenschaft.

„Die Schelling'schen Lehren als Philosophie schlechthin genommen, also das intellektual angeschaute Absolutum, die Identität des Realen und Idealen, der sich stets selbst gebärende Gott u. s. f. sind Träume ohne Fundament und, weil sie unmittelbare Anschauung fälschlich vorgeben, Windbeuteleien.

„Uebrigens gehört auch jene aufgekommene und zu lobende Philosophie der Naturwissenschaft nicht ursprünglich dem Schelling an, sondern Kielmeyern und den Fortschritten der Zeit, besonders in Frankreich. Schelling ist bloss Beförderer und Verbreiter, hat auch der Sache viel geschadet durch seine Windbeutelei und die seiner Anhänger. — Wie weit aber aus Mangel einer erträglichen Philosophie der Naturwissenschaft die Engländer zurück sind und welches alte Weibergeschwätz sie auftischen, bezeugt ein Aufsatz in den Transactions of the Wernerian society, Bd. 3., über die Stufenfolge der Natur."

Was zweitens die Schopenhauersche Polemik gegen die Hegelsche Philosophie betrifft, so ist dieselbe zwar schon aus seinen Werken und aus den oben darüber von mir beigebrachten Stellen bekannt. Doch mögen hier zur Ergänzung noch folgende charakteristische Stellen stehen, aus denen wiederum hervorgehen wird, dass es objektive Gründe waren, die Schopenhauer zum Gegner und Verächter Hegels machten:

„Die Hegelsche Weisheit, kurz ausgedrückt, ist, dass die Welt ein krystallisirter Syllogismus sei." (Adversaria.) —

„Die Hegelsche Philosophie ist als Mittel zum Verdummen der Köpfe unvergleichlich: dieses Abrakadabra, dieses Wischiwaschi von Worten, welche in ihrer monstrosen Zusammensetzung der Vernunft auflegen, unmögliche Gedanken, reine Widersprüche zu denken, bewirkt eine gänzliche Lähmung des Intellekts. Daher muss man sich wundern, wie sie zu einer Zeit floriren konnte, wo

die Regierungen ganz gewiss wünschten, die Völker und folglich zunächst die Gelehrten, so klug und aufgeklärt als nur irgend möglich zu sehn. Die Regierungen müssen sich wohl um die Hegelsche Philosophie gar nicht gekümmert haben.“ (Pandektä). —

„Der Grundgedanke der Hegelschen Philosophie ist die aufgefrischte Scholastisch-Realistische Lehre: Universalia ante rem, und damit der Spinozismus neu herausgeputzt.“ (Pandektä.) —

„Kants Widerlegung des ontologischen Beweises ist zugleich die Widerlegung der Hegelschen Philosophasterei. Darum liebt diese den ontologischen Beweis von Herzen.“ (Pandektä.) —

Nach einem Ausfall auf die Hegelsche Scharlatanerie sagt Schopenhauer: „A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntniss ab, dass ich die deutsche Nation wegen ihrer überschwänglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören. Mich tröstet bloss was Bako sagt, in den colores boni et mali, von nördlichen und südlichen Völkern.“ (Cogitata.) —

Die Hegelianer betreffend, mögen folgende charakteristische Stellen hier Platz finden: „Wenn ein Hegelianer sich in seinen Behauptungen plötzlich kontradiktorisch widerspricht, da sagt er: „„jetzt ist der Begriff in sein Gegentheil umgeschlagen.““ Wenn doch Das vor Gericht auch gälte!“ (Pandektä.) —

„Wenn ich einen Hegelianer lese, zumal so eine Geschichte der Philosophie, wie die von Bayrhoffer, oder die von Michelet, wo nach einem Resümé aller wirklichen Denker zweier Jahrtausende zuletzt die Hegelsche Scharlatanerie nicht bloss wirklich als Philosophie mit angeführt, sondern dargestellt wird als der Gipfel und die Vollendung der Philosophie, als das erreichte Ziel, zu welchem jene Alle nur die Vorbereitung gewesen, nur die Stufen, über welche Caliban-Hegel zu schreiten hatte, um auf den Thron der Wahrheit sich zu setzen, — also wann ich solches Zeug lese, dann frage ich mich verwundert, ist das Dummheit, oder Niederträchtigkeit? schwatzt der

Bursche so, weil er wirklich so stupid ist, den hohlsten Wortkram, den baarsten Unsinn für Weisheit zu halten, oder weil er ein Botenlohn und Zehrpfennig für das Verkündigen dieses Evangelii hofft?

„Meistens inklinire ich, für Letzteres zu entscheiden: denn, obwohl Dummheit im Nationalcharakter der Deutschen liegt, worüber das ganze Ausland einig ist, so ist doch Niederträchtigkeit und Feilheit der Grundcharakter der deutschen Litteratur dieses Jahrhunderts. So viel aber weiss ich gewiss, dass ein junger Mann, der, wenn auch nur eine Zeitlang, ein Hegelianer wird, dadurch seine völlige Unfähigkeit zur Philosophie auf immer bewiesen hat. Denn wer an solchem hohlen Wortkram, Aberwitz und baaren Unsinn Genügen finden oder zu finden vorgeben kann, muss schlechterdings alles Strebens nach Wahrheit. alles Hanges zum Denken, aller Fähigkeit des philosophischen Ernstes gänzlich entbehren." (Spicilegia.)

Die Halb- und Afterhegelianer betreffend, mögen folgende Stellen hier stehen:

„Die von der Lehre ihres Meisters jetzt abgehenden Hegelianer, wie Weisse, Fischer, Braniss, Hillebrand, der junge Fichte thun dies, weil höchsten Orts ein persönlicher Gott und unsterbliche Seele beordert ist, dergleichen Hegel nicht vorräthig hat, wenigstens nicht so recht, obgleich man aus Wischiwaschi und Unsinn deuten kann was man will. Bloss die Hegelsche Grundmethode, das Ausgehn vom Begriff als dem Gegebenen, ohne zu fragen, woher er sei, das Denken, das keinen Stoff von Aussen nimmt, sondern sich selbst Stoff ist, oder die Selbstbewegung des Begriffs, kurz die objektive Logik behalten sie bei, da sie sehr bequem ist, jede Flause auszuhecken. Da kommen sie nun mit der absoluten Persönlichkeit und dem Geist: — „„Die Wahrheit des Geistes ist die Persönlichkeit."" Dies ist der Beweis des Daseyns Gottes. Schade, dass Kant diesen nicht kennen gelernt hat: an ihm wäre seine Kritik gescheitert. — Sie sind dumm genug zu glauben, dass das Publikum, oder wenigstens die Studenten, diese erbärmliche Betrügerei und das

niederträchtige Treiben der Heuerlinge für Philosophie halten werde.“ („Pandektä.“) —

„Hillebrand's „Philosophie des Geistes“ ist in Hegelscher Methode und Manier, welches sehr erwünscht, da es zeigt, dass auch ein solcher offenbarer Strohkopf ebenso gut, wie Hegel, schwerfällige dunkele Perioden, voll ungeheurer Wortzusammensetzungen und unmittelbarer Widersprüche, zusammenschreiben kann, um die trivialsten und geringfügigsten Gedanken darin zu verbergen. („Pandektä.“)

Als eine Frucht der Hegelei, ja als blos »popularisirte Hegelei« betrachtete Schopenhauer später den Deutsch- oder Neu-Katholizismus. Er schreibt darüber in seinen »Senilia« — eine Stelle, die er zur Aufnahme in die zweite Auflage der Parerga bestimmt hat, und die ich deshalb in diese (I., S. 157.) aufgenommen habe: „Der Deutsch- oder Neu-Katholizismus ist nichts anderes, als popularisirte Hegelei. Wie diese, lässt er die Welt unerklärt, sie steht da, ohne weitere Auskunft. Bloss erhält sie den Namen Gott, und die Menschheit den Namen Christus. Beide sind „Selbstzweck“, d. h. sind eben da, sich's wohlseyn zu lassen, so lange das kurze Leben währt. Gaudeamus igitur! Und die Hegelsche Apotheose des Staats wird bis zum Kommunismus weiter geführt. Eine sehr gründliche Darstellung des Neu-Katholizismus in diesem Sinn liefert: F. Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung neuerer Zeit, Bd. III., 1856.« —

Zu Schopenhauers Polemik gegen den Materialismus und die Ueberschätzung der Naturwissenschaften, die der Hauptsache nach schon aus der zweiten Auflage seiner Schrift über den Willen in der Natur, namentlich aus der Vorrede, ferner aus dem zweiten Buche der dritten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung und aus der zweiten Auflage der Parerga*) bekannt ist, (auch

*) Es gehört hieher besonders Kapitel VI. des 2. Bandes der Parerga, wo mehrere den Materialismus betreffende Paragraphen bedeutende Zusätze erhalten haben, z. B. über die Atomenlehre.

in meiner gegen Büchners „Kraft und Stoff“ gerichteten Schrift „über den Materialismus, seine Wahrheit und seinen Irrthum“, Leipzig, F. A. Brockhaus 1856, findet man viele hieher gehörige Stellen) — führe ich ergänzend noch folgende zwei kurze Sätze der „Senilia“ an:

„Der moderne Materialismus ist der Mist, den Boden zu düngen für die Philosophie.“

„Sämmtliche Naturwissenschaften unterliegen dem unvermeidlichen Nachtheil, dass sie die Natur ausschliesslich von der objektiven Seite auffassen, unbekümmert um die subjektive. In dieser steckt aber nothwendigerweise die Hauptsache: sie fällt der Philosophie zu.“

In den letzten Manuscripten Schopenhauers richtete sich seine Polemik nicht mehr blos gegen solche specielle wissenschaftliche und philosophische Richtungen, wie die vorerwähnten, sondern häufig auch gegen allgemeine, die Litteratur überhaupt beherrschende Richtungen und Sitten oder vielmehr Unsitten, die er für verderblich hielt. Hieher gehört besonders seine scharfe Polemik gegen die gewissenlose Journalkritik mit ihrer Anonymität und gegen die in die Tageslitteratur eingerissene Sprachverhunzung. Die meisten hieher gehörigen Stellen sind bereits als Zusätze in die zweite Auflage der Parerga (Bd. II., Kap. 23. „über Schriftstellerei und Stil“) übergegangen. Doch hat noch Manches hier keinen Platz gefunden.

Aber Schopenhauers Polemik erstreckte sich nicht blos auf das litterarische Gebiet, sondern umfasste auch das praktische, politische und sociale. Ueberall, wo ihm im öffentlichen Leben, im Staat, in der Kirche oder im geselligen Verkehr Unrecht, Unsitte, Barbarei und Unnatur aufstiess, da schwang er seine Geissel, weil, wie er treffend in den Parerga (2. Aufl. I., S. 413) sagt, „gegen die moralischen und intellektuellen Ungeheuer auf dieser Welt der alleinige Herkules die Philosophie ist.“ Besonders hervortretende Gegenstände seiner Polemik sind hier die Demagogie, das Pfaffenthum, die ritterliche Ehre mit ihrem albernen Codex, die abgeschmackte Weiber-

veneration, das Kannegiessern, das Tabakrauchen, die langen Bärte, ja sogar die Crinolinen, u. s. w., wie aus den Parerga, besonders aus der zweiten Auflage, die in dieser Beziehung mehrere Zusätze erhalten hat, zu ersehen ist.

Man hat der Schopenhauerschen Polemik „Grobheit und Cynismus“ vorgeworfen. Ich will diese keineswegs in Abrede stellen; aber ich rechne sie ihm zur Tugend an. Denn die Heftigkeit und Derbheit der Schopenhauerschen Ausfälle war eine natürliche Folge seines Unwillens, seiner sittlichen Entrüstung über das, was sein Intellekt als schlecht und verderblich erkannt hatte; und Unwille über das als schlecht Erkannte ist ja wohl eine Tugend. Alle grossen Männer, die sich zu Reformatoren in irgend einem Gebiet, in welches Unsitte und Unzucht eingerissen war, berufen fühlten, waren nicht sanft und fein in ihrer Polemik. Jesus war nicht sanft und fein in seiner Polemik gegen das „Otterngezücht“ der Pharisäer, Luther war nicht sanft und fein in seiner Polemik gegen das Papst- und Pfaffenthum, Goethe und Schiller waren in ihren Xenien auch nicht sanft und höflich, und, um ein Beispiel aus dem Alterthum anzuführen, Aristophanes in seinen Komödien auch nicht. Warum findet man also die Derbheit und die Cynismen der Schopenhauer'schen Polemik so anstössig? Wäre dieselbe in der Sache gerecht, so hätte man, denke ich, die ungeschliffene Form ihr zu vergeben. Aber die Form der Schopenhauerschen Polemik ist auch nur da ungeschliffen, wo nach seiner Meinung die Sache es erforderte. Wie alle grossen Polemiker, nennt Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen, statt hier, wie die Schwächlinge, die keiner sittlichen Entrüstung fähig sind und denen „Anstand“ die höchste Tugend ist, sich der Euphemismen zu bedienen. Das ist doch aber, denke ich, selbst vom ästhetischen Standpunkte aus, welcher fordert, dass überall die Form dem Inhalt entspreche, nur gerechtfertigt. Möchten immer-

hin gegen die Schopenhauersche Polemik in der Sache mitunter sich Einwendungen machen lassen; — ihre Form ihr zum Vorwurf zu machen, ist in meinen Augen nur ein Zeichen jener moralischen Verkommenheit, welcher alle sittliche Entrüstung abhanden gekommen, und die, weil sie selbst keiner solchen mehr fähig ist, sie auch von Anderen nicht leiden mag. Wie weit diese moralische Verkommenheit bei uns schon gediehen ist, konnte man jüngst z. B. an manchen Beurtheilungen des Buches von Ferdinand Lassalle über Julian Schmidt sehen. Es hat hier nicht an Recensenten gefehlt, welche der Lassalle'schen Geisselung Schmidts Mangel an „Anstand" vorwarfen. Kann es aber wohl etwas Dümmeres und zugleich Unsittlicheres geben, als die Forderung, eine so höchst unanständige Sache, wie die Julian Schmidt'sche Art, Litteraturgeschichte zu machen, anständig zu behandeln? Heisst das nicht fordern, man solle Unwissenheit und Frechheit — denn diese sind dem Julian nachgewiesen — anständig behandeln? Mich wundert, dass unsere modernen Anstandsapostel noch nicht unternommen haben, die deutsche Sprache, welche so reich ist an „unanständigen" Ausdrücken, von diesen zu reinigen und ein anstandsgemässes Lexikon herauszugeben, in welchem so unanständige Ausdrücke, wie Hure, Schuft, Lump, u. s. w. nicht mehr vorkommen, sondern statt deren Euphemismen, wie etwa, statt Hure, eine sich den Männern gefällig Erweisende, u. s. w., damit nur alle Kraft und aller Kern aus der deutschen Sprache komme und folgeweise auch alle Kraft und aller Kern aus den deutschen Charakteren, und nichts übrig bleibe, als französische décence, bienséance, u. s. w.

Im Ernste zu reden, ist denn Anstand wirklich unter allen Umständen eine Tugend? Ich glaube, dass es sich mit dieser Tugend ganz ebenso verhält, als, wie oben nachgewiesen, mit der Tugend des Nichtlügens, der Pietät, u. s. w. Einen kategorischen Imperativ, unter allen Umständen anständig zu sein, giebt es so wenig, als einen kategorischen Imperativ, unter allen Umständen die

Wahrheit zu sagen, unter allen Umständen Pietät zu üben, u. s. w.

Ich für meinen Theil nehme daher durchaus keinen Anstoss an der „Unanständigkeit“ der Schopenhauerschen Polemik, sondern frage nur danach, ob dieselbe überall auch in der Sache gerecht ist. Und in dieser Beziehung bin ich allerdings nicht immer mit derselben einverstanden. Schopenhauer polemisirt z. B. gegen die modernen optimistischen Demagogen, welche alles Elend, das der menschlichen Natur als solches anhaftet, den Regierungen zur Last legen und meinen, wenn nur erst die Regierungen ihre Schuldigkeit thäten, dann hätten wir das Paradies auf Erden, folgendermassen: „Die Welt ist ihnen „Selbstzweck“ und daher an sich selbst, d. h. ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, ganz vortrefflich eingerichtet, ein rechter Wohnplatz der Glücksäligkeit. Die nun hiegegen schreienden, kolossalen Uebel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: Thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit; so würde der Himmel auf Erden existiren, d. h. Alle würden ohne Mühe und Noth vollauf fressen, saufen, sich propagiren und krepiren können: denn Dies ist die Paraphrase ihres „Selbstzweck“ und das Ziel des „unendlichen Fortschritts der Menschheit“, den sie in pomphaften Phrasen unermüdlich verkündigen.“ (Parerga, 2. Aufl. II., §. 129.)

Bei solchen Stellen klage ich nicht, wie unsere modernen Anstandsapostel, über Verletzung des Anstands, sondern frage nur, ob die Polemik auch in der Sache gerecht ist. Wären wirklich Alle, die Schopenhauer unter den Titel „Demagogen“ befasst, d. h. alle die Regierungen Anklagenden und deshalb das Volk gegen die Regierungen Aufreizenden solche gemeine Seelen, dass sie sich unter dem „unendlichen Fortschritt der Menschheit“ nur müheloses und reichliches „Fressen, Saufen, Propagiren und Krepiren“ dächten, — dann hätte ich gar nichts gegen diese „unanständigen“ Ausdrücke. Aber es scheint mir, dass Schopenhauer hier, wie auch sonst bisweilen in seiner Polemik, zu generell verfährt, zu wenig die Bessern

von den Schlechtern einer Gattung, die er angreift, unterscheidet. Die edleren Demagogen, die, wenn auch vielleicht im Irrthum über das geträumte Paradies der Zukunft, doch sich unter dem paradiesischen Leben der Zukunft kein blosses viehisches Befriedigen der sinnlichen Begierden, sondern ein menschlich freies und würdiges Dasein unter humanen und gerechten Gesetzen, eine vom demoralisirenden und verdummenden „Bevormundungssystem“ ungehemmte freie und allseitige Entwicklung, eine allgemeine Verbrüderung aller Nationen, u. s. w. denken, — diese edlern Demagogen sind doch sehr von jenen gemeinen, denen das Paradies der Zukunft in „Fressen, Saufen“ etc. besteht, zu unterscheiden. Ist z. B. Garibaldi nicht ein solcher edler, ein höheres Ziel erstrebender Demagog?

Auch in der Polemik gegen die Philosophieprofessoren dürfte Schopenhauer zu generell verfahren sein. Auch hier wäre ihm also nicht sowohl „Verletzung des Anstandes“ vorzuwerfen, als vielmehr Mangel an Unterscheidung zwischen den Besseren und Schlechteren. Es giebt doch unter den Professoren nicht blos Sophisten, sondern auch respektabele, ehrliche, aufrichtig nach Wahrheit und Weisheit strebende, ja mit Freimuth den Regierungen oben und dem Vulgus unten entgegentretende Männer, wenngleich diese Edleren stets die Minderzahl bilden und für ihren Freimuth büssen müssen. Mögen also immerhin die Sophisten, welche die Philosophie nicht um ihrer selbst, sondern um des Geldes, um der Aemter und Ehren willen, treiben, Schopenhauers „unanständige“ Polemik verdient haben; so sind doch nicht alle Professoren Sophisten. Denn z. B. auch Kant war ja Professor.

Auch wäre, statt der „Verletzung des Anstandes“, der Schopenhauerschen Polemik vielleicht mit grösserem Recht vorzuwerfen, dass sie nicht immer am rechten Orte stehe, da sie mitunter, wie z. B. in der 2. Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, den Gang der objektiven wissenschaftlichen Untersuchung

störend unterbricht. Dieses habe ich, wie aus meinen oben (S. 164) angeführten Worten zu ersehen ist, Schopenhauern schon mündlich gesagt, als er an der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel“ arbeitete; aber er war von seinem einmal gefassten Vorsatz nicht abzubringen. Aus dem dort von mir Gesagten wird man zugleich ersehen, dass ich Schopenhauern damals von seiner Polemik gegen die Philosophieprofessoren nicht wegen ihrer Unanständigkeit abgerathen habe, sondern wegen ihrer Inopportunität. Ich habe nicht zu ihm gesagt: Lieber Schopenhauer, seien Sie nur um Gotteswillen hübsch anständig; sondern: Sammeln und koncentriren Sie Ihre Angriffe in einer besonderen polemischen Schrift, da wird sie wirksamer sein, als in ihrer Zerstreuung unter wissenschaftliche Erörterungen, und wird den rein wissenschaftlichen Genuss der objektiven Werke nicht stören. Dies und nichts anders war der Sinn meiner damaligen Rede. Mit dem Gleichniss von den Prügeln wollte ich nicht sagen: Theilen Sie keine Prügel aus! sondern nur dieses: Geben Sie keine Prügel mitten unter objektiven Belehrungen! Und dieser mein Rath entsprach ganz der Schopenhauerschen Lehre vom Verhältniss des Intellekts zum Willen. Denn dieser Lehre zufolge steht der Intellekt unter der Herrschaft des Willens, oder der Kopf unter der Herrschaft des Herzens. Liebe und Hass verfälschen unser Urtheil gänzlich; an unseren Feinden sehen wir nichts als Fehler, an unseren Lieblingen lauter Vorzüge; was unserer Partei, unserem Plane, unserem Wunsche, unserer Hoffnung entgegensteht, können wir oft gar nicht fassen und begreifen, während es allen Anderen klar vorliegt; was dem Herzen widerstrebt, lässt der Kopf nicht ein. (S. Welt als Wille und Vorstell., 3. Aufl. II., 244., und meine „Lichtstrahlen“ S. 64.) Hieraus geht aber hervor, dass man Den, den man belehren will, nicht durch Hiebe und Prügel gegen sich aufreizen darf, weil sonst der in ihm empörte Wille, das aufgebrachte Herz, das Urtheil des Intellekts stört und verfälscht. Dieser Ursache mag es auch hauptsächlich zuzuschreiben sein, dass Scho-

penhauers objektive Belehrungen so wenig Eingang bei den von ihm gezüchtigten Professoren gefunden haben, und dass diese bemüht sind, nur Schwächen, Fehler und Widersprüche in seiner Lehre aufzusuchen. Sie hassen ihn und darum sieht und sucht ihr unter der Herrschaft des Willens stehender Intellekt nur Fehler an ihm. Für seine Vorzüge und die von ihm entdeckten Wahrheiten haben sie kein Auge.

Schliesslich könnte man der Schopenhauerschen Polemik noch vorwerfen, dass sie mitunter für einen Philosophen zu grosse subjektive Bitterkeit und Gereiztheit verrathe. Doch diese wäre wohl einem Manne, der trotz so gediegener Werke so lange unbeachtet geblieben, zu verzeihen.*) Philosophen sind ja keine Engel, sondern Menschen, haben subjektive Gefühle und Regungen, und werden, trotz des besten Vorsatzes objektiv zu bleiben, oft von denselben übermannt. Ich erinnere hier an das oben von mir über den Zwiespalt zwischen Intellekt und Wille und das daraus hervorgehende Gemisch von Grösse und Kleinheit in einem und demselben Individuum Gesagte. Ueberdies mischte sich die persönliche Gereiztheit bei Schopenhauer nur vorübergehend in seine Polemik. In der Hauptsache war dieselbe objektiv. Denn, wie ich ebenfalls schon gesagt habe, Schopenhauer gehörte zu jenen hochbegabten Individuen, die ein doppeltes Leben führen, nämlich ausser und über ihrem persönlichen ein rein intellektuelles, weshalb der Baum im

*) Gleich, als Schopenhauer das vieljährige Schweigen der Indignation mit seiner Schrift „über den Willen in der Natur" (1836) gebrochen hatte, musste er auf's Neue über Nichtbeachtung klagen. Denn er schrieb damals: „Meine Werke werden auf die kommenden Geschlechter warten müssen, um verstanden und geschätzt zu werden, indem das gegenwärtige ihnen in der That nicht gewachsen ist: sonst könnte bei demselben nicht meine Schrift über den Willen in der Natur so unbeachtet dastehn, wie ein Raphael in der Bedientenstube." (Während des Aufenthaltes Schopenhauers zu Florenz in den Jahren 1822 und 23 wurde nämlich in der Bedientenstube eines Palazzo eine Madonna von Raphael entdeckt, die seit vielen Jahren daselbst unbemerkt gehangen hatte.)

Sturme, der dennoch seine rothen Früchte auf allen Zweigen zeigt, ihr Emblem ist.

Gerade bei denjenigen Betrachtungen, die Schopenhauer am meisten persönlich berührten und schmerzlich an sein litterarisches Schicksal erinnerten, bei den Betrachtungen über „Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm", war er am objektivsten. Ja, man kann sagen, dass diese objektiven Betrachtungen, die in seinen Werken so häufig wiederkehren und denen er in den Parergis ein besonderes Capitel gewidmet hat (Band II., Cap. XX.) erst durch sein persönliches Schicksal veranlasst worden sind. Während Andere durch selbsterfahrene Zurücksetzung und Nichtbeachtung nur persönlich gereizt und verbittert werden, wurde Schopenhauer durch sie zu objektiven Betrachtungen über Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm angeregt, welche uns die Litteraturgeschichte und die Geschichte der Wissenschaften unter einem ganz neuen Gesichtspunkte zeigen, unter dem Gesichtspunkte nämlich des Kampfes, der zwischen Denen, welche die Einsicht, und Denen, welche die Absicht leitet, von jeher bestanden hat, oder des Kampfes zwischen Denen, die für die Sache leben, und Denen, die von ihr leben. Durch diese Betrachtungen hat sich Schopenhauer unstreitig ein grosses Verdienst erworben, hat die letzten und tiefsten Aufschlüsse über das Schicksal gegeben, das ausser ihm, noch so manche andere litterarische Grössen betroffen hat.

Die erwähnten Gegenstände: Urtheil, Kritik, Beifall und Ruhm nehmen in den Schopenhauerschen Manuscripten einen beträchtlichen Raum ein, und seine Objektivität bewährt sich bei ihnen glänzend. So sehr er z. B. auch die Stimme des Publikums verachtet, so hält er doch den eigenen Beifall noch für kein ausreichendes Kriterium des Werthes eines Werkes. Seine Ehrlichkeit, sich Alles einzugestehen, sich keine Seite der Sache zu verhehlen, sondern jede ins Auge zu fassen und die Wahrheit einer jeden einzugestehen, tritt hier glänzend zu Tage. Denn an derselben Stelle z. B., wo er in seinen „Cogitata" schreibt: „Die, welche ächten und verdienten Ruhm

erlangen, können keinen Werth darauf legen: denn das Menschengeschlecht kommt ihnen gerade so klein vor, wie sie ihm gross: und da sind die vereinten Stimmen desselben, wenn sie hinauf dringen, doch nur ein verächtliches Gequäck" — an derselben Stelle wendet er sich auch am Rande ein: „Hier tritt aber ein, was Aristoteles sagt, dass obwohl die Einzelnen, die das Publikum ausmachen, in der Regel keines richtigen Urtheils fähig sind, dennoch dieses Publikum selbst meistens richtig und treffend urtheilt." Sodann über das Ungenügende des eigenen Beifalls sagt er in seinen „Adversaria":

„Der eigene Beifall ist nie eine Garantie des Werthes eines Gedankenwerks: denn er besagt nur, dass die darin ausgedrückten Gedanken des Autors mit seiner Ansicht der Welt übereinstimmen, welches sich von selbst versteht: wohl aber ist jeder aufrichtige fremde Beifall eine solche Garantie. Denn wenn die Gedanken, nachdem sie ihren Weg aus einem Kopf in den andern gemacht haben, auch mit der in diesem vorhandenen Ansicht der Welt übereinstimmen (mehr kann kein Beifall sagen); so kann dies seinen Grund nur darin haben, dass sie objektiv sind, d. h. in Uebereinstimmung mit der objektiven Welt sind, die Allen gemein ist. Diese ist die Welt der Anschauung, sie ist in allen Köpfen dieselbe, nur dass sie sich nicht in Jedem gleich rein und energisch abdrückt: was man aus ihr Jedem zeigt, kann er nicht ableugnen, wenn er es gleich allein nicht fand.

„Den fremden einzelnen Beifall aus zufälliger Uebereinstimmung der Denkart erklären, geht nur dann, wann man in der Manier, Mode, herrschenden Denkungsart der Zeit, also ohne Originalität geschrieben, oder Raisonnements gemacht hat, wie Jeder sie selbst macht, also trivial ist. Ausserdem ist die Verschiedenheit jeder Individualität von der andern zu gross.

„Also schon ein ächter fremder kompetenter Beifall giebt dem Selbstgedachten und Originellen Garantie. Ein fremder Missfall dagegen oder auch viele bedeuten nichts: denn er kann, auch wenn nicht aus dem schlechten Willen,

doch sehr wohl aus Mangel an Fassungskraft herrühren. — Aber den Weg von einem Kopf in den andern muss der Gedanke gemacht haben, wenn der Beifall, den er findet, für seinen Werth zeugen soll.

„Eine häufige Ausnahme ist die, wo die mitgetheilten Begriffe im fremden Kopf schon vorhanden waren, also das Werk eine blosse Wiederholung schon bekannter Begriffe ist, die in mehreren Köpfen feststehn. Da ist es nicht originell, und nur vom Originellen gilt das Gesagte. Auf dieser Ausnahme beruht der Beifall des Schlechten, das im Schwange ist. Alle seine Leser und Lober vergleichen es, aber nie mit der anschaulichen Welt, sondern bloss mit den herrschenden Begriffen."

Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, dass Schopenhauer auf alle diese und ähnliche Betrachtungen, die in seinen Manuscripten gar nicht selten vorkommen, und die grossen Theils aus ihnen schon in seine gedruckten Werke, namentlich in die Parerga übergegangen sind — dass er, sage ich, auf alle diese Betrachtungen nicht so gekommen wäre, wenn nicht der ihm selbst mangelnde Beifall des Publikums ihn zum Nachdenken über die Bedingungen und Arten des Beifalls überhaupt getrieben hätte. Ein Philosoph, wie er war, der in allen Vorgängen ihr Allgemeines, ihr Wesen, ihre Idee zu erkennen suchte, und ferner ein Gelegenheitsphilosoph, wie er war, der das Selbsterlebte sich in dieser Weise zum Gegenstande der Betrachtung machte, musste er durch den selbsterlittenen Mangel an Beifall darauf geführt werden, sich den Werth, die Arten, die Gründe und die Bedingungen des Beifalls im Allgemeinen zum Bewusstsein zu bringen. Insofern hat also das Publikum es sich selbst zu verdanken, dass es in Schopenhauers Werken, so wie in diesen meinen Denkwürdigkeiten, so oft und so viel über Beifall und Ruhm zu hören bekommt. Auch in seinen Gesprächen mit mir kam Schopenhauer wiederholt auf dieses Thema. Er citirte mir eine Stelle aus einem Briefe Senekas, wo es heisst: Gloria, virtutis umbra, etiam invitum sequitur; sed, ut umbra, interdum antecedit, inter-

dum sequitur. Ferner erzählte er mir, dass er das Buch des Osorius de gloria gelesen. Dieser meine, um Ruhm zu erlangen, dürfe man ihn nicht suchen.*) Hingegen sei auch zu beachten, was ein Franzose gesagt, dass man, um das Gute in Ruf zu bringen, dieselben Mittel anwenden müsse, wie die Camaraderien, um das Schlechte in Schwung zu bringen; nur dass alsdann das Gute oben bleibe, das Schlechte hingegen falle. Uebrigens war Schopenhauer ehrlich genug einzugestehen, dass der Ruhm auch seine schädliche Seite habe, denn wer einmal Celebrität erlangt, der bleibe stehen oder gehe zurück.

Die Ruhmsucht hielt Schopenhauer für einen Grundzug des Alters. Jedes Lebensalter, sagte er einst zu mir, hat seine Leidenschaft, in jedem wirft sich der Wille auf einen andern Gegenstand. In der Jugend ist es die Liebe, im Mannesalter Macht und Besitz, im Greisenalter der Ruhm. Wenn bei den Greisen schon alles Andere weg ist, so haben sie doch noch dieses Eine, die Ruhmsucht. Daher kann man selbst in den niedrigsten Ständen sehen, wie ruhmredig die Greise sind, wie sie gern von ihren vergangenen Heldenthaten und ihrer ehemaligen Glorie erzählen. Auch, fügte er hinzu, hat wohl Jeder einmal in seinem Leben einen Freuden- und Ehrentag gehabt, dessen er sich rühmen kann.

Dass auch Schopenhauern im Alter der endlich erlangte Ruhm sehr erfreute, das ist besonders aus seinen Briefen an mich zu ersehen. Hier zeigt er sich ganz als Mensch, freut sich als Mensch über Das, worauf er als Philosoph keinen sonderlichen Werth legte. Obwohl er, wie er selbst einst zu mir gesagt, bei Abfassung seiner Werke durchaus nicht auf Ruhm ausgegangen ist, nicht an Ruhm gedacht hat, sondern lediglich der innern Nothwendigkeit seiner Natur gefolgt ist, gemäss dem

*) Auch in den Parergis (Bd. I., S. 377. der 1. Aufl., S. 421. der 2. Aufl.) führt Schopenhauer den Spruch des Osorius an, „dass der Ruhm vor Denen flieht, die ihn suchen, und Denen folgt, die ihn vernachlässigen: denn Jene bequemen sich dem Geschmack ihrer Zeitgenossen an, Diese trotzen ihm.“

Spanischen Wort, welches er für eine wichtige Lebensregel hielt, dass man, unbekümmert um die Folgen, handeln solle als der, der man ist; und obwohl er, wie ich gezeigt, auf Ruhm bei den Zeitgenossen keinen Werth legte, weil er dieselben verachtete; so konnte er doch als Mensch und in dem Lebensalter, wo, wie er selbst sagt, die Ruhmsucht die einzige noch übrig bleibende Leidenschaft ist, nicht umhin, sich ungemein darüber zu freuen, dass er endlich den verdienten Ruhm erlangt.

Es liegt hier, in diesem Sichfreuen über Das, was er verachtete, den Ruhm, eben wieder nur derselbe Widerspruch zwischen Philosoph und Mensch vor, wie oben in der Indignation über das, was er als nothwendig erkannte, seine Nichtbeachtung. „Freilich", gesteht er in seinem Manuscriptenbuch „Spicilegia" ein, „müsste der Selbstgenuss, den das Genie an sich und seinen Schöpfungen hat und die Kleinheit, in welcher ihm die Menschen erscheinen, es so erhaben stimmen, dass es gegen den Ruhm, bei diesem Geschlecht, völlig gleichgültig würde, er möchte vorhanden seyn, oder nicht. Aber diese Welt trägt keine Ideale: ihre Genie's bleiben Menschen, haben Schwächen, unter denen die Begier nach Ruhm noch lange nicht die grösste ist."

„Die Genies bleiben Menschen" — dieses Wort erklärt gar Manches in dem Leben grosser Geister. Es erklärt nicht blos die Widersprüche zwischen Leben und Lehre, die bei ihnen häufig zu finden sind, die sich jedoch, wie ich gezeigt habe, auf Widersprüche zwischen dem äussern und innern Leben reduciren; sondern es erklärt auch, warum es ihren Feinden und Neidern, den Ungenialen, den Leuten „vom Gewerbe", den Zunft- und Cliquenmännern so leicht wird, sie in den Koth zu ziehen. Diese suchen eben nur die menschlichen Schwächen der Genies hervor; für die andere, über das ordinäre menschliche Maass hinausgehende, so zu sagen übermenschliche Seite der Genies aber haben sie keine Augen, oder wollen keine haben. Denn, wie Schopenhauer in seinen „Cogitata" treffend schreibt:

„Der Pythagoräische Satz, dass nur von Gleichem Gleiches erkannt werde, ist auch in dieser Beziehung wahr, dass Jeder den Andern nur so weit versteht, als er ihm gleich steht, oder wenigstens ihm homogen ist: was also Jeder an Jedem sicherlich wahrnimmt, ist das Allen Gemeinsame, das Gemeine, das Kleinliche, das Niedrige unserer Natur. Hierin begreift Jeder den Andern vollkommen: was aber Einer vor dem Andern voraus hat, ist für diesen nicht vorhanden, der vielmehr, so ausserordentliche Gaben es auch seyn mögen, in Jenem doch stets nur seines Gleichen sehen wird, um so mehr, als er nur seines Gleichen sehen will. Bloss eine unbestimmte Scheu, mit Groll gemischt, wird er empfinden, über etwas, das ihm in Jenem nicht klar wird, weil es über seine Kräfte hinausgeht, daher nicht zusagt."

„So sehr aber", wie Schopenhauer an einer andern Stelle (in den „Pandektä") schreibt, „das vulgus sich freut an den Menschlichkeiten und Schwächen grosser Männer, so sehr betrübt es den grossen Geist, wenn er an die Verwandtschaft mit Jenen durch menschliche Schwäche erinnert wird." —

Alle diese hier berührten Verhältnisse hat noch kein Philosoph so ausführlich zur Sprache gebracht und so gründlich erörtert, wie Schopenhauer. Es bildet dieses eine eigenthümliche Seite seiner Philosophie; — aber eine Seite, an der, wenn sie verdienstlich ist, wenigstens das Publikum sich keinen geringen Theil des Verdienstes zuzuschreiben hat. Denn, wie ich schon gesagt, mir scheint, dass Schopenhauer auf alle diese Betrachtungen gar nicht in dem Maasse gekommen wäre, als er gekommen ist, wenn nicht der mangelnde Beifall des Publikums ihn dazu getrieben hätte. Es lässt sich dies auch aus seinen Manuscripten nachweisen, welche erst in der Zeit, nachdem er an sich erfahren hatte, was es heisst, sich durch ein grosses Werk über das Vulgus zu erheben, alle jene Verhältnisse des Genies zum Vulgus so ausführlich zur Sprache bringen.

Besonders häufig werden diese Verhältnisse in den

zahlreichen Entwürfen zu den Vorreden seiner Werke, die er oft schon lange vor dem Erscheinen derselben schrieb, zur Sprache gebracht. Hier leitet er sein Schicksal aus dem allgemeinen der über das Vulgus sich erhebenden Geister ab. Die trockenste Vorrede von allen, die Schopenhauer geschrieben hat, ist wohl die zu den Parergis. Aber diese stammt auch aus einer Zeit, wo er in Folge meiner Bemühungen bereits durchgedrungen war; sie ist geschrieben im Dezember 1850. Ein früherer Entwurf dieser Vorrede vom Jahre 1846, in den „Spicilegia", lautet nicht so trocken. Ich will denselben, da er für Schopenhauers damalige Stimmung charakteristisch ist, hier mittheilen. Erst kommt das Motto:

„Noch ist es Tag, es rührt sich der Mann,
Bald kommt die Nacht, wo Niemand schaffen kann."

Nachdem alsdann Schopenhauer gesagt hat, dass diese „Spätlinge seiner Muse" sich an Leser wenden, die schon Kenntniss seiner Philosophie mitbringen, fährt er fort:

„Mit der Herausgabe dieser kleinen Arbeiten habe ich indessen nicht länger zögern wollen, weil, nach dem Gange der Natur, das Ende meiner Laufbahn nicht weit seyn kann, oder, richtiger, der Anfang derselben. Denn sie kommen schon heran, sie treten schon in's Daseyn, die mit mir denken, also eigentlich mit mir leben werden: ihnen gilt mein Willkommen, mein Abschied einem mir fremd gebliebenen Geschlecht." (Beiläufig sei hier noch bemerkt, dass Schopenhauer über die „Parerga", im Unterschiede von den „Paralipomena" sagt, dass jene, als für sich bestehend die Bekanntschaft mit seiner Philosophie nicht so sehr voraussetzen, wie die Paralipomena. Der erste Band enthalte die Parerga, der zweite die Paralipomena, deren grösster Theil „Ergänzungen" zu seinem Hauptwerk seien.)

Schopenhauer blieb nicht dabei stehen, sich sein litterarisches Schicksal aus dem allgemeinen Gegensatze und Kampfe der von der Sache Lebenden gegen die für die-

selbe sich Opfernden zu erklären; sondern, nachdem er diesen Gegensatz und Kampf einmal erkannt hatte, fasste er auch den ganz bestimmten und entschiedenen Entschluss, den Tempel der Philosophie von den ersteren zu reinigen, oder, wie er zuerst in den „Spicilegia" (1837) schreibt, „den feilen Philosophastern, welche den Regierungen nach dem Maule philosophiren, den Markt zu verderben und den Kredit zu entziehen." Er schrieb dann nach und nach alle jene Gedanken auf, aus denen später die Abhandlung „über die Universitätsphilosophie" im ersten Bande der Parerga hervorgegangen ist — eine Abhandlung, deren Verdienst nicht genug gewürdigt werden kann, weil die hier vorgenommene Reinigung, wenn auch unmittelbar nur der Philosophie geltend, sich doch mittelbar auf alle Gebiete des Wissens, der Litteratur und Kunst erstreckt, ja auch in's praktische Leben hinübergreift. Denn auf allen Gebieten besteht ja der Kampf zwischen der Einsicht und Absicht oder der Kampf zwischen Denen, die für und Denen, die von der Sache leben.

Der in der Abhandlung über die Universitätsphilosophie ausgesprochene Gedanke Schopenhauers, dass es für die Philosophie am besten wäre, wenn alle Professuren derselben aufgehoben würden, findet sich schon in den „Adversaria" (1828). Denn schon dort schreibt er: „Für die Philosophie könnte nichts besseres geschehen, als dass alle Professuren derselben aufgehoben würden. Dadurch würde der grösste aller Uebelstände gehoben, nämlich dass die, welche die Wahrheit suchen, kollidiren mit Denen, welche nur ein Stück Brod suchen, von deren Politik und Ränken jene mannigfach gestört worden, nie geholfen.

„Philosophie ist für Ausnahmen: nur das entschiedenste Genie kann sie fördern: der gewöhnliche Mensch verdirbt sie, sobald er nur ein Wort aus eignen Mitteln hinzusetzt. Was ist daher aus der Philosophie seit Kant geworden! da alle die Ordinarien und Extraordinarien mitgeredet haben."

Spätere hieher gehörige denkwürdige Aufzeichnungen Schopenhauers sind folgende Stellen der „Pandektä“ (1832) und „Spicilegia“ (1837):

„Die Brodstudenten sind oft genug getadelt worden; aber die Brodprofessoren verstehn sich von selbst.“ —

„Philosophieprofessoren reden mit Hochachtung von Menschen und Büchern, die offenbar keine verdienen; weil sie der Reciprocität dieser Euphemie gar sehr bedürfen: — ich aber nicht; werde daher Alles bei seinem Namen nennen.“ —

„Dadurch, dass die Philosophie der Universitäten sich für die Zwecke des Staats hat brauchen lassen und seinen Verwaltern zu Willen gewesen ist, wird sie, sobald dies ganz zu Tage gekommen, seyn, wie ein Mädchen, die gehurt hat: um alle Ehre gekommen, so dass Keiner sich mehr mit ihr abgeben will.“ —

„Nichts schadet der Philosophie mehr, als die besoldeten Professoren derselben, welche glauben, von Amts wegen eigene Gedanken haben zu müssen, und nur, statt schlicht zu lehren, was Andere gedacht haben, mit ihrem Dareinreden und ihren ungewaschenen Einfällen, zumal da ihrer, gegen Einen Philosophen, etwa Tausend sind, — den Gang der Forschung ungemein hemmen, auch, weil man sie für Philosophen hält, die Philosophie dem Volke verächtlich machen.“ —

„Ohne Zweifel schliessen die Meisten auf die Werthlosigkeit meiner Philosophie aus der geringen Beachtung, die sie gefunden. Aber sie könnte nicht verfehlt haben, bei ihrem Erscheinen das grösste Aufsehen zu erregen, und dann eines stets zunehmenden Beifalls sich zu erfreuen, wenn es Leute gäbe, welche die Wahrheit suchten: allein Die, welche sich heut zu Tage mit der Philosophie beschäftigen, suchen nichts anderes, als die Professuren derselben: zu diesen aber wäre meine Philosophie ein falscher Weg, da sie keineswegs es darauf abgesehen hat, eine Stütze des lieben Christenthums zu seyn, vielmehr diese Rücksicht, als etwas ihren Zweken Fremdes, ganz unbeachtet lässt. Ach, wie steht sie in diesem Punkt zurück

gegen die Hegelei, welche deklarirt, mit dem Christenthum geradezu identisch zu seyn, und mir vorkommt, wie der Kandidat in „Der gerade Weg ist der beste“, welcher deklarirt, die Wittwe des verstorbenen Pfarrers unbesehens und auf der Stelle heirathen zu wollen.“ —

„Alltagsköpfe können höchst achtungswerthe Leute im praktischen Leben seyn, auch sehr liebenswürdig, auch gute Prediger, brauchbare Aerzte, gerechte Richter u. s. f. werden: aber in den schönen Künsten, in der Poesie und in der Philosophie, sind sie ewig inkorrigible Pfuscher, Sachverderber, eingedrungene Störer und Beschmutzer des Guten, kurzum Lumpenhunde und Esel, die man ohne alle Schonung behandeln, geisseln und mit Schimpf und Schande wegjagen muss, um ihnen den Kitzel zu verleiden. Man sehe nur, was sie seit der grossen welthistorischen Erscheinung Kants aus der Philosophie gemacht haben! Nicht anders, als wenn Wilde über eine antike Statue herfielen und sie, auf ihre Weise verschönernd umarbeiten wollten zu einem herzerhebenden Fitzliputzli.“ —

Wie verderblich Schopenhauer das Geldverdienen mit schönen Künsten und Philosophie für diese hielt, geht aus folgender ausführlicheren Stelle hervor:

„Die schönen Künste durch Geldbelohnungen, Preisvertheilungen, Gesellschaften der Kunstfreunde, welche Stümpereien kaufen und ausspielen, u. dgl., aufmuntern zu wollen ist ganz zweckwidrig und gereicht der Kunst zum Nachtheil: denn dadurch muntert man Die auf, welche nicht die Kunst, sondern das Geld lieben, und ruft sonach zahllose Machwerke der Unberufenen ins Daseyn, deren unübersehbare Menge dem ächten Talent das Bekanntwerden erschwert, zumal da jene Geldkünstler sich auf Mittel und Ränke verstehen, zu denen der Mann von Talent nicht geeignet ist.

„Wer mit einem Talent geboren ist, findet sein Glück in diesem und bedarf keiner andern Belohnung: er wird sich leichter gegen den Mangel schützen können, als gegen das Heer unberufener Mitbewerber, welche vom Glanz des Goldes, wie Maden von der Sonne ausgebrütet werden;

wozu noch kommt, dass Midas stets geneigt ist, dem Marsyas den Lorbeer zu reichen.

Aus demselben Grunde erhellet, warum es für Poesie und Philosophie höchst dienlich wäre, wenn durch sie kein Geld zu verdienen wäre, und sich daher nur Die damit beschäftigen dürften, denen es um sie selbst zu thun ist, denen sie Zweck, nicht Mittel sind. Die Regierungen könnten für sie nichts besseres thun, als alle Professuren der Philosophie aufheben, oder wenigstens sie auf Logik und eine kompendiarische Geschichte der Philosophie beschränken, und für poetische und philosophische Werke das Honorar uneinklagbar und ihren Nachdruck erlaubt erklären. — O wie würde da die Luft rein werden! Wie würde der seinen Unterhalt statt der Wahrheit suchende Haufen aus dem heiligen Revier vertrieben werden! Wie wäre die Geschichte der Philosophie seit Kant eine andere! Wie würde die so verderbliche Reimschmiederei, Romanschreiberei, Tageblätterklexerei unterblieben sein! —

„Die wenigen Unberufenen, welche blosse Eitelkeit antreibt, können kein Gedränge machen. O wie hätte dann das Verdienst schönen Spielraum, wenn man es von den Goldsuchern befreit hätte! — Sind die grössten Meisterwerke der Poesie, Musik und Malerei durch die Akademien und Preise hervorgerufen? oder sind sie aus Zeiten, wo man dergleichen nicht kannte? — Sind Correggio, Shakespeare, Mozart durch solche Belohnungen gediehen, oder haben sie in Armuth gelebt und ihr Glück in der Kunst gefunden?

„Selbst Goethe und Jean Paul hätten ihre vielen mittelmässigen Bände nicht geschrieben, sondern bloss die guten und dafür diesen noch mehr Zeit gewidmet. Besonders Jean Paul ist durch das Geldverdienen verdorben, ebenfalls Victor Hugo.

„Die Zahl der Kunstwerke jeder Art wird, wenn jene Mittel wegfallen, übersehbar werden, und das ächte Werk wird nicht erstickt werden unter der Legion der unächten. — Dasselbe gilt von Opern und Musik überhaupt; die künstlichen Anstalten, zumal in Frankreich, den Kompo-

nisten Geld dafür zu schaffen, haben zahllose mittelmässige und schlechte Opern hervorgerufen und den Verfall der Tonkunst beschleunigt: sie geht, wie alle schönen Künste, nachdem sie den Gipfel erreicht, jetzt unter in Effektmacherei, Ueberladung, Missbrauch der Mittel der Kunst, bei Unkenntniss des Zwecks, berechnet auf den Beifall der Menge, d. i. des Pöbels. —

„Für Jeden, der Werke hervorbringen will, die Genie erfordern, heisst es:

Du bist ein Barde, Freund! Sind deine Augen helle?
Gnügt dir die Eiche und die Quelle?

und seine Losung muss seyn die des Harfners in „Wilhelm Meister“:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet:
Das Lied, das aus der Kehle dringt
Ist Lohn, der reichlich lohnet.

„Shenstone sagt mit Recht: „Die Noth ist die Mutter der Künste, aber wahrlich nicht der schönen Künste.“ Wer letztere betreibt, muss der Noth durch ein anderes Gewerbe begegnen, und die Liebe zur Kunst wird ihn so genügsam machen, dass er Zeit zu ihr erübrigt: er wird wenigere, aber gereiftere und bessere Werke liefern.“ —

Ausser dem in allen diesen Stellen berührten Gegensatze zwischen den aus innerem Berufe sich den schönen Künsten oder der Philosophie Widmenden und den „Gewerbsleuten“ hat aber Schopenhauer durch sein litterarisches Schicksal auch noch zur Hervorhebung eines anderen Gegensatzes in seinen Manuscripten sich veranlasst gefühlt, eines Gegensatzes, der sich nicht, wie der eben berührte, auf das Motiv bezieht, welches zur Production treibt, sondern auf die productive Quelle, aus welcher dieselbe hervorgeht, ob nämlich das Angeborene (das Genie) oder das Erworbene (die Gelehrsamkeit) die Quelle der Produktion ist. Zur Hervorhebung dieses Gegensatzes veranlasste ihn nämlich nach dem Erscheinen der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung das „Leipziger Repertorium von einer Gesell-

schaft Gelehrter". Denn er schreibt in seinem „Foliant" (1821):

„Der zweiten Ausgabe (der Welt als Wille und Vorstellung) will ich die Kritik des „Leipziger Repertoriums von einer Gesellschaft Gelehrter" als ersten Empfang der Zeitgenossen anhängen und zum Wort „Gelehrter" bemerken: Das Wort „Gelehrter" hat immer einen eigenen und unangenehmen Eindruck auf mich gemacht, vielleicht aus dem Bewusstseyn, wie gar unbedeutend es eigentlich sei, was gelehrt werden könne, und wie wenig demnach damit gesagt sei, dass man Einen einen Gelehrten nennt. Am meisten aber fühlt man dieses in Fällen wie der gegenwärtige, wo es eigentlich auf das judicium ankommt, und wo daher der Ausdruck „von einer Gesellschaft Gescheuter" viel mehr an seinem Orte wäre, welchen jedoch sich anzumaassen die Herren mit Recht zu bescheiden sind.

„Die Ausdrücke homme de lettres, letterato, a scholar, haben nie auf mich jene fatale Wirkung des deutschen Ausdrucks, weil sie die Sache mehr en bagatelle traktiren, d. h. nicht mehr sagen wollen, als eigentlich damit gesagt ist, ja, sogar eine leichte Tinte von Ironie haben.

„Offenbar ist in jedem Menschen der Verein und Gegensatz des Angeborenen und Erworbenen: wenn man nun, wie dies durch das Wort „Gelehrter" als auszeichnendes Merkmal eines Menschen geschieht, das Erworbene zur Hauptsache in ihm macht, so liegt darin die Insinuation, dass das Angeborene nicht ausgezeichnet sei. Ich aber schätze das Erworbene als unendlich klein gegen das Angeborene."

Dieser Gegensatz zwischen dem Erworbenen und Angeborenen oder zwischen Gelehrsamkeit und Genie, den Schopenhauer ebenso, wie den zwischen Genie und Philister, in seinen Manuscripten wiederholt zur Sprache bringt, und dem er sogar in den Parergis (Bd. II., Cap. 21.) ein eigenes Kapitel gewidmet hat, beruht bei ihm auf der zwiefachen Erkenntnissweise, die in seiner Philosophie dem Gegensatze des Dinges an sich und der Erschei-

nung parallel geht. Die Erkenntniss nach dem Satz vom Grunde, d. i. die Erkenntniss, die es mit den räumlichen, zeitlichen und kausalen Beziehungen der Erscheinungen zu thun hat, — das ist die Erkenntniss, die der Gelehrte hat oder erwirbt. Dagegen die Erkenntniss, unabhängig vom Satz des Grundes, d. i. die intuitive Erkenntniss des Dings an sich, oder der unmittelbaren Objektivation desselben, der Ideen — das ist die Erkenntniss, die das Genie auszeichnet. „Wer nicht, schreibt er in seinem „Reisebuch", das Wesen der Dinge im Ganzen und Grossen und Allgemeinen und eigentlich Wesentlichen zu erfassen strebt; sondern seine Aufmerksamkeit ganz davon abwenden kann, um etwa die kausale Verbindung irgend einer einzelnen Erscheinung in der Natur auszuspüren, oder auch, um irgend eine einzelne Begebenheit, die, durch die Form der Zeit, schwer mit Wahrheit zu erkennen ist, ihrem eigentlichen Hergang und Zusammenhang nach ins Reine zu bringen: — der kann ein grosser Gelehrter werden, ja er kann ein guter Kopf und richtiger Denker seyn; aber gewiss hat er kein Genie."

Später schreibt er (auf der zweiten italienischen Reise) in seine „Brieftasche": „Dass grosse Gelehrsamkeit und Vielwisserei der Fähigkeit, die anschauliche Welt rein und lebhaft aufzufassen und mithin ursprünglich zu denken und zu dichten, grossen Abbruch thut, beruht auf Folgendem. — Die Gelehrsamkeit besteht im willkührlichen Vergegenwärtigen des früher Erlernten, und das Gedächtniss ist die Uebungsfähigkeit des Intellekts: sein Dienst besteht im Gehorchen dem Willen. Wenn nun die Vergegenwärtigung der Vorstellungen vom Willen und von Innen aus gelenkt werden soll, so ist dies nur möglich durch ein Unabhängigmachen derselben vom äussern Eindruck, ein Ablenken von diesem, eine Unempfindlichkeit gegen seine eindringende Gewalt. Also je mehr der Gang der Vorstellungen von Innen gelenkt werden soll, desto mehr verschliesst er sich dem äussern Eindruck, dies wird habituell, und die Fähigkeit lebhafter anschaulicher Auffassung

der reellen Welt geht verloren, mit ihr die Kraft origineller Gedanken und Dichtungen."

Man würde aber sehr irren, wenn man aus allen solchen Aeusserungen Schopenhauers folgerte, dass er die Gelehrsamkeit geringschätzte. Er schätzte sie nicht gering, sondern nur geringer, als das Genie, geringer als das ursprüngliche Denken und Dichten. Er hielt sie also nicht für etwas Werthloses, sondern nur für etwas von geringerm Werth, als die ursprüngliche Produktion. Wie sollte er auch die Gelehrsamkeit verachtet haben, er, der in allen seinen Schriften, ganz besonders aber in der „Welt als Wille und Vorstellung", deren zweiter Auflage er jenen Anhang über das Wort „gelehrt" geben wollte, eine Gelehrsamkeit auf allen Gebieten des Wissens an den Tag legt, die manchem Gelehrten von Profession zu wünschen wäre. Wie sollte er die Gelehrsamkeit verachtet haben, er, aus dessen mir vermachten Manuscripten z. B. zu ersehen ist, dass er die Geschichte der Philosophie nicht aus Lehrbüchern derselben, sondern aus den Quellen, d. h. aus den Werken der Philosophen selbst studirt hat, da sich reichliche Auszüge aus den Werken des Aristoteles, der Neuplatoniker, des Skotus Erigena u. A., mit kritischen Randglossen versehen, in denselben befinden?

Nichts kann daher unwahrer oder, richtiger gesagt, lügenhafter sein, als wenn die hämischen Gegner und Verkleinerer Schopenhauers ihn zu den Dilettanten rechnen und dabei das Wort Dilettant im Gegensatz nehmen zu gelehrt und geschult. Dies hat Dr. Lindner oben (S. 42) mit Recht „perfid" genannt. Man braucht nur einen Blick einerseits in Schopenhauers Werke und andrerseits in die Schmierereien seiner perfiden Gegner zu thun, um sich zu überzeugen, dass das bischen Gelehrsamkeit der letztern gegen die immense Gelehrsamkeit des erstern in einen mikroskopisch kaum wahrnehmbaren Punkt zusammenschrumpft.

In einem gewissen Sinne war Schopenhauer allerdings Dilettant, aber nur in jenem achtungswerthen, den er

selbst (Parerga, zweite Aufl., Bd. II., §. 255.) dem Worte giebt, indem er die Dilettanten nicht in Gegensatz stellt gegen die Gelehrten, sondern sie als Leute, die eine Sache aus Liebe zu ihr treiben, in Gegensatz stellt gegen die Fachmenschen, die sich nur des Gewinnes oder sonst eines egoistischen Grundes wegen mit ihr beschäftigen, (wie z. B. Herr Julian Schmidt mit der Litteraturgeschichte). „Dilettanten, Dilettanten!“ ruft Schopenhauer in dem erwähnten Paragraphen aus, — „so werden Die, welche eine Wissenschaft, oder Kunst, aus Liebe zu ihr und Freude an ihr, per il loro diletto, treiben, mit Geringschätzung genannt von Denen, die sich des Gewinnes halber darauf gelegt haben; weil sie nur das Geld delektirt, das damit zu verdienen ist. Diese Geringschätzung beruht auf ihrer niederträchtigen Ueberzeugung, dass Keiner eine Sache ernstlich angreifen werde, wenn ihn nicht Noth, Hunger oder sonst welche Gier dazu anspornt. Das Publikum ist desselben Geistes und daher derselben Meinung: hieraus entspringt sein durchgängiger Respekt vor den „Leuten vom Fach“ und sein Misstrauen gegen Dilettanten. In Wahrheit hingegen ist dem Dilettanten die Sache Zweck, dem Manne vom Fach, als solchem, bloss Mittel: nur Der aber wird eine Sache mit ganzem Ernste treiben, dem unmittelbar an ihr gelegen ist, und der sich aus Liebe zu ihr damit beschäftigt, sie con amore treibt. Von Solchen und nicht von Lohndienern, ist stets das Grösste ausgegangen.“

Die Dilettanten — in seinem Sinne des Wortes — hielt Schopenhauer aus demselben Grunde auch für befähigter zum Lehren, als die Lehrer von Profession. Denn er schreibt in seinem „Foliant“ (1821): „Unstreitig befähigt den geistreichen Menschen sein rein intellektuelles Leben vor allen Anderen zum Lehren, weil er keinen anderen Zweck als die Erkenntniss um ihrer selbst willen hat. Weil er aus eigenem Triebe stets denkt und lernt, wird er accidentaliter zur Belehrung fähig: die conditio sine qua non ist also, dass sein Denken und Lernen keinen Zweck ausser sich hat, auch nicht den des

Lehrens. Gewöhnliche Menschen hingegen, die den Vorsatz gefasst haben, Lehrer zu werden, vereiteln ihn schon dadurch, dass bei allem ihrem Lernen und erzwungenen Denken der Zweck des Lehrens ihnen vorschwebt und sie verhindert, tief einzugehen in die Gegenstände der Erkenntniss. Der vorgesetzte Zweck des Lehrens ist ihnen gleichsam das Seil, an dem sie gebunden sind und welches sie hindert, den Gegenständen der Forschung frei nachzugehn."

Es wäre zu wünschen, dass die Wissenschaften und Künste viele solche „Dilettanten" aufzuweisen hätten, wie Schopenhauer einer war. Die Fortschritte in denselben würden bald merklicher sein. Jedenfalls hat die Schopenhauersche Wiedereinsetzung des Wortes „Dilettant" in seinen wahren Sinn und die Wiedereinsetzung der Dilettanten dieses Sinnes in die ihnen gebührende Achtung das Gute, den dummen Respekt vor den Gelehrten und Künstlern von Profession — ein Respekt, an welchem besonders die Deutschen stark laboriren, — zu mindern. So lange dieser dumme Respekt bei uns noch herrscht, kann es freilich kommen, dass ein erbärmlicher Schriftsteller, der aber auf dem Titel seiner Bücher unter seinem Namen mit dem „ordentlichen Professor" oder sonstigen Titeln prunken kann, mehr Beachtung findet, als der Gediegenste, der als ein simpler „Dilettant" keinen Titel aufzuweisen hat. Vielleicht wäre auch Schopenhauer selbst gleich anfangs mehr beachtet worden, wenn er auf den Titel der „Welt als Wille und Vorstellung" statt des simpeln Namens „Arthur Schopenhauer" hätte setzen können: „Arthur Schopenhauer, ordentlicher Professor, Direktor des und des . . . . , ordentliches Mitglied der und der . . . . , Ritter des und des . . . . u. s. w." Aber ist ein solcher Einfluss von Titeln auf die Wahl des zu Lesenden und zu Studirenden nicht verderblich? Hat Schopenhauer nicht Recht, wenn er in seinen „Pandektä" sagt: „Auf Büchertiteln mit seinen eigenen Titeln und Aemtern zu prunken, ist höchst unpassend: in der Litteratur gelten keine andere, als geistige Vorzüge: wer andere geltend

machen will, verräth, dass er diese nicht hat.“? Ich glaube, wenn Schopenhauer die längste Reihe der pompösesten Titel gehabt, er hätte sie nicht unter seinen Namen gesetzt. Dass er auf dem Titel der „beiden Grundprobleme der Ethik“ sich genannt hat: „Dr. Arthur Schopenhauer, Mitglied der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften“, das hatte seine besonderen Gründe.

Eine hervorstechende Eigenthümlichkeit des Schopenhauerschen Geistes, die ich bisher noch nicht zur Sprache gebracht habe, die mir aber ebenso in seinen Gesprächen, wie in seinen Werken und nachgelassenen Manuscripten häufig entgegengetreten ist, ist das Deliberative, das Erwägende und Ueberlegende, das eine Sache, nachdem es sie von der einen Seite in's Auge gefasst, nun auch von der andern, von der Kehrseite betrachtet. Dieses Erwägende schützte ihn vor Einseitigkeit und führte ihn z. B. dazu, sich an jeder guten Sache auch ihre schlimme Seite, so wie umgekehrt an jeder schlimmen auch ihre gute Seite aufzusuchen und zum Bewusstsein zu bringen. Dieses übte er sowohl in Bezug auf seine Person, als in Bezug auf Gegenstände seiner Lehre.

In Bezug auf seine Person suchte er sich z. B. neben dem Schlimmen, was die lange Nichtbeachtung für ihn gehabt, auch das Gute derselben auf. Denn er schreibt in seinen „Pandektä“:

„Alle Theilnahme des Publikums wirkt leicht störend: der Tadel kann schwache Gemüther zur falschen Nachgiebigkeit, starke zur falschen Uebertreibung ihrer Opposition verleiten. Das Lob ist noch gefährlicher, indem es uns verführt, dem Urtheil des Lobenden ein Gewicht zu leihen und wir uns nun bequemen, den erlangten, oft schiefen Beifall durch Willfahren zu erhalten.

„Vor beiden Gefahren hat mich die gänzliche Nichtbeachtung von Seiten meiner Zeitgenossen bewahrt. Ich konnte völlig ungestört meine Sache allein ihrer selbst

wegen lieben, betreiben und vervollkommnen, mich rein erhaltend von allem äussern Einfluss, und meine Zeitgenossen blieben mir fremd, wie ich ihnen."

Ferner fand er das Gute, was aus der Nichtbeachtung seines Hauptwerks entsprungen war, darin, „dass der Verleger einen grossen Theil der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung zu Makulatur machte, wodurch nachher die zweite noch bei meinen Lebzeiten herbeigeführt wurde und ich sie selbst redigiren und mit dem bereichern konnte, was ich im Laufe eines unbeachteten und dadurch ungestörten Lebens noch ferner gedacht und gefunden habe."

In Bezug auf Gegenstände seiner Lehre kann man diese Eigenthümlichkeit des Schopenhauerschen Geistes, dieses Betrachten der Kehrseite, dieses Aufsuchen des Guten am Schlimmen, so wie des Schlimmen am Guten, fast bei allen Gegenständen finden, die ihre entgegengesetzten Seiten haben Ich erinnere hier nur beispielsweise daran, wie Schopenhauer in der „Welt als Wille und Vorstellung", nachdem er von den Vortheilen der Vernunft und der Ueberlegenheit, welche dieselbe dem Menschen über die Thiere verleiht, gesprochen, alsbald die Nachtheile aufzählt, die aus der Vernunft entspringen. (S. Welt als Wille und Vorstellung 3. Aufl. II., 73. und meine „Lichtstrahlen" S. 11.) Ebenso hat er die Vortheile und Nachtheile der Begriffe und der Sprache nachgewiesen. In dem Capitel über das Genie erwägt er die Vor- und Nachtheile der genialen Begabung. In den Parergis, in dem Capitel über die „Lebensalter", fasst er die Vorzüge und Schwächen eines jeden Lebensalters in's Auge. Daselbst in dem Capitel über Religion (Bd. II., Cap. XV.) erwägt er allseitig die Vor- und Nachtheile des Offenbarungsglaubens. In dem Capitel über die Weiber (Bd. II., Cap. XXVII. §. 379. der 2. Aufl.) zeigt er nicht blos die Fehler, die aus der schwachen Vernunft der Weiber entspringen, sondern auch die Vorzüge.

Aus Schopenhauers Manuscripten kann ich ebenfalls Manches, was diesen erwägenden Geist bezeugt, anführen.

Es war, wie Schopenhauer selbst von sich in den Parergis (2. Aufl. Bd. II., §. 358.; 1. Aufl. §. 345.) sagt, in seinem Kopfe eine „stehende Oppositionspartei." Diese machte ihm oft sogleich nach einer ausgesprochenen Behauptung Opposition und spielte mitunter in ihren Einwendungen auch den Mephistopheles. So z. B. ist in seinen Erstlingsmanuscripten, unter Berlin 1813, zu finden:

„Wenn man das Moralische, Asketische, von allem Irdischen sich Losreissende, — mit einem Wort die Freiheit im Menschen vergleicht mit dem Gebundenseyn der Thiere an Naturgesetze; so liegt der Vergleich nahe, dass die sämmtliche, lange, abgestufte Reihe der Thiere den unreifen, mehr oder minder festsitzenden und Säfte saugenden Früchten des Baumes gleiche, der Mensch aber den reifen, die auf dem Punkt der höchsten Vollendung sich von selbst ablösen.

„Mephistopheles: Die Meisten sind aber Mispeln, die am Stamm faulen."

In einer andern, zu Dresden 1816 geschriebenen Stelle macht er sich gegen seine Behauptung, dass es eigentlich keinen Genuss gebe, als im Gebrauch und Gefühl seiner Kräfte, und dass deshalb, selbst mit Ueberwindung seiner selbst, der Weg zu vermeiden sei, zu dem die Kräfte nicht zureichen, sogleich folgende Opposition:

„Doch hat Alles zwei Seiten: wer sich da, wo er wenig Kraft hat, gar zu wenig zutraut und nie sich daselbst versuchen will, wird theils diese wenige Kraft nicht einmal brauchen lernen und bilden, theils auch da, wo er wenigstens nicht ganz leer ausgehen würde, eine völlige Lücke in seinen Bestrebungen und Genüssen lassen, was immer hart ist, da er nie ohne Schmerz in irgend einem Theil des menschlichen Wohlseyns eine völlige Niete ziehn wird."

An derselben, von mir bereits oben angeführten Stelle seiner Manuscripte, wo er wegen der Urtheilsunfähigkeit der Menge mit Verachtung von der Stimme des Publikums spricht, wendet ihm der deliberative Geist oder die „ste-

hende Oppositionspartei" in seinem Kopfe sogleich ein, was Aristoteles gesagt, dass, wenn auch die Einzelnen, die das Publikum ausmachen, für sich nicht richtig urtheilen, doch das Urtheil des Publikums im Ganzen meistens richtig und treffend ist.

An einer andern Stelle, wo er sagt: „Was haben Voltaire, Hume, Kant denn ausgerichtet? Die Welt ist ein Hôpital des Incurables!" wendet er sich am Rande ein: „Viel!" d. h. dass Voltaire, Hume, Kant viel ausgerichtet haben. Ebenso wendet er sich an der bereits angeführten Stelle, die von dem Verderblichen des Aufmunterungssystems der schönen Künste durch Geldbelohnungen, Preisvertheilungen u. s. w. handelt, am Rande ein: „Die wirklichen Fortschritte der Malerei und Skulptur unter dem neuen Aufmunterungssystem sprechen gegen die hier dargelegte Ansicht."

Aus diesem Deliberativen, Oppositionellen in Schopenhauers Geiste sind seine ausführlichen Dialoge hervorgegangen, deren die Parerga mehrere enthalten. (Die zweite Auflage derselben ist noch um einen Dialog zu Capitel III. des 2. Bandes über den Intellekt vermehrt worden.)

Aber Schopenhauer übte die Opposition eben nur da, wo, wie er glaubte, der Gegenstand zwei Seiten hatte und also eine doppelte entgegengesetzte Betrachtung zuliess. Opposition jedoch gegen sein System im Ganzen konnte er nicht vertragen, ja wurde sogar, wie aus seinen Briefen an mich zu ersehen, borstig, wenn man sich ernstlich gegen dasselbe kehrte; obgleich er doch in den Parergis (Bd. II., §. 11. der 2. Aufl.) selbst zugiebt, dass „die Skepsis in der Philosophie sei, was die Opposition im Parlament, auch ebenso wohlthätig, ja nothwendig" sei. Es kam dieser Widerwille und Unwille über die gegen sein System im Ganzen gemachte Opposition aus seiner festen Ueberzeugung her, dass die Welt keine andere Deutung zulasse, als die seinige, und dass man sich daher nur Mühe zu geben brauche, die seinige zu verstehen, um sie unwidersprechlich zu finden. Wie alle

grossen, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugten Philosophen, sah er in den gegen dieselbe gemachten Einwendungen nur Missverständnisse.

Obwohl aber ungern und widerwillig, liess er sich doch auf die gegen sein System im Ganzen gemachte Opposition ein, wenn er nur sah, dass dieselbe aus einem aufrichtigen Streben nach Licht und Wahrheit hervorging, nicht aus Malice, oder mit anderen Worten, dass sie aus Erkenntnissgründen entsprang und nicht aus Motiven. Solche Opposition freilich, wie die der Seydel'schen Preisschrift oder die der Professoren, die nur beflissen sind, ihn „herunterzuschreiben", hielt er nicht der Beachtung werth. Dagegen ging er auf meine Opposition, die ich ihm vor Herausgabe meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" schriftlich gemacht, wenigstens was den Hauptpunkt derselben betrifft, ein. Ich hatte ihm nämlich die Einwendung gemacht, dass der Wille nicht das Ding an sich sein könne, da derselbe nach seiner Lehre mit der Möglichkeit, aufgehoben zu werden, behaftet ist, während doch das wirkliche Ding an sich als das Ursprüngliche, Ewige und Unzerstörbare nicht aufgehoben werden könne. — Schopenhauer ist durch diese meine Opposition genöthigt worden, sich brieflich klar und deutlich dahin auszusprechen, dass bei ihm der Wille nicht absolut, d. i. im Sinne einer ewigen, unentstandenen und unvergänglichen Substanz das Ding an sich sei, sondern nur relativ, d. i. in Beziehung auf diese unsere Erscheinungswelt. (Vergl. unten den 24sten bis 26sten Brief.) Meiner erwähnten Opposition ist es auch zu verdanken, dass Schopenhauer zur zweiten Auflage der Parerga in dem ersten Paragraphen des Capitel XIV. des 2ten Bandes: „Nachträge zur Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben" (§. 162.) den Zusatz gemacht hat: „Gegen gewisse alberne Einwürfe bemerke ich, dass die Verneinung des Willens zum Leben keineswegs die Vernichtung einer Substanz besage, sondern den blossen Aktus des Nichtwollens: dasselbe, was bisher gewollt hat, will nicht mehr. Da wir

dies Wesen, den Willen, als Ding an sich bloss in und durch den Aktus des Wollens kennen, so sind wir unvermögend zu sagen oder zu fassen, was es, nachdem es diesen Aktus aufgegeben hat, noch ferner sei oder treibe. Daher ist die Verneinung für uns, die wir die Erscheinung des Wollens sind, ein Uebergang in's Nichts."

Dass Schopenhauer die Einwürfe, durch die er zu diesem Zusatz veranlasst worden, „alberne" nennt, dies beweist nur, ebenso wie die betreffenden Briefe an mich, dass solche, gegen den Kern seiner Philosophie gerichtete Einwürfe ihn borstig machten, aber nicht, dass solche Einwürfe an sich albern sind. Denn mit dem „Ding an sich" verbindet man den Begriff des unzerstörbaren, unentstandenen und unvergänglichen Urwesens, der ewigen, den veränderlichen Erscheinungen zu Grunde liegenden Substanz, und Schopenhauer hat sich ja selbst gerühmt, dass die Substanz der Pantheisten, ihr unbestimmt gelassenes All-Eins, durch ihn als Wille bestimmt worden ist. Hätte Schopenhauer von Anfang an in der „Welt als Wille und Vorstellung" klar und deutlich gesagt, dass bei ihm der Wille nur relativ das Ding an sich sei oder vielmehr, dass er gar nicht das eigentliche Ding an sich sei, sondern nur ein „Aktus" desselben der durch den entgegengesetzten Aktus des Nichtwollens aufgehoben werden kann; — so hätte er sich die „albernen Einwürfe", dass das Ding an sich als solches unaufhebbar sei, dass also der Wille entweder nicht Ding an sich, oder nicht aufhebbar sei, erspart.

Wie stark übrigens diese „albernen Einwürfe" Schopenhauern im Geiste beschäftigt und wie sehr sie ihn dazu gedrängt haben, sich über den Sinn, in welchem bei ihm der Wille das Ding an sich ist, klar auszusprechen, mag noch aus folgender Stelle seiner „Senilia" hervorgehn:

Die Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben ist ein blosses Velle und Nolle. — Das Subjekt dieser beiden Aktus ist Eines und dasselbe und wird folglich als solches weder durch den einen, noch durch den andern Akt vernichtet. Sein Velle stellt sich dar in

dieser anschaulichen Welt, die eben deshalb die Erscheinung ihres Dinges an sich ist. — Vom Nolle hingegen erkennen wir keine andere Erscheinung, als bloss die seines Eintritts, und zwar nur im Individuo, welches ursprünglich schon der Erscheinung des Velle angehört: daher sehen wir, so lange das Individuum existirt, das Nolle stets noch im Kampf mit dem Velle. Hat das Individuum geendigt und in ihm das Nolle die Oberhand behalten; so ist dasselbe eine reine Kundgebung des Nolle gewesen. (Dies ist der Sinn der päpstlichen Heiligsprechung.) Von diesem können wir bloss sagen, dass seine Erscheinung nicht die des Velle seyn kann, wissen aber nicht, ob es überhaupt erscheine, d. h. ein sekundäres Daseyn für einen Intellekt erhalte, den es erst hervorzubringen hätte; und da wir den Intellekt nur als ein Organ des Willens in seiner Bejahung kennen, sehen wir nicht ab, warum es, nach Aufhebung dieser, ihn hervorbringen sollte, und können vom Subjekt desselben auch nichts aussagen; da wir dieses nur im Entgegengesetzten, dem Velle, positiv erkannt haben, als dem Ding an sich seiner Erscheinungswelt.“

Wie zu diesen Erläuterungen, so ist auch zu andern, wie ich annehmen darf, Schopenhauer erst durch meine Opposition gedrängt worden. Ich machte ihm nämlich einst auch Opposition gegen seinen Idealismus, indem ich gegen sein: „Die Welt ist meine Vorstellung“, womit sein Hauptwerk beginnt, einwendete, die bestimmten empirischen Formen und Zahlenverhältnisse der Körper, die bei verschiedenen so verschieden seien, könnten doch nicht aus den apriorischen Formen des Raumes und der Zeit abgeleitet werden, sondern müssten im Dinge an sich begründet sein, so dass sie also keine blosse Vorstellung wären. — Warum, fragte ich ihn, sehen wir, wenn die Welt blos unsere Vorstellung ist, den einen Gegenstand rund, den anderen eckig und zwar mit einer bestimmten Anzahl von Ecken, u. s. w.? Dies lasse sich nicht aus unserm vorstellenden Subjekt allein erklären.

Schopenhauer erwiderte: Dies haben Sie sich so zu

erklären: Die eine Aeusserung des Willens hier stellt sich, wenn sie in den Intellekt eingeht, als diesen Körper, z. B. als diesen Krystall, mit dieser Form und Zahl der Ecken dar, die andere als einen andern. So seien die sechs Ecken der Schneeflocken, so die constanten sieben Halswirbel, u. s. w. zu erklären. Das Ding an sich erscheine also, indem es in den Intellekt eingeht, in diesen bestimmten empirischen Formen.

Später fand ich in den Parergis mehrere Stellen, zu denen Schopenhauer durch dieses unser Gespräch veranlasst worden zu sein scheint, und in denen der Idealismus der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung bedeutend modificirt ist. Die eine Stelle (Parerg. 1. Aufl. Bd. II., §. 74.; 2. Aufl. §. 75.), in der gesagt ist, dass, bei der objektiven Auffassung der Körperwelt, der Intellekt die sämmtlichen Formen derselben aus eigenen Mitteln, nämlich Zeit, Raum und Kausalität, und mit dieser auch den Begriff der abstrakt gedachten, eigenschafts- und formlosen Materie, die als solche in der Erfahrung gar nicht vorkommen kann, liefere, fährt alsdann fort: „Sobald nun aber der Intellekt, mittelst dieser Formen und in ihnen, einen (stets nur von der Sinnesempfindung ausgehenden) realen Gehalt, d. h. etwas von seinen eigenen Erkenntnissformen Unabhängiges spürt, welches nicht im Wirken überhaupt, sondern in einer bestimmten Wirkungsart sich kund giebt, so ist es Dies, was er als Körper, d. h. als geformte und specifisch bestimmte Materie setzt, welche also als ein von seinen Formen Unabhängiges auftritt, d. h. als ein durchaus Objektives."

An einer zweiten Stelle (Parerga 1. Aufl. II., §. 102b., 2. Aufl. §. 103b.), wo Schopenhauer von den verschiedenen Thiergestalten und den verschiedenen Pflanzenformen spricht, fährt er fort: „Im Ganzen jedoch lässt sich sagen, dass in der objektiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zum Grunde liegenden Willen, ein genau dem entsprechend modifizirtes Streben hätte. Denn die Welt als Vor-

stellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann sie kein eitles, müssig ersonnenes Mährchen auftischen. Die endlose Mannigfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüthen muss doch überall der Ausdruck eines ebenso modifizirten subjektiven Wesens seyn, d. h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, muss durch sie genau abgebildet seyn."

Wichtig in dieser Beziehung ist auch Schopenhauers, unten im 37. und 38. Briefe an mich abgegebene Erklärung.

Nach diesen, nicht zu übersehenden Stellen ist der Idealismus der ersten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, nach welcher die Vielheit und Verschiedenheit der Dinge, also die Individualität, als allein durch Raum und Zeit (das principium individuationis) möglich, das Ding an sich (den Willen) gar nicht berührt, sondern lediglich zur Welt als Vorstellung gehört, (S. Welt als Wille und Vorstellung, 1. Aufl. S. 165 fg.) — dieser Idealismus ist, sage ich, nach jenen angeführten Stellen einzuschränken.

Schopenhauer wurde nicht blos durch die mannigfaltigen, aus den apriorischen Formen der Vorstellung allein nicht erklärbaren Gestalten und Färbungen der Thiere und Pflanzen, sondern auch durch die grosse moralische Verschiedenheit der menschlichen Charaktere dazu gedrängt, von seinem ursprünglichen, einseitigen Idealismus, der die Individualität für blosse Vorstellung hielt, und das Ding an sich, den Willen, für frei von aller Individualität erklärte, abzugehen. Schon in der zweiten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung (Bd. II., S. 530) nennt er die unglaublich grosse und doch so augenfällige Verschiedenheit der Charaktere, derzufolge der Eine so gut und menschenfreundlich, der Andere so boshaft, ja grausam; der Eine gerecht, redlich, aufrichtig, ein Anderer voller Falsch, ein Schleicher, Betrüger, Verräther, inkorrigibler Schurke ist, — er nennt diese grosse Verschiedenheit „einen Abgrund der Betrachtung, indem

wir über den Ursprung einer solchen Verschiedenheit nachsinnend vergeblich brüten." In den Parergis folgert er aber geradezu: „dass die Individualität nicht allein auf dem principio individuationis beruht und daher nicht durch und durch blosse Erscheinung ist; sondern dass sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen, wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell. Wie tief nun aber hier ihre Wurzeln gehn, fügt er hinzu, gehört zu den Fragen, deren Beantwortung ich nicht unternehme." (Parerga, 1. Aufl. II., §. 116.; 2. Aufl. §. 117.) Diese letztere Frage, wie tief im Dinge an sich die Wurzeln der Individualität gehn, hatte übrigens Schopenhauer auch schon in der zweiten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, in der, das Schlusscapitel des 2. Bandes bildenden „Epiphilosophie" aufgeworfen. Er hatte sie dort unbeantwortet gelassen; aber in der dritten Auflage sagt er, dass sich darauf allenfalls noch antworten liesse: „sie gehen so tief, wie die Bejahung des Willens zum Leben; wo die Verneinung eintritt, hören sie auf: denn mit der Bejahung sind sie entsprungen."

Aus allem diesem geht zur Genüge hervor, wie falsch und ungerecht der noch immer gegen Schopenhauer erhobene Vorwurf ist, dass in seinem System die Individualität, die Vielheit und Verschiedenheit der Dinge, blosser Schein und Täuschung sei. Neuerdings erhebt diesen Vorwurf wieder Trendelenburg in der zweiten, ergänzten Auflage seiner „Logischen Untersuchungen" (Leipzig 1862), wo sich im zweiten Bande S. 101—121 eine eingehende Kritik der Schopenhauerschen Philosophie befindet. Da heisst es z. B. (S. 107): „Wenn wir nun nach der Metaphysik dieser (Schopenhauerschen) Moral fragen, so liegt ihr die Erkenntniss zum Grunde, dass die Unterschiedenheit und Vielheit Täuschung und das Eins die Wahrheit ist." Ferner (S. 108): „Schopenhauer steht auf Kant, aber wo er an Kant anknüpft, biegt er ihn. So biegt er den transscendentalen Idealismus in die Lehre von der Maja. Die Erscheinung macht er zu einer blossen Vorstellung in unserm Kopfe, zum Scheine."

Auf dieser falschen Unterstellung, die durch die von mir angeführten Worte der Parerga und der zweiten und dritten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung hinlänglich widerlegt ist, beruht der grösste Theil der Trendelenburg'schen Kritik Schopenhauers und fällt daher mit ihr. Hätte der Herr Professor ein gründlicheres Studium sämmtlicher Werke Schopenhauers und sämmtlicher Auflagen derselben gemacht, so würde er sich obige falsche Beschuldigung Schopenhauers erspart, würde sich auch erspart haben, Fragen an Schopenhauer zu richten, die dieser selbst schon an sich gerichtet und beantwortet hat, wie (S. 115) diese: „Thut denn der Wille nichts dazu, dass er in Raum und Zeit übergeht, und liegt in ihm kein Antheil an dem individuirenden Princip? Die Vorstellung verfährt nicht willkürlich, wenn sie gegebenes auffasst und z. B. die Individuen zählt; sie hält sich durch die Sache gebunden, so viele und nicht mehrere und nicht wenigere zu zählen. Woher stammt ihr dieser zwingende Anweis des Gegebenen, welcher sie aus sich heraus und zuletzt zum Ding an sich hinzeigt?“ Als ob Schopenhauer allen Antheil des Willens an der empirischen, buntfarbigen Erscheinungswelt geleugnet hätte! Der Wille selbst ist es ja eben, der nach Schopenhauer mittelst seines Organs, des Intellekts, in diese Erscheinungswelt eingeht und in ihr sich anschaut. Die Welt ist nach Schopenhauer „die Selbsterkenntniss des Willens.“ Der Intellekt vermittelt nur die objektive Welt, ist nur das „Medium“ derselben, bringt sie aber nicht ganz und gar aus eigenen Mitteln hervor, wie die angeführten Stellen, nebst den gegen mich gemachten mündlichen Aeusserungen, zur Genüge beweisen. Schon in meinen Briefen über die Schopenhauersche Philosophie (Leipzig 1854, S. 124) habe ich die Beschuldigung, dass nach Schopenhauer die objektive Welt nur ein „Hirngespinnst“ sei, widerlegt. Ich habe dort gesagt: „Schopenhauer fasst keineswegs die Körperwelt nur als Hirngespinnst auf, wie sich Dorguth (Vermischte Bemerkungen über die Philosophie Schopenhauers, ein Brief an den Meister, Magdeburg 1852, S. 19)

ausdrückt; — der Ausdruck „Hirngespinnst" führt den falschen Begriff mit sich, als sei, nach Schopenhauer, die Aussenwelt ganz und gar nur, wie es der absolute Fichte'sche Idealismus annimmt, ein Produkt der reinen Thätigkeit des Subjekts oder Ich's; — sondern als durch das Gehirn vermittelte Erscheinung, die jedoch nicht ohne einen von der vorstellenden Thätigkeit des Gehirns unabhängigen Kern ist. „Die Körperwelt ist Gehirnphänomen", das will, bei Schopenhauer, eben nur so viel sagen, als: das Ding an sich, eingehend in die vorstellende Gehirnthätigkeit des Subjekts, stellt sich in dieser als Objekt, und zwar als in Raum und Zeit ausgedehntes und dem Kausalnexus unterworfenes Objekt dar."

Auch habe ich in meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" (S. 270 ff.) auf diejenigen Stellen der Schopenhauerschen Werke hingewiesen, aus denen zur Genüge hervorgeht, dass die Erscheinung bei ihm kein blosser Schein und keine blosse Täuschung sei, sondern dass sie das in ihr Erscheinende, d. i. den Willen, also das Ding an sich abbilde. Ich habe dort (S. 273.) gesagt: „Da der Intellekt, in dessen Formen nach Schopenhauer das Ding an sich, der Wille, erscheint, selbst nur ein Erzeugniss eben dieses Willens ist, der in ihm erscheint, so kann er nicht, wie ein Vexirspiegel, täuschen,*) sondern durch seine Formen, Raum, Zeit und Kausalität hindurch muss doch irgend wie das Wesen an sich der Dinge zu erkennen sein. Erscheinung ist also nicht mit Schein zu verwechseln. Die Erscheinung, obwohl durch die Formen des Intellekts bedingt, offenbart doch nach Schopenhauer durch sie hindurch das Erscheinende, d. i. das Wesen, den Willen. Denn der Wille selbst ist es ja, der mittelst des von ihm geschaffenen Intellekts sich seiner selbst bewusst wird."

*) Hiebei erinnerte ich an die Stelle „über den Willen in der Natur" (S. 75., 2te Aufl. S. 67.), wo Schopenhauer an der Kantschen Kritik der reinen Vernunft es tadelt, dass es nach ihr noch scheine, „als habe die Natur den Intellekt absichtlich zu einem Vexirspiegel bestimmt und spiele Versteck mit uns."

Zum Ueberfluss weise ich noch auf Schopenhauers schon zu der zweiten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung (Bd. I., S. 139.) hinzugesetzten Worte hin, aus denen deutlich genug hervorgeht, dass er allen aposteriorischen Gehalt der Vorstellung von dem Dinge an sich ableitete, und nur das Apriorische dem vorstellenden Subjekt zuschrieb: „Je mehr Nothwendigkeit eine Erkenntniss mit sich führt, je mehr in ihr von Dem ist, was sich gar nicht anders denken und vorstellen lässt, — wie z. B. die räumlichen Verhältnisse, — je klärer und genügender sie daher ist; desto weniger rein objektiven Gehalt hat sie, oder desto weniger eigentliche Realität ist in ihr gegeben: und umgekehrt, je Mehreres in ihr als rein zufällig aufgefasst werden muss, je Mehreres sich uns als bloss empirisch gegeben aufdringt; desto mehr eigentlich Objektives und wahrhaft Reales ist in solcher Erkenntniss; aber auch zugleich desto mehr Unerklärliches, d. h. aus Anderem nicht weiter Ableitbares.“ (In der ersten Auflage fehlen diese Worte.)

Geht aus allem Diesen nicht zur Genüge hervor, wie falsch die Trendelenburg'sche Beschuldigung ist, dass Schopenhauer die Erscheinungswelt zum blossen Scheine, zur blossen Vorstellung in unserem Kopfe mache? Hätte Schopenhauer blos die erste Auflage der Welt als Wille und Vorstellung geschrieben, dann allenfalls liesse sich jene Beschuldigung noch rechtfertigen. Aber auch dann, streng genommen, nicht einmal; denn, obwohl die angeführten Worte der zweiten Auflage in der ersten fehlen, so leuchtet doch auch schon aus der ersten genugsam der Schopenhauersche Gedanke durch, dass die Erscheinungswelt nur zum Theil, nämlich nur den apriorischen Formen des Raumes, der Zeit, und der Kausalität nach, der Vorstellung angehöre, also Gehirnphänomen sei, hingegen dem anderen Theile nach, d. i. dem aposteriorischen Gehalte nach, der sich aus jenen Formen nicht ableiten lässt, obwohl er in sie eingeht, — dem Ding an sich zufalle.

Mit Trendelenburg sind aber zugleich alle Andern

widerlegt, welche dieselbe Beschuldigung gegen Schopenhauer erhoben haben; so z. B. auch der neueste französische Kritiker Schopenhauers, Foucher de Careil, in seinem Werke: „Hegel et Schopenhauer, études sur la philosophie allemande moderne depuis Kant jusqu'a nos jours" (Paris, Hachette et Comp. 1862). Foucher de Careil legt eine grosse Begeisterung für Schopenhauer als Schriftsteller an den Tag, findet viele Stellen in Schopenhauers Werken „admirables"; aber seine Philosophie hält er für verderblich; denn er wirft ihm vor, durch seinen Idealismus, der das Individuum, die Person zum blossen Schein und Schatten mache und nur das pantheistische All-Eins als real übrig lasse, die Moral vernichtet zu haben, da Tugenden nur von lebendigen, realen Personen gegen einander möglich seien, nicht vom eiteln Schatten. Die Schopenhauersche Resignation, indem sie das Individuum vernichte, vernichte eben damit die Moral: „Le dévouement ne saurait trouver place dans une telle morale. La raison l'exclut de celle de Kant, mais la volonté ne saurait s'y soumettre dans celle de Schopenhauer. Le dévouement ne consiste pas à ruiner le sujet même de la morale et à ne voir dans toute individualité humaine qu'une ombre et une pure apparence; car le dévouement est toujours d'âme à âme ou de personne à personne. L'idéalisme et le panthéisme, toutes les doctrines enfin qui ruinent la personnalité divine ou humaine, ont de ce point de vue une influence délétère sur l'âme de l'homme. Car en nous habituant à ne voir dans les êtres que des ombres vaines, et dans nos propres actes qu'une pure apparence, elles nous rendent affreusement sceptiques à l'égard du monde, et elles ôtent toute valeur à la personne humaine. Aussi je ne crains pas de dire, l'histoire de ces doctrines à la main, qu'elles ont ébranlé les bases de la conscience humaine, et substitué les apparences d'une vaine philanthropie au véritable amour des hommes." (S. 355 fg.)

Doch Foucher de Careil erhebt diese Beschuldigung nicht gegen die Schopenhauersche Philosophie allein, sondern überhaupt gegen die deutsche Philosophie

seit Kant. Diese habe durch ihren Idealismus und Pantheismus die Moral untergraben und endlich in Schopenhauer zu diesem affreusen Atheismus und Nihilismus geführt, der die nothwendige Consequenz des Idealismus und Pantheismus sei. Foucher de Careil betrachtet Schopenhauer gewissermassen nur als ein Opfer der verderblichen, mit Kant eingeleiteten Richtung, welche die deutsche Philosophie genommen hat. „La philosophie de Kant, reprise avec vigueur, développée avec un merveilleux talent par Arthur Schopenhauer, n'a pu le préserver de la détestable influence de l'idéalisme et du panthéisme: voilà toute ma thèse.“ (S. 315.) „L'idéalisme dont Kant est le père et qui fut son point de départ, a des conséquences fatales et désastreuses auxquelles son système n'a point échappé. Car, il est la ruine de la raison et de l'entendement et la mort même de la métaphysique. Schopenhauer, qui s'y est donné tout entier et dont le principal mérite est même d'y avoir précipité Kant avec lui, a beau lutter contre ces conséquences fatales, il ne peut s'y soustraire tout à fait. Il y a quelque chose de lugubre dans cette lutte grandiose, dont le dénoûement est si triste. Sa grandeur et sa faiblesse, sa verve intarissable et son incurable tristesse, ses lacunes et ses misères vivement ressenties, ses élans vers la philosophie transcendante, et son immanence dans le principe de l'Ἓν καὶ πᾶν, son panthéisme enfin, et ses efforts désespérés pour en sortir, tiennent a ce rôle impossible.

„Contemporain de Schelling et de Hegel, de treize ans seulement plus jeune que le premier, Schopenhauer a lutté dès le premier jour et n'a point voulu porter leur joug; mais il n'a pu s'y soustraire tout à fait. Il a cru qu'en reprenant fortement racine dans le kantisme, il pourrait s'isoler complétement de cette philosophie de l'identité dont il ne se dissimulait aucun des dangers. Il n'y a point réussi. On est toujours de son temps et de son pays par quelque endroit. On a beau se réfugier dans l'Inde, là encore le panthéisme nous poursuit. Kant, Platon et Bouddha, sa trinité philosophique, ne pouvaient l'arra-

cher complétement à l'influence de Fichte, Schelling, Hegel, cette trinité sophistique qu'il a si vivement dénoncée à l'Allemagne, mais qui ne lui en a moins imposé sa loi, sa forme panthéistique et son cachet de négation hardie et de liberté audacieuse.

„L'athèisme scientifique du premier, le génie romantique du second, le panthéisme du troisième ont rejailli sur lui: il en est atteint, qu'il le sache ou non. C'est là même le principal enseignement qu'on peut retirer de cette étude. Schopenhauer est un exemple illustre de cette contagion panthéistique qui n'a rien épargné en Allemagne. Il nous offre le contraste étrange et saisissant d'un dangereux philosophe et d'un admirable écrivain luttant dans un seul homme. L'écrivain se soustrait à cette empreinte que son esprit a déjà reçue, et ne pouvant sauver le fond, il préserve du moins la forme. Mais quant aux doctrines, ce rebelle est aux deux tiers conquis et ne dissimule sa défaite qu'en prenant à l'Inde un masque hideux et terrible, vain épouvantail pour la foule. C'est à ce point que je me le représenterais comme un Fichte ou un Hegel, dèsenchanté et trahi par cette science absolue qui n'avait tenu aucune de ses promesses et rejeté par le choc en retour du panthéisme d'un abîme dans un autre abîme plus profond.

„La philosophie de Kant, qu'il avait prise pour guide, et de laquelle il espérait même le salut de la philosophie allemande, n'a pu le tirer de cet abîme. Voilà le fait considérable que je signale, en terminant, à l'attention de l'Allemagne. La critique de la raison pure de Kant a été le point de départ de la philosophie de Schopenhauer. C'est à ce livre, qu'il a demandé d'abord la solution de la grande énigme qui l'occupait dès sa vingtième année. Non-seulement il s'en est inspiré et nourri, mais il en outre encore toutes les tendances. Eh bien! cette philosophie, quel que soit d'ailleurs notre respect pour son auteur, n'a pu le prémunir contre les dangers du panthéisme. C'est en vain qu'il invoque la critique de la raison pure. Cette critique, non-seulement ne l'a point sauvé, mais elle lui a ouvert de nouveaux abîmes. Tel est l'en-

seignement qu'il nous donne, et je le crois de nature à modifier profondément les opinions convenues. Car, si une conscience aussi nette des problèmes philosophiques et cette intuition profonde des conditions de la philosophie soutenues par un talent d'exposition de premier ordre et très-supérieur à celui de Kant, n'ont pu préserver Schopenhauer de l'abîme qu'il voulait éviter, c'est donc que la philosophie de Kant porte avec soi ces abîmes." (S. 317—319.)

Was soll man zu dieser ganzen Darstellung sagen? Schopenhauer ein Opfer von Fichte, Schelling und Hegel! Diese wiederum die Fortsetzer Kants! Kant endlich der Urheber des deutschen, die Moral untergrabenden Idealismus und Pantheismus! Hieran ist nicht weniger, als Alles falsch. Erstens ist Schopenhauer kein Opfer von Fichte, Schelling und Hegel, welchen „drei Sophisten" er vielmehr die schärfste Opposition gemacht hat. Zweitens sind Fichte, Schelling und Hegel, wie Schopenhauer dargethan, nicht die wahren Fortsetzer Kants, sind vielmehr von Kants Wegen abgewichen. Drittens ist Kant nicht der Urheber eines die Moral untergrabenden Idealismus und Pantheismus. Das ganze oberflächliche, das Heterogenste unter einander mischende Gerede des Foucher de Careil über die verderbliche Richtung der deutschen Philosophie seit Kant, das in dem letzten Capitel „de l'état des moeurs philosophiques en Allemagne" sogar so weit geht, den Deutschen die bisher an ihnen gerühmte philosophische Fähigkeit gänzlich abzusprechen, *) mag zwar

*) „En voyant tout ce travail accompli en pure perte, cette avalanche des systèmes qui tombent les uns sur les autres, et cet incomparable effort d'esprit qui aboutit au nihilisme de Foë, c'est-à-dire à une forme d'erreur que le discours peut à peine représenter, tant elle offre de vague, d'indécis et de négatif, on en arrive à se demander si cette Allemagne, qu'un lieu commun presque universellement répandu nous répresente comme la véritable patrie de la philosophie, n'en serait pas plutôt le tombeau, et l'on se prend à douter, malgré le préjugé contraire, des qualités philosophiques d'un peuple qui pousse toutes les idées à l'exagération la plus notoire, que l'absurde n'épouvante plus et chez lequel on retrouve toutes les erreurs." (S. 371.)

für französische Ohren eine herrliche Musik sein, klingt aber in deutschen Ohren wie ein Charivari. Wenngleich allerdings so viel wahr ist, dass die Fichte-Schelling-Hegelsche Richtung geeignet war, die deutsche Philosophie bei den andern Nationen in Misskredit zu bringen, so kann doch nichts ungerechter sein, als deswegen, wie Foucher de Careil thut, über die ganze deutsche Philosophie seit Kant (Kant mit inbegriffen) den Stab zu brechen. Kant und Schopenhauer stehen als glänzende Gestirne der deutschen Philosophie für alle Zeiten da, deren Licht die ganze Menschheit erleuchtet und folglich auch die Franzosen erleuchten könnte, wenn diese nicht so süffisant und arrogant wären, sich für die erste Nation der Welt zu halten.

Nichts kann unbegründeter sein, als die Beschuldigung, dass der Kant'sche und Schopenhauersche Idealismus die Moral untergrabe, weil er uns gewöhne, „à ne voir dans les êtres que des ombres vaines et dans nos propres actes qu'une pure apparence." Foucher de Careil beweist mit dieser Behauptung nur, dass er den eigentlichen und wahren Sinn des Kant'schen, wie des Schopenhauerschen Idealismus gar nicht verstanden hat. Denn Kant sowohl, als Schopenhauer, unterscheidet zwischen Schein und Erscheinung. Die vorgestellte Welt ist Beiden zwar Erscheinung, d. h. als vorgestellte bedingt durch die apriorischen Formen der Vorstellung, Raum, Zeit und Kausalität; aber deswegen kein blosser Schein und Schatten. Denn der ganzen vorgestellten Welt liegt das Ding an sich zum Grunde, dem Reich der Sinnenwesen das Reich der intelligibeln Wesen. Demgemäss ist auch die menschliche Persönlichkeit nicht „une ombre et une pure apparence", sondern, obwohl sie ihrer sinnlichen Seite nach blosse Erscheinung ist, ist sie doch ihrer intelligibeln Seite nach Ding an sich; und diese intelligible Seite ist es, auf die sich sowohl nach Kant, als nach Schopenhauer die Moral gründet. Wäre der Mensch blosses Sinnenwesen, verstrickt in den Kausalnexus, also unfrei; so wäre Moral, — träte sie nun, wie bei Kant, in Form

des kategorischen Imperativs, als ein Sollen, welches die Unterwerfung des sinnlichen Menschen unter das Sittengesetz fordert, auf, oder, wie bei Schopenhauer, als Erklärung der ächt tugendhaften Handlungen aus dem Mitleid, d. h. aus der Identifikation des eigenen Wesens mit dem fremden in Folge der Durchschauung des principii individuationis, — Moral, sage ich, wäre Thorheit. Denn geht der Mensch ganz auf in seiner sinnlichen Erscheinung, hat er nichts darüber Hinausreichendes in seinem Wesen, das ihn über dieselbe erhebt und von ihr frei macht, so hat weder ein Sollen Berechtigung, welches eben diese Erhebung über das sinnliche Ego fordert, noch auch giebt es ächt tugendhafte, vom Interesse des sinnlichen Ego freie Handlungen, welche die Moral erklären könnte. Aber eben, weil nach Kant's, wie nach Schopenhauers Idealismus, der Mensch nicht blosses Sinnenwesen (homo phaenomenon), sondern in Wahrheit intelligibles Wesen (homo noumenon) ist, darum ist Moral möglich. Weit entfernt also, die Moral zu untergraben, macht vielmehr der Kant'sche und Schopenhauersche Idealismus dieselbe erst möglich.

Ja, aber geht nicht Schopenhauer so weit, nicht blos die sinnliche, egoistische Seite des Individuums, sondern die Individualität überhaupt für das Böse zu erklären, folglich nicht blos den selbstsüchtigen Willen, sondern den Willen überhaupt zu verneinen? Nun ja, ich selbst habe oben (S. 317 ff.) dieses hervorgehoben. Aber ich habe auch erklärt, dass Schopenhauer damit über das Gebiet der Ethik hinausschiesst und dass mir aus der idealistischen Grundlehre, wonach nicht dem Zeitlichen, Sinnlichen das wahre wesenhafte Sein zukommt, sondern dem Ewigen, Uebersinnlichen, jene Verneinung des Individuums und des Willens überhaupt nicht zu folgen scheint. Halte man sich also nur an die eigentliche Ethik Schopenhauers, d. h. an seine Rechts- und Tugendlehre, wie er sie in den „beiden Grundproblemen der Ethik" dargelegt; da wird man keinen die Moral untergrabenden Idealismus finden.

Aus dieser eigentlichen Ethik Schopenhauers, welche das Mitleid für die Triebfeder aller Handlungen von ächtem moralischen Werth erklärt, wird auch hervorgehn, wie unbegründet der von Foucher de Careil in Uebereinstimmung mit Gwinner gegen Schopenhauer erhobene Vorwurf ist, dass es ihm an Gefühl gefehlt habe. *) Weit richtiger hat hierin der englische Verfasser des bekannten, meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie“ vorangedruckten Artikels der Westminster Review geurtheilt, welcher die Sentimentalität Schopenhauers hervorhebt, und zeigt, wie der „gute Mensch“ der Schopenhauerschen Ethik durch sein Mitgefühl mit allen lebenden Wesen eine bei Weitem liebenswürdigere, gemüthlichere Persönlichkeit ist, als der Kant'sche kalte Vernunft- oder Pflichtmensch, „welcher nie einem grossmüthigen Impuls trauen, sondern sich in abstrakte Principien des Handelns vertiefen würde, während Derjenige, der sein Mitleiden anspricht, vor seinen Augen verhungert.“ In der That, wer so, wie Schopenhauer das Wesen des guten Menschen in die Herzensgüte setzt, und wer so, wie er, von der Herzensgüte entzückt ist, dass er, wie ich bereits oben S. 282. angeführt habe, derselben sogar den Vorzug vor den glänzendsten Geistesgaben giebt, der kann im Grunde seines Wesens kein gefühlloser, gemüthloser, herz- und liebloser Mensch gewesen sein, als welchen man Schopenhauer gern verschreien möchte. Das Gerede von Schopenhauers Herzlosigkeit ist ein höchst unkundiges und wahrheitswidriges.

Kalt und herzlos ist der stoische Weise, der abstrakte Vernunftmensch. Wer aber hat wohl dem Stoicismus in der Moral eine stärkere Opposition gemacht, als Schopenhauer? Wer hat gründlicher, als er, nachgewiesen,

---

*) Foucher de Careil sagt nämlich in einer „Note sur le Crâne de Schopenhauer“ am Schluss seines Werks: „L'étude des bosses sur cette tête vraiment monstrueuse conduit M. Gwinner à de singuliers résultats. Pour moi, je préfère infiniment à cette phrénologie ce qu'il dit de la prédominance excessive de la volonté et de l'intelligence sur la sensibilité et de l'atrophie de cette dernière faculté dans l'âme de son héros.“

dass die Tugend des Stoikers auf Egoismus beruht? (vergl. Welt als Wille und Vorstellung, I., §. 16. und II., Cap. 16.) Wie schön setzt Schopenhauer dem herzlosen stoischen Weisen, der „ein hölzerner, steifer Gliedermann bleibt, mit dem man nichts anfangen kann, der selbst nicht weiss, wohin mit seiner Weisheit, dessen vollkommene Ruhe, Zufriedenheit, Glücksäligkeit dem Wesen der Menschheit geradezu widerspricht", — wie schön setzt er ihm den Heiland des Christenthums entgegen, „jene vortreffliche Gestalt, voll tiefen Lebens, von grösster poetischer Wahrheit und höchster Bedeutsamkeit, die jedoch, bei vollkommener Tugend, Heiligkeit und Erhabenheit, im Zustande des höchsten Leidens vor uns steht." (Welt als Wille und Vorstellung I., §. 16. am Schluss.) Und wie wahr sagt Schopenhauer in den Parergis (1. Aufl. II., §. 170.; 2. Aufl. II., §. 171.) von dem Stoicismus der Gesinnung, welcher dem Schicksale Trotz bietet, dass er zwar ein guter Panzer gegen die Leiden des Lebens sei und dienlich, die Gegenwart besser zu ertragen, aber dem wahren Heile entgegenstehe. „Denn er verstockt das Herz. Wie sollte doch dieses durch Leiden gebessert werden, wenn es, von einer steinernen Rinde umgeben, sie nicht empfindet? — Uebrigens ist ein gewisser Grad dieses Stoicismus nicht sehr selten. Oft mag er affektirt seyn und auf bonne mine au mauvais jeu zurücklaufen: wo er jedoch unverstellt ist, entspringt er meistens aus blosser Gefühllosigkeit, aus Mangel an der Energie, Lebhaftigkeit, Empfindung und Phantasie, die sogar zu einem grossen Herzeleid erfordert sind. Dieser Art des Stoicismus ist das Phlegma und die Schwerfälligkeit der Deutschen besonders günstig."

Kann, frage ich, das Herz dessen, der ein so abgesagter Feind der stoischen Herzlosigkeit war, wie hier Schopenhauer, von einer „steinernen Rinde" umgeben gewesen sein, wie Gwinner und in Uebereinstimmung mit ihm Foucher de Careil gern glauben machen möchte? Oder will man etwa hier wieder von einem Widerspruch zwischen Leben und Lehre sprechen? Will man sagen:

Seiner Lehre nach war Schopenhauer voll tiefen Gefühls, im Leben aber war er ein kalter, herzloser Egoist? Dies wäre so wenig wahrheitsgemäss, dass vielmehr zu sagen wäre, die Sentimentalität der Schopenhauerschen Lehre entsprang aus der Sentimentalität seines persönlichen Wesens. Schopenhauers Moral musste darum den Stoicismus so sehr perhorresciren, weil er selbst nichts weniger als ein Stoiker war. (Ich verweise hier auf das oben (258 ff.) über Schopenhauers Person Gesagte, worin nachgewiesen ist, dass Schopenhauer nicht zu den kalten Vernunftmenschen, sondern zu den heissen Gefühlsmenschen gehörte.) Schopenhauers Moral musste darum eine so *empfindsame*, selbst die Thiere dem menschlichen Mitleid aufs Wärmste empfehlende werden, weil er selbst ein so *empfindsamer* — ich sage empfindsamer, nicht empfindelnder — Mensch war.

Ist es denn überhaupt möglich, dass ein *Pantheist herzlos sei*? — Ich verstehe hier das Wort Pantheist in dem allgemeinen Sinne, wonach der Pantheist das ewige Urwesen, mag er nun dasselbe als Weltseele, oder als Gott bezeichnen, oder als das All-Eins ganz unbestimmt lassen, in der Welt gegenwärtig findet und in jedem individuellen Wesen eine Offenbarung desselben sieht. In diesem Sinne war, wie auch Foucher de Careil zugiebt, Schopenhauer ein *Pantheist*. Denn, obwohl er die Welt nicht für eine *Theophanie* erklärte, so sah er sie doch als die Erscheinung des ἐν και παν an. Kann nun, frage ich, ein Pantheist herzlos sein? Hat die intuitive Erkenntniss, dass im Andern nicht minder, als in mir, und im Thiere nicht minder, als im Menschen, das ewige Urwesen lebt, nicht nothwendig zur Folge, dass ich vom Egoismus, von der Härte und Lieblosigkeit, in der ich nur mich zum alleinigen Existirenden mache und die Andern als blosse Mittel für mich verwende, — ablasse?

Aber Foucher de Careil scheut sich nicht, der pantheistischen Moral vorzuwerfen, dass sie sentimental gegen die *Thiere* und hart gegen die *Menschen* mache. Kann es etwas Absurderes geben? Während unsere deutschen

Thierschutzvereine meinen, die Uebung des Mitleids gegen die Thiere würde von guten Folgen auch für die Nächstenliebe sein, weil wer Thiere nicht quält, noch weniger Menschen quälen wird; so beschuldigt der genannte Franzose die pantheistische Moral, dass sie zärtlich gegen die Thiere und hart gegen die Menschen mache. „La morale du panthéisme a ses lois non moins inflexibles que l'autre. Il semble que, comme Tantale, condamné à mâcher dans le vide, elle ne puisse jamais atteindre ce précieux aliment moral dont la faim la dévore. Une main invisible, celle du grand Aristophane du ciel lui présente des fruits à l'aspect savoureux qui ne contiennent que cendre et poussière lorsqu'on les ouvre. Elle n'a que les formes vides de ces vertus dont elle a conservé les noms. Quand elle s'exalte jusqu'au dévouement et au martyre, c'est toujours avec cet esprit de sombre fanatisme dont on a dit, qu'il était le père de tous les monstres. Le mirage du néant l'attire et la fascine. Affreusement sceptique à l'égard de l'homme et naïvement crédule pour tout ce que les poëtes ont chanté, elle n'a pour les hommes que duretés et mépris, mais elle éprouve pour les animaux des tendresses de frère; elle verrait presque sans colère ces hécatombes humaines sacrifiées au démon de la plus cruelle barbarie, mais elle s'apitoie sur le sang de ces divins blessés qu'abat la hache du bûcheron dans nos forêts. Elle se refuse peut-être à nourrir le mendiant son voisin, mais elle a pour les loups et les chacals des tendresses de l'Inde. Elle voudrait, comme Werther, étreindre dans ses bras la nature, mais elle dédaigne ou elle oublie sa mère", u. s. w. (S. 357.)

Was soll man zu solcher Kritik sagen? — Gesetzt es gäbe einen solchen verschrobenen, um nicht zu sagen verrückten Pantheisten, der zärtlich gegen die Wölfe und Chakals, aber lieblos gegen den Bettler vor der eigenen Thüre, oder gegen die eigene Mutter wäre, — wäre er es in Folge des Pantheismus oder im Widerspruch mit demselben? Herr Foucher de Careil ist den Beweis dafür, dass der Pantheismus zärtlich gegen die Thiere

und hart gegen die Menschen mache, schuldig geblieben. Dieser Beweis dürfte ihm sehr sauer werden. —

Ich kehre von dieser Widerlegung zurück zu der Opposition, die sich Schopenhauer selbst gemacht. Gegen manche Punkte seiner Lehre hat er sich zwar nicht direkt Opposition gemacht, aber indirekt, durch Aussprüche, in denen dieselbe enthalten ist, und aus denen sie daher nur herausgezogen zu werden braucht. So z. B. ist gegen seine pessimistischen Aeusserungen über die Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens die Opposition enthalten in dem, was er anderwärts über die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des Leidens sagt. Schon zu Weimar 1814 schreibt er sehr schön: „Damit der Mensch eine erhabene Gesinnung in sich erhalte, seine Gedanken vom Zeitlichen auf das Ewige richte, mit einem Wort, damit das bessere Bewusstseyn in ihm rege sei, ist ihm Schmerz, Leiden und Misslingen so nothwendig, wie dem Schiffe der es beschwerende Ballast, ohne welchen es keine Tiefe ermisst, ein Spiel der Wogen und Winde wird, keinen bestimmten Weg geht und leicht umschlägt.“

Ferner zu Dresden 1817 schreibt er: „Nur der Mangel hebt über Dich selbst Dich hinweg. (Goethe.) So lange man hat was den Willen befriedigt oder nur Befriedigung verspricht, kommt es zu keiner genialen Produktion: denn die Aufmerksamkeit ist auf die eigene Person gerichtet. Nur wenn die Wünsche und Hoffnungen zunichte werden, unabänderliche Entbehrung sich zeigt und der Wille unbefriedigt bleiben muss, nur dann fragt man sich: Was ist diese Welt?“

Endlich zu Dresden 1818 schreibt er: „Das Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genius. Glaubt ihr, dass Shakespeare und Goethe gedichtet, oder Platon philosophirt und Kant die Vernunft kritisirt hätte, wenn sie in der sie umgebenden wirklichen Welt Befriedigung und Genüge gefunden hätten, und ihnen wohl darin gewesen wäre und ihre Wünsche erfüllt worden? —

„Erst nachdem wir mit der wirklichen Welt in ge-

wissem Grade entzweit und unzufrieden sind, wenden wir uns um Befriedigung an die Welt des Gedankens.

„Nur das Leiden hebt über Dich selbst Dich hinaus."

Nun, wenn das Leiden solche herrliche Früchte trägt, ist da noch so viel über das Leiden zu lamentiren? — Gewissermaassen hat dieses Schopenhauer auch eingesehen und hat deshalb in die „Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt" im zweiten Bande der „Parerga" (Kapitel XII.), wo das Leiden wieder so recht con amore ausgemalt wird, einen Paragraphen aufgenommen, der mit einem „Jedoch" beginnend, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Leidens eingesteht, also den Pessimismus gewissermaassen korrigirt. (Siehe §. 152. der ersten, §. 153. der zweiten Auflage. In der zweiten Auflage ist dieser Paragraph durch einen Zusatz vermehrt.) Derselbe lautet: „Jedoch, wie unser Leib auseinander platzen müsste, wenn der Druck der Atmosphäre von ihm genommen wäre; — so würde, wenn der Druck der Noth, Mühsäligkeit, Widerwärtigkeit und Vereitelung der Bestrebungen vom Leben der Menschen weggenommen wäre, ihr Uebermuth sich steigern, wenn auch nicht bis zum Platzen, doch bis zu den Erscheinungen der zügellosesten Narrheit, ja, Raserei. — Sogar bedarf Jeder allezeit eines gewissen Quantums Sorge, oder Schmerz, oder Noth, wie das Schiff des Ballasts, um fest und gerade zu gehn.

„Arbeit, Plage, Mühe und Noth ist allerdings, ihr ganzes Leben hindurch, das Loos fast aller Menschen. Aber, wenn alle Wünsche, kaum entstanden, auch schon erfüllt wären; womit sollte dann das menschliche Leben angefüllt, womit die Zeit zugebracht werden? Man versetze dies Geschlecht in ein Schlaraffenland, wo Alles von selbst wüchse und die Tauben gebraten herumflögen, auch Jeder seine Heissgeliebte alsbald fände, und ohne Schwierigkeit erhielte. — Da werden die Menschen zum Theil vor langer Weile sterben, oder sich aufhängen, zum Theil aber einander bekriegen, würgen und morden, und so sich mehr Leiden verursachen, als jetzt die Natur ihnen

auflegt. — Also für ein solches Geschlecht passt kein anderer Schauplatz, kein anderes Daseyn." —

Ein anderer Punkt der Schopenhauerschen Lehre, gegen welchen die Opposition in seinen eigenen Worten enthalten ist, ist seine Erklärung der Magie, des Tischrückens, Geisterklopfens u. s. w. Schopenhauer war bekanntlich, wie alle tiefsinnigen Denker, sehr gläubig. Wo oberflächliche, beschränkte Köpfe, wie „die Herren vom Tiegel und der Retorte", ausrufen: Unmöglich! Unbegreiflich! Dummer Aberglaube! — da war er geneigt, metaphysische Gründe anzunehmen, die die von den Physikern vornehm belächelte, für Betrug ausgegebene, oder rein physikalisch erklärte Erscheinung begreiflich machen könnten. Ich habe schon oben (S. 202) angeführt, dass Schopenhauer in den magischen Wirkungen die Allmacht des Willens, in den Ahnungen, vorbedeutenden Träumen, Visionen u. s. w. die Allwissenheit sah. Er war eben als Idealist nicht der Meinung, welche den Realismus der von ihm verspotteten „Herren vom Tiegel und der Retorte" ausmacht, dass die physische, nach den Gesetzen des Raumes, der Zeit und der Kausalität sich bewegende Welt die einzige, alle Möglichkeit der Dinge erschöpfende Weltordnung sei, sondern, diese für blosse Erscheinung haltend, nahm er an, dass es noch eine höhere Ordnung der Dinge, ein übernatürliches Reich gebe, und dass dieses eben in den magischen und somnambulen Wirkungen in das natürliche Gebiet eingreife, die Schranken desselben durchbreche. Schon zu Dresden 1815 rühmte er sich in seinen Erstlingsmanuscripten: „Bisher haben die Philosophen sich viel Mühe gegeben, die Freiheit des Willens zu lehren: ich aber werde die Allmacht des Willens lehren."

Diese gläubige Seite der Schopenhauerschen Philosophie ist zwar schon aus dem Capitel über „Animalischen Magnetismus und Magie" (S. über den Willen in der Natur, 2. Aufl. S. 91 ff.) und aus der Abhandlung über das „Geistersehen" u. s. w. (Parerga I., S. 241 ff.) be-

kannt; aber ich will, ehe ich dazu übergehe, zu zeigen, in welchen eigenen Worten Schopenhauers die Opposition gegen dieselbe enthalten ist, zuvor noch einige charakteristische Manuscriptstellen anführen, aus denen hervorgehn wird, wie stark jener Glaube an das Hereinragen der übernatürlichen Welt in die natürliche bei Schopenhauer war, welche Beziehung auf persönliche Erlebnisse er hatte und wie er bis zuletzt bei ihm anhielt:

„Bei der Vollziehung von Handlungen, durch die unser Lebenslauf eine neue Wendung erhalten wird, ohne dass wir es jetzt wissen, auch beim Eintritt von Begebenheiten, durch welche unser Schicksal umschlägt, von der guten auf die böse Seite oder umgekehrt; — ergreift uns die Bedeutsamkeit und Wichtigkeit des Augenblicks, ohne dass wir wissen weshalb; das Vorgefühl des Zukünftigen macht seinen Eindruck; es ist wie wenn beim Biegen um eine Ecke sich die neue Aussicht öffnet. Entweder in Folge eines im Wachen vergessenen somnambulen Vorhersehens; oder weil wir die Folge des gethanen Schrittes zwar nicht deutlich vorhersehn, aber doch ein Gefühl, d. h. eine verworrene Ansicht, davon haben. So sagt Buonaparte (manuscr. de St. Helène): J'en reçus l'impression en signant l'ordre du système continental. —

„Solche innere Signale wird man mir vielleicht zugeben, aber schwerer die äusseren, wie wenn ein Pferd sich scheut, oder strauchelt, wenn sein Herr es zu einem unheilschwangern Wege besteigt: — um die Möglichkeit hiervon zu ahnden, muss man erkannt haben, wie alles Aeussere, von höherem Standpunkt aus, doch wieder ein Inneres ist, und alles wirkliche Leben doch wieder ein Traum, dessen versteckter Lenker wir selbst." (Adversaria.)

„Und um der Wahrheit in jeder Gestalt und bis an den Tod zu dienen, schreibe ich auf, dass ich in der Neujahrsnacht zwischen 1830 und 1831 folgenden Traum gehabt, der auf meinen Tod im gegenwärtigen Jahr deutet. Von meinem sechsten bis zu meinem zehnten Jahr hatte ich einen Busenfreund und steten Spielkameraden, ganz gleichen Alters, der hiess Gottfried Jänisch und starb, als

ich, in meinem 10. Jahr, in Frankreich war. In den letzten 30 Jahren habe ich wohl höchst selten seiner gedacht. Aber in besagter Nacht kam ich in ein mir unbekanntes Land, eine Gruppe Männer stand auf dem Felde und unter ihnen ein erwachsener, schlanker, langer Mann, der mir, ich weiss nicht wie, als eben jener Gottfried Jänisch bekannt gemacht worden war, der bewillkommnete mich. — Dieser Traum trug viel bei, mich zu bewegen, beim Eintritt der Cholera 1831 Berlin zu verlassen: er mag von hypothetischer Wahrheit, also eine Warnung gewesen seyn, d. h. wenn ich geblieben, wäre ich an der Cholera gestorben. Gleich nach meiner Ankunft in Frankfurt hatte ich eine vollkommen deutliche Geistererscheinung: es waren (wie ich glaube) meine Eltern und deutete an, dass ich jetzt die damals noch lebende Mutter überleben würde; der schon todte Vater trug ein Licht in der Hand.“ (Cogitata.) —

„Die Englischen Zeitungen (um Ende August 1845) erzählen mit grossem Hohn, als unerhörten Aberglauben, dass ein junger Mann, der lange an stets wiederkehrendem kalten Fieber litt, und vergeblich von den Aerzten behandelt war, auf Rath einer weisen Frau folgendes sympathetisches Mittel gebraucht hat und genesen ist: — eine Spinne, in einer leeren Nussschaale eingesperrt, diese zugebunden und am Halse getragen: wie die Spinne abzehrt, stirbt und verwest, weicht das Fieber. (Kommt vor in Most über „Sympathie.“)

„Folgende sympathetische Kur hat mir Dr. Neef*) als unter seinen Augen ausgeführt und gelungen erzählt. Es betraf ein Ueberbein an der Hand: dasselbe wurde mit einem Ei gerieben, so lange bis die Stelle sich etwas feucht zeigte, und dann dieses Ei in einen Ross-Ameisen-Haufen (einen halben Zoll grosse röthliche Ameisen) vergraben. Gleich in der ersten Nacht empfand die Patientin ein unerträgliches Kribbeln, wie von Ameisen, an der Stelle, und von dem an schwand das Ueberbein, bis es,

*) Ein Arzt in Frankfurt a. M.

nach einiger Zeit, ganz weg war, auch nicht wiederkam." (Spicilegia.) —

„Wer eingesehen hat, dass vermöge der geheimen Macht und Nothwendigkeit, deren Werkzeug die Dinge sind, alle seine Erlebnisse, obschon von äusseren, ihm völlig fremden Ursachen herbeigeführt, doch betrachtet werden können als allein seinetwegen und in Beziehung auf ihn (wie seine eigenen Träume) eingetreten und verwirklicht, — der wird dieses auch leicht übertragen können auf Das, was ohne ihn zu berühren und thätlich zu betreffen, bloss vor seinen Augen vorübergeht, — die Omina." (Spicilegia.)

„Der Glaube an Omina, welcher dem gesunden Verstande und allen naheliegenden Vernunftgründen zum Trotz, zu allen Zeiten und in allen Ländern sich fest behauptet hat, beruht im letzten Grunde auf folgenden zwei Wahrheiten. Erstlich, Alles was geschieht, geschieht nothwendig, weil eine ununterbrochene strenge und ausnahmslose Kausalkette alle Begebenheiten, von Anfang der Welt bis zum jetzigen Augenblick verbindet: daher kein absoluter, sondern nur ein relativer Zufall Statt hat. Zweitens, es ist Ein und dasselbe Wesen, was in Allen da ist und jeder Erscheinung zum Grunde liegt. — Daher also spiegelt sich Jedes in Jedem, spricht Alles aus Allem, und jeder gegenwärtige Moment findet seinen Anklang in Allem und tingirt mit seiner Farbe Alles, was gemeinschaftlich in ihm da ist. Denn Jedes hat nur seinen Raum für sich allein: die Zeit hingegen haben Alle gemeinschaftlich, sie sind zugleich." (Spicilegia.) —

„Was für den Schlafenden seine Träume sind, das wären, wenn die Geistererscheinungen auch von der objektiven Seite Realität hätten, für den Gestorbenen seine Erscheinungen." (Spicilegia.)

„Wahrzeichen des Geistersehens sind, dass man nicht erschrickt, oder sich fürchtet, und dass man die Gestalten für körperliche, für Menschen hält." (Spicilegia.)

Den Streit, ob es Geister (Gespenster) giebt, oder nicht, nennt Schopenhauer (in seinen Cogitata) „eine

wahre Antinomie", und rühmt sich, diese Antinomie in seiner Abhandlung über „das Geistersehn und was damit zusammenhängt" aufgelöst zu haben.

Endlich die Tischklopferei und die amerikanische Geisterklopferei betreffend, schreibt er in seinen „Senilia":

„Wenn Einer die klopfenden Tische als Orakel konsultirt und sie ihm das Abwesende, ja, Künftige richtig verkündigen; so ist dies daraus zu erklären, dass ihm was er unbewusst weiss durch den Tisch zum Bewusstseyn gebracht wird. In uns steckt ein heimlicher Prophet, der laut wird im Somnambulismus und Hellsehn, wo er verkündet, was vor- und nachher, im wachen Zustande, uns unbewusst ist. Auch im tiefen Schlaf weiss er Alles und sucht bisweilen es dem Gehirn in allegorischen Träumen, seltener in theorematischen, beizubringen. Oft aber kann er ihm nicht mehr als eine dumpfe Ahndung zukommen lassen. (Vgl. die Abhandlung über das Geistersehn und die damit verwandten Erscheinungen.) Die Allwissenheit dieses Propheten muss es seyn, die mittelst des Tischklopfens zum Bewusstseyn gebracht wird, wie ein Ton, von dem man bloss das Echo hörte; oder wie wir unser Angesicht nicht unmittelbar, sondern bloss im Spiegel, durch die Reperkussion der Strahlen, sehn können. Selbst wenn der Fragende den Tisch nicht berührt, so wirkt er durch Die, welche ihn berühren, vermöge der Einheit des Dinges an sich in allen Wesen, hindurch auf den Tisch. Düpotet macht durch seinen Willenseinfluss die Personen willenslos; so dass sie alle Bewegungen nach seinem Wink und Willen vollziehn, nicht mehr nach dem ihrigen. Nun hat ein Tisch auch einen Willen, wiewohl einen sehr schwachen, der sich als Schwere äussert: dieser wird nun eben so durch den Willen der Hände auflegenden Personen überwältigt, so dass der Tisch, statt seinem Willen, dem ihrigen folgt."

Ferner schreibt er in den „Senilia":

„Die Amerikanische Geisterklopferei u. s. w. zu erklären, könnte man sagen: nach dem Tode bleibt ja der blosse nackte Wille, ohne Intellekt, übrig. Dieser

bedarf zur Wahrnehmung des Vorhandenen eines fremden Intellekts, den er parasitisch in Besitz nimmt (und den ihm das Medium leiht), durch den er wahrnimmt und sodann, gemäss dieser Wahrnehmung, die jedem Willen, also auch dem des Gestorbenen, zu Gebote stehende magische Kraft ausübt, im Klopfen, Werfen u. s. w."

In einigen Briefen an mich, die man unten finden wird, schüttet Schopenhauer seine ganze Indignation über die Frankfurter Aerzte aus, die den Regazzo und einige andere zu Frankfurt sich producirende Magnetiseure für Betrüger erklärt hatten. Er glaubte so fest an die magisch-magnetische „Allmacht des Willens", dass er sogar mit sich selbst Versuche machen liess.

Gegen diese ganze Seite der Schopenhauerschen Philosophie nun, gegen diesen ganzen Glauben an ein Hereinragen der übernatürlichen Welt in die natürliche und ein Durchbrechen der Schranken der letzteren durch die Allmacht des Willens, liegt eine sehr starke Opposition in Schopenhauers eigener Lehre von der Freiheit des Willens, aus welcher folgt, dass die Unabhängigkeit vom natürlichen Causalnexus, also die Freiheit und Allmacht, zwar dem Willen als Ding an sich, aber nicht den zeitlichen Erscheinungen des Willens, den Individuen, zukommt. So wie nämlich nach Schopenhauer nur der intelligible Charakter frei ist, der empirische Charakter hingegen streng necessitirt und unabänderlich, so dass zwar der Mensch im Ganzen ein Anderer werden kann, aber im Einzelnen, während seines empirischen Lebenslaufs, handeln muss als Der, der zu sein er sich einmal entschieden hat, (operari sequitur esse; vergl. die beiden Grundprobleme der Ethik §. 10.); so muss consequenterweise auch von dem Willen in der Natur gesagt werden: Dieser Wille, ehe er in die gesetzmässige natürliche Erscheinungswelt eingeht, kann wohl anders wirken, als nach den natürlichen Gesetzen, aber einmal in dieselbe eingegangen, muss er ihnen gemäss wirken, und an ein einzelnes Freiwerden von diesen Gesetzen ist, so lange der Wille im Ganzen derselbe bleibt, nicht zu

denken. Mit andern Worten: Der Wille als Herr der Natur kann zwar im Ganzen aufhören, diese Natur zu wollen; aber innerhalb dieser einmal gewollten Natur und so lange als er dieselbe will, kann er sich von ihren Gesetzen nicht frei machen, ganz so wie der intelligible Charakter des Menschen seinen empirischen zwar im Ganzen verneinen, aber, so lange er diesen festhält, nicht anders, als ihm gemäss handeln kann. Wie sollten also einzelne Individuen zu magischer Macht gelangen können?

Dies ist die aus der Schopenhauerschen Lehre von der Willensfreiheit folgende Opposition gegen seinen Glauben an Magie u. s. w. Und diese Opposition mache nicht blos ich hier, sondern Schopenhauer hat sie sogar selbst sich gemacht, wie aus folgenden beiden Stellen seiner Manuscripte hervorgehen wird: „Das Streben nach Zauberei hat seinen Grund in dem Bewusstseyn, dass wir und auch die ganze Welt neben unserer und ihrer zeitlichen Natur noch eine ausserzeitliche haben, von welcher aus der Weg nach jedem Punkt in Raum und Zeit, folglich auch nach jeder Materie gleich kurz ist. Nun aber entsteht die Superstition durch die Amphibolie der Begriffe, dass wir übersehen, dass alles Wirken und Handeln schon in der Zeit ist, folglich keine Zauberei abgeben kann, und wiewohl der Wille selbst magisch ist, dennoch seine Erscheinung es nie ist: jener gesuchte Weg von unserer ausserzeitlichen Wesenheit zu jedem Punkt in der Zeit ist zwar für den Willen offen, aber nicht für seine Erscheinung, das Individuum: er führt also durch den Tod. Dennoch scheint es beinahe, dass im magnetischen Schlaf ein solcher Weg gefunden sei, der den Tod umgeht: auch entspricht die Clairvoyance dem Begriff der Zauberei.“ (Dresden 1815.)

In der zweiten hieher gehörigen Stelle (in den „Adversaria,“) nennt es Schopenhauer sogar einen „Irrthum“, anzunehmen, dass die magische Gewalt, die dem Willen als Ding an sich zukommt, auch seiner Erscheinung angehöre, ähnlich jenem anderen Irrthum, vermöge dessen

der Mensch die Freiheit, die dem Willen an sich zukommt, auf den Willen des Individuums überträgt. Die Stelle lautet: „Wenn man erwägt, wie der Glaube an Magie bei Indiern, Chaldäern, Hebräern, Griechen, Römern, allen christlichen und fast allen wilden Völkern, kurz zu allen Zeiten und in allen Ländern gegolten hat, bis auf den Professor Thomasius, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts ihn als eitel nachwies und dadurch den Hexenprozessen ein Ende machte, die es das ganze Mittelalter hindurch gegeben; — sogar bei den Römern kommen verschiedene leges gegen maleficos, maleficia, veneficia vor, sogar eines in den 12 Tafeln (siehe Plin. hist. nat. L. 30, c. 3); — so könnte man versucht werden, die Allgemeinheit dieses Glaubens als Argument für seine Richtigkeit anzusehen, wenn nicht das argumentum e consensu gentium verwerflich wäre. Allein es lässt sich denken, dass, weil der Mensch sich in seinem Innern als Mikrokosmos bewusst ist und namentlich fühlt, dass der Wille in ihm das innerste und schöpferische Princip aller Dinge ist, er eben dadurch verleitet wird anzunehmen, dass was dem Willen als Ding an sich zukommt, auch seiner Erscheinung angehört, und auch dass, da die Welt als Vorstellung vom Subjekt überhaupt abhängt, sie auch vom Individuo, welches Träger des Subjekts ist, nicht ganz unabhängig seyn könne, aus welchen beiden Ansichten sich der Glaube entspann, dass dem Willen des Menschen eine unmittelbare Einwirkung auf jeden Theil der Aussenwelt zustehe; welches eben das Wesentliche im Glauben an Magie ist, da die Ceremonien anzusehn sind als blosse Mittel zur ausdrücklichen Erklärung des individuellen Willens, sofern er sich als allgemeiner, oder Wille an sich, äussern will. Dies wäre demnach ein in der menschlichen Natur gegründeter Irrthum, in etwas jenem andern ähnlich, vermöge dessen der Mensch die Freiheit, die dem Willen an sich zukommt, auf den Willen des Individuums überträgt."

Hätte Schopenhauer das in den gesperrt gedruckten

Worten der beiden hier angeführten Stellen Gesagte festgehalten; so hätte ihn dies in seinem Glauben an Magie u. s. w. erschüttern müssen. Er hätte einsehen müssen, dass so wenig als der Wille des Menschen im Einzelnen sich ändern kann, eben so wenig der Wille der Natur im Einzelnen von seinen Gesetzen abweichen kann. Er hätte einsehen müssen, dass zwischen dem theologischen Wunderglauben und seinem Glauben an magische Wirkungen im Grunde kein Unterschied ist. Denn ob es ein persönlicher Gott ist, der in einzelnen Akten die gesetzmässige Naturordnung durchbricht, oder ob dies der magische Wille thut, — dies macht doch in Beziehung auf den Begriff des Wunders keinen Unterschied aus. Denn Wunder ist eben jede Durchbrechung der natürlichen Ordnung durch übernatürliche Macht, sei diese nun die eines extramundanen Gottes, oder die eines der Welt immanenten allmächtigen Willens.

Mit seinem Glauben an Magie konnte Schopenhauer sehr leicht die biblischen Wunder rechtfertigen; denn er brauchte nur aus der Allmacht des Willens abzuleiten, was in der Bibel aus der Allmacht Gottes abgeleitet wird. In der That findet sich auch in seinen Erstlingsmanuscripten folgender merkwürdige Versuch, das grösste neutestamentliche Wunder, das gewissermassen allen anderen neutestamentlichen Wundern zum Grunde liegt, die übernatürliche Geburt Jesu, aus der intelligibeln Macht des Willens zu erklären. Er schreibt nämlich zu Weimar 1814: „Wenn wir annehmen, (was sich als ziemlich gewiss ergiebt, sobald man die Evangelien als in der Hauptsache wahr ansieht), dass Jesus Christus ein Mensch gewesen sei ganz frei von allem Bösen und von allen sündigen Neigungen; so muss (da mit dem Leibe sündige Neigungen eigentlich nothwendig gesetzt sind, ja der Leib nichts ist als die verkörperte, sichtbar gewordene sündige Neigung) — Jesu Leib allerdings nur ein Scheinleib genannt werden. Einen solchen von allen sündigen Neigungen ganz freien Menschen, einen solchen Träger eines Scheinleibs, sich als von einer Jungfrau geboren zu denken, ist ein

vortrefflicher Gedanke. Selbst physisch lässt sich davon eine, wiewohl entfernte Möglichkeit aufzeigen. Gewisse Thiere nämlich (ich glaube einige Insekten) haben das Eigene, dass die Befruchtung der Mutter auch auf das Junge und selbst auf dessen Junges nachwirkt, so dass dieses Eier legt, ohne selbst befruchtet zu seyn. Dass dieses ein einziges Mal beim Menschen eingetreten sei, ist nicht so unwahrscheinlich zu denken, als dass es einen wirklich sündenfreien Menschen gegeben habe, und sobald wir letzteres annehmen, kann jenes, bei der, aller Vernunft unerreichbaren Harmonie zwischen der Korporisation und dem intelligibeln Charakter jedes lebenden Wesens und der Erblichkeit vieler Neigungen und Charakterzüge, sehr wohl angenommen werden."

Man würde aber sehr irren, wenn man aus solchen einzelnen Versuchen folgern wollte, dass Schopenhauer die biblischen Wunder sensu proprio für wahr gehalten. Vielmehr rechnete er sie zu den Mythen, die nur sensu allegorico zu nehmen sind, gab sich daher auch später keine Mühe mehr, sie auch sensu proprio begreiflich zu machen. Ueberhaupt unterschied er ja den metaphysischen Gehalt der Religionen von ihrer historischen Einkleidung. „Religionen, sagt er in der Welt als Wille und Vorstellung (Bd. II. Cap. 17, S. 186 der 3. Aufl.) können, als auf die Fassungskraft des grossen Haufens berechnet, nur eine mittelbare, nicht eine unmittelbare Wahrheit haben; diese von ihnen verlangen, ist, wie wenn man die im Buchdruckerrahmen aufgesetzten Lettern lesen wollte, statt ihres Abdrucks. Der Werth einer Religion wird demnach abhängen von dem grössern oder geringern Gehalt an Wahrheit, den sie unter dem Schleier der Allegorie in sich trägt, sodann von der grösseren oder geringeren Deutlichkeit, mit welcher derselbe durch den Schleier sichtbar wird, also von der Durchsichtigkeit des letzteren."

Demgemäss machte Schopenhauer auch in späteren Jahren mit der christlichen Mythologie keine weiteren Umstände. Je mehr er sich bewusst war, den ethischen Kern und Gehalt des Christenthums gerettet zu haben,

desto unbesorgter warf er die „Wundermährchen" desselben über Bord. Er schreibt z. B. in seinen „Senilia":

„Die so intrikate, krause, ja knollige Mythologie des Christenthums, mit dem stellvertretenden Versöhnungs-Tode Christi, der Gnadenwahl, der Rechtfertigung durch den Glauben, u. s. w., ist das Kind zweier sehr heterogener Eltern: sie ist nämlich entstanden aus dem Konflikt der gefühlten Wahrheit mit dem gegebenen, jüdischen Monotheismus, der ihr wesentlich entgegensteht. Daher auch der Kontrast zwischen den moralischen Stellen im Neuen Testament, welche vortrefflich sind, allein nur etwa 10—15 Seiten desselben füllen, und allem Uebrigen, welches aus einer unerhört barocken, allem Menschenverstande zum Trotz forcirten Metaphysik und nächstdem aus Wundermährchen besteht.

„Jene stets gefühlten Wahrheiten hat meine Philosophie klar gemacht und deutlich ausgesprochen: daher die Begeisterung so vieler."

An einer andern Stelle der „Senilia" findet sich folgendes satyrische Gespräch von Anno 33:

A. Wissen Sie schon das Neueste?

B. Nein, was ist passirt?

A. Die Welt ist erlöst!

B. Was Sie sagen!

A. Ja, der liebe Gott hat Menschengestalt angenommen und sich in Jerusalem hinrichten lassen: dadurch ist nun die Welt erlöst und der Teufel geprellt.

B. Ei, Das ist ja scharmant. —

Man ersieht aus solchen, bald ernsten, bald satyrischen Stellen, dass der magiegläubige Schopenhauer doch weit davon entfernt war, bibel- und kirchengläubig zu sein. Das liess sein entschiedener Atheismus nicht zu.

Diesen Atheismus, der die ungläubige Seite der Schopenhauerschen Philosophie im Gegensatz gegen die vorher erwähnte gläubige bildet, will ich nun schliesslich auch noch in's Auge fassen.

Wie Schopenhauer stets mit Dem, was er einmal als

Irrthum und als Hinderniss der Wahrheit erkannt hatte, mochte der Glaube daran auch durch Jahrtausende sanktionirt sein, keine Umstände machte,*) so auch mit dem „lieben Gott“ nicht, worunter er den aus dem Judenthum in das Christenthum übergegangenen persönlichen, extramundanen Gott verstand. Diesem, und seinen sophistischen Vertheidigern unter den Philosophieprofessoren, so wie seinen jesuitischen Beschützern unter den „gekrönten Tartüffes“, in Spott und Ernst den Krieg zu erklären, war er bis in seine letzten Jahre hinein unermüdlich. Er nannte in seinen Briefen an mich diesen Gott nicht anders, als kurzweg den „alten Juden“, und in seinen „Senilia“ nennt er die Philosophieprofessoren geradezu „feile Söldlinge der Judenmythologie“, deren Aufgabe es sei, „die Judenmythologie als Philosophie einzuschwärzen.“

Diese Polemik Schopenhauers gegen den Theismus und sein eigener entschieden ausgesprochener Atheismus bilden nicht blos eine glänzende Seite seiner Philosophie, sondern auch seines Charakters. Um die Philosophie hat Schopenhauer durch Ausscheidung alles Theologischen aus ihr sich verdient gemacht; denn er hat sie dadurch von allen den Widersprüchen befreit, an denen sie unvermeidlich krankt, so lange sie noch mit Theologie und theologischen Dogmen sich verschmilzt. Erst wenn man die Welt ohne theologische Brille ansieht, kann man eine unbefangene Anschauung ihres Wesens erlangen, und die Schopenhauersche Weltanschauung ist nur darum um so viel objektiver, als die anderer Philo-

*) „Jeder Irrthum“, sagt er in der Welt als Wille und Vorstellung, „muss, früher oder später, Schaden stiften, und desto grössern, je grösser er war. Den individuellen Irrthum muss, wer ihn hegt, einmal büssen und oft theuer bezahlen: das Selbe wird im Grossen von gemeinsamen Irrthümern ganzer Völker gelten. Daher kann nicht zu oft wiederholt werden, dass jeder Irrthum, wo man ihn auch antreffe, als ein Feind der Menschheit zu verfolgen und auszurotten ist, und dass es keine privilegirte oder gar sanktionirte Irrthümer geben kann. Der Denker soll sie angreifen; wenn auch die Menschheit, gleich einem Kranken, dessen Geschwür der Arzt berührt, laut dabei aufschriee.“ (Welt als Wille u. Vorstell. 3. Aufl. II., 73.)

sophen, weil sie eine völlig atheologische ist. Seinem Charakter aber hat Schopenhauer durch jene Polemik ein glänzendes Zeugniss ausgestellt, weil er durch sie gezeigt, dass ihm die Wahrheit über Alles ging und dass er Muth genug besass, selbst Dem, wovon die Anderen eine heilige Scheu zurückschreckt, und was anzugreifen wegen seiner mächtigen Beschützer gefährlich ist, kräftig zu Leibe zu gehen, wenn er es im Interesse der Wahrheit für geboten hielt. Kant hatte ihm zwar hierin schon vorgearbeitet; aber erst Schopenhauer hat diese Arbeit vollendet.

Schopenhauer begnügte sich nämlich nicht blos damit, durch Kritik der Beweise vom Dasein Gottes, wie Kant, dieses Dasein für unbeweisbar zu erklären, sondern er gab auch positive Gegenbeweise gegen dasselbe. (Vergl. Parerga, Bd. I., S. 132 ff. der 2. Auflage.) Ferner begnügte er sich nicht damit, den Theismus als solchen anzugreifen, sondern er richtete seine Angriffe auch auf dessen Vertheidiger und Beschützer.

Diese letztere Polemik nimmt in den Schopenhauerschen Manuscripten einen beträchtlichen Raum ein und kehrt fast in allen wieder. Sie ist mitunter sehr bitter, weil Schopenhauer nicht blos die Corruption der Philosophie im Allgemeinen, sondern auch das besondere Schicksal seiner Philosophie von dem Gewerbe, das mit dem Theismus getrieben wird, herleitete. Ich gebe in Folgendem eine Auswahl aus diesen gegen die sophistischen Vertheidiger und jesuitischen Beschützer des Theismus gerichteten Manuscriptstellen:

„Kann es für einen Philosophie-Professor, d. h. einen Menschen, der von der Philosophie lebt, etwas — um ein gelindes Wort zu brauchen — Unwürdigeres geben, als die von ihm ausgehende Beschuldigung des Atheismus? und sie ist schon von drei Philosophie-Professoren gegen mich erhoben worden. Die Herren thäten wohl, in ihrem Geschreibe über Atheismus sich etwas zu mässigen, indem sie bedächten, worauf denn eigentlich der Theismus sich gründet, nämlich 1) auf Offenbarung, 2) auf

Offenbarung, und 3) auf Offenbarung, — und sonst auf nichts in der Welt; — damit sie uns nicht verleiten, ein Mal, in der Hitze des Streits, die Höflichkeit zu vergessen, die man überall der Offenbarung schuldig ist.“ —

„So lange Ihr zur conditio sine qua non jeder Philosophie macht, dass sie nach dem jüdischen Theismus zugeschnitten sei, ist an kein Verständniss der Natur, ja, an keine ernstliche Wahrheitsforschung zu denken.“ —

„Die Religion hat 1800 Jahre lang der Vernunft einen Maulkorb angelegt.“ — (Senilia.)

Als nach der Märzrevolution die Reaktion eintrat, schrieb Schopenhauer in seine „Spicilegia“:

„Jetzt 1851, nach der Revolution, merkt man an allen Schreibereien der Philosophie-Professoren und Aspiranten, dass Ordre an sie ergangen ist, dem lieben Gott wieder auf die Beine zu helfen, à tout prix. Beispiele von Gott, der zugleich transcendent und immanent ist, geben Carriere, Ulrici u. s. w.“

Daselbst: „Alle vom Staat irgend abhängige Gelehrte in Europa sind heimlich verschworen zu Gunsten des Theismus, d. h. sie unterdrücken sorgfältig jede Wahrheit, die dem Theismus ungünstig wäre, und zwar mit der Angst und Sorgfalt, die das schlechte Gewissen giebt. Wegen Ermangelung dieser Bestrebungen, wie auch der schuldigen Schonung jenes nichtswürdigen Treibens und des Respekts vor Strohköpfen, können mir vom Staate keine Ehrenbezeugungen zu Theil werden. Denn:

„Sie thäten gern grosse Männer verehren,
Wenn solche nur auch zugleich Lumpe wären.“
G.

Schon früher (in dem 1832 zu Mannheim begonnenen Manuscriptenbuch „Pandektä“) hatte er seinen Atheismus als ein Haupthinderniss des Eindringens seiner Philosophie angegeben, indem er daselbst schrieb:

„Was hauptsächlich meiner Philosophie den Eingang versperrt hat, ist, dass ich verschmäht habe, von jenem Schiboleth Gebrauch zu machen, welches seine Bedeutung längst verloren hat, aber als ein Tribut an die

Landesreligion von jeder Philosophie erlegt werden muss, die kathederfähig seyn will.“

Fernere hieher gehörige Manuscriptstellen aus den 30ger Jahren sind:

„Meine Abhandlung (über den Satz vom Grund) haben sie liegen lassen, ja mein Werk ist liegen geblieben! während das Unbedeutende und Schlechte Aufsehn machte! — Alles nur, weil sie Theismus wollen, Theismus! Vom lieben Gott wollen sie erzählt haben. Und weil ich von dem nichts zu berichten wusste — kann ich auf die Nachwelt warten: Das allein ist die Ursach. Hinc illae lacrimae! Ich hab' es mit der Wahrheit gehalten und nicht mit dem lieben Gott. Er aber hilft den Seinen. — Dabei ist es ihnen eigentlich nur um das Wort zu thun, denn auch Pantheismus lassen sie sich gefallen.“ —

„Zum Glauben ist man kein Philosoph.“ —

„Pseudophilosophen nenne ich Die, welche unter dem Vorgeben, nach der Wahrheit zu forschen, an der Perpetuirung alter occidentalischer Irrthümer geflissentlich arbeiten.“ —

„Die Menschheit will vorwärts, der Wahrheit zu, die Gängelbänder reissen, und das Flicken derselben kann nicht lange nutzen. Auf allerhöchsten Befehl sollen die Fortschritte der Menschheit wieder zurückgehn? — Prost Mahlzeit!“ —

Ueber Hegels Orthodoxie spottet er: „Hegel ist in seiner Deduktion aus dem reinen Denken bloss bis zur Augsburgischen Confession und der Kommunion sub utraque gegangen; warum nicht auch bis zur Königlich Preussischen Liturgie?“ —

In Bezug auf die „Staatsphilosophen“, welche, wie Hegel, das Christenthum durch ihre speculative Religionsphilosophie zu retten suchen, stimmt er ganz Heinrich Heine bei:

„H. Heine in seiner „Romantischen Schule“ 1836 sagt p. 184 richtig, die deutsche Philosophie bestände allein in dem, was ganz unmittelbar aus der Kritik der reinen Vernunft hervorgegangen sei. Völlig aber trifft er den Nagel auf den Kopf, wenn er eben daselbst p. 186 sqq.

sagt: wie die Neuplatoniker das sinkende Heidenthum durch allegorische Auslegungen zu retten suchten, so die deutschen jetzigen Staatsphilosophen das Christenthum: und ganz besonders, wenn er diese Staatsphilosophen den Jesuiten vergleicht, indem sie die Justifikatoren des Bestehenden und Vorhandenen seien, Religion und Staat stützen wollten. Nur dass, was den alten, klugen, gewaltigen Jesuiten misslang, diesen Zwergen viel weniger gelingen kann.“ —

„Dass die Religion als Maske der niederträchtigsten Absichten dient, ist so alltäglich, dass es Niemand wundern darf; — dass aber dieses der Philosophie begegnen sollte, der reinen Himmelstochter, die nie und nirgends etwas Anderes, als die Wahrheit gesucht hat, — war unserer Zeit aufbehalten.“ —

„Wenn ein und der andere gekrönte Tartüffe das Regiment führt und in seiner Angst, dass das Volk klug werden könnte, schreit, wie Franz Moor: „Geh, lass alle Glocken zusammenläuten, alles soll in die Kirche, auf die Knie fallen, alles“ — dann wird so ein schriftstellernder und hungernder Docent flugs fromm, wie eine junge Betschwester (welches eine alte Hure ist); in Gottes Namen! er soll aber seinen Bettelbriefen eine andere Form geben, als die philosophischer Abhandlungen: in der philosophischen Welt ist dieser Fromme ein Schuft, weil er an der heiligen Wahrheit zum Judas geworden.“ —

„Hinsichtlich des Theismus ist in Deutschland, unter den Gelehrten, die Sache so ziemlich abgethan; aber das Wort wollen sie nicht fahren lassen, so wie Könige durch Gewalt gezwungen werden konnten, Reiche aufzugeben, aber nicht die Titel; daher der Oesterreichische Kaiser sich noch König von Jerusalem nennt, u. s. w.“ —

„Auf allerhöchsten Specialbefehl ist ein persönlicher Gott und eine unsterbliche Seele, welche aus der Philosophie abhanden gekommen waren, in selbige wieder eingeführt worden. — Freilich, wer aus jedem Stück Papier einen Tausendthalerschein machen kann, wird ja auch wohl so ein Paar entia metaphysica wieder auf die Beine

bringen können, zumal in diesem Zeitalter kritischer, skeptischer Theologen und rechtgläubiger, gottseliger Philosophen." —

Ausser den Philosophieprofessoren und den Regierungen kriegen aber auch die Pfaffen und die ihnen Beistehenden ihr Theil in diesen polemischen Aufzeichnungen, z. B.:

„Kaum haben die Regierungen den Pfaffen wieder auf die Beine geholfen, so liegen diese sich auch wieder in den Haaren. Das freut mich herzlich."

„Die Pfaffen und ihre Gesellen, deren es heut zu Tage aber auch unter den Zoologen giebt, z. B. Rudolph Wagner, wollen nicht leiden, dass im System der Zoologie der Mensch zu den Thieren gerechnet werde: die Elenden! welche den ewigen Geist verkennen, der in allen Wesen lebt, Einer und derselbe, und in ihrem kindischen Wahn sich an ihm versündigen."

Am schlimmsten aber kommen bei Schopenhauer die Juden weg, da diese ja nach seiner Meinung Schuld sind an diesem ganzen Unheil. Spöttisch schreibt er in den „Senilia":

„Aber die Juden sind das auserwählte Volk Gottes. — Mag seyn; aber der Geschmack ist verschieden: mein auserwähltes Volk sind sie nicht. Quid multa? Die Juden sind das auserwählte Volk ihres Gottes, und er ist der auserwählte Gott seines Volkes: und das geht weiter Niemanden an."

Ferner: „Der liebe Gott, in seiner Weisheit voraussehend, dass sein auserwähltes Volk in alle Welt zerstreut werden würde, gab dessen Mitgliedern einen specifischen Geruch, daran er sie überall erkennen und herausfinden könnte: den foetor judaicus."

Beiläufig sei hier bemerkt, dass Schopenhauer auch an Heine, den er sonst für ein Genie hielt und gern citirte, den foetor judaicus roch. In seinen „Spicilegia" schreibt er nämlich: „Heine, obwohl ein Scurra, hat doch Genie und daher auch das Auszeichnende des Genies, Naivetät. Allein, wenn man seine Naivetät näher unter-

sucht, findet man, dass ihre Wurzel jüdische Schaamlosigkeit ist; denn auch er gehört der Nation an, von der Riemer sagt: sie schämen und grämen sich nicht."

(Aus den „Senilia" und einigen frühern Manuscriptenbüchern sind auch mehrere Stellen gegen die Juden in die zweite Auflage der Parerga, Bd. I., S. 137 und Bd. II., §. 133., übergegangen.) —

Wegen ihres entschiedenen Atheismus hat man die Schopenhauersche Philosophie nicht minder trostlos gefunden, als wegen ihres Pessimismus. Auf die gegen den Pessimismus erhobene Klage der „Trostlosigkeit" hat Schopenhauer bereits in der 2. Aufl. der Welt als Wille und Vorstellung (II, 578.) geantwortet — eine Antwort, welche sich schon 1820 in seinem „Reisebuch" in den Worten findet: „Sie schreien über das Melancholische und Trostlose meiner Philosophie: das liegt aber bloss darin, dass ich statt als Aequivalent ihrer Sünden eine künftige Hölle zu fabeln, gezeigt habe, dass wo die Sünde ist, in der Welt, auch schon etwas Höllenartiges sei." — Auf die Trostlosigkeit hingegen, die in dem Atheismus liegen soll, findet sich die Antwort in den „Adversaria" (angefangen 1828 zu Berlin) in den Worten:

„Man hat geklagt, dass meine Philosophie traurig und trostlos wäre: aber nichts ist so trostlos wie die Lehre, dass Himmel und Erde und konsecutiv der Mensch aus Nichts geschaffen seien, denn da folgt wie Nacht auf Tag, dass er zu Nichts wird, wenn er vor unsern Augen stirbt. Vielmehr ist der Anfang und Grund alles Tröstlichen die Lehre, dass der Mensch nicht aus Nichts geworden ist."

Während also die theistischen Gegner Schopenhauers seinen Atheismus trostlos finden, findet er umgekehrt ihren Theismus trostlos. Man hat sich über diese verschiedenen Ansichten in Betreff des Trostlosen und Tröstlichen nicht zu wundern. Denn trostlos findet Jeder nothwendig diejenige Ansicht oder Aussicht, die Das, was sein Wille wesentlich bejaht, in das Reich der Chimären verweist. Unser Wille bejaht z. B. die Gesundheit. Sind

wir nun krank, so ist unsere Lage so lange keine trostlose, als wir hoffen dürfen, zu genesen. Erst wenn uns der Arzt diese Hoffnung gänzlich abgeschnitten hat, weil unsere Krankheit eine unheilbare ist, also wenn er unsere Hoffnung in das Reich der Chimären verwiesen hat, dann fängt unsere Lage an, eine trostlose zu werden. Oder, um ein anderes Beispiel zu wählen, ein Reicher verliert sein ganzes Vermögen. So lange er hofft, weiter bestehen zu können, ist seine Lage keine trostlose. Erst wenn sich diese Aussicht als eine Chimäre erweist, fängt seine Lage an, trostlos zu werden, und schon Mancher hat sich in diesem Falle aus Desperation das Leben genommen.

Ganz eben so nun verhält es sich mit religiösen und philosophischen An- und Aussichten. Sind diese Dem, was unser moralischer Wille bejaht, förderlich, so sind sie tröstlich, im entgegengesetzten Falle trostlos.

Bei dieser Relativität des Trostbegriffs ist es aber klar, dass die Tröstlichkeit oder Trostlosigkeit nicht der oberste Maassstab meiner Philosophie sein kann. Denn es frägt sich ja, wie das moralische Ideal beschaffen ist, in Beziehung auf welches eine Philosophie tröstlich oder trostlos gefunden wird. Es gilt hier für die Philosophie ganz dasselbe, was ich in meinen „Briefen über natürliche Religion“ (Leipzig 1858, F. A. Brockhaus, Brief 13.) in Bezug auf die Religion gesagt habe: „Die Relativität des Trostbegriffs macht es nothwendig, wenn über Trostlosigkeit und in Folge dessen über Irreligiosität einer Weltanschauung geklagt wird, vor allen Dingen zu untersuchen, welcher Art der Trost ist, den die so Klagenden begehren; ob ihr Trostbedürfniss ein sittliches oder ein egoistisches, ein heiliges oder fleischliches ist. Der wahre Maassstab, woran die Güte und der Werth einer Religion zu messen, ist überhaupt nicht die Tröstlichkeit, sondern die Sittlichkeit.“

Es gilt, sage ich, für die Philosophie dasselbe; und demzufolge wäre die Schopenhauersche Philosophie nur dann wegen ihrer Trostlosigkeit zu verwerfen, wenn der

Trost, der in ihr vermisst wird, ein moralischer wäre. Das wird sich aber schwerlich nachweisen lassen.

Ja doch! könnten mir hier die Gegner zurufen; Schopenhauer lehrt ja die Unveränderlichkeit des Charakters. Schneidet er dadurch dem Menschen nicht die Hoffnung auf Besserung ab, und ist folglich seine Lehre nicht moralisch trostlos? Raubt, wer den Charakter für unverbesserlich erklärt, dem nach Erlösung seufzenden Sünder nicht eben so den sittlichen Trost, wie ein Arzt, der eine Krankheit für unheilbar erklärt, dem nach Genesung seufzenden Kranken den physischen Trost raubt? Dieser Einwurf, den ich hier selbst den Gegnern in den Mund lege und ihnen damit Waffen gegen mich ausliefere, scheint viel für sich zu haben; er würde aber, im Ernste erhoben, doch nur von Unkenntniss der Schopenhauerschen Philosophie zeugen. Denn es lässt sich gegen ihn einfach auf Schopenhauers Lehre von der Freiheit des Willens verweisen, derzufolge diese Freiheit zwar nicht im Operari, in den einzelnen Akten und Handlungen des Willens liegt, wohl aber im Esse, in seiner ganzen Richtung. Die Handlungen zwar fallen stets gemäss dem empirischen Charakter aus und müssen, so lange dieser dauert, dessen Gepräge tragen. Ist also der empirische Charakter egoistisch, nur für egoistische Motive empfänglich, so müssen die Handlungen stets egoistisch ausfallen. Aber der ganze Charakter kann ein anderer sein; der Mensch ist nicht für alle Ewigkeit an seinen empirischen Charakter gebunden. Zwar so lange, als er Egoist ist, muss er egoistisch handeln; aber er braucht nicht für alle Ewigkeit Egoist zu sein; er kann einen ganz neuen moralischen Menschen anziehen, und dann werden ihn mit derselben Nothwendigkeit, wie vorher egoistische Motive, moralische Motive bestimmen. (Vergl. die beiden Grundprobleme der Ethik §. 10.) Die von Schopenhauer behauptete Unveränderlichkeit des Charakters bezieht sich ja nur auf den empirischen, nicht auf den intelligibeln Charakter, ist

also nur eine relative, nicht eine absolute. Kann man diese Lehre noch trostlos nennen?

Oder findet man etwa eben darin das Trostlose der Schopenhauerschen Lehre, dass nach ihr das sittliche Heil nur unter der Bedingung, dass der ganze Mensch ein anderer werde, zu erreichen sei? — Nun, dann müsste man ja auch das Christenthum trostlos finden; denn auch dieses knüpft ja das Heil an die Bedingung der Wiedergeburt oder Erneuerung des ganzen Menschen. Ueberdies wäre, aus diesem Grunde die Schopenhauersche Lehre trostlos zu finden, gerade so, wie wenn ein Kranker den Ausspruch des Arztes trostlos fände, der ihm Genesung nur unter der Bedingung verheisst, dass seine ganze Lebensweise eine andere werde, dass er also von den bisherigen Lieblingssünden gegen seine Natur gänzlich ablasse.

Ja aber, fragen vielleicht doch noch Einige, ist es nicht hart, dass wir entmenschte Heilige werden, dass wir in die Einöde gehen und unsern Leib kasteien sollen? — Diesen habe ich zu erwidern: erstens verlangt Schopenhauer nicht, dass wir dies oder jenes werden sollen. (S. oben S. 340, fg.) Zweitens besteht nach ihm die Heiligkeit nicht in den äussern, mitunter widerwärtigen Formen, die sie in der Geschichte angenommen hat, sondern in der Gesinnung, in dem gänzlichen Aufgeben des Eigenwillens, in der Selbstverläugnung. (S. oben S. 340.)

Es bliebe also höchstens nur noch übrig, die Schopenhauersche Lehre darum trostlos zu finden, weil sie hierbei, bei dem Aufgeben des Eigenwillens als Bedingung des Heils nicht stehen geblieben, sondern bis zum Aufgeben des Willens überhaupt fortgegangen ist. Eine Lehre, könnte man sagen, die keine andere Erlösung vom Bösen und Uebel möglich sieht, als die gänzliche Verneinung des Willens, ist trostlos; sie schlägt den Willen todt, um ihn zu erlösen; sie vernichtet nicht blos das sinnliche, egoistische, sondern auch das sittliche, tugendhafte Leben, weil sie überhaupt das Leben vernichtet, es in das buddhaistische Nirwana versenkt.

Ich gebe dieses zu. Ich habe aber auch schon gesagt, dass Schopenhauer mit seiner Lehre von der Verneinung des Willens das Gebiet der Ethik überschreitet und über das Ziel derselben hinausschiesst. Halten wir uns innerhalb seiner eigentlichen Ethik, d. h. seiner Lehre von dem wahren Wesen und der ächten Triebfeder der Tugend, wie er sie in der Abhandlung „über das Fundament der Moral" (in den beiden „Grundproblemen der Ethik") dargelegt hat, so werden wir in derselben durchaus nichts sittlich Trostloses finden können. Vielmehr bietet diese Ethik in dem Nachweise, dass es eine Triebfeder in uns giebt, welche stark genug ist, die antimoralischen Triebfedern zu überwinden, und dass es eine Erkenntniss giebt, welche diese Triebfeder in Bewegung setzt, den wirksamsten sittlichen Trost dar, den es giebt. Es ist dies zwar kein Trost übernatürlicher Hülfe, wie ihn die Kirche bietet, sondern ein Trost, welcher auf die immanenten moralischen Kräfte im Menschen verweist; aber dafür ein Trost, der einem kirchlich ungläubigen Zeitalter, wie das unsrige, angemessener ist, als der kirchliche, und hinlänglichen Ersatz bietet für diesen.

II. Briefe.

Ich habe mich in den voranstehenden Memorabilien bereits mehrfach auf Schopenhauers Briefe an mich bezogen, habe auch bereits aus einigen derselben Stellen angeführt. Ich gebe nun dieselben, zwar nicht vollständig, aber doch annähernd vollständig, nur Unwesentliches und zur Veröffentlichung Ungeeignetes weglassend.

Diese Briefe sind von mehrfachem Interesse. Sie belegen und bestätigen nicht nur, was ich im Vorigen über das Wesen des Geistes und Charakters Schopenhauers gesagt und auseinandergesetzt habe, sondern sie zeigen diesen Geist und Charakter auch in einem ganz besonderen Verhältniss, in dem Verhältniss nämlich des Freundes und zugleich des Lehrers zu einem um 25 Jahre Jüngeren. Zugleich zeigen sie, von welcher Bedeutung dieses Freundschafts-Verhältniss für das Schicksal seiner so lange ignorirten Philosophie ward. Endlich zeigen sie, wie Schopenhauer in dem Zeitraume, den sie umfassen, sich zum Publikum, wie das Publikum sich zu ihm verhielt, und in welche Parteien dieses Publikum auseinanderging.

Dass die eine dieser Parteien ebenso leidenschaftlich für, als die andere wider Schopenhauer eingenommen war, darin scheint sich mir nur das Schicksal wiederholt zu haben, das überhaupt jedem Epoche machenden Neuen zu Theil wird, von den Einen in den Himmel erhoben, von den Andern in den Koth gezogen und mit Füssen getreten zu werden. Das gerechte, gemässigte Urtheil stellt sich in der Regel erst nach längerem Schwanken zwischen den beiden Extremen fest.

Dass das Hauptthema dieser Schopenhauerschen Briefe das Schicksal seiner Philosophie ist, darüber wird man sich nach allem Gesagten nicht wundern. Schopenhauern müsste seine Philosophie minder Herzensangelegenheit und minder Hauptangelegenheit seines Lebens gewesen sein, wenn es hätte anders sein sollen. Ueberdies spricht man sich ja in Briefen an einen Freund, von dem man überzeugt ist, dass er aufrichtigen Antheil nimmt, am liebsten über die eigenen Herzensangelegenheiten aus.

Dem Wandel und Wechsel in dem Schicksal seiner Philosophie entspricht der Wandel und Wechsel in der Stimmung dieser Schopenhauer'schen Briefe. In den ersten noch ziemlich vereinsamst dastehend, nur von wenigen Freunden geschätzt und in diesen Wenigen erst noch die „Repräsentanten zukünftiger Schaaren“ ahndend, jubelt er in den spätern Briefen, als er diese Schaaren nun wirklich heranziehen sieht, wie Einer, der nach langer öder Meerfahrt endlich Land erblickt. Und was seine geschworenen Feinde betrifft, so macht das frühere Gefühl der Erbitterung jetzt einem andern Gefühle Platz, nämlich dem, dass sie wider ihren Willen an seinem Ruhme arbeiten.

Mögen nun die gehässigen und bornirten Gegner Schopenhauers aufs Neue bedacht sein, aus diesen Briefen Stoff zu Anschwärzungen zu ziehen; — den Einsichtigen und Unbefangenen wird Schopenhauer aufs Neue aus denselben nicht blos als ein Charakter entgegentreten, sondern auch als ein sittlicher Charakter.

1.

Frankfurt a. M., den 16. Dez. 1847.

Werthester Herr und Freund!

„Früh gesattelt und spät geritten“ ist zwar kein Spanisches Sprüchwort, aber doch ein Deutsches, welches dermalen sehr applikabel wird auf Ihren neuen, mir gütigst dedicirten Traktat, der lange vor dem meinigen in die

Druckerei wanderte und noch nicht herausgekommen ist, so dass ich der Erste auf dem Platze bin.*)

Meine Abhandlung also, wie Sie solche hiebei empfangen, hat $\frac{2}{3}$ Neues und nur $\frac{1}{3}$ Altes, daher ich wünsche, dass Sie solche ordine lesen und nicht zum voraus die Mandeln aus dem Pfefferkuchen picken, nämlich die pikanten polemischen Stellen, als welche ihren richtigen passenden Eindruck blos dann machen, wann sie am gehörigen Orte einfliessen, als en passant gesagt, oder gestriegelt. Seyn Sie also hierin folgsam und bezähmen Sie sich.

Vom Geheimen Justizrath Dorguth in Magdeburg habe vor 14 Tagen eine lange Epistel, nebst dem Credo meiner Philosophie in Versen, und ganz richtig erhalten,**) welches Ihnen mittheilen werde, wenn Sie, wie ich hoffe, zu den Feiertagen, oder wenigstens zum Karneval herüber kommen, da ja sonst Ihre Prinzchen in dem Neste ganz versauern;***) welchen überhaupt deutsches Theater, das hier gerade jetzt wirklich vortrefflich ist, sehr dienlich seyn würde, als Schule guter deutscher Sprache und sonst. — Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie von Ihrem neuen Traktat besagtem ältestem Apostel†) ein Exemplar auf dem Wege des Buchhandels senden wollten, als welches ihn sehr freuen würde, und möchte ich gern die 3 ersten Apostel meiner Lehre in gutem Vernehmen wissen. Dem Becker schicken Sie gewiss eines.††)

---

*) Meine, Schopenhauern gewidmete Schrift „Ueber das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung“ (Darmstadt bei Leske, 1848) wurde gleichzeitig mit der 2ten Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ gedruckt, letztere aber erschien früher.

**) Siehe oben S. 142. über Dorguth.

***) Siehe oben S. 157 f.

†) Dorguth.

††) Zu den drei ersten Aposteln seiner Lehre rechnete Schopenhauer Dorguth, Becker (den S. 213. der Gwinnerschen Biographie erwähnten Kreisrichter Becker zu Mainz) und mich. Dorguth und mich nannte er im Gegensatze zu Becker „aktive Apostel“, weil wir öffentlich, in Druckschriften, für ihn aufgetreten waren, während Becker

Weit mehr als Alles aber würde die Nachricht, dass Ihr Auge hergestellt ist, von Herzen erfreuen

Ihren aufrichtig ergebenen

Arthur Schopenhauer.

2.

Frankfurt a. M., den 5. Jan. 1848.

Werthester Dr. Frauenstädt!

So sehr ich auch bedaure, Sie um Weihnachten nicht hier gesehn zu haben, da wir uns hätten über beiderseitige Produktionen expektoriren können, so ist es mir doch lieb, dass Sie nach Paris gegangen sind, wegen der fruchtbaren Folgen der Eindrücke, die Sie dort erhalten haben werden: das wirkt auf Lebenszeit nach. Auch hoffe ich, dass Sie daselbst den Dr. Sichel, berühmten Ophthalmologen, werden konsultirt haben: Gesundheit über Alles!

Sie haben alles Recht, eine schriftliche Darlegung meiner Meinung über Ihre mir dedicirte Arbeit zu verlangen, da Sie mich durch dieselbe zu Dank verpflichtet haben. Wenn Sie auch, bei der öffentlichen Verherrlichung, die Sie mir haben zu Theil werden lassen, nur zur Steuer der Wahrheit, ja theils auch um Ihre eigene Urtheilskraft als erster richtiger Schätzer des Werthvollen an den Tag zu legen, gesprochen haben sollten; so ist doch, um einem Andern in diesem Grade die Ehre zu geben, eine über die gewöhnliche Sinnesweise weit erhabene Denkungsart, ja eine Art von Selbstverleugnung erfordert, die ich mit vollem Bewusstseyn anerkenne.

Für mich hat nun Ihre Schrift 2 Gesichtspunkte, einen subjektiven und einen objektiven, die ich mich bestreben muss, aus einander zu halten. Aus dem subjektiven ge-

nur mit ihm correspondirt hat. Jedoch sprach er von Becker stets mit grosser Achtung, nannte ihn einen gründlichen Kenner seiner Philosophie und legte grossen Werth auf die mit ihm im Jahre 1844 brieflich geführte philosophische Controverse.

reicht es mir zur grössten Freude und Befriedigung, zu sehn, wie meine Gedanken in einem andern Geiste so tiefe und feste Wurzeln geschlagen haben, als welches beweist, dass Leben in ihnen ist, und mir verheisst, dass das Gleiche einst in vielen Geistern geschehn wird: Sie, Becker, Dorguth und einige mündliche Urtheiler sind mir die Repräsentanten zukünftiger Schaaren. Ausserdem freut mich die Voraussicht, dass Ihre Schrift das Studium der meinigen befördern und meiner Philosophie einen Impuls geben wird, dessen Stärke sich, wegen der zufälligen Elemente, nicht berechnen lässt, der aber bedeutend werden kann, sofern Sie die Wichtigkeit derselben hinsichtlich der gegenwärtigen Zerwürfnisse in Sachen der Religion hervorgehoben haben.

Jetzt will ich vom objektiven Gesichtspunkte aus über ihre Schrift reden, wobei ich vorausetze, dass Sie nicht Komplimente, sondern Wahrheit wollen. Ihre Schrift ist, im Ganzen, eine Applikation meiner Philosophie auf die gegenwärtige Krisis in Religionssachen und die heillosen Irrthümer, in die man sich allseitig verloren hat. Diese Applikation ist durchaus richtig und sehr glücklich gewählt. Sie zeigen die Abwege, auf welchen die Gläubigen, wie die Ungläubigen sich befinden und dadurch im Begriff stehen, das Christenthum untergehen zu lassen. Sie haben gezeigt, was der alleinige Kern desselben sei, während Jene um die Schaale streiten. Sie haben dadurch die letzte und richtige Anstrengung zur Rettung des Christenthums aufgerufen; — die aber nur eine solche seyn könnte, wie die eines Schiffs, von welchem man Kanonen und Waaren über Bord wirft, das Leben der Leute zu retten. In der Sache selbst haben Sie vollkommen Recht und die Kraft der Wahrheit ist unendlich gross, zumal wenn sie ausspricht, was man nur dunkel fühlte. Sie haben daher guten Erfolg zu hoffen, ja Ihre Schrift könnte in dem Streit Epoche machen: allein Ihnen stehen die Meinungen aller Parteien entgegen; Sie werden den Theisten und Atheisten, den Rationalisten und Orthodoxen gleich anstössig erscheinen, zudem ist Ihre Entscheidung

dem Protestantismus ungünstiger, als dem Katholicismus. Indessen ist die Wahrheit am Ende und zuletzt immer siegreich. Den nächsten Erfolg aber können wir nie vorhersagen, sondern

„den Saamen legen wir in ihre Hände:
„ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende."

Im Ganzen und in der Hauptsache halte ich Ihre Schrift für gelungen und für einen sehr wichtigen und glücklichen Eingriff in den Lauf der religiösen Bewegungen: auch ist eine zweite Auflage derselben recht wohl möglich. Um so mehr muss ich Ihnen bemerken, was ich im Einzelnen daran auszusetzen finde. — Zunächst also finde ich, dass Sie im zweiten Abschnitt Religion und Theologie zu scharf trennen: Theologie ist am Ende doch nur die gründliche Kenntniss und das deutliche Verständniss der Religion. Dass hingegen die Theologie die Glaubenslehre durch Vernunft begründen wolle (S. 16.), gilt, meines Erachtens, nur von der rationalistischen Theologie, die eben in Philosophie übergeht. Wesentlich hingegen ist der Grund und Boden, auf dem die Theologie steht, die gegebene und als solche genommene Offenbarung, mithin der Glaube. Dieser aber geht allerdings (was Sie S. 19. leugnen) vom Gegebenen aus, nämlich von dem in der Offenbarung Gegebenen. Von dieser hat er Gott, Unsterblichkeit u. s. f. ganz fertig überkommen. Die Theologie hat blos die Offenbarung rein zu erhalten und richtig auszulegen, zum Behuf ihrer Erhaltung und Verbreitung mittelst der Kirche: sie hat also nicht (wie Sie p. 20. meinen) ihre Gegenstände erst zu beweisen. Die Philosophie ist es, die ihre Gegenstände zu beweisen hat, oder aber sie empirisch nachzuweisen. Hingegen muss ich behaupten was Sie S. 18 leugnen, nämlich dass die Mathematik ihre Gegenstände allerdings macht, z. B. Linien, Triangel, Winkel, Kreise: gerade zum Behuf dieses Machens schickt sie ihre Postulate voran, wie „eine gerade Linie ziehn, — ein Perpendikel fällen, einen Kreis beschreiben." So-

gar die Logik macht die Schlüsse und Figuren, deren Gesetze sie lehrt.*)

Ferner kann ich Ihnen nicht ganz darin beistimmen, dass (S. 21) der Wille die Quelle der Objekte der Religion sei: ist doch das metaphysische Bedürfniss zunächst ein theoretisches, also intellektuelles. Dass der Wille die vom Intellekt erzeugten Glaubenssätze modifizirt und stillen Einfluss darauf ausübt, ist wahr, sofern intellectus luminis sicci non est, sed recipit infusionem a voluntate et affectibus. Aber Sie gehn zu weit im Zurückführen aller Glaubensartikel auf den Willen. Sogar Dr. Emden**) machte mir, ohne dass ich ein Wort darüber geäussert hatte, dieselbe Bemerkung. Uebrigens enthält auch dieser zweite Abschnitt viel Wahres. Jedoch muss ich zu S. 31. bemerken, dass die Chiliasten allerdings von theoretischen Gründen ausgegangen sind, und nicht ursprünglich vom Geiste der Entsagung dahin geleitet wurden. Ueberhaupt ist der nächste Zweck der Glaubenslehren, den Intellekt zu befriedigen, aber so dass der Wille auf den rechten Weg, den der Moralität und Entsagung, geleitet werde. Gerade weil sie der Wegweiser des Willens sind, können sie nicht direkt sein Werk seyn: doch stimmt er ihnen

*) Ich hatte in meiner Schrift (S. 18.) gesagt: „Die Wissenschaft geht aus von realen, durch Erfahrung gegebenen Objekten. Sie erzeugt sich nicht selbst ihre Gegenstände, sondern findet sie ohne ihr Zuthun vor. Die Philologie macht nicht die Sprache, die Physiologie macht nicht den Organismus, die Jurisprudenz macht nicht das Recht, selbst Logik und Mathematik machen nicht ihre Gegenstände, das Denken und die Raumverhältnisse; sondern alle diese finden ihre Gegenstände schon vor, brauchen daher das Dass, die Existenz derselben gar nicht erst zu beweisen, ehe sie von dem Was, der Beschaffenheit reden, sondern können unmittelbar an das Letztere gehen.“ Umgekehrt sei es mit den Gegenständen des Glaubens. Der Glaube mache sich schon bestimmte Vorstellungen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nach ihrem Was, ehe er noch wisse, dass überhaupt diese Gegenstände existiren. — Hierauf bezieht sich die obige Kritik Schopenhauers.

**) Advokat in Frankfurt a. Main, ein persönlicher Freund Schopenhauers, den dieser zuerst zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt hatte, der aber vor Schopenhauer starb.

bei, weil er fühlt, dass sie auf den rechten Weg leiten. Aber ihre Geburtsstätte ist der Kopf.

Ganz Recht haben Sie in Dem, was Sie als den Kern des Christenthums aufstellen und in der Identifikation dreier Gegensätze S. 39. nachweisen *); wie Sie überhaupt in der Hauptsache siegreich sind.

Zu S. 42., 43. aber muss ich abermals erinnern, dass die Theologie keine Wissenschaft a priori ist, sondern a posteriori, d. h. den Glauben und seine Artikel voraussetzt. Sonst wird sie Philosophie; was dem Rationalismus widerfährt, der extra oleas geht und dann übel fährt.

Was Sie S. 45 ff. sagen ist wahr und richtig: allein mit einem Ausspruch, den Neander bloss mündlich und in der Freude seines Herzens über eine Studentenehrenbezeugung gethan, hätten Sie es nicht so ernstlich nehmen sollen.**) Wo Sie gegen Optimismus und Theismus losziehn, sind Sie hingegen im Rechte und siegreich, und der Höhepunkt Ihrer Schrift ist die Polemik gegen Pantheismus und Neospinozismus. — S. 55. der Satz „Die Religion“ etc. ist vollkommen wahr und enthält die Methode zur Beilegung des jetzigen Zwiespalts in Religonssachen.***)

---

*) Ich hatte nämlich die drei Gegensätze: Fleisch und Geist, Natur und Gnade, Erbsünde und Erlösung für verschiedene Ausdrücke eines und desselben Grundgegensatzes, und diesen für den Kern des Christenthums erklärt.

**) Ich hatte mit Bezug auf Neanders Wahlspruch: „Pectus facit theologum“ gesagt: „Eine Theologie, die das Herz macht den Theologen zu ihrem Wahlspruch macht und doch andererseits wissenschaftliche Theologie sein und heissen will, muss nothwendig mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Denn im Herzen hat die Wissenschaft nicht ihren Sitz. Die Wissenschaft entspringt nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopfe, und die Aussprüche des Herzens können gar sehr gegen die des Kopfes, so wie die des Kopfes gegen die des Herzens verstossen.“

***) Dieser Satz lautet vollständig: „Die Religion, als Heilslehre für das Volk, kann nicht die Bestimmung haben, eine theoretisch richtige Erkenntnisslehre und daraus entspringende philosophische Weltansicht zu liefern. Man darf also von dieser Seite auch gar nicht die Forderung an sie stellen, dass sie mit der Vernunft übereinstimme, so wie man eben darum sich die Mühe ersparen kann, ihre Glaubens-

Sie behaupten zu viel, wenn Sie den Theismus für undenkbar erklären; denn denken lässt sich gar Manches. Und um die Behauptung zu vertreten, stellen Sie Beweise auf, die grösstentheils nicht richtig und sämmtlich nicht stringent sind (S. 73 ff.). Das ist schlechte Politik; denn wer jetzt Ihre Beweise umstösst, wird vorgeben, den Theismus festgestellt zu haben, indem er seine blossen argumenta ad hominem für argumenta ad rem geltend macht. Ueberhaupt soll man nicht meinen, durch ungenügende, schielende, hinkende Beweise und den Ton der Zuversicht den Leuten Sand in die Augen streuen zu können; sie merken's und man diskreditirt sich bei ihnen. Also etwas ins Einzelne: S. 75., den Satz mit No. 2. wird man nicht zugeben.*) — S. 77. oben: „Der Raum allein ist unendlich" — Nein! auch die Zeit, und diese ist in endloser Bewegung: und damit ist S. 79., No. 2. umgestossen.**) Ibid. No. 4. „der Raum ist allgegenwärtig und ist überall": quae, qualis, quanta! Ueberall bedeutet „im ganzen

artikel durch Vernunftschlüsse zu widerlegen. — Nur der Theologie, die so blind ist, dass sie diesen Unterschied nicht einsehen, sondern auch die theoretisch dogmatische Form der Religion als mit der Vernunft übereinstimmend nachweisen will, — dieser ist man den Beweis schuldig, dass die Sätze der Dogmatik sich nun und nimmermehr mit der Vernunft und ihren Sätzen zusammenreimen lassen."

*) Die Widersprüche im theistischen Gottesbegriff nachweisend, hatte ich erstens in der Schöpfung aus Nichts einen Widerspruch gegen den a priori gewissen Satz: Aus Nichts wird Nichts; zweitens hatte ich einen Widerspruch darin gefunden, dass der persönliche Gott freie Wesen macht, und hatte deshalb gesagt: „freie Wesen, die gemacht sind, d. h. selbstständige, die nicht selbst stehen und gehen können, sondern, wie Drahtpuppen, von fremder Hand gelenkt werden müssen." — Dieses Arguments gegen den Theismus bedient sich sogar Schopenhauer selbst in den Parergis Bd. I., S. 115. der 1. Aufl., S. 133. der 2. Aufl.

**) Dieser (No. 2.) Satz lautet: „Der unendliche Gott des Theismus ist Schöpfer, d. h. er macht Endliches ausser sich. Aber da, wie oben nachgewiesen worden, das Unendliche in ewiger Ruhe verharrt, ewig leb- und bewegungslos ist, so kann auch aus ihm auf keine Weise das Endliche, Lebendige und Bewegte hervorgehen. Ist Gott also Schöpfer, so ist er nicht unendlich; ist er unendlich, so ist er nicht Schöpfer."

Raum“: wie soll also der Raum selbst überall seyn?! Ueber Raum und Zeit finden Sie das gerade Gegentheil Ihrer hier gegebenen Sätze auf meiner Tafel der Praedicabilia a priori, sub No. 18.*) Das sind aber lauter synthetische Sätze a priori, die ewig fest stehen — S. 80, No. 6. ist ein wahrer Satz:**) aber Sie belegen ihn mit falschen Gründen: der concursus Dei beim menschlichen Handeln ist eine theologische Flause, die Niemand mehr behauptet. Den wahren Grund zu diesem Ihrem Satz, nämlich operari sequitur esse; ergo unde esse, inde operari, finden Sie in meiner Ethik S. 71. ausgeführt und hätten ihn hier brauchen sollen. Dieser, nebst dem, dass der Theismus alle Moral mit Egoismus inficirt, sind die rechten positiven Argumente gegen ihn: die negativen sind die der Unzulänglichkeit aller Beweise des Daseyns Gottes, nach Kant, mit affirmanti incumbit probatio: endlich ist geltend zu machen, dass Wille geleitet von Erkenntniss uns allein aus der animalischen Natur bekannt ist, daher ein Wesen solcher Art, ein persönliches, zum Ursprung aller Dinge zu machen, ein knolliger Gedanke. S. 83. führen Sie Prädikate Gottes an, die einander ausschliessen sollen, — was aber nicht der Fall ist: nicht unter sich, wohl aber

---

*) Siehe Welt als Wille und Vorstellung 2. Aufl. Bd. II., Cap. 4. In der 3. Aufl. steht das hier Citirte sub No. 19.

**) Dieser Satz lautet: „Geschaffene Wesen können nicht frei, freie Wesen nicht geschaffen sein. Wille ist etwas Ursprüngliches. Ein gemachter Wille ist, wie todtes Leben oder lebendiger Leichnam. Nun behauptet zwar auch die Theologie, dass der Wille des Menschen frei sei. Aber diesen freien Willen soll ihm Gott gegeben haben, ohne dessen Mitwirkung (concursus) der Mensch auch gar nichts wollen und thun könne. Welch' ein Unsinn! Ich bin es, der da will und wirkt, von mir gehen meine Entschlüsse und Handlungen aus, und doch ist es auch ein Anderer ausser mir, der in mir will und wirkt, nämlich der Alles in Allem vollbringende Gott. Und nun sollte man meinen, dass auch die beiden Zusammenwirkenden gemeinschaftlich für ihre That verantwortlich, Gott also eben so schuldig sein müsste, als der Mensch; ja noch schuldiger, da er die Fähigkeit zu sündigen in den Menschen gelegt hat und bei der Ausübung derselben mitwirkt, gerade wie einer, der einem Andern ein geladenes Gewehr in die Hand giebt und ihm dasselbe gegen einen Dritten abdrücken hilft.“

mit der Beschaffenheit der Welt stehn jene Prädikate im Widerspruch. *) Diese ganze Demonstration haben Sie sich zu leicht gemacht, und das schadet der Absicht und der Sache gar sehr. Hingegen ist Ihr letztes Capitel siegreich. **) Erstaunt bin ich über die Kühnheit, mit der Sie gegen den Theismus sich aussprechen. Was ich nur angedeutet, allenfalls die Prämissen dazu gegeben habe, sprechen Sie geradezu aus. An und für sich habe ich nichts dawider: aber ich fürchte, dass es Ihnen bei den Leuten schaden kann. Ich halte es gern mit dem fortiter in re, suaviter in modo. Und

> Sed quid opus teneras mordaci radere vero auriculas? —

Indessen ist wahr, dass man von allen Seiten jetzt täglich dreister wird und mit dem lieben Gott immer weniger Umstände macht.

Meine eigentlichen Autorexemplare ***) waren, durch Versehn, in Leipzig geblieben und sind nachgekommen, nachdem ich alle meine Schenkungen in schlechten Exemplaren gemacht. — Jedoch Sie, als ein apostolus activus, militans, strenuus et acerrimus, müssen ein gutes Exemplar haben, daher ich eines beilege.

Ich wünsche sehr, Sie bald ein Mal hier zu sehn, um zu hören, was Sie zur Palingenesie der vierfachen und zu den darin beiläufig vorgenommenen Geisselungen sagen:

---

*) Ich hatte Allmacht und Güte, Allmacht und Gerechtigkeit, Allmacht und Heiligkeit als einander ausschliessende Prädikate Gottes bezeichnet, aus folgendem Grunde: „Gott macht Alles, auch den Willen des Menschen, und hilft diesem bei jedem actus seines Willens, ist folglich auch für Alles verantwortlich, und doch straft dieser gütige und gerechte Gott den Menschen für seine Sünden, nachdem er ihn hat in's Verderben gerathen und sogar die ganze Natur mit in's Verderben hineinziehen lassen. Ferner ist dieser allmächtige Gott heilig, und doch giebt er dem Menschen einen unheiligen Willen und lässt alles Unheilige in der von ihm geschaffenen Welt geschehen."

**) Dieses letzte Capitel ist eine „Kritik der spekulativen Religionsphilosophie."

***) Die Freiexemplare der zweiten Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichendem Grunde", 1847.

vielleicht schreiben Sie, nach Ihrer Rückkehr, ein Paar Worte. Jedenfalls bleibe ich, mit aufrichtiger Dankbarkeit für mir erzeigte Ehre.*)

Ihr

herzlich ergebener
Arthur Schopenhauer.

3.

Frankf. a. M., d. 11. Juni 1848.

Mein werther Dr. Frauenstaedt!

Endlich Nachrichten von Ihnen! aber leider keine gute; wie denn in dieser miserablen Welt die meisten Nachrichten schlecht sind. Hat doch die grosse, allgemeine Kalamität auch Ihr kleines Glück sogleich in der Knospe verhageln müssen, nachdem daran mein Rath sich so schön bewährt hatte: denn

„Die Sterne lügen nicht, Das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal."

War die Sache auch nicht ganz so brilliant, wie Sie es hier glaubten, so war es doch für Sie eine herrliche kleine Grundversorgung.**) Jedoch, nihil desperandum: vielleicht ist es dem Herzog von Ratibor im Grössern ergangen, wie mir im Kleinen, d. h. die Angst grösser, als der Schaden gewesen: denn auch ich habe in der März-Angst zu allerlei Restriktionen gegriffen, z. B. Bücherauktionsaufträge kontremandirt u. dgl. m. Das ist auch recht: erhebt sich der Sturm, so zieht man alle

*) Der Dedikation meiner Schrift „Ueber das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung."

**) Nach meiner Verabschiedung von der Fürstlich Wittgensteinschen Familie in Paris hatte ich mich bei dem Herzog von Ratibor, an den ich durch den Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe Schillingsfürst, den Gemahl meiner frühern Schülerin, der Prinzessin Marie (vgl. oben S. 157), empfohlen war, um die vakant gewordene Stelle eines Bibliothekars an der Bibliothek zu Corvey beworben, hatte auch die Zusicherung dieser Stelle erhalten. Da kam aber die März-Revolution dazwischen, und es wurde nichts aus dieser Anstellung.

Segel ein: aber man breitet sie wieder aus, wenn die Sonne hervorkommt. Diese lässt sich hier, eben diesen Augenblick, herrlich sehn, als Erzherzog Johann, dessen Einfahrt sogleich die Kanonen verkündigen werden. Der Horizont hellt sich überall auf:

Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn,

und die Hundsfötter aller Orten machen lange Gesichter. Der Herzog wird wahrscheinlich auch finden, dass die Restriktionen bis auf die bonas litteras zu erstrecken nicht nöthig ist. Sie hätten sich sollen eine Anwartschaft ausbedingen, doch haben Sie solche nach der Billigkeit. Jedenfalls rathe ich Ihnen, jetzt zeitig wieder anzufragen, mit Geschick und Manier. Denn alle Fürsten haben die Maxime nichts zu geben, darum sie nicht gebeten sind.

Sollte der Herr Godeffroy Karl heissen*) und 61 Jahr alt seyn? da wäre er ein intimer Freund meiner frühen Jugend, der auch, vor 10 Jahren, mir einen Neffen geschickt hat, sich nach meinem Wohlergehn zu erkundigen, und würde ich bitten, ihn angelegentlichst von mir zu grüssen.

In Ihrem Lesekabinet rathe ich Ihnen für möglichste Befriedigung und Comfort Ihres Publikums zu sorgen, z. B. jedes Blatt wenigstens einen Monat aufliegen zu lassen; Stille, durch Anschläge, zu erbitten; stets frisches Wasser in saubern Flaschen und Gläsern hinzustellen; auch Anfangs mit geringem Vortheil zufrieden zu seyn, damit die Sache Wurzeln schlage u. s. f.**)

Alles Das gienge noch an: Sie sind jung und haben Kenntnisse und Talente. Aber das wahrhaft Schlimme ist Ihr Augenübel. Sollte denn Jüngken nicht der Sache

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich die Söhne des Hamburgischen Minister-Residenten Godeffroy zu Berlin unterrichtete.

**) Kurz nach der Märzrevolution gründete ich zu Berlin ein Lesekabinet nach Pariser Muster, welches mein zu diesem Zweck aus Paris gekommener Bruder als Buchhändler leitete. Dieses, in der Werderstrasse 11 belegene Lesekabinet war während der Revolutionszeit berühmt und florirte bis zum Eintritt des November-Ministeriums.

wenigstens Einhalt thun können? wenn Sie ihn sehn, grüssen Sie ihn von mir und ich liesse ihn sehr bitten, doch das Mögliche an Ihnen zu thun, damit es Ihnen nicht die litterarische Beschäftigung entreisse. Inzwischen trösten Sie sich mit Herdern, der sein Lebenlang in ähnlichem Fall gewesen ist: und nihil desperandum. Versäumen Sie nur nichts dabei, was irgend zu thun möglich ist.

Mit meiner Gesundheit geht es, wie immer, und wird die Nachwelt wohl noch ein Weilchen vor der Thür zu bleiben haben. Aber geistig habe ich diese 4 Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesetzliche Zustand bedroht! in meinem Alter wird man von dergleichen schwer afficirt, — den Stab, an dem man das ganze Leben zurückgelegt und dessen man sich werth bewiesen, wanken zu sehn! — Nun, „inde salus, unde origo", — (supplice malorum), habe ich vor 30 Jahren auf einem Grabstein in Venedig gelesen. Die Pariser hatten's eingebrockt — und haben's ausgefressen; — haben uns in den Koth hinein und wieder, si Diis placet, herausgezogen: nicht mehr als billig.

Von Ihrer Schrift*) ist mir, obwohl ich Alles durchsehe, keine andere Anzeige, als die Jena'sche vorgekommen: ich dachte, Sie würden vielleicht darauf repliciren, da Sie es mit Anstand konnten, indem Sie mehr mich, als sich zu vertheidigen gehabt hätten: denn der Recensent hat „den Sattel geschlagen, aber den Esel gemeint." Meine letzte Schrift**) ist noch nirgends angezeigt: sie setzt die Herren in Verlegenheit: voll Ingrimm darüber finden sie es bedenklich, sie herunterzumachen. Ueberhaupt ist ihre einzige Absicht, das Publikum abzulenken, dass es nur mich nicht lese: denn liest es mich, so sind sie verloren: es kommt zur Abrechnung, und Wehe ihnen! Mit Befriedigung sehe ich darauf zurück, dass ich in meiner letzten

*) Ueber das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung.

**) Die zweite Auflage der „vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde."

Schrift diese Wichte behandelt habe als Das was sie sind. Sie haben wohl Recht von S...... zu reden: denn er ist wohl der miserabelste von Allen, obgleich Dies viel gesagt ist: aber um Den haben sich 3 Universitäten gestritten, welche ihn haben sollte. „Sie sehen, welche Qualität den Ausschlag giebt, den Mann erhöht.“ Man will Menschen, die den Studenten Jüdischen Theismus und Optimismus einflössen und ihnen weiss machen, Das sei Philosophie. Der Gross-Hegelianer hat ganz Recht, dass meine Schriften so unbekannt nicht seien*): nämlich bei den Philosophie-Professoren, als welche sie zu Hause haben und ansehn wie das Galgenmännlein im Fläschchen, oder wie der Magus das Teufelchen Asmodäus im Fläschchen, und sagen: „ich weiss, kommst du heraus, so holst Du mich.“ Ich muss abwarten, dass ich dem grösseren, gelehrten Publiko bekannt werde. Jedoch wird jetzt jedenfalls grössere, wenn nicht totale Lehrfreiheit den Universitäten zufallen, und dann auch wohl in der Philosophie der Judengott nicht mehr so durchaus obligat seyn; worauf dann jüngere Docenten, statt den alten, armsäligen Brei aufzutischen, es wagen werden, mit meiner soliden und reichen Tochter an der Hand aufzutreten.

Ich wundere mich, dass Sie nichts sagen von Dorguth's „Welt als Einheit“, die er Ihnen gewiss übersandt hat, aber vielleicht an den unrechten Ort: ich erhielt sie im Schreckens-März: sie hat nur 27 Seiten, aber glorificirt mich mehr als jemals: unter dem Titel „Wille das Wesen des kosmischen Eins“ hat er meine Philosophie recht gut in Verse gebracht. Sie sind ebenfalls erwähnt: fast scheint mir's, er wolle gegen Sie seine Priorität wahren.

Becker aus Alzei**) hat mich besucht, ist ganz wohlauf, hat aber nicht die geringste Neigung ad rempublicam capessendam, was mir unerwartet war.

---

*) Ich hatte Schopenhauern mitgetheilt, dass Professor Gabler zu mir gesagt, seine Schriften seien gar nicht so unbekannt.

**) Der im ersten Briefe erwähnte Kreisrichter Becker, der früher Advokat in Alzei war.

Somit, werther Freund, wünsche ich Ihnen von Herzen Heil und Gesundheit, und wird es mich freuen, darüber bald bessere Nachrichten von Ihnen zu erhalten.

Arthur Schopenhauer.

4.

Frankf. a. Main, d. 2. März 1849.

Mein werther Dr. Frauenstaedt!

Ihre Aufmerksamkeit, an meinen Geburtstag zu denken, hat mich ungemein gerührt; da Sie wohl der Einzige sind, der daran gedacht hat. Aber offenbar ist ein einziger, aus wahrer Hochschätzung allein entspringender Glückwunsch mehr werth, als hundert, von Interesse, oder blosser Höflichkeit, oder Heuchelei eingegebene, wie sie den Grossen und Reichen dargebracht werden. Dieser Gedanke, zusammen mit Ihrer Andeutung, dass vielleicht dereinst Mehrere jenes Tages gedenken dürften, rief mir sogleich einen schönen Vers von Byron ins Gedächtniss, den ich Ihnen bestmöglichst verdeutschen will:

In the desert a fountain is springing,
In the wide waste there still is a tree,
And a bird in the solitude singing,
That speeks to my spirit of thee.

In der Wüste ist doch eine Quelle
In der weiten Oede — ein Baum,
Und ein Vöglein, singend so helle,
Belebet den einsamen Raum.

Bei dem Allen habe ich doch, sogar in diesen exclusiv politischen Zeiten, ein paar Zeichen der Theilnahme an meiner Philosophie erhalten. Im Spätsommer kam ein 21jähriger, lebhafter, allerliebster junger Baron von E........, mich zu sehn, nachdem er mich gelesen hatte. Ich bewillkommente in ihm den Enkel eines Herrn, der vor 50 Jahren über den Thom. Aquinas und Duns Skotus geschrieben hat.

Ein anderer seltsamer Theilnehmer ist ein urplötzlich dazu gewordener, sonst aber schon seit 32 Jahren mir sehr befreundeter Hr. v. Quandt, ein grosser Kunstkenner und sehr reicher Gutsbesitzer in Dresden, der viel über die Kunst geschrieben, auch Reisen in Italien, Schweden, auch Recensionen in der Halle'schen etc., kürzlich war er in Spanien. Er pflegte, auf seinen vielen Reisen, mich alle 2—3 Jahre hier zu besuchen, machte auch wohl einen Umweg dazu. Aber stets war ihm blos an meiner Person gelegen, gar nicht an meiner Philosophie, deren Erwähnung er geflissentlich zu vermeiden schien, obwohl er schon vor 30 Jahren, da ich in Rom war, zu Hause die Schenkexemplare meiner ersten Auflage empfing und versandte, auch Eins für sich behielt: aber nie hat er auch nur mir den Empfang meiner Ethik erwähnt, die ich ihm doch 1841 gesandt hatte. Denn er war ein Erz-Hegelianer und hat vor etwan 4 Jahren in Dresden Aesthetik für die Künstler vorgetragen, ganz im Hegelschen Sinn, oder vielmehr Unsinn. Eine lange Recension dieser Vorträge habe ich damals gelesen. Der hat nun plötzlich blos den ersten Band meiner neuen Auflage*) (obwohl ich ihm solche nicht geschickt) durchstudirt und schreibt mir einen, 12 grosse, sehr vollgeschriebene Seiten langen Brief voll Enthusiasmus darüber: die stärkste Stelle muss ich Ihnen hersetzen: „Der Weg, welchen Sie vom Realen zum Idealen gefunden haben, ist eine grössere Entdeckung, als die, welche von den Portugiesen gemacht wurde, dass man über das Weltmeer von Europa nach Indien gelangt.“ — ! Dennoch polemisirt er durchweg gegen mich, vom Standpunkt des Realismus, Pantheismus und Optimismus aus. Der ästhetische Theil hat seinen ungetheilten Beifall, — weil er Das versteht. Habe ihm geschrieben, er solle nur den 2ten Band lesen, da würde sich's schon geben: — denn ein Mann wie Becker ist er nicht, mit dem ich mich in Kontroverse einliess. Er ist 63 Jahr alt.

*) Der 2. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung.

Ihre Recensionen über Ideler*) habe gelesen: die eine ist brav pessimistisch. Mich wundert, dass Sie nicht die lange Recension Ihrer Schrift**) in der Halle'schen zu kennen scheinen, — im December, oder November. Der Recensent tadelt Sie stark, aber mit offenbarer Schikane: dabei spricht er, zu meiner Verwunderung, mit vielem Respekt von mir. Ich glaube, den Herrn fängt an Angst vor mir zu werden, nachdem ihnen Fortlage gesagt »hüte dich, Bock, denn es brennt.“ ***) — Die 2te Auflage meiner Abhandlung †) ist, meines Wissens, nirgends recensirt: die Herrn wissen, dass ihre Maulhalten-Taktik die einzige anwendbare ist; und machen's wie Talleyrands vollkommner Diplomat, auf dessen Gesicht nicht die leiseste Veränderung sichtbar wird, wenn er einen Tritt in den Hintern erhält.

Sie sagen nichts von Ihren Augen: aber die auffallend festen und deutlichen Züge Ihrer Handschrift lassen mich das Beste hoffen. Meine opera mixta ††) sind unablässig in der Arbeit: aber sat cito, si sat bene ist meine Maxime: erst Ende dieses Jahrs gedenke ich fertig zu seyn und im nächsten sollen sie, Diis et bibliopolis volentibus, erscheinen. Sie werden voluminos, so dass sie schwerlich in Einen Band gehen und wohl 2 daraus werden. Dann werde ich meine Feder ausspritzen und sagen „der Rest ist Schweigen.“ Falls ich aber bis dahin sterben sollte, bevollmächtige ich Sie hiermit, das Manuskript zu reklamiren, zu ediren und das Honorar zu lukriren: denn, bin ich erst todt, dann sind meine Sachen auch Honorar werth: früher schwerlich. Wird aber wohl nichts daraus werden,

*) In der Jenaischen Litteraturzeitung 1848, Nr. 238., 239., 309. und 310. sind von mir zwei Recensionen erschienen über 1) Ideler, „der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung“; 2) Ideler, „Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns.“

**) Ueber das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung.

***) Siehe Jenaische Literaturzeit. 1845 No. 146. die Recension der zweiten Aufl. der „Welt als Wille und Vorstellung“ von Fortlage.

†) Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.

††) Die später unter dem Titel „Parerga und Paralipomena“ 1851 erschienenen kleinen philosophischen Schriften.

da ich mit meiner imperturbabeln Gesundheit und Kraft wohl noch manches schlechte Jahr zu erleben habe. Ist mit mir Alles beim Alten: der Atma*) grüsst schönstens. Aber was haben wir erlebt! denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schiessend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Thür mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stösse gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: »es sind nur einige Oesterreicher!« Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schiessen; besinnen sich aber bald, es gienge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock rekognoscirt der Officier das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den grossen doppelten Opernkucker, mit dem Sie einst den Ballon sahn;**) — — und *ψυχων σοφων τουι' εσιι φροντιστηριον!* Aristoph. Nubes.***)

*) Schopenhauers weisser Pudel (vgl. oben S. 147.)

**) Als ich eines Nachmittags bei Schopenhauer war, stieg gerade der berühmte Luftschiffer Green in einem Ballon in die Höhe, der aus Schopenhauers Fenster zu sehen war. Wir beobachteten wechselsweise den Ballon durch Schopenhauers Operngucker.

***) Ich habe diese Briefstelle Schopenhauers über sein Verhalten gegen die „souveraine Kanaille", obgleich dieselbe seine demokratischen Gegner, wie Gutzkow u. A., aufs Neue in Wuth versetzen wird, nicht unterdrücken mögen, weil sie Licht auf Schopenhauers Testament wirft, in welchem er bekanntlich zu seinem Universalerben „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Anfruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Anfrechthaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preussischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen Solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind", eingesetzt hat. — Uebrigens hat hier Schopenhauer nur seiner politischen Ueberzeugung gemäss gehandelt. (S. oben Seite 297 ff.) Schopenhauer war, wie Goethe, ein Feind gewaltsamer Umwälzungen, weil sie die geistige Entwicklung hemmen und uns aus der Cultur in die Barbarei zurückwerfen. Das Intellektuelle

Erhalte Sie der Himmel, werther Freund, bei Leben und Gesundheit!

Arthur Schopenhauer.

5.

Frankfurt a. Main, d. 9. Dez. 1849.

Unser lieber Getreuer, Dr. Frauenstaedt!

Sie haben sich für mich und meine Philosophie ein Mal wieder so tapfer und edel hervorgethan*), dass ich wahrlich nicht umhin kann, Ihnen meinen Dank dafür auszudrücken. Einen guten Ort haben Sie gewählt, das Blatt wird viel gelesen, und arg müsste es werden, wenn Ihr Aufsatz mir nicht ein Paar hundert Leser würbe; — was will ich mehr? Auch der leitende Faden ist wohlgewählt und Alles recht erfreulich. Es soll mich verlangen, was für Folgen es haben wird. Den Philosophieprofessoren muss es zum grossen Aerger gereichen. Sie gleichen jetzt Leuten, die in einem finstern Winkel des Saals unablässig genasenstübert worden sind, jedoch nicht geschrien, sondern still gehalten haben, damit man nur nichts davon merke; und da kommen nun Sie mit einem Lichte, die Scene zu beleuchten! Von meiner Vierfachen Wurzel 2ter Auflage haben sie nicht ein Mal den Titel in irgend einer ihrer Litterarischen Zeitungen angezeigt, was doch sonst bei zweiten Auflagen geschieht. Sondern husch, husch! nicht ein Wort! schweigen, sekretiren. — Aber Dies irae kommt: bald wird

„Himmel und Erde uns Esel bohren:
Wir sind unwiederbringlich verloren."

Goethe.

Interesse ging ihm über Alles. Das Volk hielt er überdies für einen „ewig unmündigen Souverän, welcher daher unter bleibender Vormundschaft stehen muss und nie seine Rechte selbst verwalten kann, ohne gränzenlose Gefahren herbeizuführen" u. s. w. (Siehe Parerga II., §. 127. der 2. Aufl. und meine Zusammenstellung der politischen Ansichten Schopenhauers in den „Lichtstrahlen", S. 152—158.)

*) Durch meinen Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer" in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1849, No. 277—281.

Ich möchte den Kriegs-conseil der Herren behorchen: ihre Verlegenheit muss unbeschreiblich seyn.

Erkannt, mein theuerster, habe ich Sie gleich *) und ebenfalls Dr. Emden seinerseits. Aber daraus folgt nicht, dass Andere Sie erkennen werden: wir denken gleich an Sie. Weil nun aber auch die Sonne nicht ohne Flecken ist, will ich Ihnen sagen, was mir, an Ihrer Sache, ein klein wenig, aber wirklich wenig, missfallen hat, und Beides hat Dr. Emden seinerseits ganz eben so gefunden; nämlich, Sie sind viel zu weitläuftig über meine Geisselung der Philosophieprofessoren: danach muss der mit meinen Schriften unbekannte Leser denken, dass ich nach jeder halben Seite einen wüthigen Ausfall auf die Sünder mache; — während es kaum an 10 Stellen meiner Werke geschieht und oft kurz, aber gut. Das ist also eine Uebertreibung. — Zweitens, dass Sie den Dorguth nicht genannt haben. Er wird es Ihnen nie und nimmer verzeihen und darin Recht haben. **) Ist er doch der Erste, der mit hohem Lobe und Begeisterung von mir geredet hat, und dann so unermüdlich! wozu diese Zurücksetzung des alten Mannes, dem Sie durch wenige Zeilen eine grosse Freude gemacht hätten? — und ist das nicht das Laster des Ignorirens und Sekretirens? Wollen Sie antworten, Sie hätten auch Ihr eigenes Buch über mich ignorirt?***) — — Mit Ihrem Eigenthum können Sie schalten, nach Belieben: aber nicht mit fremdem. — Das war also Ihr Sün-

---

*) Der Artikel war nicht mit meinem Namen, sondern mit einer Ziffer unterschrieben, wie die meisten in den damaligen Jahrgängen der Blätter für literarische Unterhaltung.

**) Ich hatte, wovon Schopenhauer nichts wusste, über Dorguth einen besondern Artikel an die Redaktion der Blätter für literarische Unterhaltung eingeschickt, der als Fortsetzung der „Stimmen über Arthur Schopenhauer" erscheinen sollte, aber, nachdem er über ein Jahr bei der Redaktion gelegen hatte, mir von derselben wegen Mangels an Raum zurückgeschickt wurde.

***) Ich hatte in dem Artikel „Stimmen über Arthur Schopenhauer" meine eigne Schrift über das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung nicht mit angeführt, obwohl dieselbe doch eine starke Stimme für Schopenhauer war.

denregister. Ich verstehe übrigens wohl, dass wenn Sie von Dorguth geredet hätten, Ihr Schweigen über Ihr eigenes Buch auffallend geworden wäre. Hätten sich anders helfen sollen.

Ich hoffe, dass Anfangs Mai Hr. v. Doss aus München*) bei Ihnen gewesen ist: er wollte Sie aufsuchen, und gab ich ihm viele Grüsse mit. Bloss der Skrupel bleibt mir, dass er nach Dresden, wohin er zuerst wollte, gerade in den Kampf- und Schreckens-Tagen gekommen wäre und vielleicht umgekehrt ist, nach Süden. Das wäre sehr Schade. An genauer Kenntniss aller meiner Schriften und Ueberzeugung von meiner Wahrheit kommt er Ihnen wenigstens gleich, wenn er Sie nicht übertrifft: sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude gemacht. Er blieb 14 Tage, bloss um mich jeden zweiten Tag zu besuchen. Leider giebt er noch nichts zur Presse, er ist erst 26 Jahr. Aber er ist ein schreibender Apostel, schreibt Briefe, an Leute, die er nicht kennt, ihnen zu sagen, dass sie mich lesen sollen. Sogar die Schriften Dorguths sind ihm alle ganz geläufig, auch der Rätze, und überhaupt jede Zeile, die je von mir geredet hat: ausser sich gerieth er, als ich sprach von einer Recension de Anno 1821, die er noch nicht kannte: er spürt ihr nach. Er studirt den Buddhaismus und hat sich J. J. Schmidt's Abhandlungen der Kaiserlichen Akademie abgeschrieben! Ich sage Ihnen, ein Fanatikus!

Mit mir ist Alles beim Alten, bin gesund wie immer, schreibe fleissig an den operibus mixtis, die im Frühjahr zur Presse fertig seyn werden. Dann wollen wir an einen Verleger denken. Meinen theuern, lieben, grossen, schönen Pudel habe ich verloren: er ist vor Altersschwäche gestorben, nicht ganz 10 Jahr alt. Hat mich inniglich betrübt und lange. —

Mich freut, dass Ihre Augen nicht schlimmer gewor-

*) Damals Rechtspraktikant in München. Schopenhauer erwähnt ihn in diesen Briefen noch öfter und bezeichnet ihn als seinen „Apostel Johannes."

den sind, wie Ihre litterarische Thätigkeit bezeugt. Möge es damit, wie auch mit Ihren äussern Verhältnissen, sich gebessert haben, Das wünscht von Herzen

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

Hier macht die Stadt ein Goethe-Album, darin alle litterarischen und selbst politischen Notabilitäten Deutschlands sich verewigen sollen, und bleibt es auf der Stadt-Bibliothek. Mir haben sie auch ein grosses Pergamentblatt geschickt, worauf ich beide Seiten vollgeschrieben habe, mit einer gräulichen Philippica und zwar dies Mal adversus physicos. Diese nämlich haben gegen Goethe's Farbenlehre sich analog benommen, wie die Philosophie-Professoren gegen meine Philosophie. Ich bin meiner Sache gewiss, habe mich also dermaassen deutlich gemacht, dass es ein Skandal seyn wird.*) Goethe sieht von oben herab auf das Album seiner Vaterstadt, hat gewiss zehnmal mehr Freude über mein Donnerwetter, als über alle Lobhudeleien der Uebrigen, sagt „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe" und begreift, wie dämonisch er getrieben war, als er 1813 mich zu seinem persönlichen Schüler darin gleichsam presste, vorherfühlend

Exoriare aliquis meis ex ossibus ultor.

Das Album wird hoffentlich gedruckt werden, also empfehle ich Ihnen meine Philippica, die Viele sehr ärgern wird.

Haben Sie keine neue démarche gemacht beim Herzog von Ratibor? wollte sehr dazu rathen: il faut être comme un lavement.

Arthur Schopenhauer.

---

*) Dieses Albumblatt Schopenhauers findet sich am Schluss des im zweiten Bande der Parerga enthaltenen Capitels „zur Farbenlehre" (Cap. VII.) abgedruckt.

6.

Frankfurt a. M., den 16. Septbr. 1850.

Lieber Dr. Frauenstädt!

Ich habe zuvörderst noch Ihren Brief vom December v. J. zu beantworten, als welches ich immer aufgeschoben habe, in der Erwartung, Ihren Artikel über Dorguth in den litt. Blättern erscheinen zu sehn und Ihnen darüber meine Meinung mittheilen zu können: sed frustra! Ich schreibe es dem zu, dass solche Redaktionen die eingegangenen Aufsätze oft schrecklich lange liegen lassen; daher ich auch jetzt nicht alle Hoffnung aufgebe. Ihre nachgefragten ältern Recensionen habe ich allerdings gelesen, aber nicht mehr gegenwärtig. Hingegen habe ich mit vielem Vergnügen in der neuen Hallischen Litteraturzeitung Ihre Kritik des Oersted'schen „Geistes in der Natur" gelesen,*) worin Sie ganz aus meinem Grundton spielen, daher es nicht fehlen kann, dass ich damit zufrieden bin, doch ist es überhaupt gut und zu loben. Nur hätte ich erwartet, dass Sie ausserdem noch eine andere Seite der Sache in Betracht genommen hätten, nämlich den Gegensatz seines Geistes in der Natur zu meinem Willen in der Natur (sein Titel ist meinem nachgebildet, wie auch der des „Geistes des Menschen in der Natur" von Schubart 1849.**) Sein Grundgedanke ist, — (wie ich aus 3 bis 4 Recensionen weiss: denn ich habe sein Buch nicht gelesen) — in allen Naturwesen etwas der Erkenntniss und dem Intellekt des Menschen Analoges nachzuweisen: das ist der alte Grundirrthum: ich habe dagegen als den Kern aller Wesen Das nachgewiesen was in uns der Wille ist, der erst in der animalischen Natur mit einem Intellekt ausgerüstet auftritt. Das hätten Sie hervorheben, erläutern und brilliant seyn können. Dieser Oersted ist welt-

*) In der „Allgemeinen Monatsschrift für Literatur", herausgegeben von Dr. L. Ross und Dr. G. Schwetschke, 1850.

**) Schopenhauer scheint sich hier im Namen des Verfassers zu irren. Der „Geist des Menschen in der Natur" ist, so viel ich weiss, von Ennemoser. (Stuttgart, Cotta, 1849.)

berühmt, weil er ein Experiment gemacht hat, an dem ich meine Tage nichts habe bewundern können, als dass nicht 100 Andere es vor ihm gemacht haben: aber es ist folgenreich für die Praxis geworden.

Hoffentlich haben Sie das, von Ihnen mir früher angekündigte Buch vom Dr. Mayer in Mainz, früher in Alzei, gesehn, über die Spinalirritation 1849, in dem er einige Seiten meiner Philosophie gewidmet hat und mich in die Wolken hebt.*) Er tadelt jedoch darin meine Ausfälle gegen die Professoren: allein als er mich dies Jahr besuchte, nahm er das zurück und sagte, ich hätte ganz Recht, das Benehmen der Professoren sei schändlich. Er war nämlich besonders entrüstet darüber, dass er in Reinholds 3ter Auflage der Gesch. der Phil. kein Wort von mir gefunden hatte. — v. Doss hat mich diesen Sommer 2 Mal besucht, nach Brüssel gehend und zurückkommend, erst mit dem Herzog v. — dahinreisend und nachher allein, wo er dann bloss meinetwegen einige Tage blieb, dafür mich aber auch sehr in Beschlag nahm. Was Sie auch sagen mögen, er ist voll Eifer und Anhänglichkeit an mir. Ich gab ihm ein Exemplar Ethik an den Hofrath Perner, in München, den berühmten Vorsteher aller Thierschutz-Gesellschaften, mit, der mir eine sehr enthusiastische Lobepistel dafür geschrieben hat und mich besuchen will. — Becker ist, als Richter, nach Mainz versetzt. —

Wie seltsam, dass Sie mit der Wittwe des Freundes meiner frühen Jugend nach Holstein gereist sind!**) Aber dergleichen Reisen sind für Sie belehrend und angenehm zugleich: daher ich Ihnen Glück dazu wünsche.

Und nun denken und vernehmen Sie! Meine opera mixta***) sind, nach 6jähriger täglicher Arbeit, fertig und vollendet, es heisst jetzt manum de tabula! — und — ich

*) Von demselben Dr. Mayer ist vor Kurzem ein sehr beachtenswerthes Buch: „Zur Verständigung über Materialismus und Spiritualismus" (Giessen, Ricker, 1861) erschienen, welches die Schopenhauersche Lehre zu Grunde legt.

**) Mit der Wittwe des Hamburgischen Minister-Residenten Godeffroy in Berlin, deren Söhne ich von 1848 bis 1851 unterrichtete.

***) Die Parerga und Paralipomena.

kann keinen Verleger dazu finden. Das ist der Erfolg des passiven Widerstandes der Professoren. Ich habe das Buch der hiesigen Hermann'schen Buchhandlung, dem Brockhaus, und der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen, allen ganz umsonst und ohne Honorar, angeboten: — wollen's nicht. Hingegen druckt Brockhaus des Chalybäus 2 Bände „Ethik, über die Familie, den Staat und die religiöse Sitte", (nebst einem Eierkuchen dazu), von Rosenkranz ist ein „System der Wissenschaft", Hegelianisches Geträtsche, erschienen, und Herbarts verkehrtes Zeug erscheint in einer vollständigen Auflage in 12 Bänden! — Verdriesslich ist mein Unfall, aber demüthigend nicht: denn eben melden die Zeitungen, dass Lola Montez ihre Memoiren zu schreiben beabsichtige und sogleich englische Buchhändler ihr grosse Summen geboten hätten. Da wissen wir, woran wir sind. — Ich aber weiss wahrlich nicht, was ich noch thun kann und ob nicht meine opera mixta bestimmt sind, ein posthumum zu werden, wo es alsdann an Verlegern nicht fehlen wird. Inzwischen schreibe ich Ihnen heute eigentlich, um anzufragen, ob vielleicht Sie, mein wahrer Theophrastos und Metrodoros, versuchen wollen, unter den vielen Buchhändlern in Berlin mir einen Verleger aufzutreiben. Für den Fall, dass Sie sich damit befassen wollen, lege ich das Inhaltsverzeichniss bei. Schon aus diesem ist abzunehmen, dass dieses Buch bei Weitem populärer ist, as alle meine früheren, also um so eher einen Verleger finden könnte. Ich könnte es, seinem grösseren Theile nach, gewissermaassen meinen „Philosophen für die Welt" nennen. Ich mache bloss die Bedingung, dass ein anständiger, deutscher, nicht lateinischer, Druck, nicht kleiner, noch enger, als meine 2te Auflagen*), genommen werde und dass man mir jeden Bogen zur Korrektur übersende, welches unerlässlich ist. Er kann 750 Exemplare drucken, hat aber im Kontrakt allem Rechte auf eine zweite Auflage zu entsagen. Für mich for-

*) der Welt als Wille und Vorstellung und der vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.

dere ich bloss 10 Exemplare auf gutem Papier. Eine Probe des Druckes müsste mir vorher zur Approbation geschickt werden. Von Buchhändlern, die eine eigene Druckerei haben, wäre am Ersten etwas zu hoffen. Wenn Ihnen die Sache gelänge, würden Sie um mich und um die Philosophie sich ein wahres Verdienst erworben haben. Selbstverlag habe ich auf immer verschworen, und mit dem posthumo kann es noch eine gute Weile anstehn: denn meine Gesundheit ist vortrefflich und ich bin noch so rasch, als da ich Sie einst in Nacht, Schnee und Sturm spatzieren schleppte.*) Ich hoffe eine baldige Antwort von Ihnen, und frankiren Sie nie an mich, da Sie doch stets in Sachen meiner Philosophie, also meiner Hauptangelegenheit schreiben. Lassen Sie mich etwas Erfreuliches von Ihren personalibus vernehmen, das wünscht von Herzen Ihr alter Freund

Arthur Schopenhauer.

7.

Frankfurt a M., den 30. Septbr. 1850.

Mein lieber Dr. Frauenstädt!

Sie sind ein wahrer Treufreund und optime meritus de nobis et philosophia nostra, in alle Wege. Herzlichen Dank für Ihre Mühe und Eifer in Herbeischaffung eines Verlegers!**) Ich hoffe, dass der Mann ein gutes Geschäft macht, da Vieles, namentlich die Aphorismen zur Lebensweisheit, die fast den halben ersten Band füllen, sehr populär sind. Aber die Zeitläufte sind Schuld, dass man so schwer einen Verleger zu solchen Büchern findet. Alles steckt noch bis über die Ohren in der Politik.

Das Manuskript kann ich vernünftigerweise nicht eher übersenden, als bis der Kontrakt gegenseitig unterschrieben

*) Vergl. oben S. 159.

**) Nachdem ich die Parerga vergeblich einigen Buchhandlungen zu Berlin, welche eigene Druckerei hatten, zum Verlage angeboten hatte, gelang es mir endlich, die Hayn'sche Buchhandlung für die Uebernahme des Verlages zu gewinnen.

ist und ich die Druckprobe gesehen habe. Dann schicke ich es sogleich direkt an den Verleger. Die allerletzte Revision, die mich seit mehr als 3 Monat beschäftigt, wird certo certius binnen 8 Tagen zu Ende seyn. Sollte jedoch der Verleger, aus irgend einer Ursache, den Druck erst etwas später beginnen wollen; so möchte ich, statt das Manuskript bei ihm liegen zu lassen, es lieber noch so lange behalten, weil mir doch noch irgend etwas zu ändern, oder hinzuzusetzen einfallen könnte. Ich trenne mich ungern von diesem letzten Werk: denn der Rest ist Schweigen.

Lesen Sie dem Hayn die Contraktbedingungen mit donnernder Stimme vor. Ich gehe nicht davon ab. Ich verlange wahrlich wenig*) für ein Werk 6jähriger täglicher (2 erste Morgenstunden) Arbeit, und dessen Vorarbeiten sich im Laufe meines Lebens, über 30 Jahre hindurch, angesammelt hatten: denn aus dem Aermel schütteln lassen Sachen, wie meine, sich nicht. Wo giebt es, in der deutschen Litteratur, ein Buch, welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag, — wie mein 2ter Band der Welt a. W. u. V.? — (Pfui, Alter, renommire nicht!) Endlich soll Verleger im Kontrakt versprechen, seinen Annoncen meines Buchs keine Belobung, Empfehlung oder sonstigen Kommentar beizufügen: hingegen steht es ihm frei, die Inhaltsanzeige dabei abzudrucken.

Dass Sie ein Mal den Herbartianismus in die Aetzlauge nehmen wollen**) ist sehr verdienstlich: Sie „kommen dadurch einem allgemein gefühlten Bedürfniss entgegen.“ Denn unerträglich anzusehen ist es, wie Drobisch, Hartenstein und Konsorten hartnäckig fortfahren, jenes Gewebe von Verkehrtheiten dem Publiko und den Studenten als die wahre und ächte Philosophie aufbinden und anschmieren zu wollen. Meine Kenntniss seiner Philoso-

*) Schopenhauer erhielt für die erste Auflage der Parerga kein Honorar, sondern nur 10 Freiexemplare auf Velin.

**) Ich ging mit dem Plane einer Kritik der Herbartschen Philosophie um und hatte Schopenhauer ersucht, mir sein Urtheil über Herbart mitzutheilen.

phie ist bloss eine allgemeine; da mir bei seinen Schriften stets die Geduld bald ausgegangen ist; denn den Gedankengang eines solchen Queerkopfs mitzumachen ist für mich die grösste Pönitenz. Jedoch, hier was mir eben beifällt: 1) Bei ihm hat der Mensch eine Seele, die eine Monade und ein wesentlich und ursprünglich erkennendes Wesen ist und sonst nichts. Einen Willen als solchen hat sie gar nicht, sondern das Wollen ist ein blosses Resultat des Denkens und Vorstellens. Dieses πρωτον ψευδος ist eine Absurdität ohne Gleichen. 2) Diese Seele ist der Tummelplatz von Vorstellungen, die nach ihren eigenen mechanischen Gesetzen einander hemmen, stören, befördern und was sonst treiben. Auf diese rein imaginären Data werden schwierige, analytische Rechnungen basirt, als ob es auf die Quanta ankäme und nicht auf das Was! eigentlich um der Sache durch Rechnen einen Schein von Gründlichkeit zu geben und um doch was zu treiben, damit es aussieht, als hätte man was. 3) Sollen in allen Grundbegriffen Widersprüche stecken, — die aber hineingedreht werden, durch elende Sophismen, ungefähr wie die des Zeno Eleaticus. Das aus der Anschauung rein Abgezogene kann nie Widersprüche enthalten. Ganz vorzüglich elend sind seine „Briefe über die Freiheit des Willens." — Aus alter Zeit finde ich Folgendes von mir aufgeschrieben: „Wie verkehrt es sei, in der Philosophie, von fertigen Begriffen, statt von der Anschauung, auszugehn, liefern ein Beispiel Herbarts „Hauptpunkte der Metaphysik" 1808. Gleich anfangs steht als Vorfrage „wie können Gründe und Folgen zusammenhängen?" Statt nun sich umzusehen, das Verhältniss von Grund und Folge, wie es im einzelnen Fall gegeben ist, zu untersuchen, die Art des Zusammenhangs zwischen Grund und Folge kennen zu lernen, — welches eben hiesse von der Anschauung ausgehn, — wird aus den allgemeinen Begriffen von Grund und Folge raisonnirt: da kann denn nichts weiter heraus-kommen, als was im allgemeinen Begriff liegt, — womit man keinen Hund aus dem Ofen lockt. Weiterhin wird ganz ebenso mit den Begriffen Veränderung und Kraft

verfahren. — §. 7 und 8 werden gar Zeit und Raum aus Begriffen abgeleitet; — welche Ableitung diese natürlich in der Stille schon voraussetzt; da die Begriffe sonst gar keinen Sinn haben könnten. — Das dialektische Spiel mit den abstraktesten Begriffen, das diese ganze Metaphysik ausmacht, scheint das Vorspiel der Hegelei gewesen zu seyn, und belegt, dass in der Philosophie nichts auszurichten ist, wenn man vom Abstrakten, statt vom Anschaulichen ausgeht." — Noch bemerke ich, dass er, stets bemüht, den Theismus per fas et nefas einzuschwärzen, irgendwo sagt, „Kant hätte zwar den physikotheologischen Beweis als nicht ganz stringent und ausreichend nachgewiesen:" das lügt er, weil er ihn anwendet und geltend macht. Kant hat den ganzen Grundgedanken des physikotheologischen Beweises als unberechtigt nachgewiesen. Vollkommen, nämlich thetisch, durch das Positive und nicht blos negativ, hat jener Beweis seine Widerlegung im „Willen in der Natur", der die Anthithese desselben ist; — und Dorguth, in seiner letzten Schrift, hebt mit grossem Lobe hervor mein Gleichniss von der Bierflasche Bd. 2., p. 330: darin zeigt er richtigen Takt.*)

Ihr Langenbeck**) wird der Sohn des Göttingischen seyn, bei dem ich 1809 Anatomie gehört habe, und der, zu meinem Trost, sie noch liest. Sie sollten diesen alten, höchst berühmten Chirurgen brieflich konsultiren über die beste Methode die Cilienhaare zu beseitigen. Ihnen von Herzen Befreiung von diesem Uebel wünschend

Ihr Freund
A. Schopenhauer.

---

*) Schopenhauer vergleicht nämlich in der „Welt als Wille und Vorstellung", 2. Aufl. II., 330.) das teleologische Erstaunen über die Zweckmässigkeit des Organismus „demjenigen, welches jener, von Kant bei Erklärung des Lächerlichen erwähnte, Wilde empfand, als er aus einer eben geöffneten Bierflasche den Schaum unaufhaltsam hervorsprudeln sah und dabei äusserte, nicht über das Herauskommen wundere er sich, sondern darüber, wie man es nur habe hineinbringen können."

**) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich Langenbeck wegen meines Augenübels konsultirt.

8.

Frankfurt a. M., den 16. Oktober 1850.

Mein lieber Dr. Frauenstädt!

Ich bin ganz verwundert, von Ihnen nichts Ferneres zu vernehmen, nachdem ich Ihnen den 30. Septbr. ausführlich geschrieben und seitdem erwarte, den Kontrakt des Verlegers, nebst Druckprobe und Anzeige, wenn er das Manuskript haben muss, von Ihnen zu erhalten. Bin ich doch in der Lage einer schwangern Frau, die auf die Hebamme wartet. Ich erschöpfe mich in Conjekturen über die mögliche Ursache Ihres Schweigens und will hoffen, dass solche nicht, in irgend einem Sinn, eine unglückliche sei: denn an eine solche hat man immer zuerst zu denken, in dieser scharmanten Welt. Daher bitte ich, mich, falls nicht schon Ihr Brief unterwegs ist, baldigst aus diesen Zweifeln zu reissen.

Nachträglich bemerke zu Ihrem letzten Briefe allerlei. Z. B. dass Sie mich hinsichtlich Ihrer Recension Oersted's nicht recht verstanden haben.*) Nicht meine Lehre vom „Intellekt" hätten Sie darlegen sollen; sondern dass die Analogie und direkte Beziehung unsers Bewusstseyns zur erkenntnisslosen Natur nicht, wie Oersted und Alle thun, im Intellekt zu suchen ist, dem sie entsprechen etc. soll; — sondern im Willen, wie ich es im „Willen in der Natur" geleistet, diesem Werkchen von grösstem specifischen Gewicht, das man durch Schweigen erstickt, während man so grosses Gekräh über Oersted's Alltagszeug erhebt. — O, meine Abhandlung über die Universitätsphilosophie gleicht jetzt dem wiehernden Streitross im Stall: es will hinaus! — Die Philosophieprofessoren werden ihre Freude erleben: ihnen wird seyn, als ob es Ohrfeigen regnete. Aber wenn Sie nicht helfen, das wir an's Licht kommen, — ja, das wäre Schade. — Alles ist jetzt revidirt, satis

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich mich zu positiver Darlegung seiner Lehre vom Intellekt in der Recension von Oersted's „Geist in der Natur" nicht veranlasst gefühlt, da ich nur das negative Geschäft hatte, Oersted's Irrthum zu widerlegen.

superque; das Manuskript liegt da und wartet auf Marschordre: und Sie schweigen.

Noch will zu Herbarts Betisen bemerken den süsslichen, verblasenen, erbärmlichen Einfall, die Moral auf Aesthetik zu gründen. Wenn das kein Queerkopf ist, —!

In der Göttinger ergehn sich Botz und Lotz im Duetto über das wichtige Werk eines Herrn Waitz. Den brauchen sie nicht zu sekretiren, sondern lassen ihn leben, um selbst zu leben.

Viel wichtiger ist, dass mein brauner Pudel, jetzt 17 Monat alt, ganz so gross und genau so gewachsen ausfällt, wie der seelige, den Sie gekannt haben, dabei aber der lebhafteste Hund ist, den ich jemals gesehn. Und somit grüsst Sie herzlich

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

9.

Frankfurt a. M., den 23. Okt. 1850.

Empfangen Sie, mein werther Freund, nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre erfolgreichen Bemühungen.*) Ich bin wirklich froh, die Geburt meines letzten Kindes noch zu erleben, womit ich meine Mission auf dieser Welt vollbracht sehe. Wirklich fühle ich jetzt eine Last, die ich seit meinem 24. Jahre getragen und schwer gespürt habe, von mir genommen. Das kann sich Keiner denken, wie es ist.

Kontrakt und Manuskript sind abgegangen an Hayn, die Druckprobe ist vortrefflich, die Bedingungen richtig. Habe ihn ersucht, das Ihnen zugedachte Exemplar auf Velin Ihnen bogenweise zu übersenden. Das wird Ihnen Spaass machen und auch bisweilen etwas zu lachen geben.

Aber Ihre psychologische Diatribe anlangend,**) nehmen

---

*) zur Herbeischaffung eines Verlegers für die Parerga.

**) In den „Blättern für litterar. Unterhalt." 1850, No. 242., war von mir ein Artikel „Zur Psychologie" erschienen, in welchem ich des Buches: „Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physi-

Sie mir es nicht übel, dass ich sie nicht loben kann. Ich bin nun ein Mal ehrlich. Sie scheinen mir ein litterarischer Optimist zu werden. Alles ist herrlich und schön! Aber mein Gracian sagt: „für wen nichts schlecht ist, für den ist auch nichts gut.“ Da loben Sie das schlechte Buch von Hartmann! *) Dieser Elende hat seinen grossen, unvergesslichen Vorgänger Cabanis, des rapports du physique au moral, den jeder denkende Mensch lesen soll, nicht gekannt, oder ignorirt. Das ist das Empörende, dass, wenn grosse Köpfe, mit der Arbeit eines ganzen Lebens, einen Gegenstand ins Reine bringen, solche Sudler und Handwerksmenschen kommen, von vorn anfangen, als wäre nichts geschehen und ihre Eseleien zu Markte bringen. — Dann loben sie den Waitz: **) gelesen habe ich es nicht: aber aus den zwei Recensionen in der Göttinger ist klar, dass es ein schlechtes Buch ist: wie sollte es auch anders, auf Grundlage der Herbart'schen Verkehrtheiten und Possen? — Da habe er, sagen Sie, uns von der Freiheitslehre gründlich befreit. Nun, das heisst doch mich ignoriren, trotz dem besten Philosophieprofessor. (Beiläufig: ich vermuthe, dass auf der grossen philosophischen Kirchenversammlung zu Gotha die geheime Parole ausgegeben ist „nie meinen Namen zu nennen.“) Aber Sie gehn ein auf die untheilbare Seele und Babel und Fabel

schen Leben, oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens, von P. C. Hartmann“ (Wien 1820), in sofern es ein Versuch zu naturwissenschaftlicher Behandlung der Psychologie ist, lobend Erwähnung gethan, aber auch das Misslungene des Hartmannschen Versuches wegen Befangenheit desselben in dem veralteten Gegensatze zwischen höheren und niederen Erkenntnissvermögen, von denen nur die letzteren physisch bedingt, die ersteren aber frei, an keine Organisation gebunden seien, hervorgehoben.

*) Ich hatte, wie gesagt, das Hartmannsche Buch nur theilweise gelobt; aber Schopenhauern ärgerte dieses Lob so sehr, dass er meinen Tadel des Buches übersah.

**) Auch das „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft, von T. Waitz“ (Braunschweig 1849), so wie dessen schon früher erschienene „Grundlegung der Psychologie“ hatte ich in dem erwähnten Artikel wegen ihrer naturwissenschaftlichen Behandlung der Psychologie gelobt.

und Zeug. Dann fahren Sie plötzlich mit ein Paar Sätzen aus meiner Philosophie dazwischen: aber die stimmen nimmermehr zu jenen Flausen: da sind Sie genöthigt, den Willen in Opposition zur Seele auftreten zu lassen: das wird kein Mensch begreifen, weil eine Seele den Willen inkludirt. *) Es ist überhaupt an gar kein Verständniss des menschlichen Wesens zu denken, so lange man nicht die radikale Verschiedenheit des Willens vom Intellekt und die sekundäre Natur dieses letztern erkennt. Sehn Sie, man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen: man muss konsequent und entschieden seyn: man muss eine Ueberzeugung haben und sie aussprechen, und nicht

---

*) Ich hatte mit Beziehung auf G. Moores Buch „Die Macht der Seele über den Körper“ (aus dem Französischen übersetzt von E. Susemihl, Leipzig 1850) nachgewiesen, dass die wunderbare Herrschaft der Seele über den Leib, für welche Moore viele Thatsachen aus dem Leben von Gelehrten, Künstlern und Religionshelden anführt, die in der Vertiefung in ihren Gegenstand und in der Begeisterung für ihre Sache keine leiblichen Bedürfnisse fühlten, ja die heftigsten Schmerzen nicht empfanden, — ich hatte nachgewiesen, dass dies eigentlich und im Grunde genommen Herrschaft des Willens über die Seele sei, wobei ich das Wort Seele im Sinne des Schopenhauerschen Intellekts genommen, also eigentlich die Schopenhauersche Lehre von der Herrschaft des Willens über den Intellekt vorgetragen hatte. Aber Schopenhauer stiess sich so sehr an der „Seele“, die ihm verhasst war, dass er in ihr seinen Intellekt nicht wieder erkannte; wie ihn denn überhaupt seine Heftigkeit mitunter hinderte, genauer in den Sinn der Worte einzugehen. Meine Worte lauteten: „Erwägen wir alle diese (von Moore angeführten) Thatsachen und noch viele andere dieser Art genauer, so ist es streng genommen falsch, darin Beispiele für die Macht der Seele über den Körper zu finden. Dieser Ausdruck verleitet leicht zu dem Glauben, als wäre die Seele ein frei nach Belieben in dem Körper schaltendes Wesen, das an keine gesetzmässige und nothwendige Wirksamkeit gebunden sei, ein Wahn, den wir oben schon bei Gelegenheit des Hartmann'schen Buches widerlegten. Vielmehr liegt in jenen Thatsachen genau genommen weiter Nichts, als dass der Wille des Menschen durch ein überwiegend ihn ergreifendes Interesse alle Seelenkräfte so in Beschlag nehmen kann, dass nur eben für den Gegenstand dieses Interesses Sinn und Gefühl und Bewusstsein übrigbleibt, für alle übrigen aber, damit nicht in Beziehung stehenden Gegenstände, ja für die Zustände des eigenen Leibes aller Sinn wie erstorben ist.“

fackeln und irrlichterliren. Sie werden sich keine Feinde dadurch machen, dass Sie gelassen auseinandersetzen, wie die Sachen sich verhalten. Lesen Sie nur fleissig in der Kritik der reinen Vernunft und den Prolegomenen, wie auch in meinen so wenig voluminösen Werken, und halten Sie sich rein. — Schändlich ist es, wie der Waitz und seine Göttinger Recensenten Kanten ignoriren oder bei Seite schieben.

Ich weiss und vergesse nicht, was Sie Alles für meine Sache gesagt und gethan haben. Dennoch hat diese Merkuriale Grund und halten Sie solche zu Gute

Ihrem Freunde
Arthur Schopenhauer.

10.

Frankfurt a. M., den 1. Dez. 1850.

Mein lieber alter Apostel.

Wir wollen uns nicht zanken,*) weil wir dann nicht weiser wären, als Preussen und Oesterreich; was wir uns

*) Ich hatte zu meiner Rechtfertigung gegen die von Schopenhauer im vorigen Briefe ausgesprochenen Beschuldigungen ihn auf dieselben Punkte aufmerksam gemacht, die ich in den Anmerkungen zum vorigen Briefe zu meiner Rechtfertigung angeführt. Ich hatte ihn überdies auf meine bisherigen Schriften und Journalartikel verwiesen, in welchen ich mit Entschiedenheit und Energie gegen Hegel, Schelling, Steffens, Oersted u. s. w. aufgetreten war, um ihm zu zeigen, dass ich keineswegs ein „litterarischer Optimist“ sei, noch auch „irrlichterlire.“ Endlich, was meine von ihm getadelte Milde gegen die Professoren betrifft, hatte ich ihm geschrieben: „Ueberdies bin ich nicht, wie Sie, gegen die Professoren erbittert, fühle mich also veranlasst, das Wahre auch da anzuerkennen, wo es zufällig von einem Professor herrührt. Mir gilt durchaus kein Ansehen der Person, sondern lediglich die Natur der Sache. Mit solchen Schimpfwörtern, wie: Charlatan, Windbeutel, Queerkopf, glaube ich, da ich kein Genie bin, wie Sie, nicht um mich werfen zu dürfen. Uebrigens habe ich Ihnen über Ihre, den reinen Genuss Ihrer unsterblichen Werke störenden Invektiven gegen die Professoren schon früher meine Meinung gesagt, die ich hiermit wiederholt haben will.“

doch nicht werden nachsagen lassen. Blamire sich wer Lust hat. Also, wie P. Pilatus sagt, ἁ γεγραφα γεγραφα, und damit gut. — Ich schicke Ihnen einliegenden Brief eines andern Apostels, weil Sie mich ein Mal ersucht haben, um Winke, wenn mir Bücher vorkommen, die unter Ihre Hechel gehörten. Nach Ihrem eigenen Ermessen werden Sie den darin gegebenen apostolischen Fingerzeig befolgen, oder nicht.

Ihnen Gesundheit und klares Augenlicht, der Welt Frieden und etwas Menschenverstand wünschend

der Ihrige
Arthur Schopenhauer.

11.

Frankfurt a. M., den 10. Jan. 1851.

Mein werther Freund.

Ich glaube, dass Sie vollkommen Recht haben in dem, was Sie über die drei Perioden meiner Philosophie schreiben: nur ist zweifelhaft, ob ich die dritte erleben werde.*) Ich vermuthe, dass besagtes Kapitel des Fichte Sie zu einer Recension gereitzt haben wird. Er lügt verteufelt, besonders auch, dass meine Lehren beim Herbart oder Schleiermacher zu finden wären. Aber sein „ungebrochen" **) kommt mir heim, — gerade wie Dorguth's „stechende Deutlichkeit" u. m. dgl.

Die Heidelberger Jahrbücher würde ich Ihnen empfeh-

*) J. H. Fichte's 1850 erschienenes „System der Ethik", das in seinem ersten, historischen Theile auch Schopenhauers Lehre besprach, hatte mir zu der Bemerkung Anlass gegeben, dass, nachdem die Periode des Ignorirens und Sekretirens seiner Philosophie vorüber sei, jetzt die zweite Periode begonnen zu haben scheine, in welcher die Professoren zwar auf seine Philosophie sich einlassen, aber nur um auf sie mit der Miene der Ueberlegenheit als auf einen überwundenen Standpunkt herabzusehn. Die dritte Periode werde vielleicht die sein, wo man umgekehrt vom Schopernhauerschen Standpunkt aus auf den der ihn angreifenden Professoren als auf einen überwundenen herabsehn werde.

**) Fichte hatte Schopenhauers ungebrochene Individualität gerühmt.

len zu Beiträgen: im letzten Stück hat daselbst ein Herr v. Stockmar den elenden Hegelianer Hinrichs an den Pranger der krassen Ignoranz gestellt, wie er's verdient: sehr lesenswerth!. Der Welt werden die Augen aufgehn über die Kreaturen, mit denen Altenstein alle Katheder der Philosophie in Preussen besetzt hat.

Ich will nicht hoffen, dass Hayn druckt, ohne mir die Korrektur zu schicken.*) — — Ich habe ihm die Ordre wegen Ihres Aushängebogens ebenfalls wiederholt. Jetzt bitte ich Sie, gehn Sie einmal hin und stellen ihn tüchtig zur Rede; sagen Sie ihm, Sie hätten diese Sache vermittelt und wären durch ihn mit kompromittirt; — im Punkte der kaufmännischen Ehre sei es gleichviel, ob man Zahlungen oder übernommene Verpflichtungen unerfüllt liesse, — und was Ihnen sonst Eindringliches einfällt. — Wir dürfen jedoch nicht aus den Augen verlieren, dass mein Manuscript sich in seinen Pfoten befindet, dessen Verlust auf ewig unersätzlich wäre, da ich keine Abschrift davon habe und nicht im Stande wäre, es nochmals zu schreiben. Also, Vortrefflichster, handeln Sie, mit Weisheit, Kraft und Eifer. Gehn Sie nicht von ihm, ohne das feste Versprechen des sofort anfangenden Drucks mitzunehmen.

Mit vollkommenem Zutrauen zu Ihrem guten Willen und herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehn.**)

Arthur Schopenhauer.

---

*) Schopenhauer hatte das Manuskript der Parerga bereits am 2?. Oktober 1850 an Hayn geschickt und hatte, obgleich der Druck gleich nach Einlieferung des Manuskripts beginnen sollte, noch immer keinen Korrekturbogen erhalten. Er wurde nun misstrauisch und ersuchte mich in obiger Weise um mein Einschreiten in dieser Sache.

**) Als nun, trotz meiner dringenden Vorstellungen bei Hayn, der Druck sich abermals verzögerte, und Schopenhauer bis zum 30. Januar noch keinen Korrekturbogen erhalten hatte, schrieb er mir an diesem Tage wieder einen Brief voll Argwohns. Am Schluss desselben stand folgendes Postskriptum: „Mitunter plagen mich auch Konjekturen, wie dass er (der Verleger) Missbrauch mit meinem Manuskript treiben könnte, es Andern mittheilen, die mir Gedanken stöhlen. Und wie

12.

Frankfurt a. M., den 26. März 1851.

Mein werther Freund.

Zu Ihnen habe ich das Zutrauen, Sie mein Buch ½ Jahr vor dessen Erscheinung lesen zu lassen,*) aber auch nur zu Ihnen: daher bitte ich mir aus, dass Sie diese Bogen ja keinem Menschen leihen oder vorlesen: damit mir kein Gedankendiebstahl begangen werde, — dessen die Leute sonst sehr fähig sind. Sie sind über allen Verdacht der Art erhaben: nur hüten Sie sich, dass es Ihnen nicht wieder so gehe, wie einst mit der Vorrede zum Japanischen Roman.**)

Es soll mich verlangen, wenn wir weiter sind, ein Mal Ihre aufrichtige Meinung über die Sächelchen dieser Olla podrida zu vernehmen: wenigstens wird es darin nicht an Abwechselung fehlen: ist eben eine Pastete, welche die verschiedensten Dinge enthält. Im 2ten Band sind auch komische Stücke, zumal Dialoge. — Mit dem Setzer bin ich sehr zufrieden: er ist aufmerksam und treu, — welches, wenn Gelegenheit ist, ihm zu bestellen bitte.

Hier ist der Winter ganz ausgeblieben, durchaus kein Schnee noch Eis zu sehen gewesen; so dass wir mit banger Ahndung auf die Sorbetto-boutique in der Allee besorgliche Blicke werfen, der Sommerhitze gedenkend.

---

manchen guten und schönen Gedanken würde ich noch in diesen drei Monaten hineingearbeitet haben, hätte es bei mir, statt bei ihm, gelegen! Oh. —"

Bald nach diesem Schreiben erhielt aber Schopenhauer den ersten Korrekturbogen, und somit war seine Angst beendigt.

*) Ich besorgte nämlich die erste Korrektur der Parerga.

**) Schopenhauer hatte mir, als ich bei ihm war, eine damals erschienene Uebersetzung eines Japanischen Romans gezeigt und dessen Vorrede vorgelesen. Später, als meine ihm dedicirte Schrift „über das wahre Verhältniss der Vernunft zur Offenbarung" erschienen war, behauptete er, ich hätte in meiner Vorrede die Vorrede des Japanischen Romans nachgeahmt.

Mit aufrichtigem Wunsch für die gänzliche Herstellung Ihrer palpebrarum*)

Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

13.

Frankfurt a. M., den 12. April 1851.

Mein werther Apostel!

Ich halte mich, weil Sie dieses sind, gewissermaassen verpflichtet, Ihnen das einliegende Schreiben**) mitzutheilen, welches Ihnen viel zu lachen und Einiges zu denken geben wird; wozu es meines Kommentars nicht bedarf. Ihre Prophezeiung der zweiten Periode meiner Philosophie scheint einzutreffen: zu den zwei uns schon deklarirten Professoren werden jetzt wohl noch mehr kommen: denn sie sind Alle aus Einem Holze geschnitten. Ohne Zweifel hat Ihre Posaune und Dorguths Trompete viel beigetragen, die Herren in ihrer Ruhe zu stören und aufzurufen. Dr. Emden hat sehr darüber gelacht. Dem Herrn Professor habe das gewünschte Curriculum vitae geschickt. Tritt er, im Briefe, nicht zu mir ein, wie ein Athenischer Jüngling zum Minotaur? oder Leporello mit „Du Bild von Erz und Steine, mir zittern die Gebeine?“ —

Ueber den Herbart werden Sie meine Meinung jetzt wissen.***) — Parerga soll eben nur heissen Nebenwerke: denn das sind sie. Griechischer Titel ist auch Kosmos, Prolegomena, Propädeutik u. s. f. †) Versteht sich, dass

*) Ich litt an den Augenlidern.

**) Es war das Schreiben eines Professors.

***) die in der Abhandlung über die Universitäts-Philosophie im ersten Bande der Parerga ausgesprochene, wonach Herbart zu den „Queerköpfen, die sich ihren Verstand verkehrt angezogen haben“, gehört. (Parerga I., S. 167.; S. 190. der 2. Aufl.)

†) Ich hatte Schopenhauern gegen den Griechischen Titel „Parerga“ Gegenvorstellungen gemacht, ihm vorschlagend, lieber einen deutschen Titel zu wählen, und einen Titel, der mehr besage, als „Nebenwerke.“

ich zunächst nur für Gelehrte schreibe: daher Griechische und Lateinische Citate. Der Gebildete mag sehn, was er davon loskriegen kann. Dessen wird genug seyn. Aber nur so weit bin ich populär, d. i. kondescendent.

Werde gern Ihre fernern Bemerkungen vernehmen. Ueber den halb-transscendenten Gott kommt weiterhin, im 2ten Bande, eine hochkomische Stelle.*) Ihre projektirte Komödie würde seyn wie vor 12 Jahren eine recht witzige war, ich denke sie hiess die Hegelingen, oder so, kam ein Branntweinhaus „zum konkreten Geist" darin vor, — sehr gut! Später hat Rosenkranz eine nicht sehr witzige gemacht: ich denke „das philosophische Vogelschiessen." — Dergleichen also muss sehr witzig und sehr treffend seyn, sonst ist's nichts. Messen Sie Ihre Kräfte wohl, ehe Sie schiessen.**)

Das Buch von Fichte wird die K. Bibliothek haben.***) Sie sollten suchen, durch einen Gönner, Eintritt ins Königl. Lesezimmer (hoffentlich bestehts noch) zu erhalten: da stehn alle neuen Bücher, welche die Bibliothek gekauft hat, frisch gebunden, 6 Wochen lang, und alle gelehrte Zeitschriften. Ich war meistens allein drin, nebst dem alten General Schlabberndorf. †)

Wer von mir nicht heruntergemacht seyn will, wird

---

*) S. Parerga, II., Cap. 5., §. 68.; 2. Aufl. §. 69.

**) Ich hatte ihm geschrieben, ich hätte Lust, die den immanenten mit dem transscendenten Gott zu vermitteln suchenden Philosophen, die er mit dem Weber Bottom im Johannisnachtstraum vergleicht (s. Parerga I., S. 178.; 2. Aufl. S. 201.) zum Stoff einer Komödie zu machen.

***) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich J. H. Fichtes „System der Ethik" erst flüchtig zur Ansicht gehabt, dass ich das theure Buch nicht kaufen wolle und daher warten müsse, bis ich es geliehen bekomme.

†) Schopenhauer meint das Journalzimmer der Königl. Bibliothek. Er wünschte meinen regelmässigen Besuch desselben deshalb, damit ich ihm aus den Novitäten der Litteratur vorkommenden Falls das über ihn Gedruckte mittheilen könnte, da es ihm in Frankfurt an einem solchen Institut gebrach. Wirklich hat er auch von mir aus dem Königl. Journalzimmer zahlreiche Mittheilungen erhalten.

von mir nicht kritisirt: dabei bleibts.*) Uebrigens ist Ihre kleine Recension über den Link recht gut, — nicht etwan bloss weil ich darin genannt bin.**) Dieser Link wird im 2ten Bande gehörig und derb abgestraft für hochschwere Sünden: — nun ist mir der Kerl gestorben!***)

Klagen Sie nicht über das instrikate Manuscript! weiterhin, bei der Geisterseherei, da kommts erst! Da ist bredouille! und doch lässt sich sehr wohl durchfinden, wenn man nur die Augen offen hält. Aber ich bitte Sie, dem Setzer etwas nachzuhelfen und zuzusehn, dass er nichts auslässt. Richtig und genau ist Alles und kein Versehn dabei. Aber sperr oculos! †)

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlergehn!

Arthur Schopenhauer.

14.

Frankfurt a. M., den 30. Aug. 1851.

Mein werther Freund.

Ich glaube wahrlich, dass ich Ihnen nicht geschrieben habe seit Ihrem Brief vom 17. April, der mir doch viel Vergnügen gemacht hat, zumal durch allerlei Historien

---

*) Ich hatte ihn um sein Urtheil über meine beiden Artikel „Ueber das Verhältniss der theoretischen zur praktischen Philosophie" (in der „Allgemeinen Monatsschrift für Litteratur, herausgegeben von Dr. L. Ross und Dr. G. Schwetschke", November- und Dezemberheft 1850) ersucht, und da dasselbe auf sich warten liess, so hatte ich ihm geschrieben, ich wünsche nicht, dass er wegen meiner früheren Rechtfertigung gegen seine Kritik (vergl. Brief 10.) mir seine fernere Belehrung entziehe.

**) In den Blättern für literarische Unterhaltung 1851. No. 52. war von mir eine Recension des Buches: „Die Philosophie der gesunden Vernunft von H. F. Link, Berlin, Nicolai 1850" erschienen, in welcher ich auf Schopenhauers Unterscheidung zwischen Verstand und Vernunft hingewiesen hatte.

***) Siehe Parerga II., §. 250.; 2. Aufl. §. 256.

†) Schopenhauers Manuscript der Parerga war wegen der vielen Ueberschreibungen und Einschiebsel, welche ihrerseits wieder Einschiebsel enthielten (vergl. oben S. 90. seinen Brief an den Setzer und Lindners Bemerkungen dazu S. 92.), mühsam zu lesen.

von E. und besonders F., wie auch sonst. Ihre Skrupel über meine Provideuztheorie werden wahrscheinlich durch das Ende in Etwas gelöst seyn.*) Beiläufig: wenn man Goethen anführt, soll man es nicht nach Band und Seitenzahl neuer Ausgaben thun, sondern das Werk nennen, nebst Buch und Kapitel: da hätte ich auch Ihr Citat nachsehn können.**) Uebrigens wünsche ich jetzt, da der erste Band meiner Parerga fertig ist, Ihre ganz unumwundene Meinung darüber zu vernehmen, ohne alle Beschönigung. Sie werden auch jetzt gesehen haben, dass es eben nur Parerga sind, wie die Vorrede aufrichtig besagt. Der Druck ist gut und Alles so ziemlich korrekt ausgefallen, operâ nostrâ.

Den Sommer über habe verschiedene kleine Kritiken von Ihnen in den Litterarischen Blättern gelesen, die in ihrer Art ganz gut waren und nichts dagegen zu erinnern. Auch ein Paar leichte Nachklänge aus den Korrekturbogen habe gespürt, von Englischen Pfaffen und Kopernik: Weltsystem. Hat nichts auf sich. Ich wollte, Sie setzten Ihren Namen darunter, statt 22, zumal in meinem 2ten Bande ein Donnerwetter gegen alle und jede Anonymität losgeht, welches Sie sich jedoch nicht zu Herzen nehmen sollen. Aber sehn Sie die schändlichen Tartüffiaden in den Göttinger Gelehrten Anzeigen: der Kerl verläumdet den grossen Voltaire, ein ander Mal Cotta's Erläuterungen

*) Als ich während der Correctur der Parerga die im ersten Bande derselben enthaltene „Transcendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen" las und ehe ich noch das Ende derselben kannte, schien mir gegen die darin von Schopenhauer behauptete planvolle Leitung im Schicksale des Einzelnen die Schwierigkeit sich zu erheben, dass alsdann auch die günstigen Umstände zur Ausführung eines Verbrechens, in die ein Verbrecher versetzt worden, jener planvollen Leitung zuzuschreiben seien, was beinahe teuflisch herauskomme. Diese Scrupel nun, meinte Schopenhauer, würden durch den Schluss seiner Abhandlung in Etwas gelöst sein.

**) Ich hatte ihm in Bezug auf „specielle Providenz" eine Stelle aus Goethes Werken, Band 32., S. 307—312. der Gesammtausgabe in 40 Bänden citirt. Diese Stelle befindet sich in Goethe's Recension des „deutschen Gilblas" unter „Ferneres über deutsche Literatur."

zum Kosmos (die ein Motto von mir haben*) und dgl. m. — Alles anonym. Die Münchner Gelehrten Anzeigen machen's nicht besser. Fallmerayer hat sich ein wahres Verdienst erworben, an der öffentlichen Ausprügelung des elenden Ringseis.

Apropos, bald nach E......'s biographischem Gesuch kam ein gleiches, in gedrucktem Cirkular, von dem Mayerschen Konversationslexikon aus Hildburghausen. Diesem habe eine etwas kürzere Notiz gesandt. Ist es doch als arbeiteten sie schon an meinem Nekrolog. Aber wartet ein bischen! —

Sie könnten mir jetzt einen persönlichen Gefallen thun, wenn Sie gelegentlich ein Mal anfragen wollten in den Bildhauer-Atteliers von Wichmann, Schadow, Rauch (so weit solche noch existiren) ob dieselben von der Hagemannschen Büste Kants den Kern noch haben und einen Gipsabguss derselben herstellen können, und was solcher kosten würde, hier geliefert und bei Empfang bezahlt. Ich möchte ihn auf mein Pult stellen. Ich habe die Büste noch in früheren Zeiten bei Schadow oder Wichmann gesehn. Ist's Ihnen aber zu beschwerlich oder sonst inkonvenabel, so lassen Sie es seyn.

Lassen Sie mich von Ihren Augen und sonstiger Gesundheit und übrigem Wohlergehn etwas vernehmen, indem gute Nachrichten der Art wahre Freude machen

Ihrem Freunde
Arthur Schopenhauer.

15.

Frankfurt a. M., den 26. Sept. 1851.

Das ist mir nicht lieb, mein werther Freund, dass Sie denken können, ich wäre im Stande, so ohne Anlass

*) In Bernhard Cotta's Briefen über Alexander v. Humboldt's Kosmos, Theil I., stehen über dem ersten Brief, welcher vom Naturgenuss handelt, folgende Worte Schopenhauers als Motto: „Je niedriger ein Mensch in intellektueller Hinsicht steht, desto weniger Räthselhaftes hat für ihn das Daseyn selbst: ihm scheint vielmehr sich Alles wie es ist, und dass es sei, von selbst zu verstehen."

mit Ihnen zu maulen:*) da kennen Sie mich schlecht. Sie stehn bei mir sehr hoch angeschrieben, als der eifrigste und thätigste Vorkämpfer meiner Philosophie, als der Metrodorus dieses Epikuros. Ich hoffe auch, dass Sie selbst noch einst Ehre davon einernten werden. Was hilft mir Dorguths guter Wille und der stumme Beifall Beckers und Doss's? — Also denken Sie nicht, dass ich mit Ihnen leicht maulen, oder gar brechen könnte.

Ihre Reflexionen über mein Buch sind wohl im Ganzen wahr: doch gehn sie eben nicht tief ein. Leider haben Sie augenscheinlich dabei bloss an die Aphorismen zur Lebensweisheit gedacht, und machen es, wie das Publikum, das auch immer nur vom Letzten und Neuesten weiss. Doch etwas zur Erwiderung. Da ich stets nur von Dem rede, was ich aus innerer und äusserer Erfahrung kenne, so mussten Aphorismen zur Lebensweisheit nothwendig viel Subjektives enthalten. — Das Zurückkommen auf das Genie und was daraus folgt ist mit Wissen und Vorbedacht geschehn. Ich bin nämlich der Erste, der das eigentliche Wesen des Genie's ergründet und deutlich erklärt hat. Die besten vor mir, namentlich Jean Paul in seiner Aesthetik, und Diderot du génie, sind auf der Oberfläche geblieben. Daher war es nöthig, dass ich nichts zurückbehielt von meinen Gedanken über den Gegenstand, auch wenn es bloss eadem sed aliter war, bloss neue Darstellung und Beleuchtung der Sache. Ich bin hier, wie in vielen Dingen, sehr viel tiefer der Sache auf den Grund gekommen, als die Andern. Wegen sonstiger Widerholungen sage ich mit Empedokles: *δις και τρις τα καλα.*

Dass die Kieler Ihren Aufsatz zurückgeschickt haben,**)

*) Sein langes Schweigen hatte mich besorgt gemacht, ich könnte mir durch irgend eine Bemerkung seinen Unwillen zugezogen haben.

**) Ein von 12 Kieler Professoren unterzeichnetes Circular, betreffend die Weiterführung der Schwetschke'schen Monatsschrift, hatte mich zu Beiträgen für diese aufgefordert. Ich schickte darauf einen Aufsatz zur Widerlegung des Theismus ein, erhielt jedoch denselben mit einem Briefe von Professor Harms zurück, worin gesagt war, ich hätte zwar die freie wissenschaftliche Tendenz der Monatsschrift richtig begriffen, meine Widerlegung des Theismus aber beweise zu viel, wäh-

wundere ich mich nicht; vielmehr nur, dass Sie ihn eingereicht haben, und gar mit solchem Titel! während Sie doch sehn, dass alle Professoren jetzt, auf höchsten Wink, wetteifern in der Gottseligkeit und Frömmigkeit: am schändlichsten die Göttinger Anzeigen, unter Aegide einer Akademie der Wissenschaften! — Aber wenn man es mit dem lieben Gott vor hat, soll man stets das suaviter in modo, fortirter in re vor Augen haben, also nicht solche Titel wählen. Das Zeug über die Sünde von Liebner ist elend: ein junger Mensch, der noch nicht schreiben kann. Den Harms kenne ich nicht, wird des alten Klaus Sohn seyn. Also „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen." Mit dieser Schwetschke'schen Monatsschrift, wie auch mit der deutschen Monatsschrift,*) ist es überhaupt nichts. Das sind müssige Betrachtungen von müssigen Leuten, über müssige Dinge angestellt. Ja, wenn das Leute wären, wie Die, welche weiland den Spectator schrieben! Aber lauter Sünder! Höchst widerwärtig und ekelhaft ist das Naturalisiren des höchst unwissenden und unfähigen C.; ebenfalls das Loben des elenden Ch. in den Brockhaus' litterar. Blättern. Auch diese sind nicht mehr was sie waren, steht viel elendes Zeug darin. Ein Herr No. 69. schreibt hübsch und gescheut. Eine solide und ehrliche Litteraturzeitung thäte Noth.

Das litterarische Central-Blatt ist gar nicht übel und sollte auf das 6fache ausgedehnt werden.

Mit vielem Danke schicke ich Ihnen inliegend das Blatt aus der „Gegenwart" zurück.**) Nicht was der Lump über mich, sondern was er über Kant sagt, ärgert

---

rend die Theisten bisher zu wenig bewiesen hätten. — Während mein antitheistischer Artikel zurückgewiesen wurde, erhielt dagegen ein theologischer von Professor Liebner über die Sünde Aufnahme in der erwähnten Monatsschrift.

*) Schopenhauer meint hier das Prutz'sche Museum, wenn ich nicht irre.

**) In Brockhaus' „Die Gegenwart" war ein Artikel „Ueber die deutsche Philosophie seit Hegels Tode" erschienen, aus welchem ich ihm die ihn betreffende Stelle zugeschickt hatte.

mich: also dessen Philosophie lebte nur noch bei einigen Landpastoren und Schulmeistern: die Hegelsche Weisheit wäre das Licht der Welt! — Freche Buben! Wer er sei kann ich nur so weit sagen, dass er höchst wahrscheinlich derselbe ist, der einst in den Halleschen Jahrbüchern die saubere Recension über mich*) geliefert hat; — und zwar deshalb, weil, hier wie dort, er sich ereifert darüber, dass ich gesagt habe, meine Philosophie sei ein Theben mit 100 Thoren: das kann er nicht verdauen; obwohl es ein ganz unverfängliches Gleichniss ist, auszudrücken, dass man das Studium meiner Philosophie von jedem Ende derselben anfangen könne, — daher es, ausser ihm, keinen Menschen schokirt hat. Von diesem Menschen nun ist nur so viel ausgemacht, dass er ein Hiesiger ist, weil Anspielungen auf meinen Pudel darin vorkommen. Dr. Emden wirft seinen Verdacht bald auf Diesen, bald auf Jenen, fest überzeugt, es sei ein Hiesiger. Da haben Sie die saubern Früchte der Anonymität.

Mir wird gemeldet, dass über mich geredet werde in 2 neuen Büchern: 1. Deutschlands Denker (Dessau). 2. Buch der Weltweisheit (Leipzig). — Kommt mir vorgestern im Englischen Hof ein Dr. Oelsner-Monmerqué, cidevant rédacteur au Ministère des Affaires Etrangères de l'Empire d'Allemagne, d. i. des Erzherzog Johann ohne Land, und verlangt das Verzeichniss meiner Schriften. Nämlich in Paris war der seelige Laromiglière, Professor, und jetzt sein Schüler, ein Herr du Chèvrier oder so, u. A., sind eine Gegnerschaft des Cousin. Sie haben obigen Dr. beauftragt, ein Exposé des Neuesten in deutscher Philosophie zu liefern. Dazu also will er mich studiren; wahrscheinlich wird sein Exposé im Journal de Débats erscheinen. Habe sogleich ihm das Verzeichniss aufgeschrieben. Das wird schönes Zeug werden! Nur zu! mir ist's Recht. Er kann Deutsch und Französisch, Beides gleich vollkom-

*) Ueber „die beiden Grundprobleme der Ethik" war in den Halleschen Jahrbüchern eine feindselige anonyme Recension erschienen.

men, wie ich mich überzeugt habe. Sein Vater schrieb 1809 Histoire de Mahomet.

Ich danke Ihnen fratrique für Bemühung wegen Kants Büste: ich bitte demnach solche für mich bei Rauch zu bestellen. 5 Thaler ist sehr viel für eine Gipsbüste: jedoch es sei: nur bedingen Sie aus, dass sie mir dafür hier in Frankfurt heil und unversehrt geliefert werden muss und ich nicht noch Fracht und Emballage zu zahlen kriege. Bei richtigem Befund werde 5 Thaler an Ordre sogleich bezahlen. Ermahnen Sie ihn, solche recht sorgfältig (darauf kommt viel an) zu machen, indem es für den wahren und ächten Thronfolger Kants sei: — wenn es dadurch auch einige Tage länger dauert. Meine Adresse ist Schöne Aussicht No. 17 neu. Die Revolution hat neue Hausnummern gemacht: das Einzige von ihr, was zu bleiben verdient. — Wie er herabschauen wird auf mich, oben vom Pult! —

Das Monument Friedrichs des Grossen kenne längst aus dem Kupferstich,*) kann aber danach bloss von der Komposition urtheilen: also: Von Kant hat der König wenig oder gar nichts gewusst. Von Lessing erzählte mir unlängst Dr. Passavant, der meines Alters ist, ihm habe in seiner Jugend Lessings Schwester erzählt, Lessing habe einst eine Audienz beim König gehabt, von der zurückkommend er so desperat gewesen sei, dass er sich die Perücke abgerissen und sie wüthend zur Erde geworfen habe. Hingegen ist es skandalös und empörend, dass des Königs wahrer Freund und Geistesbruder fehlt, der grosse, herrliche, unsterbliche Voltaire.**) Dass er mit dem König sich überworfen hatte, ist keine Entschuldigung: denn das hat den König nicht abgehalten, bei seinem Tode 1776 selbst sein éloge abzufassen und als Akademiker es in der berlinischen Akademie selbst vorzulesen. Auch Moses Mendelssohn sollte darauf stehn: der König liess ihn öfter

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass auf dem Friedrichs-Denkmal in Berlin auch Kant und Lessing ständen.

**) Voltaire fehlt auf dem Friedrichs-Denkmal zu Berlin.

kommen, sich mit ihm zu unterhalten. Aber sie haben's gemacht, wie der Pommersche Lieutenant, der den Mendelssohn nicht in die Oper liess. Gehen Sie um Mitternacht hin zum „Mann von Erz und Stein" und fragen Sie ihn, wer seinem Freunde keine Stelle gegönnt hat und Schuld ist an dem kolossalen Abderitenstreich? — Da nickt er mit dem Kopfe, und eine dumpfe, hohle Stimme spricht: „die Schäker." —

Die vielen populären Geschichten der Philosophie, z. B. auch die zwei oben erwähnten, (4 oder 5 sind dies Jahr erschienen, wozu Erdmanns kommt) welche jetzt fabrizirt und, trotz der Schwierigkeit des Verlags, gedruckt worden, sind eine Folge der Gesunkenheit des Glaubens: man wendet sich zu den Philosophen.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr Wohlseyn und Wohlergehn Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

16.

Frankfurt a. M., den 10. Oktbr. 1851.

Mein werther Freund!

Ich danke Ihnen, für Ihre Bemühungen in der Kantischen Angelegenheit, und muss wohl in den sauern Apfel beissen, da ich mir's ein Mal in den Kopf gesetzt habe, und eben die Gelegenheit da ist.*) Also bestellen Sie nur die Büste, und ich will Porto und die Kiste auch noch bezahlen: können Sie etwas abdingen, so wäre mir's lieb: jedenfalls aber machen Sie bestimmt aus, dass die Büste auf Rauchs Gefahr geht, d. h. dass ich sie nur dann bezahle, wann ich sie heil und ganz vor mir sehe: denn für zerbrochene Scherben gebe ich nichts. Auch sollen die Leute sich Zeit lassen, den Abguss sorgfältig zu machen und trocknen zu lassen: darauf kommt sehr viel an: zwi-

*) Für die Kant'sche Büste aus Rauchs Attelier sollte er ausser dem Preise von 5 Thalern noch die Verpackungs- und Transportkosten zahlen.

schen Abguss und Abguss ist ein enormer Unterschied: daher werden die Abgüsse von Mengs in Dresden so hoch gehalten. Werde bezahlen an wen die Rauch mich hier anweisen, statim: will aber die Kiste selbst eröffnen: damit nicht hier etwas geleimt sei.

Die beiden in meinem letzten Brief erwähnten populären Geschichten der Philosophie habe gesehn und gelesen was mich betrifft. Sie reden beide günstig von mir, aber kurz, während sie lange Berichte über all das Lumpenzeug abstatten — ex more. Am besten komme ich weg in dem „Buch der Weltweisheit“, 2 Bände 1851, — als welches an seinem Schluss darlegt, es fange jetzt eine neue Periode der Philosophie an, die nicht, wie die bisherige seit Kant, vom „Bewusstseyn“ (Intellekt), sondern vom Willen ausgehe, und der Koryphäe und Urheber sei ich. Ganz gut. Wie angenehm, so im 64sten Jahre als neugeborenes Kind der Welt angezeigt zu werden! Merkwürdig ist folgende Stelle, über die ich von Ihnen Auskunft hoffe: „Arthur Schopenhauer, dem sich Voigtländer und Frauenstädt als Verkündiger seiner Lehre, und Reiff und Plank als Begründer eines neuen Ideal-Realismus aus dem Prinzip des Willens anschliessen u. s. w.“ — Wer, frage ich Sie, wer in aller Welt ist dieser Voigtländer, von dem ich meine Tage nicht gehört oder gelesen habe??? Wenn Sie irgend etwas von ihm wissen, oder in Erfahrung bringen können, wo und was er über mich geschrieben hat, bitte ich es mir, wenn nicht telegraphisch, doch mit reitender Post quam primum kund zu thun. Hätte ich einen Ihnen zu vergleichenden, ja, vorzusetzenden aktiven Apostel, ohne von ihm zu wissen? — Ach, ich fürchte, es waltet dabei irgend ein grober Irrthum ob. Aber, schaffen Sie mir Aufklärung.*) Ueber-

*) Die citirte Stelle, die ausser mir noch Voigtländer als „Verkündiger der Schopenhauerschen Lehre“ nennt, findet sich in dem bei Gebrüder Katz in Dessau anonym erschienenen Buche: „Deutschlands Denker seit Kant. Die Lehren und Geistesthaten der bedeutendsten deutschen Denker in neuerer Zeit. In gemeinfasslicher Darstellung für Lehrer, Lernende und gebildete Leser.“ Der Verfasser dieses Buches

haupt müssen Sie Alles lesen, was über mich geschrieben wird: das ist nöthig.

Besagte obige Kerlchen *) ermangeln auch nicht, biographische Notizen über mich zu geben, so gut sie können, z. B. was meine Mutter für eine geborene gewesen. — Bei den Uebrigen thun Sie das nicht, ausser bei Kant

---

soll Ludwig Noack sein. Wie dieser aber dazu gekommen, Voigtländer einen Verkündiger der Schopenhauerschen Lehre zu nennen, weiss ich nicht. Was ich von Voigtländer gelesen, ist antischopenhauerisch. In dem 1815 bei Springer in Berlin erschienenen Buche: „Eine Untersuchung über die Natur des menschlichen Wissens mit Berücksichtigung des Verhältnisses der Philosophie zur Empirie von J. A. Chr. Voigtländer" wird zwar Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" citirt, aber im gegnerischen Sinne. Voigtländer tadelt Schopenhauer, dass er gesagt, Alles lasse sich aus Raum und Zeit wegdenken, nur diese selbst nicht. Schopenhauer nehme also an, dass Zeit und Raum auch wären ohne die Materie, das hiesse aber einen reinen Wechsel annehmen, ohne ein Wechselndes, und ein reines Beharren ohne ein Beharrendes. „Aber, fährt Voigtländer fort, Schopenhauer philosophirt nun einmal oberflächlich." Voigtländer sagt von Schopenhauers Philosophie, sie sei dem Inhalt nach Pantheismus, aber in der Form „Satanismus." Und dieser Voigtländer soll ein Verkündiger der Schopenhauerschen Lehre sein? Derselbe J. A. Chr. Voigtländer war 1849 Mitarbeiter der damals von Dr. Ludwig Noack herausgegebenen „freien allgemeinen Kirchenzeitung, Organ für die demokratische Entwicklung des religiös-kirchlichen Gedankens und Lebens in Deutschland." Aber auch da habe ich in den Voigtländerschen Artikeln nichts Schopenhauer'sches gefunden. Der Schluss eines daselbst (in No. 8., Januar 1849) von Voigtländer erschienenen Artikels über „die Revolution und den Atheismus" lautet: „Der Atheismus hat übrigens noch eine höhere Bedeutung; er ist ein Moment in dem Leben Gottes selbst. Dies wird sogar, wenn auch nicht mit klarem Bewusstseyn, von den orthodoxesten Theologen anerkannt, indem sie sagen, Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen. Sie meinen damit nicht, dass er sich selbst, sondern dass er ein Anderes, d. i. einen Nichtgott, geschaffen, d. i. dass er von sich abstrahirt, sich selbst negirt habe, gegen sich ein Atheist gewesen sei." — Ist das etwa schopenhauerisch? Schopenhauer dürfte also in obigem Briefe Recht haben, dass hier ein „grober Irrthum" obwalte. Ich theilte ihm damals das hier über Voigtländer Gesagte mit, und er nimmt im folgenden Briefe Bezug darauf.

*) Die Verfasser der beiden populären Geschichten der Philosophie: „Deutschlands Denker" und „Buch der Weltweisheit."

und Jakobi. — Ist gekommen, mich zwei Stunden zu ennüyren, ein Lieutenant und Dr. v. Br., der ein Philosophicum in die Welt setzen will, mit Titel „Panmonotheismus“, — der Gute hat weder Kant, noch mich gelesen.

In den Münchner Gelehrten Anzeigen steht eine lange lobsingende Recension der Ethik des Chalybaei: in allen Journalen wird also das Produkt dieses Sünders verherrlicht und gepriesen. Nun halten Sie dagegen, dass meine Ethik in keiner einzigen der vielen damals florirenden Litteraturzeitungen angezeigt worden, ausgenommen in dem Leipziger Repertorium (das nichts unerwähnt lassen darf), daselbst aber kurz und in der hämischen Intention es, als ein unbedeutendes Produkt, der Vernachlässigung zu empfehlen. Und ich sollte nicht von coquins méprisables reden? — Aber, quos ego, meine Abhandlung über die Universitätsphilosophie kommt schon aus dem Backofen. Die verdienen's!

Wenn der Druck meines zweiten Bandes vollendet ist, bitte ich Sie, den Hayn zu ermahnen, dass er mir meine 9 Velinexemplare (das 10te haben Sie) alsbald und sogleich hieher sendet, damit ich sie verschenken kann. Mit den herzlichsten Wünschen

Arthur Schopenhauer.

17.

Frankfurt a. M., den 30. Oct. 1851.

Mein werther Freund.

Der Kant steht auf meinem Pult, ganz und heil, zugleich auch als bleibendes Audenken an Ihre Gefälligkeit. Allerdings hält es schwer, ihm seine geistige Grösse anzusehn. Aber es ist im 70sten Jahre gemacht. Ich habe doch meine Freude daran. Einen Daguerrotyp kann ich Ihnen nicht abschlagen.*) Sie haben ihn reichlich an mir

*) Ich hatte in Schopenhauers Zimmer 4 ihn darstellende Daguerrotypen gesehen, von denen ich ihn um eines ersucht.

verdient; werde also nächstens dazuthun. Von den 4, die Sie kennen, ist der beste fort: ich habe ihn der Mad. Mertens-Schaaffhausen in Bonn geben müssen, als welcher ich sehr grosse Verbindlichkeiten habe. Sie wird ihre beträchtlichen Antiquitäten- und Kunstsammlungen öffentlichen Anstalten der Art vermachen; so dass mein Bild jedenfalls an einen würdigen Ort kommt und nicht Philistern und Ignoranten in die Hände fällt. Dafür bitte ich Sie, hinsichtlich des Ihnen zu sendenden, auch zu sorgen. Ich liesse gern ½ Dutzend machen: allein der jetzige hiesige Daguerrotypeur ist ein so unerträglicher, unbeschreiblich widerwärtiger Klotz und Pflegel, dass schon seine Gegenwart mir ein verdriessliches Gesicht aufsetzt. Vorletzten Sommer sass ich bei ihm bereits vor der Maschine: er benahm sich aber so, dass ich plötzlich aufsprang, Hut und Stock ergriff und zur Thür hinaus. Er ist der Einzige hier, der gute Maschinen hat. Es ärgert mich, dass dem so ist. Da hab ich von Andern 2 grosse Photographen machen lassen: sie sind sorgfältig ausgemalt, aber schändliche Karikaturen. Sonderbar, als ich das Eine, als es neu war, aufmerksam betrachtete, fiel mir ein, ich sähe darauf aus, wie Talleyrand, den ich 1808 oft und bequem gesehn. Wenige Tage darauf sitz ich bei Tische neben einem alten Engländer: nach einiger Konversation und Vertraulichkeit sagt er: „Sir, soll ich Ihnen sagen, wem Sie ähnlich sehn? dem Talleyrand, den ich in jungen Jahren oft gesehn und gesprochen habe." — Kurios ist's, aber buchstäblich wahr. — Diese Fratzen mag ich Ihnen nicht schicken: also sollen Sie das mit dem der Mad. Mertens gleichzeitig gemachte haben: ich sehe darauf indignabundus aus, als stände ich eben von der Abhandlung über die Universitätsphilosophie auf. Halten Sie es in Ehren: denn jedenfalls werde ich nicht wieder so jung daguerrotypirt. Wenn der Himmel uns doch einen Französischen Daguerrotypeur zuführte! Mit den Deutschen ist's nichts, den klotzigen Eseln.

Das Produkt des Voigtländer hatte ich in der Buchhandlung ausgekundschaftet und bestellt, ehe Ihr Brief

kam. Noch habe ich es nicht, aber leider ist's verschrieben. Wenn Das ein Apostel ist, so ist er der Judas. Ich erinnere mich, nach Ihren Anführungen daraus, es, als es erschienen war, zur Ansicht gehabt und durchblättert zu haben: er greift den Satz, dass alle Dinge, aber nie der Raum sich wegdenken lässt, als neu und falsch an: er steht aber mehrmals in der Kritik der reinen Vernunft und ist eine Wahrheit a priori, also Eine, die nur ein Blödsinniger leugnen kann. Weiter hatte ich in dem Buche nichts gelesen. — In den Heidelberger Jahrbüchern, November und Dezember 1850, belehrt uns Herr Reichlin Meldegg, p. 907, der Raum sei das „blosse Verhältniss der Dinge zu einander." Dabei polemisirt er nicht etwan gegen Kant, ignorirt ihn aber auch nicht: nein, er ist ganz ehrlich ein Ignorant, der das A.B.C. der Kantischen Philosophie nicht kennt. Solche Bursche leben von der Philosophie! Ich sollte Herzog in Baden seyn! — Wenn nun ein fleissiger, im Kant belesener Student diesem Herrn Professor unter's Kinn griffe und sagte: „Guter Junge, da müsste ja, wenn man die Dinge wegnimmt, auch der Raum verschwinden." — ! So aber ist das ganze Pack, vom Ersten bis zum Letzten. Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalisiren, wie ein Schusterjunge: – aber von dem Gewerbe fressen, saufen und dann kannegiessern gehn. — An derselben Stelle polemisirt besagter Mensch gegen den von Oersted ausgesprochenen Satz, „dass Körper krafterfüllte Räume sind", als gegen etwas Neues, und weiss gar nichts davon, dass das ein bekannter Kantischer Satz ist, den Kant leider von Priestley gestohlen hat, wie ich nachgewiesen. Er macht's also mit Oersted, wie Voigtländer mit mir. — Und so hat dies ganze Kathedergesindel die Philosophie um 70 Jahre zurückgebracht, indem es Kants grosse Entdeckungen allmälig obliterirte und vergessen machte, um plump zu naturalisiren, als hätte es nie einen Kant gegeben: das macht, aus seiner Philosophie gieng kein lieber Gott hervor.

Ihre Ausstellungen an meinem 2ten Bande betreffend

sage ich in der Kürze 1) zu p. 234.*) Ihnen, sagen Sie, sei „erkenntnisslos“ identisch mit „bewusstlos.“ — Eben darum heisst es an besagter Stelle im Wesentlichen: „obgleich wir (Sie mit), einen nicht bewusstlosen Zustand uns nicht anders vorstellen können, als dass er ein erkennender sei; so mag, ausserhalb der Erscheinung, also in der Welt der Dinge an sich, sich dies doch anders verhalten und es einen Zustand geben, der ohne ein erkennender (und also in Subjekt und Objekt gespaltener) zu seyn, doch nicht bewusstlos wäre.“ Dies ist die Paraphrase der angegriffenen Stelle. Es heisst daselbst „so mag“: also ist der ganze Satz ein problematischer. Dies muss er seyn, weil der ganze Gegenstand transscendent ist.

2) Zunächst ist Ihnen zu bemerken, dass der Philalethes nicht Ich bin:**) im spätern langen Gespräch***) stecke ich so gut im Demopheles, als Philalethes. Hier muss dieser sich mit dem Thrasymachos herumschlagen,

---

*) Schopenhauer hatte S. 234. des 2ten Bandes der ersten Auflage der Parerga gesagt: „Wenn wir nun, durch den Tod, den Intellekt einbüssen; so werden wir dadurch nur in den erkenntnisslosen Urzustand versetzt, der aber deshalb nicht ein schlechthin bewusstloser, vielmehr ein über jene Form erhabener seyn wird.“ Hiegegen hatte ich Schopenhauern geschrieben, dass ich mir von einem erkenntnisslosen Zustand, der doch kein bewusstloser sei, keine Vorstellung machen könne; mir sei erkenntnisslos identisch mit bewusstlos.

**) Betreffend den Philalethes im Gespräche mit Thrasymachos (Parerga II., §. 141. der ersten Auflage) hatte ich an Schopenhauer geschrieben: Ihr Philalethes spricht höchst wegwerfend von der Individualität, erklärt sie für nichtig und leitet den individuellen Lebenswillen, der da ruft: „Ich, ich will daseyn“, aus der Befangenheit des Individuums ab. Andererseits aber sagen Sie in dem Capitel „zur Ethik“ §. 116., dass die Individualität nicht allein auf dem principio individuationis beruhe und daher nicht durch und durch blosse Erscheinung sei; sondern dass sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen, wurzele: denn sein Charakter selbst sei individuell. Dadurch entsteht der Widerspruch, dass das Individuum Erscheinung und als solche vergänglich, und doch wiederum nicht blosse Erscheinung, sondern Ding an sich und als solches ewig ist. — Ich hatte Schopenhauer um Lösung dieses Widerspruches ersucht.

***) In dem Gespräche über Religion, Parerga II., Cap. 15.

wie er kann: auch ist das Ganze eine Art Schwank. Uebrigens werden Sie was er sagt auch mit meiner Philosophie in Uebereinstimmung finden, wenn Sie nachsehn wollen „Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. 1., p. 318. und Bd. 2., p. 501. fg.; wie auch p. 635. die Frage, wie tief die Wurzeln der Individualität gehn, unter den unlösbaren angeführt wird:*) von ihrer Lösung aber hängt ab, wie weit das Individuum blosse Erscheinung, und wie weit es ewig sei: Da kann denn, zumal in einer Kontroverse, die eine oder die andere Seite ein Mal näher an's Auge treten.

3) Man muss unterscheiden „sich langweilen“ und „von Andern gelangweilt werden.“**) — Dem Letzteren sind die Geistreichen sehr leicht ausgesetzt, indem Gespräche oder Spiele, die den Uebrigen genügen, ihnen tödtlich langweilig sind: sie werden also leicht gelangweilt: hingegen sich selber überlassen kennen sie keine Langeweile. Umgekehrt steht es mit den Gewöhnlichen, die bloss in ihrer eigenen Gesellschaft sich langweilen: daher untergraben sie lieber ihre Gesundheit, als dass sie allein spatzieren gingen (was hingegen die Geistreichen sehr gern thun). Chamfort erzählt, dass von Blanchard, dem ersten Luftschiffer, der aber ein Simplex war, ein Mann von Geist sagte: „avec cet esprit là il doit bien s'ennuyer là-haut.“

*) Die hier nach der zweiten Auflage citirten Stellen befinden sich in der dritten Auflage Bd. I., 333. und Bd. II., 568., 734.

**) Schopenhauer hatte (Parerga I., S. 314. der ersten Aufl.) Geistesstumpfheit für die Quelle der innern Leerheit und diese für die wahre Quelle der Langeweile erklärt. Hiegegen hatte ich eingewendet, dass im Gegentheil der Geistesstumpfe weniger der Langeweile ausgesetzt sei, als der Geistesregsame, wie die Erfahrung lehre. Hiebei hatte ich mich auch auf einen Ausspruch von Marcus Herz berufen, welcher in seinem „Versuch über den Schwindel“ sagt, die Wilden, die rohen, uncultivirten Menschen seien wegen ihrer Geistesstumpfheit nicht so, wie der Gebildete, der Langeweile ausgesetzt. Um sich zu langweilen, dazu, schrieb ich ferner, gehört Bedürfniss nach geistiger Anregung; dieses Bedürfniss hat der Geistesstumpfe aber nicht. Ihn amüsirt daher fades Spiel oder Geschwätz, wobei der Geistreiche sich langweilt. — Hierauf bezieht sich obige Erwiderung Schopenhauers.

Den ersten Theil Ihres Aufsatzes über Feuerbach *) habe gelesen und danke für ehrenvolle Erwähnung. Auf der ersten Seite hat Ihr Vortrag und Stil mich sehr an J. G. Fichte erinnert, und möchte ich fast vermuthen, dass Sie zu der Zeit Fichtesche Schriften gelesen haben. Dass dem Theismus zu Leibe gegangen wird, ist mir schon Recht: ich wollte aber doch, dass Sie das suaviter in modo etwas mehr beachtet hätten: man muss keinen Anstoss geben: das effarouchirt die Leute: man kann doch Alles sagen. Die von Ihnen aufgestellten Sätze finde ich zu unbedingt ausgesprochen: die meisten sind nur unter Einschränkungen wahr. Wenn man mehr sagt, als genau wahr ist, schadet man seinem Kredit beim Leser.

Seit 11 Tagen bin ich ohne Korrekturbogen, nachdem dicht vorher binnen 2 Tagen 4 gekommen waren! — Nun, wir sind dem Ende nahe. Vieles darin wird Manchen verdriessen. Ich wollte, Sie schrieben mir, was Sie darüber vernehmen werden. — Es ist ein Fehler von Ihnen gewesen, dass Sie damals, in dem Aufsatz über mich,**) nicht des Dorguth in wenigen Zeilen verdiente Erwähnung gethan. Zu einem eigenen Artikel ist er wirklich nicht interessant genug. Ich habe damals es gleich getadelt. Jetzt ärgert sich der gute alte Mann. Errare humanum est.

Leben Sie gesund und vergnügt!

Arthur Schopenhauer.

Frankfurt a. M., d. 10. November 1851.

Hier bin ich, mein werther Freund, und bitte mir von meiner wohl und heil erfolgten Ankunft Nachricht zu geben.***) Arthur Schopenhauer.

---

*) In den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1851, No. 121 ff. erschienen von mir drei Artikel: „Ueber Theismus und Atheismus vom theoretischen und praktischen Standpunkte, veranlasst durch L. Feuerbach's Vorlesungen über das Wesen der Religion."

**) In den „Stimmen über Arthur Schopenhauer" in den Blättern für literarische Unterhaltung 1849, No. 277.

***) Mit diesen Zeilen begleitete Schopenhauer sein mir zugesendetes Daguerrotyp.

18.

Frankfurt a. M., den 28. Nov. 1851.

Mein werther Freund.

Ihr Brief hat mich sehr amüsirt, ist aber darauf nicht viel zu antworten. — Meine Exemplare*) sind eingetroffen. Sie sind beim Buchbinder; erhalten welche Dorguth, Becker, Dr. Mayer in Mainz, Emden, die Drontheimer Akademie,**) v. Doss.

Denken Sie, dass wenn mir über die Richtigkeit der Goethe'schen Farbenlehre der leiseste Zweifel bliebe, ich, dem seeligen alten Herrn zu Liebe, meine litterarische Ehre aufs Spiel setzen würde? — Dr. Clemens***) ist's, über den ich Ihnen, vorm Ober Main Thor, die Sie sehr belustigende Anekdote erzählte, dass Einer gesagt hatte, der Patient sei am delirium Clemens (tremens) gestorben.

Dr. Oelsner†) ist ein Windbeutel, jetzt will er eine petite annonce meiner Parerga machen, und 6 Monat später sein exposé! Alles Wind, Faulheit, Nichts ernstlich Treiben. Doch habe ich ihn aufgefordert, Goethes Farbenlehre zu übersetzen. —

Habe den zweiten Theil Ihrer Feuerbach'schen Kritik gelesen. — Was für rohes, brutales Zeug der Mensch in die Welt schreibt! Der plumpeste, bornirteste Materialismus. Aber dazu wird er mit seinen Sophismen und verbosem Gewäsch keine Proselyten machen. Alles Früchte der Hegelei.

Die Auferstehung der Litteraturzeitungen scheint anzuheben, da im Januar wieder Menzels Litteraturblatt erscheinen wird.

---

*) Die Freiexemplare der Parerga.

**) welche Schopenhauers Preisabhandlung über die Freiheit des menschlichen Willens gekrönt hat.

***) Ich hatte ihn gefragt, ob er den Dr. Clemens in Frankfurt a. M. kenne, der über „Goethe als Naturforscher" im Cotta'schen Morgenblatt geschrieben und der auch der Goethe'schen Farbenlehre sich annähert.

†) Siehe den 15ten Brief.

Muss schliessen. Geben Sie doch bald, bei erst welchem geringen Anlass, Nachricht von sich

Ihrem Freunde
Arthur Schopenhauer.

19

Frankfurt a. M., den 2. Jan. 1852.

Mein alter Treufreund.

Hinsichtlich Ihrer Abneigung nach Corvey*) möchte ich Ihnen Alles wiederholen, was ich Ihnen 1847 sagte, als Sie das Postbillet genommen hatten. Sagen Sie Ihrem Dämonio, es solle das Maul halten und die Vernunft reden lassen. Eine Sinekurstelle, mit 1000 Thal., Wohnung und Holz ist für einen Gelehrten, wenn er nicht etwan, wie ich, ein geborener Freiherr ist, das glücklichste Loos auf Erden: da ist Musse, Ruhe, Freiheit: da lässt sich etwas Rechtes machen. Sie fesselt wohl gar das miserable Berlin, das mir stets ein verhasster Aufenthalt gewesen ist. Wenn Sie noch nicht so weit sind, einzustimmen in den Chorus der Weisen beata solitudo, sola beatitudo, nun so können Sie dort heirathen und da werden Sie bald Gesellschaft kriegen, mehr als genug. In summa: wenn Sie irgend noch Hoffnung haben, beim Herzog, und thun nicht alles Ersinnliche, sie zu realisiren, so begehn Sie eine Thorheit, die Sie bereuen werden, wenn hoc et te manet, ut pueros elementa docentem occupet extremis in vicis balba senectus. — Dixi et animam salvavi. —

Mein Elend macht jetzt ein Druckfehler, ein verfänglicher, den nur die Gescheutesten als solchen erkennen, die Uebrigen aber als Unsinn herunterfressen werden. Er steht Bd. 1., p. 393., Z. 9. v. o.,**) da steht „Ruhm“ statt „Reichthum!“ hoc me male habet. Deshalb antworte ich

*) Ich hatte ihm auf seine Mahnungen, mir die Stelle als Bibliothekar in Corvey nicht entgehen zu lassen, geschrieben, dass mein Dämonion mir davon abrathe, nach Corvey zu gehen.

**) In der ersten Auflage der Parerga.

ihnen so prompt. Nämlich, könnten Sie nicht Ihrer schon abgesandten Recension *) ein Inserendum nachschicken, mit 2 Zeilen, die den Druckfehler rügen? Nur dürfte es schlechterdings nicht scheinen, dass die Verbesserung von mir ausgegangen; weil sonst ein niederträchtiges Publikum gleich annimmt, die ganze Recension stände unter meinem Einfluss.

Ueber den allerdings bedenklichen §. 173. verweise ich Sie auf mein Hauptwerk Bd. 1., p. 174. und 430.**) — Die mythische Auflösung betreffend, dürfen Sie nur sich erinnern an die Lehre unserer allerheiligsten Religion, dass der Siegreich-Vollendete hat alle Thiergestalten durchwandern und durchleben müssen und dann noch 500 menschliche Lebensläufe (die er uns in den Jutekas, davon Dsang-Lün ein Theil, offenbart hat) bis er endlich als wahrer und vollendeter Buddha geboren wurde von der Königin Maya, und aus Mutterleibe kommend, gleich 7 Schritt that und jubelnd ausrief: „Dies ist meine letzte Geburt!" —

Dr. Lindner schickt mir sein Schriftchen: „Meyerbeers Prophet als Kunstwerk" und erzählt mir, er sei philosophischer Docent in Breslau gewesen, aber wegen seiner Unchristlichkeit deshabilitirt worden, habe sich jetzt der Kantischen Philosophie zugewendet und durch die Parerga

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich an die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung eine Recension der Parerga gesendet.

**) Schopenhauer hatte im §. 173. der ersten Auflage der Parerga, wo er von der schwierigen Rechtfertigung des Leidens der Thiere, als welche der durch die Besonnenheit bedingten Freiheit zur Erlösung ermangeln, spricht, darauf zurückgewiesen, dass die Fähigkeit zum Leiden im Thiere sehr viel geringer sei, als im Menschen, und hatte dann hinzugefügt: „Was nun aber darüber hinaus sich noch beibringen liesse würde hypothetisch, ja sogar mythisch ausfallen, mag also der eigenen Spekulation des Lesers überlassen bleiben." — Ich hatte ihn deshalb um Näheres über seine „hypothetische und mythische" Lösung des Problems ersucht, und er verwies mich auf obige zwei Stellen der 2ten Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, welche in der 3ten Aufl. Bd. I., 183. und 449 fg. zu finden sind. — Der erwähnte §. 173. der Parerga bildet in der 2ten Aufl. den §. 174. und enthält daselbst die erste der beiden citirten Stellen (Welt als Wille und Vorstellung 3te Aufl. I., 183.) als Zusatz.

sei ich ihm, gerade zu rechter Zeit, bekannt geworden, wolle jetzt meine Philosophie studieren, und solle ich ihm sagen, in welcher Reihenfolge er meine Werke zu lesen habe, auch nöthigenfalls ihm späterhin Aufklärung geben. Letzteres werde ablehnen und ihn an Sie verweisen.

Ihr letzter Artikel über Feuerbach*) ist recht gut, nur etwas breit: ist im Sinn meines Demopheles, und sind allerdings die Korrekturbogen etwas zu spüren: thut nichts.**)

Neulich kam ein Student aus Giessen, der eben nur zum Theil die Parerga gelesen, mich zu besehn; war ein Grossneffe der Lotte Werthers. — Man sieht, es wirkt doch. Aber das verdammte Volk liest stets nur das Neue.

Erdmanns psychologische Briefe habe durchblättert, fades, dummes Zeug. Der Edle hat, vor'm Jahr, in einer seiner, nachher gedruckten Philister-Vorlesungen, über Lachen und Weinen, meine Theorie des Weinens vorgetragen, ohne mich zu nennen. Federchen ausrupfen. Wollen Sie zu Allem und Jedem, was ich den Philosophie-Professoren vorwerfe, ein schönes kompletes Exempel, lesen Sie „der Encyklopädie der Philosophie zweiten, ethischen Theil", von Professor Fischer in Erlangen! — Desgleichen Sengler's „Die Uedäh Gottes."***) — Beides ganz neu. Die L.......... bringen sich immer tiefer herunter, und meine „Universitätsphilosophie" giebt ihnen den Gnadenstoss.

Dorguth ist ebenfalls lebhaft angeregt durch „Absichtlichkeit im Schicksale",†) schreibt, mir würden die Haare zu Berge stehn, wenn ich seine Lebensgeschichte hörte. — Ihre Anekdötchen amüsiren mich. Der Jagemann, ge-

*) Vergl. den 17ten Brief.

**) Schopenhauer meinte Nachklänge aus seinem Gespräch über Religion im 2ten Bande der Parerga, von der Correctur her, in meinem Artikel zu finden.

***) Schopenhauer sprach und schrieb spöttisch, statt Idee, — Uedäh.

†) Durch die „Transcendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen", im 1sten Bande der Parerga.

nannt v. Heigendorf, erzählte ich vor 18 Jahren die damals eben ersonnene Stachelschweingeschichte, und hatte auch sie grosse Freude daran. Sie und ich waren die Letzten aus der glorreichen Weimarschen Periode.*)

Prost Neujahr!

Arthur Schopenhauer.

20.

Frankfurt a. M., den 11. Jan. 1852.

Ich kann, mein werther Freund, nicht unterlassen, Sie auf die erste eigentliche Kritik meiner Parerga aufmerksam zu machen, da solche da steht, wo Niemand sie suchen würde, nämlich in den „Jahreszeiten, Hamburger neue Modenzeitung No. 51. vom 17. Dez.:“ die Redaktion hat die Artigkeit gehabt, mir das Stück zu übersenden. Die Recension füllt über 2 Spalten eines grossen Lexikonformats, in kleinem Druck. Sie ist überaus lobend durchweg, beinahe enthusiastisch, und recht hübsch abgefasst. Es wird Ihnen in Berlin leicht seyn, das Stück zu erhalten: lesen Sie es ja: es wird Sie freuen. Dr. Oelsner macht eine kleine Anzeige der Parerga für das Journal des Débats. Die Zeit des Bellens und Kannegiesserns ist vorbei. Jetzt hat sich Jeder der Litteratur zuzuwenden.

Auf baldige Nachricht

Arthur Schopenhauer.

21.

Frankfurt a. M., den 11. März 1852.

Werther Freund.

Empfangen Sie meinen Dank für die abermalige Glorifikation, die Sie durch Ihre Rezension**) mir haben zu

*) Vergl. oben S. 229.

**) der Parerga in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1852, No. 9.

Theil werden lassen. Die Darstellung ist gut, sorgfältig, und überhaupt wie ich sie von Ihnen erwartete: auch glaube ich, dass sie viel wirken wird, hauptsächlich weil man fühlt, dass aus Ihnen aufrichtige Ueberzeugung redet. Nur Eines darin hat mich verdrossen, nämlich, dass Sie sagen, ich hätte das Ignoriren und Sekretiren zum Theil verschuldet, durch meine Angriffe auf die Philosophie-Professoren. — Diese Angriffe datiren ja erst von 1847 (bis dahin waren bloss kleine Sarkasmen untergelaufen), nachdem ich von 1813 bis 1847 vergeblich auf irgend einige Gerechtigkeit von diesen L..... gewartet hatte: also nach 34 Jahren der Geduld! Erinnern Sie sich doch nur Ihres eigenen Erstaunens, als Sie zufällig meine Existenz entdeckt hatten. 1813 trat ich auf, Farbenlehre 1816, das Hauptwerk Ende 1818 u. s. w. Ein solches methodisches Ignoriren des allein Beachtenswerthen, und Celebriren des Schlechten, 34 Jahre lang, ist ohne Beispiel. Ich bin noch viel zu glimpflich mit den L..... umgegangen. Ich hoffe, dass Sie bei irgend einer Gelegenheit Ihren Irrthum berichtigen werden.

Leider hat man Ihre Berichtigung des angezeigten Druckfehlers*) einzuschieben vergessen: höchst verdriesslich. — Auch noch muss ich bemerken, dass Sie mit Unrecht meine „Universitätsphilosophie“ unerquicklich nennen. Sie ist durch die Darstellung, Lebendigkeit und Vehemenz sehr unterhaltend, ja, vielleicht die schönste Invektive, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden. (Nur die Lumpe sind bescheiden.) Endlich noch ist es mir nicht lieb, dass Sie gerade den Satz von Stockprügeln vor der Hauptwache angeführt haben.**) Dergleichen Extreme sind bloss im Zusammenhange mit dem Uebrigen, das sie einleitet, erträglich; aus dem Zusammenhange gerissen aber choquant. Das wäre also der Stengel dieses Lotus. —

---

*) des im 19ten Briefe erwähnten.

**) Ich hatte aus Schopenhauers Abhandlung über das Duell die Stelle Parerga I., S. 371. (2te Aufl. S. 414.) als charakteristisch angeführt.

Die giftige Recension *) im litterarischen Centralblatt Januar werden Sie gesehn haben: ist gewiss von einem Docenten: je nun, der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird.

Ich hoffe, dass die fatale Leipziger Inquisitionsgeschichte keine weitere Folgen gehabt hat: **) Sie sehn aber jetzt, wie sehr ich Recht hatte, Ihnen das Moderato und suaviter in modo zu empfehlen. Selbst beim Herzog von Ratibor könnte Ihnen die Geschichte schaden. Wel-

---

*) der Parerga.

**) Meine in dem 17ten Briefe erwähnten Artikel über Feuerbach wurden vom Leipziger Criminal-Amt, als gegen die der öffentlich anerkannten Religion gebührende Achtung verstossend confiscirt, und der Verleger Brockhaus in Anklage-Stand versetzt. Auch gegen mich, als Autor der Artikel, ward beim Gericht in Berlin Anklage beantragt; aber der Berliner Staatsanwalt stand davon ab, weil er in meinen Artikeln nichts Sträfliches fand. Jedoch wurde ich als Zeuge wider Brockhaus vorgeladen und bekam da die angestrichenen Stellen meiner Artikel zu sehen, die dem Leipziger Criminal-Amt Anlass zur Verfolgung gegeben. Ich citire aus diesen, der Merkwürdigkeit wegen, folgende Stelle (s. Blätter für litterarische Unterhaltung 1851, No. 132.):

„Was gehen, sagte einst Lessing, den Christen des Theologen Hypothesen und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig fühlt. Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder Franklin, oder ob Keiner von Beiden Recht hat? — Könnte man nun nicht mit gleichem Rechte sagen: Was gehen den Gläubigen Feuerbach's und der andern Atheisten Untersuchungen über das Wesen der Religion an, ob sie göttlichen oder menschlichen Ursprungs, ob Theologie oder Anthropologie sei? Ihm ist sie doch einmal da, die Religion, in der er sich so wohl und selig fühlt. Was kümmert es den Kranken, der die wohlthätige Wirkung der Arznei erfährt, ob sie in einer himmlischen oder irdischen Apotheke verfertigt ist, wenn er nur davon gesund wird? Wäre es nicht grausam, ihm die Arznei zu rauben, weil er glaubt, dass sie im Himmel verfertigt worden?“

Dieses Gleichniss nun von der Apotheke hatte das Leipziger Criminal-Amt anstössig gefunden und deshalb den Artikel confiscirt. Dieses Gleichniss war aber nur ein Pendant zu Lessings angeführtem Gleichniss und enthielt so wenig eine Verachtung der Religion, wie dieses; da es ja nur besagte, für den Gläubigen komme es nicht darauf an zu wissen, welchen Ursprungs die Religion sei, wenn dieselbe bei ihm nur ihren praktischen Zweck erfülle.

chen Erfolg Ihre Schritte bei diesem*) gehabt haben, werde ich gern vernehmen: sollte es kein günstiger seyn; so haben Sie wenigstens, wie ich hoffe, das Ihrige gethan.

Dorguth schreibt mir, er werde noch in diesem Monat ein Sendschreiben an mich ergehn lassen, und giebt Proben daraus: also wird es ein gedrucktes seyn.

Oelsner de Monmerqué's Anzeige in den Débats ist noch immer nicht erschienen, obgleich er solche gewiss abgeschickt hat. Er klagte mir, dass er in einem Cirkel von Litteraten u. dgl. vorgetragen habe, hier lebe Einer, dem man einst ein Monument setzen werde; und nachdem er ihn genannt, sei er von Allen, bis auf Einige wenige, ausgelacht worden. Kein Wunder.

Ein alter Freund, Römer, der jetzt, auf meinen Rath, den Moratin aus dem Spanischen (er ist kürzlich in Spanien lange gewesen) übersetzt, ist von meinen Parergis begeistert und sagt gerade wie Sie, es wäre ein Buch, daran man sein Leben lang zu lesen hätte. — Doss hatte, als er ein Exemplar von mir erhielt, schon das Erste, das nach München gekommen, gekauft.

Ich wünsche sehr, dass Sie die jetzt in Stuttgart erschienene „Theologia, deutsch" 1851, in 256 Exemplaren gedruckt, lesen wollten. Sie ist die erste authentische Ausgabe der in schon 60 Auflagen, die aber alle verballhornt sind, erschienenen „Deutschen Theologie", nach einem Manuskript von 1496, diplomatisch genau, im Alten Deutsch. Daraus habe ich allererst dieses berühmte Werk eigentlich kennen gelernt. Die Uebereinstimmung mit meiner Philosophie ist wundervoll. Er wohnte 1350, mir gegenüber, im Deutschen Hause, in Sachsenhausen. Lesen Sie es ja: es kostet nur 24 Sgr.

Lassen Sie bald etwas, und wo möglich etwas Gutes, von sich hören.

Leben Sie wohl!

Arthur Schopenhauer.

---

*) Behufs der Anstellung als Bibliothekar zu Corvey.

22.

Frankfurt a. M., den 10. Juni 1852.

Alter Treufreund.

Ich habe Ihnen noch für die übersandten Abdrücke Ihrer Recensionen in den Brockhausischen Blättern zu danken. Auch Ihren Brief vom 1. April habe erhalten, auf dessen Gründe zur Rechtfertigung der mir missfälligen Stellen Ihrer letzten Recension*) ich nicht weiter replicire, jedoch bitte, nur nicht zu glauben, dass ich etwas davon gelten lasse. Dem Dr. Emden waren genau dieselben Stellen anstössig gewesen und über die Prügelstelle hatte er sich recht geärgert: — reine Wahrheit! — Die Scene auf der Polizei**) wird Ihnen eine heilsame Warnung seyn, nachdem Sie die meinige verschmäht hatten.

Heute schreibe ich eigentlich, um Sie von Dem, was in Sachen meiner Philosophie sich hie und da regt und rührt, in Kenntniss zu setzen; weil ich nicht voraussetzen darf, dass Sie das Alles schon wissen und denke, dass Sie, als der Vorkämpfer, doch ein wenig au fait seyn müssen von solchen Dingen. — Also, Dorguth's „Vermischte Bemerkungen" werden Sie gelesen haben: es ist eben in seiner Manier, doch haben einige Stellen mir gar wohl gethan, z. B. p. 6., und besonders p. 10. von meiner Wiedergeburt. Ihnen ist er nicht sehr hold, wegen Ihrer Versäumniss, ihn anzuführen, wie ich Ihnen das damals vorhergesagt. — v. Doss hat mir einen Brief von 8 Bogen geschrieben, den ich jedoch 2 Mal mit grossem Interesse und wirklich mit Rührung gelesen habe. Sie würden sich wundern zu sehn, wie tief der junge Mann von meiner Lehre ergriffen ist, und mit welchem Ernst er die Sache nimmt. Der Brief ist mir ein Unterpfand meiner Wirkung auf kommende Geschlechter.

Becker kam von Mainz herüber, bloss um mich zu sehn. Er missbilligt Dorguths Tadel meines ritterlichen

*) der Parerga. Vergl. den 21sten Brief.

**) Meine Vorladung vor das Berliner Gericht als Zeuge wider Brockhaus. Vergl. den 21sten Brief.

Ehrenkodex, der ihm gerade gefällt. — Der alte Dorguth ist im 75sten Jahr, schreibt mir, er möchte meinen Geburtstag wissen, um ihn mit seinen 3 Töchtern (die auch meine Schriften studieren) feiern zu können. Ist das nicht viel? — In der Didaskalia (Feuilleton zum Frankfurter Journal) vom 14. April steht ein kurzer, aber sehr guter Artikel über mich, von unbekannter Hand. — Hier ist ein ältlicher, sehr litterarischer, ja halb gelehrter Commis eines grossen Hauses, der 1847, nachdem er meine vierfache Wurzel gelesen, mich auf der Promenade anredete, mich seiner Verehrung zu versichern und nur ein Mal mit mir zu reden. Seitdem hatte ich ihn nicht wieder gesehn. Nun ist der Mann 3 Mal in unsere Lesegesellschaft (deren Mitglied er nicht ist) gegangen, um mich dort zu finden. Endlich traf er mich und sagte, er wäre bloss gekommen, mir zu danken für Alles, was ich geschrieben: alle meine Werke, sogar die Farbenlehre, habe er angeschafft und studiere sie fleissig, mit seinem Sohne, der, ein Gymnasiast von 21 Jahren, jetzt zur Universität soll und ihm die Griechischen und Lateinischen Stellen übersetzt. Dergleichen freut mich sehr, das ist ächt, das ist etwas Anderes, als Camaraderie. Auch Doss schreibt mir von einem Brauerssohn, der jedoch studiert hat, allein ein Brauer geworden ist und keine Bücher kauft, jedoch mein Hauptwerk gekauft hat, nachdem er das Kapitel von der Geschlechtsliebe gelesen. — Aber was mich mehr als Alles gefreut hat, ist das mir übersandte „Programm des Gymnasiums zu Nordhausen, zur öffentlichen Prüfung am 5. und 6. April“, enthaltend „Zur systematischen Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung“ von Kosack, Lehrer der Mathematik und Physik. Da wird erzählt, wie man schon lange versucht hat, die Euklidische Methode zu ändern, bis endlich durch mich die Sache auf immer unwiderleglich entschieden sei; folgen die Hauptstellen aus dem Kapitel vom Seynsgrund in der vierfachen Wurzel, wörtlich, wie ich sie 1813 im Wirthshaus zu Rudolstadt niedergeschrieben, und dann eine ausführliche Probe einer Darstellung der Geometrie in meinem Sinn, im Ganzen 30 Seiten 4to und

Kupfertafel. Sie müssen das durchaus lesen, können ja nöthigenfalls es kommen lassen, die wenigen Bogen. Dieses Kapitel hatte 1813 zuerst Goethe's Aufmerksamkeit auf mich gezogen.*)

Fortlages neue Geschichte der Philosophie, enthaltend 16 Seiten über mich, wird Ihnen eben vorliegen. Die zweite Hälfte des Kapitels besteht aus abgeschriebenen Stellen meiner Werke, ist folglich sehr gut, abgesehn von der pêle-mêle, pot-pourri, Zusammenstellung. Aber was er selbst referirt und gar beurtheilt ist falsch, schief und schlecht. Erst ignoriren die Herren mich 35 Jahre lang, und dann werde ich eben einrangirt unter lauter L . . . . , als auch so Einer, und gar noch verglichen, ja ähnlich gefunden, mit dem erbärmlichen Beneke, auf den ich das Xenion anwende:

> Armer empirischer Teufel, Du weisst es nicht, wie Du so dumm bist,
> Denn Du bist, sei es geklagt, ach a priori so dumm! —

Fortlage macht es mit mir, wie der Fichte es gemacht hat und der Erdmann es, ohne Zweifel, machen wird. Nicht einmal hat er die Ethik angesehn, wie der Fichte diese allein. Fortlage ist so inkapaz, dass er die so fassliche Unterscheidung der 4 Bedeutungen des Satzes vom Grund gar nicht verstanden hat, sie ganz falsch referirt und mit falschen Beispielen erläutert, zumal den Seyns-Grund, den er belegt mit dem Verhältniss zwischen Herr und Knecht!! Sollten Sie etwa sein Buch recensiren, so könnten Sie als beschämendes Gegenstück den wackern Gymnasial-Lehrer Kosack anführen, der gerade Dies so wohl verstanden, beherzigt und zur Grundlage einer neuen Lehrmethode der Geometrie gemacht hat. Ich glaube, Fortlages Buch ist ein flüchtiges Produkt der Buchmacherei, weil jetzt Nachfrage nach dergleichen ist, indem, da der Glaube abhanden gekommen, das metaphysische Bedürfniss selbst des grösseren Publikums sich auf die Phi-

---

*) Vergl. oben S. 221.

losophie wirft und nun ohne Mühe und Zeitaufwand von Allem belehrt seyn möchte.

Soeben war der Buchhändler Hirschwald bei mir, um mich, im Namen des Dr. Kormann (Ihr mentionirter Ungar*) zu bitten, dass ich sitze zu zwei Photographen, eins en face und eins in Profil, die er auf seine Kosten gemacht haben will: natürlich soll's geschehn: ich denke aber lieber Daguerreotypes machen zu lassen, weil sie viel treuer und authentischer sind.

In der „Europa" vom 29. Januar stehn einige Zeilen über mich, referirt aus dem „Buch der Weltweisheit."

Bald hätt' ich's vergessen! Dass Sie, mein Bester, sei es auch noch so leise und leicht, dem anonymen Sch . . . des Centralblatts das Wort reden, ist eigentlich unverzeihlich; nur dass man alten, bewährten Freunden Vieles zu Gute halten muss. — Sehr schön ist meine Tirade über die Pachydermata, und bleibt's.**)

Am Ende stecken Sie jetzt wohl gar wieder in Holstein mit Mad. Godeffroy! Nun, ist immer ein schön Sommerpläsir. Jedenfalls lassen Sie mich bald vernehmen, dass es Ihnen wohlgeht, wie dies herzlich wünscht

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

---

*) ein zu Berlin studirender Dr. med. aus Ungarn, mit dem ich in der Hirschwaldschen Buchhandlung zu Berlin über Schopenhauer gesprochen hatte.

**) Der anonyme Recensent der Parerga im litterarischen „Centralblatt" hatte Schopenhauern Rohheit der Sprache vorgeworfen. Ich schrieb darüber an Schopenhauer: „Die Kraft Ihrer Sprache hat auf den Recensenten den Eindruck der Rohheit gemacht. Um jedoch aufrichtig zu sein, will ich bekennen, dass auch mir eine Ihrer Kraftstellen missfallen hat, die ich gleich schon beim Lesen der Correctur wegwünschte, — in dem Capitel über Schriftstellerei und Stil (Parerga II., 446.) Ihr Zornausbruch gegen die Pachydermata." — Hierauf bezieht sich Obiges.

23.

Frankfurt a. M., den 12. Juli 1852.

Mein werther Freund!

Ich zögere nicht, Ihren Brief zu beantworten, da Ihnen aqua haeret und Sie etwas nachgeholfen seyn wollen, gehe darum auch gleich zur Hauptsache.*) Also ad 1. Nie habe ich von einer Willens-Substanz geredet, indem ich nicht, wie die Philosophaster, mich hinter dergleichen Abstrakta verschanze, und daher Substanz bei mir bloss ein Synonym von Materie ist, darüber hinaus aber ein unberechtigter Begriff. — In meinem Hauptwerk Bd. 2, p. 204. steht allerdings „der Wille ist die Substanz des Menschen"; aber dabei steht auch, dass dies „bildlich und gleichnissweise" zu verstehen sei. Im Uebrigen haben Sie die Stellen, mit welchen dieser Vorwurf des Fortlage zu widerlegen ist, ganz richtig getroffen; noch liesse sich Bd. 2, p. 634—36, besonders 638 oben sub 4 hinzufügen, wie auch eine Stelle, wo ich gesagt habe, zur Diastole der Welt müsse es auch eine Systole geben; weiss aber gar nicht, wo sie steht.**) — Ebenfalls noch ibid. p. 172 „warum eine so unermessliche Kraft" etc.

Ad 2. Hiegegen sind Ihre Antworten nicht die rich-

---

*) Fortlage hatte der Schopenhauerschen Philosophie den „philosophisch kaum introducirbaren Begriff einer Vernichtung der Willenssubstanz" vorgeworfen. (S. Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant, von C. Fortlage, Leipzig, F. A. Brockhaus 1852, Seite 408.) Ich fragte nun Schopenhauer, welche Stellen der Welt als Wille und Vorstellung sich wohl zur Widerlegung dieses Vorwurfs anführen liessen und citirte ihm gleichzeitig zwei mir hiezu am geeignetsten scheinende Stellen, nämlich: Welt als Wille und Vorstellung I., §. 71., wo das Nichts ein relatives genannt wird, und II., 201. (der 2ten Aufl.), wo die Frage aufgeworfen wird, „was denn jener Wille, der sich in der Welt und als die Welt darstellt, zuletzt schlechthin an sich selbst sei." — Hierauf bezieht sich obige Erwiderung Schopenhauers ad 1., in welcher die Citate ebenfalls nach der 2. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung gemacht sind, da die dritte damals noch nicht erschienen war.

**) Sie steht Parerga II., §. 161. der 1. Aufl. (§. 162. der 2. Aufl.)

tigen: *) vom Ding an sich darf da noch nicht die Rede seyn, und der Unterschied zwischen Vorstellung und Gegenstand ist unstatthaft: die Welt ist Vorstellung. Vielmehr ist's wie folgt. — Fichte's Ableitung des Nicht-Ich aus dem Ich ist eine ganz abstrakte: A = A, ergo Ich = Ich, und so fort. Nimmt man es abstrakt; so ist mit dem Subjekt das Objekt sofort gesetzt. Denn Subjekt seyn heisst erkennen, dies heisst Vorstellungen haben. Objekt und Vorstellung ist das Selbe. Ich habe daher in der 4fachen Wurzel die Objekte oder Vorstellungen in 4 Klassen getheilt, innerhalb welcher stets der Satz vom Grunde herrscht, in jeder in anderer Gestalt, aber die Klasse selbst schon voraussetzt und sogar mit ihr eigentlich zusammenfällt. (Welt als Wille und Vorstellung Bd. 2, p. 17 — 21 und Bd. 1, p. 39.) Nun aber ist in der Wirklichkeit das Daseyn des Subjekts des Erkennens kein abstraktes, dasselbe existirt nicht für sich und unabhängig, ist nicht wie vom Himmel gefallen; sondern es tritt auf als das Werkzeug einer individuellen Willenserscheinung (Thier, Mensch), deren Zwecken es dienen soll und die nun dadurch ein Be-

---

*) „Fortlages Fichtianismus", hatte ich an Schopenhauer geschrieben, „hat mich veranlasst, Ihre Widerlegung Fichte's in der Welt als Wille und Vorstellung I., 36 fg. noch einmal vorzunehmen. Da stiess mir aber von Neuem auf S. 38., wo Sie gegen Fichte sagen, dass der Satz vom Grunde das Objekt schon voraussetzt, nicht aber, vor und ausser demselben geltend, es erst herbeiführen kann, der Scrupel auf, dass Sie ja in der „vierfachen Wurzel" die Anschauung des Objekts erst durch Anwendung des Satzes vom Grunde zu Stande kommen lassen, hier also selbst das Objekt aus dem Subjekt ableiten; z. B. S. 73. der „vierfachen Wurzel" (2. Aufl.). Wie können Sie also gegen Fichte behaupten, dass das Subjekt das Objekt schon voraussetzt? Ich weiss mir diesen Scrupel nicht anders zu lösen, als so: Das Subjekt setzt nur Das am Objetzt voraus, was dem Ding an sich zugehört, das Unergründliche, schafft aber selbst erst die Vorstellung des Objekts, also Das, wodurch das Ding an sich zur Erscheinung wird. Indem ich z. B. einen Baum sehe, setzt mein Subjekt schon das Ding an sich des Baumes voraus; hingegen die Vorstellung des Baumes setzt umgekehrt die Operation des Subjekts, das Uebergehen von der Wirkung (im Auge) auf die Ursache, voraus." — Hierauf nun bezieht sich Schopenhauers obige Erwiderung ad 2.

wusstseyn einerseits ihrer selbst und andererseits der übrigen Dinge erhält: da entsteht die Frage, wie, innerhalb dieses Bewusstseyns, und aus welchen Elementen die Vorstellung der Aussenwelt zu Stande kommt. Diese Frage habe ich bereits beantwortet in der Farbenlehre, dann in meinem Hauptwerke, Bd. 1, p. 22. sqq. und Bd. 2, Cap. 2, am gründlichsten und ausführlichsten jedoch in der 2. Auflage der vierfachen Wurzel §. 21, wo es sich ergiebt, dass alle jene Elemente subjektiven Ursprungs sind, weshalb am Schluss ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht wird, wie gänzlich verschieden das Alles sei von Fichte's Windbeuteleien. Denn meine ganze Darstellung ist bloss die Vollendung des Kantischen transscendentalen Idealismus. Zu einer speciellen Kritik der Fichte'schen Philosophie empfehle ich Ihnen ganz besonders einen Aufsatz vom verstorbenen Grafen Redern „Kritik der Philosophie Fichte's, Schelling's und Hegels" in den Heidelberger Jahrbüchern, Oktober, Doppelheft 1840, welches Sie auf der Bibliothek leicht erhalten können: er denkt von den Herren wie ich: es ist erst nach seinem Tode gedruckt: er war natürlich kein Philosophieprofessor. Benutzen Sie das und werfen Sie dem Fortlage getrost meine Kraftstellen gegen den Fichte, namentlich den Schluss des §. 21 vierfache Wurzel und Parerga Bd. 1, p. 90, 91. auch 169 an den Kopf, dreist und derb: denn mit der ganzen Rotte muss Ernst gemacht werden und wir haben die Wahrheit auf unserer Seite. Von dem Fortlage aber ist es eine unerhörte Dummdreistigkeit, dass er das alte abgestandene Zeug wieder aufwärmen will. Das abgethane Absurde möchte er wieder in Kredit bringen, damit nur das Aechte nicht aufkomme, welches keinen Judengott kennt. Und mit mir macht er es ganz nach Art dieser L . . . ., die statt ein System zu studieren und einzudringen in seinen Sinn, es von aussen mustern, und irgend einen hervorragenden Balken, d. h. einen Widerpruch oder sonstige Inkonsequenz herauszufinden bemüht sind, um es danach auf dem rein logischen Wege sehr wohlfeil und bequem zu widerlegen. Von ihm ist

auch die Diatribe, welche ich Parerga Bd. 1, p. 162 persifflire: sie stand im deutschen Museum 1850.

In den Blättern für litterarische Unterhaltung steht eine Recension mit 71, über die Triarier, die vermuthlich von Ihnen ist:*) am Schluss stehn sehr mysteriöse Winke, von denen ich nicht weiss, ob ich gemeint bin, oder ein Anderer: wie soll das Publikum das wissen? Das ist so recht mein „Gelt, Du kannst nicht rathen, was ich mir dabei gedacht habe!" Man muss wissen, ob man eine Sache sagen will, oder nicht: und dann entweder deutlich oder gar nicht. Bloss die illicita machen eine Ausnahme. — Dass Ihr Traktat über meine Kritik der Theologie, gleich nach der Geburt, vor Schrecken gestorben, ist zwar Schade, jedoch hätte dergleichen nur eine einseitige Vorstellung über mich verbreitet.**) Besser ist's also, dass Sie auf meine Metaphysik des Schönen die Aufmerksamkeit lenken.***) Der Kunstkenner v. Quandt, der mir 1845 über mein Werk einen Brief von 12 Seiten schrieb, war besonders mit meinem dritten Buch sehr zufrieden; eben weil er Das eigentlich versteht. Dem ästhetischen Publiko ist es noch immer ganz fremd, weil es nicht in einem opus ad hoc „über das Schöne" steht! Statt dessen liest es das erbärmlichste Zeug, z. B. im letzten Stück des deutschen Museums einen Aufsatz von Schneider; weil das frisch gedruckt ist. Meine Abhandlung über die Universitätsphilosophie, die Sie jetzt „unerquicklich" genannt haben, †) erquickt Jeden, der das Treiben dieser

---

*) Diese Recension war nicht von mir.

**) Ich hatte eine Abhandlung über die von Kant begonnene und von Schopenhauer vollendete Kritik aller spekulativen Theologie, aus Besorgniss, dieselbe könnte wieder, wie meine Artikel über Feuerbach (vergl. den 21sten Brief), confiscirt werden und dem Verleger, so wie mir Unannehmlichkeiten bereiten, zurückbehalten.

***) Ich hatte Schopenhauer benachrichtigt, dass ich an „Aesthetischen Fragen" arbeite, die seine Metaphysik des Schönen besonders hervorheben. Dieselben sind 1853 zu Dessau im Verlag der Gebrüder Katz erschienen.

†) Vergl. den 21sten Brief.

elenden Miethlinge kennt, und ich bedaure bloss, noch zu schonend mit solchem Gesindel umgegangen zu seyn.

Ihre mathematischen Beweise sind gut und richtig: aber die des Kosack sind auch nicht zu verachten. Besonders steht p. 24, ganz oben, ein gar schönes Theorem: nur weiss ich nicht, ob er auch wirklich der Entdecker desselben ist.*)

Mit Dorguths Schriften geht es wohl Jedem wie Ihnen,**) sogar wohl dem Humboldt. Vor einigen Wochen traf ich hier einen alten Bekannten aus Berlin, der sich sehr freute, mich zu sehen, weil er vor seiner Abreise, eintretend beim Humboldt, diesen gefunden hatte sitzend vor einem aufgeschlagenen Dorguthianum (wohl sehr perplex), darauf der Humboldt sich lebhaft erkundigt hatte, wo Ich denn wäre; welches mein Bekannter nicht zu sagen gewusst, daher jetzt sich freute, bei seiner Rückkehr Sr. Excellenz Bericht erstatten, ja sogar demselben meine gehorsamste Empfehlung überbringen zu können. Denselben hatte am selben Tage noch Einer nach mir gefragt, er wusste aber nicht mehr wer, — alte Troddel! Den Dorguth habe nie gesehn. Sie können ihm kein grösseres Plaisir machen, als wenn Sie ihm mein Daguerrotyp mitbringen, zur Ansicht: aber wohl verpackt! —

Ich danke Ihnen für Mittheilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wohl nie zu Gesicht gekommen wäre:***) Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih mir's, lachen müssen. Meine Schwester malte Blumen und kleine menschliche Figuren, u. s. w. wirklich sehr schön. Dem Pückler hatte sie so etwas geschenkt, welches er mir 1828 mit Entzücken zeigte und dazu ihren Kommentar vorlas. Kürzlich zeigte mir eine Dame ein

---

*) Das im 22sten Briefe erwähnte Programm Kosack's hatte mich veranlasst, Schopenhauern Beweise einiger geometrischen Lehrsätze aus der Anschauung mitzutheilen, die mir noch einfacher schienen, als die Kosack's.

**) Ich hatte über Dorguths confusen Stil, der es ganz unmöglich mache, zu verstehen, was er eigentlich sagen will, geklagt.

***) Siehe oben S. 209.

sehr schönes, von meiner Schwester, welches sie al fresco will ausführen lassen. — Sie müssen den Tag vor mir, und die Nacht hinter mir aufhängen; *) weil geschrieben steht: „vor mir der Tag und hinter mir die Nacht.“ Faust. — Sie werden doch wohl eine Wallfahrt zum Heiligenbilde bei Kormann gemacht haben, und mir melden, ob es Wunder thut. **) —

Thäten besser sich nicht durch Schimpfen auf den Erdmann zu kompromittiren: jene Schimpfer thun's bloss, weil er sich über das saubere Treiben von 48, 49 lustig gemacht hat, welches sie zurückwünschen, die heimlichen Demokraten, die! ***)

Dr. Lindner wird Ihnen den langen Brief v. D. und einen von B. nebst einem Billet von mir überbracht haben. Sie werden dabei seine Bekanntschaft gemacht haben, Beide auch wohl die des Dr. Kormann, und so entsteht eine stille Gemeinde, von der ich lieber wollte, dass sie eine recht laute würde: denn Sie sehn, wie der Dachs nicht aus seinem Loch zu zerren ist. Kein Schimpfen ist zu hart gegen Diener, welche Feinde des Herrn sind, dessen Brod sie essen, und dies ist das Verhältniss der Philosophieprofessoren zur Philosophie.

Ich wünsche sehr, gute persönliche Nachrichten von Ihnen zu empfangen und bleibe

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

---

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass sein Daguerrotyp bei mir zwischen den beiden Reliefs „Tag und Nacht“ von Thorwaldsen hänge.

**) Vergl. den 22sten Brief.

***) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich Erdmanns „Vorlesungen über den Staat“, die bereits in mehreren Zeitschriften getadelt worden, einer für die Blätter für literarische Unterhaltung bestimmten scharfen Kritik unterworfen hätte.

24.

Frankfurt a. M., den 6. Aug. 1852.

Unser lieber Getreuer!

Denn das sind und bleiben Sie, wenn gleich Sie mir bisweilen das Leben etwas sauer machen. Kaum nämlich habe ich gegen Ihre Bedenken und Skrupel bestens ausgeholfen; so kommen Sie schon mit neuen.*) Das wäre freilich ganz recht, und in der Ordnung, wenn es mit den Skrupeln nur etwas Rechtes wäre: es sind aber lauter Sachen, die Sie selbst sich recht gut lösen und zurechtlegen könnten, wenn Sie nur, durch periodisches Wiederlesen aller meiner wenigen Schriften sich stets den ganzen Komplex des Systems gegenwärtig erhielten, wodurch Sie allemal Jedes mit Jedem würden in Uebereinstimmung bringen können und nicht darum herumgehn, wie um eine Statue der Kritikus, welcher wenn er Eine Seite sieht, ihr richtiges Verhältniss zur andern bezweifelt. Denn meine Schriften muss man immer wieder lesen, um bei einem so breiten Fundament stets das Ganze übersehn zu können. Sie hatten einst den Einfall, zu meinen Schriften ein Register machen zu wollen: erst jetzt wäre das ausführbar, da der Cyklus vollendet ist: müsste sehr genau und aus-

*) Diese neuen Bedenken betrafen die „intelligible Freiheit" und gingen dahin, dass ich mir den Willen zwar frei im Wollen, aber niemals frei vom Wollen denken könne. Denn auch in seiner intelligibeln Ausserzeitlichkeit müsse der Wille doch schon eine bestimmte Beschaffenheit haben, die sein Wesen, seine Qualität ausmache. Sei er nun in seiner Ausserzeitlichkeit schon Wille zum Leben, wie sollte er da jemals von diesem seinem Wesen loskommen können? Von seinem Wesen könne doch kein Ding jemals frei werden, sondern nur von den unwesentlich ihm adhärirenden Eigenschaften. Folglich helfe die intelligible Freiheit nichts zur Erlösung vom Lebenswillen. Aut-aut! sagte ich: entweder der Wille zum Leben ist das Ding an sich; dann kann er nie vom Wollen des Lebens frei werden. Oder er kann davon frei werden; dann ist er nicht das Ding an sich. Um diesen Schwierigkeiten zu entgehen, — schrieb ich endlich — hätten Sie lieber das Ding an sich, wie Kant, ganz unbestimmt, als X, stehen lassen sollen, statt es als Willen zum Leben zu bestimmen. — Hierauf nun bezieht sich obige Erwiderung.

führlich seyn. Da könnte man stets sich Raths erholen und finden wie Alles klappt.

Also, drauf los! — Die intelligible Freiheit des Willens ist eben eine **intelligible**, nicht eine intuitive: denn sie beruht darauf, dass 1) die Freiheit ein negativer Begriff ist, dessen Inhalt bloss die Abwesenheit jeder Nothwendigkeit; — 2) dass alle Nothwendigkeit bloss besagt „Folge aus einem gegebenen Grunde;“ — 3) dass der Satz vom Grunde, in seinen 4 Gestalten, bloss die Form der Erscheinung ist, präformirt in cerebro, nicht dem Ding an sich zukommt; ergo ist ein solches als solches frei. — Dass das Individuum und sein Charakter das Werk des intelligibeln Willens ist, folgt allein daraus, dass während die Thaten mit Nothwendigkeit aus den Motiven und dem gegebenen Charakter, auf den diese wirken, hervorgehn, dennoch wir das deutlichste Bewusstseyn der Verantwortlichkeit für selbige haben, als Thäter unserer Thaten. Aber intuitiv fasslich können wir alle diese Verhältnisse uns nicht machen: — sind bloss intelligibel.

Dann wieder wollen Sie die Formen der Erscheinung überhaupt, und zunächst hier das Operari sequitur esse, auf das Ding an sich übertragen: es müsste ein τί seyn, d. h. eine beharrliche essentia haben. Aber diese und alle analogen Nothwendigkeiten gelten bloss von der Erscheinung, also von den materiellen Dingen dieser Welt. nicht von allen ersinnlichen. Es giebt nämlich (wenigstens für uns) keine veritates aeternae, sondern blosse „Anticipationen der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt“, die als solche a priori sind, aber bloss weil sie Resultate der Funktionen des Intellekts sind, welche präformirt sind in cerebro und gültig allein für die Erscheinung: wir sind ja morbleu Kantianer, nicht Kartesianer: — mit Ihrem aut aut! — Gerade **im** Wollen kann der Wille **nie** frei seyn, (weil er da Erscheinung ist), aber **vom** Wollen kann er's werden. Sie haben die Wahrheit gerade auf den Kopf gestellt und gelangen daher zu dem Satz, dass ich hätte, wie **Kant**, unbestimmt lassen sollen was das Ding an sich sei: — quae, qualis, quanta! Da

möchte man sich dem Teufel ergeben! — Da könnte ich ja gleich meine ganze Philosophie zum Fenster hinauswerfen. Das ist ja eben meine grosse Entdeckung, dass Kants Ding an sich Das ist, was wir im Selbstbewusstseyn als den Willen finden, und dass dieser vom Intellekt ganz verschieden und unabhängig ist, daher auch ohne diesen vorhanden, in allen Wesen. Aber dieser Wille ist Ding an sich bloss in Bezug auf die Erscheinung: er ist das was diese ist, unabhängig von unserer Wahrnehmung und Vorstellung: das eben heisst an sich: daher ist er das Erscheinende in jeder Erscheinung, der Kern jedes Wesens. Als solches ist er Wille, Wille zum Leben. Dass er vom Wollen loskommen kann, bezeugt, im Menschen, die Askese in Asien und Europa, durch Jahrtausende. (W. a. W. u. V. Bd. 1., §. 70.) Dies Loskommen, oder vielmehr dessen Resultat, ist für uns geradezu ein Uebergang ins Nichts (Nirwana = Nichts); aber alles Nichts ist relativ (ibid. §. 71.). — Das über diese Erkenntnisse Hinausgehende ist absolut transcendent; daher die Philosophie hier aufhört, und die Mystik eintritt. Die Stelle Bd. 2. p. 564. haben Sie ganz passend angeführt:*) es giebt deren mehr; aber wer kann sie alle gleich wissen? Register! — Das Ding an sich haben Sie stets nur in der Erscheinung zu suchen, als bloss in Bezug auf diese vorhanden; nicht aber in Wolkenkukuksheim, wo Sie es oft zu kentempliren scheinen: dahin können wir nicht; dies heisst, es ist transscendent. Sie müssen stets im Auge behalten, was der Intellekt sei, ein blosses Werkzeug zum Behuf der armsäligen Zwecke einer individuellen Willenserscheinung. Daher die Gränzen desselben Kant nachgewiesen hat; ich aber den Ursprung dieser Beschränktheit dazu: er auf subjektivem, ich auf objektivem Wege; weil ich am Willen ein *που στῶ* mir gewonnen hatte. Meine Philosophie unternimmt nicht, zu erklären,

*) Ich hatte an die Stelle der Welt als Wille und Vorstellung II., 564. (2. Aufl.) erinnert, welche Das, was nach Verneinung des Willens zum Leben übrig bleibt, also das eigentliche Ding an sich, unbestimmt lässt, da es uns an Begriffen dafür, ja an allen Datis zu solchen fehle.

wie es zu einer Welt, wie diese ist, hat kommen können; sondern bloss uns darin zu orientiren, d. h. zu sagen, was sie sei. Vergl. W. a. W. u. V. Bd. 2., p. 187.: „So lässt meine Lehre" u. s. w.*) Sie aber möchten eigentlich über mich hinaus, und wenn Sie dann sehn, dass es nicht geht, fangen Sie mit meinen Dogmen Krakeel an.

Meine Askese stösst, sagen Sie, die Leute ab. Glaub's: sie streitet mit ihren Gelüsten und mit dem Protestantismus, diesem Christenthum mit abgebrochener Spitze. Wenn nur die Wahrheit wollte mit sich handeln lassen! Da könnte man sie nach dem Kaprice der Leute zuschneiden.

Wenn die Triarier-Kritik nicht von Ihnen ist, möchte ich doch wissen, wer der grosse Prophet seyn soll, auf den am Schluss so mysteriös hingedeutet wird? — Ich? oder nicht-Ich?

Vom Mentor**) (dessen Bildniss sehr schön ist) meldet soeben die Didaskalia, die Polizei habe ihn eingefangen, weil er ohne Leine betroffen worden, und ihn, obwohl sein Herr, der arme Komödiant, 100 fl. Lösegeld geboten, todtgeschlagen! Der Münchner Polizeipräsident kann froh seyn, dass ich nicht König von Baiern bin: ihm sollte es bald blau und grün vor den Augen werden, und auch noch an einer andern Stelle.

Ich danke Ihnen für alle interessanten Mittheilungen in Ihrem Briefe. Der Schwede gefällt mir:***) Sie sehn, wie, nach dem evangelischen Gleichniss, ein einziges Saamenkorn (nämlich von Ihnen), wenn es guten Boden findet, gleich aufschiesst, und so wird noch gar manches in Blüthe stehn, das nicht gerade in unsern Gesichtskreis kommt.

*) Die hier nach der 2ten Aufl. citirte Stelle findet sich in der 3ten Aufl. II., 206.

**) Einem berühmten Hunde zu München.

***) Ein junger Schwede, Dr. phil. Nordwall aus Upsala, der durch einen meiner Journalartikel über Schopenhauer angeregt, sich dessen Werke hatte kommen lassen und sie fleissig studirte, hatte mich in Berlin besucht und mit grosser Begeisterung von Schopenhauer gesprochen, worüber ich diesem berichtete.

Jetzt ist doch schon Vieles zu spüren, und überall die tiefe Einwirkung und der Enthusiasmus.

Neulich, auf dem Casino, kommt der Russische Gesandte (Baron Krüdener, Sohn der einst so berühmten Frau v. Krüdener) auf mich zu, um mir seinen Beifall über die Parerga auszudrücken, das Buch wäre der Spiegel seiner Gedanken, ganz besonders die Abhandlung vom Schicksal. Das ist doch viel von so einem alten Russischen Gesandten, und um so mehr, als er so entsetzlich taub ist, dass eine Konversation mit ihm fast unmöglich ist, zumal an einem solchen Ort. Ich will bloss sagen:

Lass Neid und Missgunst sich verzehren!
Das Gute können sie nicht wehren.
Gottlob, es ist ein alter Brauch,
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

G.

Und nun dagegen das hämische Schweigen Derer, deren Beruf es wäre zu sprechen: sie fahren noch immer damit fort, weil sie nichts Anderes können, und reden von den drei Windbeuteln. Aber sie verrechnen sich: ich dringe durch, und sie werden so entlarvt dastehn, dass kein Hund — — —.

Dr. Kormann*) hat mir geschrieben, ich bitte ihn zu grüssen und für seine Theilnahme zu danken. Die Photographen stellen mich viel zu alt dar: am selben Tage wurde ein Daguerrotyp gemacht, auf dem ich 20 Jahre jünger aussehe. Derselbe giebt meine Stirn und Nase in höchster, vielleicht nie wieder erreichbarer Vollkommenheit wieder: ist unschätzbar. — Die Angst des Schweden! **) memento mori: mir ist, als hätte ich noch viele Jahre zu leben: bin so gesund und rüstig, als wie Sie mich gekannt.

Humboldt hat Dorguth, also Moses und die Propheten, ihn aufmerksam zu machen, wenn er Lust hat die

*) Vergl. den 22sten Brief.

**) Der vorerwähnte Schwede wollte Schopenhauer im nächstfolgenden Sommer in Frankfurt besuchen und äusserte nur die Besorgniss, ob er ihn alsdann wohl noch am Leben treffen würde.

Spur zu verfolgen. Dass aber ich hätte sollen ihm die Parerga übersenden, ist (venia verbo) ein knolliger Einfall. Ich, meine Werke dem Kompilator zu Füssen legen? *) — Sie trauen mir mehr Demuth zu, als ich besitze. Die Speichelleckerei der Gelehrten gegen ihn ist ekelhaft, zumal wenn sie seinen schönen Stil bewundern. Der hat etwas ganz specifisch Langweiliges, in seiner breiten Wohlgesetztheit. Mit welcher irgend wichtigen allgemeinen Wahrheit Humboldt die Menschheit bereichert habe, habe ich noch zu lernen. — Was soll mir sein Einfluss? — Ich verlange nichts. — Ich habe ihn grüssen lassen, weil wir uns persönlich sehr wohl kennen, (1826 viel verhandelt haben, nicht Wissenschaftliches) und er nach mir gefragt hatte.

Wieder eine Geschichte der neueren Philosophie von Kuno Fischer! — Sehn Sie was der ...... sagt von Schelling und Hegel = Plato und Aristoteles! — und der Enthusiasmus, mit dem er den ontologischen Beweis vorträgt, die armen Jungens zu bethören und zu belügen! — Elender ....! —

Der gute alte Dorguth dauert mich mit seinem Husten, obgleich das Ding eine lächerliche Seite hat. Und doch ist er zum Optimismus geneigt!

Ich wünsche herzlich zu hören, dass es Ihnen eigentlich wohlgienge, und bleibe

Ihr

alter Freund

Arthur Schopenhauer.

---

*) Der Bericht im 23sten Briefe über Humboldt hatte mich veranlasst, Schopenhauern zu schreiben, dass er wohl gethan hätte, Humboldt als Mitgliede der Akademie ein Exemplar der Parerga zu schicken und ihn dabei auf das, dem Capitel über die Farbenlehre angehängte Albumblatt (Parerga II., Cap. VII.) aufmerksam zu machen, welches es als die Aufgabe der Akademien hinstellt, eine gründliche und ausführliche Untersuchung und Kritik der Goethe'schen Farbenlehre vorzunehmen. Ich verwies dabei auf Humboldts grossen Einfluss.

25.

Frankfurt a. M., den 21. August 1852.

Ich muss, mein werther Freund, mir alle Ihre vielen und grossen Verdienste um die Verkündigung meiner Philosophie vergegenwärtigen, um nur nicht ausser aller Geduld und Fassung zu gerathen, bei Ihrem letzten Briefe.*) Das Aergste ist, dass ich sehen muss, wie die schöne Zeit und Mühe, die ich an Beantwortung Ihrer zwei vorhergegangenen Briefe gewendet hatte, ganz verloren ist; indem von Allem, was ich gesagt, was ich citirt habe, gar keine Notiz genommen wird, um nur ungestört fortfahren zu können in jener wahren Begeisterung von Absurdität. Vergebens z. B. habe ich geschrieben, dass Sie das Ding an sich nicht zu suchen haben in Wolkenkukuksheim (d. h. da, da wo der Judengott sitzt), sondern in den Dingen dieser Welt, — also im Tisch, daran Sie schreiben, im Stuhl unter Ihrem Werthesten. Vielmehr sagen Sie, „es bliebe ein Widerspruch, dass ich vom Dinge an sich aussagte, was mit dem Begriffe des Dinges an sich unvereinbar wäre." Ganz richtig! mit Ihrem Begriff von Ding an sich ist's ewig unvereinbar, und diesen eröffnen Sie uns in folgender präklaren Definition: das Ding an sich ist „das ewige, unentstandene, und unvergängliche Urwesen." — Das wäre das Ding an sich?! — Den Teufel auch! — Ich will Ihnen sagen was das ist: das ist das wohlbekannte Absolutum, also der verkappte kosmologische Beweis, auf dem der Judengott reitet. Und Sie gehen vor ihm her, wie König David vor der Bundeslade, und singen tanzend aut aut! ganz glorreich. —

*) Schopenhauers Erwiderung auf meine Bedenken im vorigen Briefe hatte mir nicht genügt. Ich blieb dabei stehen, dass es ein Fehler von ihm sei, das Ding an sich als Willen bestimmt zu haben, weil der Wille nach ihm aufhebbar ist, während in dem Begriff des Dinges an sich die Unaufhebbarkeit, Unzerstörbarkeit, als wesentliches Merkmal enthalten ist, da wir unter dem Ding an sich Dasjenige verstehen, was übrig bleibt, nachdem alles Andere, alles blos Relative, Vergängliche, Erscheinende aufgehoben ist. Ich hatte demgemäss mein aut-aut des vorigen Briefes wiederholt.

Und ist doch selbst Er, trotz seiner obigen kugelfest machenden Definition, ganz schön aufgehoben worden, von Kant; so dass ich ihn nur als todten Leichnam überkommen habe: aber zieht mir, wie in Ihrem Briefe, der Gestank des Kadavers in die Nase, so werde ich unwillig. Sie haben ihm eine neue Maske und Titel geben wollen: allein da diese aus der Kantischen Garderobe gestohlen ist, thun wir Einspruch. Nennen Sie ihn also nur wie die Andern, in Ihrem Sinne philosophirenden Kamaraden, z. B. das Uebersinnliche, die Gottheit, das Unendliche, das Unvordenkliche, oder am schönsten, mit Hegel: „die Uedäh!“ — Wir wissen ja doch Alle was dahinter steckt: es ist der Herr von Absolut, der, wenn man ihn packt und sagt: „woher bist denn Du, Bursche?“ — antwortet: „Impertinente Frage! ich bin ja der Herr von Absolut, der keine Rechenschaft schuldig ist: das folgt „analytisch aus meinem Namen.“

Es ist der Herr von Absolut! —
Das heisst es ist der alte Jud'
ὁς εποιησε τον οὐρανον και την γην,
ἐν ἀρχῃ· αμην, αμην!

Auf Grund solcher Definition argumentiren Sie behaglich weiter: „vom Ding an sich müssen wir, da wir“ (ich bitte den Singular zu gebrauchen) „es als ausserzeitliches Urwesen betrachten“ u. s. w. Und wieder: „Dies folgt Alles analytisch aus dem Begriff des Dinges an sich.“ — Ja, aus Ihrem, — den Sie aus der Synagoge geholt haben. Und der langen Rede kurzer Sinn ist, dass der liebe Gott keinen Selbstmord begehen kann. Richtig! wie sollte er auch? und wie möchte er? wenn er *παντα καλα λιαν* trillert. — Beiläufig noch: von Ihrer oben citirten präklaren Definition (des Absolutums, statt des Dinges an sich) habe ich irgendwo gesagt, dass einen empirischen Beleg dazu die Materie gäbe, als welche genau das Definitum zu dieser Definition ist: und das haben Sie irgendwo lobend wiederholt. Mais tout cela est oublié, wie meine ganze Philosophie. Was das „Ding an sich“ heisse, haben Sie noch erst aus der Kritik der

reinen Vernunft zu lernen: was es sei, aus meinen Werken; und die kurze Geschichte desselben finden Sie Parerga, Bd. 1, p. 13—19. — Schlagen's auf! —

Meine Philosophie redet nie von Wolkenkukuksheim, sondern von dieser Welt: d. h. sie ist immanent, nicht transscendent. Sie liest die vorliegende Welt ab, wie eine Hieroglyphentafel (deren Schlüssel ich gefunden habe, im Willen) und zeigt ihren Zusammenhang durchweg. Sie lehrt, was die Erscheinung sei, und was das Ding an sich. Dieses aber ist Ding an sich blos relativ, d. h. in seinem Verhältniss zur Erscheinung: — und diese ist Erscheinung bloss in ihrer Relation zum Ding an sich. Ausserdem ist sie ein Gehirnphänomen. Was aber das Ding an sich ausserhalb jener Relation sei, habe ich nie gesagt, weil ich's nicht weiss: in derselben aber ist's Wille zum Leben. Dass dieser sich aufheben kann, habe ich nachgewiesen, empirisch; und habe bloss gefolgert, dass mit dem Ding an sich auch seine Erscheinung wegfallen muss. Verneinung des Willens zum Leben ist nicht die Vernichtung eines Objekts oder Wesens, sondern blosses Nichtwollen, in Folge eines Quietivs. — Begreift's und merkt's! — Aber von den Antecedenzien der Bejahung, oder den Konsequenzen der Verneinung des Willens (der auch nicht als beharrende Substanz, d. h. Materie bei mir auftritt) habe ich nichts gelehrt, habe vielmehr am Schluss des vierten Buchs (ich wiederhol es, weil Ihre Augen tauber sind, als mein rechtes Ohr) gesagt, dass für uns die Aufhebung des Willens ein Uebergang in's Nichts sei. — Was nun Das, was wir allein als Wille zum Leben und Kern dieser Erscheinung kennen, ausserdem sein möge, wenn es nämlich Dieses nicht mehr, oder noch nicht ist, — ist ein transscendentes Problem, d. h. ein solches, dessen Lösung die Formen unseres Intellekts, welche blosse Funktionen eines, zum Dienste der individuellen Willenserscheinung bestimmten Gehirns sind, gar nie zu fassen und zu denken fähig sind; so dass, wenn es uns wirklich offenbart würde, wir durchaus nichts davon verstehen würden. — Und zuletzt glückliche

Reise nach Wolkenkukuksheim! grüssen Sie den alten Juden von mir und von Kant: er kennt uns. Wollen Sie Ihre Skepsis vor's Publikum bringen, um zu zeigen, dass Sie meine Philosophie gepriesen haben, ohne sie zu verstehen; so kann ich Ihnen Dieses so wenig verwehren, wie anrathen. Nur mir kommen Sie nicht mehr damit: ich bin es müde, mich über Missverständnisse und Missdeutungen zu ärgern, und den Augiasstall auszumisten, kann meine edle Zeit besser anwenden, sende daher Ihre Kommentarien ungelesen zurück*) und bitte ernstlich, mich mit allen ferneren Skrupeln und Bedenken ganz zu verschonen. Denn nachdem ich meine Philosophie mit grosser Kunst und beispielloser Klarheit der Welt dargelegt habe, bin ich wahrlich nicht gelaunt, sie nochmals brieflich, ex abrupto, bald dies, bald jenes Dogma, und in aufsteigender Linie, abzuhandeln: — Kavillationen kann man leicht gegen jeden Satz eines Systems machen; sobald man nur derweilen alle übrigen vergisst und ignorirt.

Anlangend die Frage, warum, kraft der metaphysischen Einheit des Willens, nicht Ein Heiliger die Welt aufhebt? — ist zu sagen, weil erstlich diese Einheit eine metaphysische ist, und zweitens, dass wir die Frage näher beantworten werden, wann wir wissen werden, „wie tief im Ding an sich die Wurzeln der Individualität gehn", ein Problem, das ich aufgeworfen, aber als transscendent und daher unlösbar liegen gelassen habe. —

Das Gefasel des Harms zu lesen habe keine Geduld, aber geseln habe ich, wie der blaue Dunst über jeder Seite schwebt:**) diese Leute suchen nicht die Wahrheit, sondern — Gott. Da mögen sie zum Teufel gehn. Dass man ein Buch über Magnetismus zum Recensiren einem kompleten Neuling in der Sache, der gar nichts davon

---

*) Ich hatte ihm alle meine, schon fünf Jahre früher aufgesetzten Bedenken gegen seine Philosophie unter dem Titel „Anti-Schopenhauer" zugesendet.

**) Ich hatte ihn auf den im Augustheft der Schwetschkeschen Monatsschrift erschienenen Artikel „Problem der Philosophie" von Fr. Harms aufmerksam gemacht.

weiss, dem Reichlin Meldegg, giebt, hat mich längst geärgert.*) Dieser Reichlin Meldegg ist ein höchst unwissender Mensch. In besagten Heidelberger Jahrbüchern, Novbr.-Dec.-Heft 1850, No. 57, den Oersted recensirend, polemisirt dieser krasse Ignorant gegen den wahren, allbekannten und berühmten (von mir aber als von Priestley gestohlen nachgewiesenen) Satz Kants „dass die Körper bloss krafterfüllte Räume sind" — wie ein Schuhputzer, und zeigt, dass er nie davon gehört hat; sondern meint, das sei eben nur Oersteds Meinung, der er dann seine entgegensetzt, p. 899, sq. und 907 sq., welches eben die des Pöbels ist: er weiss nichts von Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft. — Sodann p. 907, redet er, weil Oersted in Kants Sinn vom Raum gesprochen, über den Raum wie ein Bauerjunge vom Pflug: „der Raum ist das blosse Verhältniss der Dinge zu einander." Wenn er das in seinem Studentenkonversatorio sagte, und ein Student, der die Kritik der reinen Vernunft gelesen hätte, dem Herrn Professor unter's Kinn griffe und sagte: „Guter Junge, da müsste ja, wenn man die Dinge wegnimmt, auch der Raum weg sein" — wie dann? Sich auf's hohe Pferd setzen. Dieser Mensch hat aber das Futter für sich und seine Brut von der Philosophie. Er danke Gott, dass ich nicht Minister in Baden bin. Das Philosophiren dieses Menschen, wie vieler andern, ist ein reines Naturalisiren, in den Tag hinein, ohne alle Vorkenntniss.

Ich danke Ihnen für die Ehrenbezeugungen, die Sie mir wünschen, ja gar verschaffen möchten. Seyn Sie ganz ruhig: der Verdienstorden und das Verdienst treffen nicht so leicht zusammen: hat also gute Wege.**) — Dieser

*) Dies bezieht sich auf eine in den Heidelberger Jahrbüchern von Reichlin-Meldegg erschienene Recension des aus dem Englischen ins Deutsche übersetzten Buches von Haddock.

**) Gelegentlich Humboldt's (vergl. den vorigen Brief) hatte ich ihm mitgetheilt, dass Humboldt Haupt der Commission des Ordens pour le mérite (Civilklasse), — eines Ordens, der für ausgezeichnete Verdienste um Kunst und Wissenschaft gestiftet worden, sei und dass,

wirklich edel und erhaben koncipirte Orden, für die Söhne des Mars, oder der Musen, allein, ist bereits seinem hohen Zweck untreu geworden: aus „nicht mehr als 30“ hat man „nicht weniger als 30“ gemacht; daher eine Menge Leute von sehr geringen Verdiensten dasselbe Kreuz tragen, womit der König den Prinzen von Preussen für die Ueberwältigung der badischen Rebellion belohnt hat. Die Vertheilung ist in den Händen des Kapitels, welches aus lauter Professoren besteht, die nun jeden alten emeritus aus ihrer Gilde damit dekoriren, z. B. kürzlich den Creuzer für seine mythologischen Faseleien, u. A. m. — Es müsste im Inlande mit eben so viel Zurückhaltung, wie im Auslande, vertheilt werden, bloss an eigentliche geistige Eminenzen.

Aber Das ist ein excellenter Einfall, dass Sie den Humboldt auf mein Urtheil über die Farbenlehre hinweisen möchten: — da würden Sie ihn in Ingrimm versetzen. Er hat sich im 3. Band des Kosmos auf das Kläglichste mit der Neutonischen Farbenlehre kompromittirt, wobei er von einem grünlichen roth redet, dies ist wie von einem Ost-West-Wind: er redet also ganz wie ein Blinder von der Farbe. — Ueberhaupt, wo ist eine Eitelkeit, die ich nicht gekränkt hätte? man dient nicht der Welt und der Wahrheit zugleich. Daher, wenn es Kreuze regnete, keines auf meine Brust fiele.

Heute habe ich denn auch wohl Ihre Eitelkeit etwas gekränkt: lässt sich nicht ändern. Nehmen Sie nur die bittere Arznei aus den Händen

Ihres Freundes
Arthur Schopenhauer.

---

wie ich gehört, jetzt wieder eine Stelle dieses Ordens vacant sei. Ich wünschte ihm diesen Orden und fügte hinzu, dass, wenn es bei mir stände, er denselben erhalten sollte. Dabei erinnerte ich ihn, dass er ja, wie aus Parerga I., 343. (2. Aufl. 382.) hervorgeht, keineswegs ein Verächter der Orden sei.

26.

Frankfurt a. M. den 24. August 1852.

Meinem vor drei Tagen an Sie, mein werther Freund, abgeschickten Briefe füge ich noch nachstehende kurze und bündige Darstellung des in Rede stehenden Problems bei, die, wegen ihrer Einfachheit und Klarheit, sehr geeignet ist, Sie von dem Irrwege zurückzubringen, auf welchen bloss die Kavillation des Fortlage Sie geführt hat; wie solche denn auch zur Widerlegung dieser Ihnen wird dienen können; nachdem bei Ihnen selbst das Resipiscere eingetreten seyn wird.

Die Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben ist ein blosses Velle und Nolle. Das Subjekt dieser Beiden ist Eines und Dasselbe. — Als solches wird es durch seine actus nicht aufgehoben und vernichtet. — Es ist uns bloss durch seine beiden actus bekannt. — Sein Velle stellt sich dar in dieser anschaulichen Welt, die eben deshalb die Erscheinung ihres Dinges an sich ist. — Vom Nolle hingegen erkennen wir bloss die Erscheinung seines Eintritts, welcher nur im Individuo vorgehen kann: dieses aber gehört schon zuvor der Erscheinung des Velle an. — Daher sehn wir das Nolle stets noch im Kampfe mit dem Velle auftreten, so lange das Individuum dauert. — Hat in ihm das Nolle gesiegt, und hat das Individuum geendet; so ist dies eine reine Kundgebung des Eintritts des Nolle gewesen. — Von diesem selbst aber können wir nichts weiter sagen, als dass seine Erscheinung nicht die des Velle seyn kann (die Welt ist aufgehoben), wissen aber nicht, ob es überhaupt erscheine, d. h. ein sekundäres Daseyn für einen Intellekt erhalte, den es erst hervorzubringen hätte (und à propos de quoi?), und können vom Subjekt dieses Nolle auch nichts aussagen; da wir in seinem entgegengesetzten actus, dem Velle, als welcher auch einen Intellekt hervorbringt, positive Erkenntniss von ihm erhalten, eben als dem Dinge an sich seiner Erscheinung.

Ueberhaupt stehn diese Erkenntnisse (mit welchen Sie und die Andern sich vorzugsweise immer viel zu thun

machen) an der äussersten Grenze des menschlich Wissbaren, am Horizont, wo der Tag sich in die Nacht verliert und es heisst

'Εγγυς γαρ νυκτος τε και ἡματος εἰσι κελευθοι.

Daher man hier nicht mit der Deutlichkeit des hellen Mittags sieht.

Der Mechanikus Albert hat 7 kleine Daguerrotypen von mir gemacht, darunter 3 sehr gut: von den übrigen 4 hat Becker sich das beste ausgesucht. — Ich habe Beckern Ihre Kosacks-Anzeige *) gezeigt, mit der er zufrieden war. Sie freundlichst grüssend

Arthur Schopenhauer.

27.

Frankfurt a. M., den 12. Sept. 1852.

Ich muss Ihnen, mein werther Freund, meinen Dank und meinen Beifall ausdrücken, über Ihren Aufsatz betreffend den Kosack.**) Sie haben nicht nur Alles daraus gemacht, was der Stoff erlaubte, sondern das Ganze ist Ihnen besonders gut gelungen, hat Form, Ganzheit und Darstellung, und der Börne'sche Witz am Schluss ist excellent. Sie sollten immer so schreiben: dadurch erwirbt man sich die Aufmerksamkeit der Leser und zeichnet sich aus vor dem vulgus nachlässiger, deutscher Schmierer.

Auf Ihren letzten Brief habe zu sagen, dass es durchaus nicht aus Verachtung gewesen ist, dass ich Ihnen die Diatriben***) ungelesen zurückgeschickt, sondern eine unmittelbare Folge unserer Verhandlungen war. Nachdem

---

*) Meine in den Blättern für literarische Unterhaltung (1852, No. 35.) unter dem Titel: „Eine beachtenswerthe Erscheinung in der Mathematik“ erschienene Anzeige des Programms des Nordhauser Gymnasiums, welches Kosacks im 22sten Briefe erwähnte „Beiträge zu einer systematischen Entwickelung der Geometrie aus der Anschauung“ enthält.

**) Den am Schluss des vorigen Briefes erwähnten.

***) Meinen im 25sten Briefe erwähnten „Anti-Schopenhauer.“

ich nämlich Ihnen in mehreren 2 Bogen-Briefen ein Bedenken nach dem andern mit Mühe und Schweiss gelöst, hatte ich Ihnen geschrieben, dass Sie mir das Leben sauer machen, und jetzt der Sache genug sei. Das hält Sie aber nicht ab, mir noch einen Brief voll unerhörter Zweifel, Anfechtungen, ja Drohungen zu schreiben, falls ich den Sachen nicht genügte; sondern Sie legen noch ein ganzes Heft 5 Jahr alter Skrupel und Einwürfe bei, aus dem mir sogleich „Anti-Schopenhauer" entgegenstarrt. Ich habe wohl ergründet und gelehrt, was ein Heiliger sei, aber ich habe nie gesagt, dass ich einer wäre. Daher habe ich zwar noch die letzten Skrupel beantwortet, aber das Heft intakt zurückexpedirt; — wie Sie Das nicht anders erwarten konnten. Ich versichere Sie, dass Sie alle Ihre Zweifel sich aus meinen Schriften lösen konnten, wenn Sie nur zusammenbrachten, was weit vertheilt dasteht. Denn mein System hat mehr als irgend eines organischen Zusammenhang: man muss aber stets jeden Satz in promptu haben, um damit jedem andern zu Hülfe zu kommen, wenn er, alleinstehend, angegriffen wird. Es freut mich, dass Sie zu besserer Einsicht gekommen sind, und wünsche ich, dass Sie sich, durch stets wieder aufgenommenes Studium, darin befestigen. Was Sie noch beibringen ist im Ganzen richtig: nur hüten Sie sich, nicht etwan in gnostische Aeonen zu gerathen, indem Sie hinter das Ding an sich noch ein zweites setzen, dessen Erscheinung es wäre. Bei einem gewissen Punkt, dem des Velle und Nolle, der Bejahung und Verneinung, angelangt, müssen wir nicht demselben noch eine Substanz zum Grunde legen, sondern die Schranken der menschlichen Erkenntniss erreicht zu haben anerkennen, ja, es dadurch, dass wir gegen dieselben anschlagen, recht an den Tag legen. Das ist hier die alleinige Weisheit, und wir können es mit würdigem Anstand, nachdem wir gezeigt haben, woher die Schranken entstehn, indem wir den Ursprung des Intellekts nachgewiesen haben, der ein gar niedriger und dürftiger ist: das Organ, womit ein Thier seine Beute sucht.

Rudolph Wagner's (der beiläufig ein Tartüffe und cagot ist, den ich gemeint habe „Ethik“ p. 245*) physiologisches Wörterbuch war in der Buchhandlung nicht vorräthig, ich kann also den Weber'schen Aufsatz nicht lesen:**) auch würde es mich nicht sehr erquicken, zu sehn, dass man meine Wahrheiten benutzt, ohne mich zu nennen. Ich bitte Sie,***) schreiben Sie nur nichts über Physiologie in ihrem Verhältniss zur Psychologie, ohne den Cabanis und den Bichat in succum et sanguinem vertirt zu haben: dagegen können Sie hundert deutsche Schmierer ungelesen lassen. Ueberhaupt ist's mit aller Psychologie nichts, da es keine Psyche, Seele, giebt, und man den Menschen nicht für sich allein studieren kann, sondern nur im Verein mit der Welt, *μικροκοσμος και μακροκοσμος* zugleich, — wie ich es gethan. Und prüfen Sie sich, ob Sie auch Physiologie wirklich besitzen und inne haben: das setzt Anatomie und Chemie voraus.

Jüngken war hier, habe mit ihm zu Abend gegessen: er erkannte mich gleich; während früher Raumer und Böckh mich durchaus nicht erkannt haben. Neulich war wieder ein Student aus Giessen bei mir, freute sich sehr über mich, bat um Erlaubniss Ostern wiederzukommen, ehe er die Universität wechselt. Ist hübsch von den Jünglingen.

Der neue Apostel, ja (als Verfasser des kleinen Artikels in der Didaskalia) angehende Evangelist Kilzer ist wirklich ein überlegener Kopf, und jammerschade dass er kein Gelehrter ist. Er hat einen Aufsatz über meine Phi-

---

*) In den beiden Grundproblemen der Ethik, 1. Aufl. S. 245. (2. Aufl. S. 240.), hat Schopenhauer von einem „frömmelnden Zootom“ gesprochen, ohne ihn zu nennen.

**) Ich hatte ihn auf Prof. Weber's Artikel über „Tastsinn und Gemeingefühl“ in Rud. Wagners Physiolog. Handwörterbuch aufmerksam gemacht, durch welchen Artikel seine Lehre von der Intellektualität der Anschauung (über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde §. 21.) bestätigt werde.

***) Die hier folgende Briefstelle habe ich bereits oben S. 232. als Belegstelle angeführt, lasse sie aber hier, des Zusammenhanges wegen, wieder folgen.

losophie und einen über meine Farbenlehre abgefasst, die er in die Didaskalia setzen wollte, welche es aber abgelehnt hat: sie ist auch nicht zu solchen ernsten Dingen: nun weiss er nicht wohin er diese Eier legen soll. Vor 8 Tagen hat er eine dreiwöchentliche Ferienreise nach Tyrol angetreten. Ganz von selbst sagte er mir, er werde in München den Doss aufsuchen. Dieses Sichbesuchen der Apostel gefällt mir sehr: es hat etwas Ernstes und Grandioses: „wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.“ — Ich benutzte seine Reise zu einer kleinen Mystifikation des Alten in Magdeburg:*) (wenn Sie dem aber etwas verrathen und mein Vertrauen missbrauchen, verzeihe ich's Ihnen nie.) Nämlich ich habe dem Kilzer einen recht guten, charakteristischen, neuen Daguerrotyp von mir mitgegeben, wohl verpackt: er schreibt Dorguths Adresse darauf, siegelt mit seinem Petschaft und giebt Das, ohne allen Brief, in München auf die Post. Wie wird sich der Alte verwundern, und endlich sagen: „Das ist entweder Schopenhauer oder der Teufel.“

Gestern war ein Mal krank, Unterleibserkältung, musste einsitzen, — Sterbensgedanken, wie sie meinem Alter einmal anhängen: heute lache darüber und gehe aus, hoffe noch lange zu seyn

Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

28.

Frankfurt a. M., den 12. Oct. 1852.

Mein werther Freund.

Ich beeile mich, Ihnen einliegendes Recept zu senden, welches auch die stärksten Zahnschmerzen, in 9 Fällen unter 10, schnell und dauernd vertreibt.**) Die ganze

*) Dorguth's.

**) Ich hatte über heftiges Zahnweh geklagt.

Dosis wird, nicht erwärmt, in ein leinenes Tuch geschlagen und so auf die Backe gebunden. Doch dürfen Sie es nur in ernsten Fällen gebrauchen, weil sonst die Natur sich daran gewöhnt und dadurch seine Wirkung schwächt. Als Präventionsmittel gegen Zahnweh dient besonders, dass man Morgens mit eiskaltem Wasser und einem Schwamm den ganzen Hals, hinten und vorn, langsam und anhaltend wasche, ihn ausserdem aber warm halte. Eingetretene Zahnweh kann man kuriren dadurch, dass man eine lange wollene Binde 2 bis 3 Mal um den Hals (nicht Kopf) schlägt und so die Nacht über schläft. Zähne und Hals sind sympathisch. Wer gewiss starke Zahnweh haben will, gehe im heissen Sommer, in Nankinghosen, ohne Unterhosen, in das kellerkühle Lesezimmer unter der Königl. Bibliothek:*) probatum est.

Dies war das Pathologicum: jetzt kommt das Physiologicum,**) über welches ich einige Ihnen nöthige Eröffnungen, eben so wohlmeinend wie die obigen, Ihnen nicht vorenthalten darf. — Physiologie***) ist der Gipfel gesammter Naturwissenschaft und ihr dunkelstes Gebiet. Um davon mitzureden, muss man daher schon auf der Universität den ganzen Kursus sämmtlicher Naturwissenschaften ernstlich durchgemacht und sodann sie das ganze Leben im Auge behalten haben. Nur dann weiss man wirklich, wovon überall die Rede ist: sonst nicht. So hab' ich es gemacht, habe meine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirns allein ein eigenes Collegium bei Rosenthal, im anatomischen Theater der Pépinière in Berlin gehört, habe 3 Mal Chemie, 3 Mal Physik, 2 Mal Zoologie, verglei-

*) zu Berlin.

**) Ich hatte ihm geschrieben, dass ich von der Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung beauftragt sei, Moleschotts „Kreislauf des Lebens" zu besprechen, und dass ich bei dieser Gelegenheit die Streitfrage über die Lebenskraft vornehmen werde.

***) Die hier folgende Briefstelle bis „Gewehr" habe ich bereits oben S. 230. als Belegstelle angeführt, lasse sie aber des Zusammenhangs wegen wieder folgen.

chende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine Detto, Geographie, Astronomie u. s. w. gehört, dann mein ganzes Leben hindurch die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer, studiert, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. (Diesen Sommer war meine ganze Bibliothek eine camera obscura und stand voll optischer Instrumente.) Darum kann ich mitreden und hab's mit Ehren gethan. Im Jahre 1824 gab die Münchener Akademie eine kurze Darstellung der Fortschritte der Physiologie in diesem Jahrhundert heraus, darin sie bei den Fortschritten der Sinneswerkzeuge bloss mich und Purkinje nennt. Ueberhaupt zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich. —

Wenn man aber, statt dessen, — so wie der kleine Bürger seinen Hausbedarf sechserweise aus der Krämerbude holt, — seine Naturkenntniss aus den Artikeln eines von Handlangern (ja, etwas schlimmerem) fabrizirten Diktionnairs zusammenliest; da kann es kommen, dass man, statt in die Apotheke, in die Giftmischerei und Gaunerherberge geräth. In dieser letzteren begegnet man einem quidam V......., der frech genug ist, Bichats unsterbliche Werke oberflächlich zu nennen; und auf diesen Urtheilsspruch hin hält man sich vom Lesen des Bichat, und des Cabanis in den Kauf, dispensirt. Ich aber sage Ihnen, dass wenn Bichat so einem V....... auf den Kopf spuckte, es für diesen noch zu viel Ehre wäre. Bichat hat 30 Jahre gelebt und ist bald 60 Jahre todt und das ganze gelehrte Europa ehrt seinen Namen und liest seine Werke. Auf 50 Millionen bipedes kommt noch nicht Ein denkender Kopf wie Bichat. Freilich hat seitdem, wie allezeit, die Physiologie Fortschritte gemacht, nicht durch Deutsche, sondern durch Magendie, Flourens, Ch. Bell und Marshal Hall, jedoch nicht solche, wodurch Bichat und Cabanis antiquirt würden, und alle die Genannten treten vor Bichats Namen ins Gewehr. — Jetzt folgen Sie mir aus dieser ehrwürdigen Gesellschaft in die deutsche Gauner-

herberge. Ihren finstern Hintergrund bildet die (Sie wissen woher stammende) jetzt allgemeine, in allen Schulen, Gymnasien, Universitäten, Büchern, Journälen eifrigst betriebene Cagotage und Tartüffianismus: die feilen Lumpe treiben es aber so plump absichtlich, so bärenhaft ungeschickt, treten so mastig auf, dass der Erfolg, so wahr ich lebe, der entgegengesetzte seyn wird. Als einen Erz-Cagot und Tartüffe habe ich Ihnen schon den saubern Herrn R. Wagner bekannt gemacht. Oh Fallmerayer! schläfst Du? Komme, und wie Du vor 1½ Jahren dem elenden Ringseis eine derbe, öffentliche, wohlverdiente Züchtigung hast angedeihen lassen,*) zum Troste aller Redlichen; so mache es ein Mal mit Jenem und seiner Göttinger Gesellenschaft. — Nach der psychologischen Seite hin ist nun die Aufgabe dieser Herren, darzuthun, wie Leib und Seele zwei grundverschiedene Substanzen sind und letztere im Kopf bloss logirt: als unsterblich ist sie absolut-einfach und untheilbar, muss also ihre ganze bagage von Intellekt, Gefühl, Willen, Leidenschaften u. s. w. in Einer Nuss dort oben zusammenhaben, in Einem Punkt, als Leibnitz'sche Monade: daher also können die Begehrungen, Leidenschaften u. s. f. nicht in den anderen partibus des Leibes stecken, wie Bichat und Ich sagen. Merkts! Dies muss durchgesetzt werden, trotz Kant einerseits und den französischen Physiologen andererseits. Merken Sie was? Jetzt lesen Sie im letzten Leipziger Repertorio die höchst lobende Recension des nichtswürdigen Machwerks von Lotze (Lotz und Botz bekanntlich philosophische lumina Göttingens!) „Medicinische Psychologie." Der anonyme Sch... lobt das Ding im Vertrauen auf seine Anonymität. In dem Buch wird obige obligate Lehre aufs Weitläuftigste durchgeführt und R. Wagner und Volkmann höchlich gelobt (es ist Alles Eine clique). Die Seele wird mit alten Weiber-Argumenten demonstrirt. Die Frechheit, mit der Kant dabei ignorirt wird, kann mich über die Frechheit trösten, mit der man mich igno-

*) In den Blättern für literarische Unterhaltung.

rirt. Nun aber weiss der Schächer nicht, da die Seele alles Denken, Wollen u. s. w. allein vollbringt, was er mit dem so künstlich komplicirten, 3—5 Pfund schweren Gehirn anfangen soll: er erklärt es für den blossen Ernährungs-Apparat der Sinneswerkzeuge!!!!!!! Vielleicht ist nie ein frecherer Unsinn ausgessprochen worden. — Das also sind die Leute, bei denen Sie in die Schule gehn, und wo Bichat oberflächlich ist. Kant und Ich sind ein Paar Esel, auf die man gar nicht hört. Das ist deutsche Redlichkeit.

Mein Zusammentreffen mit Bichat im bekannten Resultat, nachdem wir auf so höchst verschiedenen Wegen dahin gelangt sind, ist eine der schönsten Bestätigungen meiner Wahrheit, und war mir, als ich es erst 1838 entdeckte, eine unendliche Herzstärkung. — Ihnen aber fehlt der Muth, vom Standpunkt meiner Philosophie aus zu reden, nachdem Sie solche doch anerkannt haben: und Sie leihen bald Diesem bald Jenem ein Ohr, vermeinend, Das wären doch auch Leute. Sie erkennen nicht die Aristokratie der Natur. Bichat und Ich umarmen uns in einer Wüste.

Ueber Teleologie habe kürzlich, weiss aber nicht wo, eine Recension gelesen, welche, durch Buch und Recensent, bezeugt, zu welcher unglaublichen Rohheit man in diesen Dingen zurückgesunken ist. Ich möchte, dass Sie mein Kapitel über Teleologie*) vom ersten bis zum letzten Wort anführten; da es, nebst der Rubrik „Vergleichende Anatomie“, im „Willen in der Natur“, vielleicht das Gründlichste und Tiefste ist, das jemals darüber geschrieben worden, und, bei dem jetzigen Stande der Dinge, selbst historisch, sehr geeignet ist, die Leute zu orientiren. — Die Barbarei nimmt Ueberhand, die Ignoranz führt überall das Wort, die Alten werden wieder zurückgelegt. Zeter! Zeter!

Gewundert hat mich's, in Ihrem Brief kein Wort darüber zu finden, dass (nach hiesiger Postzeitung) der

---

*) Welt als Wille und Vorstellung II., Cap. 26.

Brockhaus 3 Monat brummen soll, für Aufnahme Ihrer bewussten Feuerbach-Recension.*) Das muss Ihnen doch sehr leid seyn. Hätten Sie doch auf meine Warnungsstimme gehört, von der Sie ja gewusst, dass sie nicht etwan aus Parteilichkeit entsprang für den

ὃς εποιησε τον ουρανον και την γην

Und nachher fand, es wäre sehr schähn.

Aber dem sanctissimo officio inquisitionis soll man hübsch aus dem Wege gehn, in welcher Kleidung es auch auftrete. —

Kilzer hat das Bild in München auf die Post gegeben:**) der Alte hat noch nichts von sich hören lassen: sitzt wohl davor, ganz perplex, und denkt:

„Ich gäb was drum, wenn ich nur wüsst',
Wer dieser Herr gewesen ist." —

Doss hat den Kilzer überaus freundlich aufgenommen, ihn bis zur Eisenbahn geleitet und dort gesagt, dass der Hund Mentor***) noch lebt. Welche Freude für mich!

Mit herzlichen Wünschen für die Besserung Ihrer Gesundheit,

Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

29.

Frankfurt a. M., den 22. Nov. 1852.

Werther Freund.

Ich danke Ihnen für die Nachricht über die beiden Aufsätze im philosophischen Journal:†) ausserdem würde ich wohl so bald nichts davon erfahren haben, und habe

*) Vergl. den 21sten Brief.

**) Vergl. den 27sten Brief.

***) Vergl. den 24sten Brief.

†) Ich hatte ihn auf zwei, ihn betreffende Artikel in J. H. Fichtes Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik (Neue Folge, Bd. 21., Heft 2.) von Erdmann und Fichte aufmerksam gemacht und Einiges daraus mitgetheilt.

ich es erst verschreiben lassen müssen. Das Wichtigste, was daraus hervorgeht, ist, dass die Philosophie-Professoren jetzt wohl aus der sehr festen Position, die sie inne hatten, herausgetrieben sind, nämlich aus der des Schweigens und Ignorirens. In jeder andern aber können sie mir wenig anhaben: denn kommt es nur erst dahin, dass die Leute irgend ein Buch von mir aufmachen und hineinsehn, so habe ich gewonnenes Spiel. Das aber eben hatten sie bisher weislich verhütet. Die Ehre, sie aus jener festen Position heraus getrieben zu haben, gehört Ihnen, und nächstdem dem guten Dorguth, dessen Artillerie nun aber nicht so weit reicht, wie die Ihrige. Es scheint wirklich, dass die von Ihnen schon längst ausgestreuete Saat jetzt anfängt zu keimen und aufzuschiessen. Mit Freuden sehe ich in beiden Aufsätzen die Besorgniss, dass die Aufmerksamkeit, welche meine Philosophie zu erregen anfängt, wohl noch in der Zunahme sei. Wie Schade, dass dadurch die Leute von den geistreichen Arbeiten der Philosophie-Professoren abgezogen und zerstreut werden! —

Der Erdmann behandelt mich noch ganz honett. Darin hat er auch Recht, dass Herbart und ich diametral entgegengesetzt sind: aber nicht aus dem Grund eines polaren Auseinandertretens Kantischer Philosophie in zwei Ansichten; sondern simpliciter weil dem Falschen das Wahre entgegengesetzt ist. Der Herbart ist ein entschiedener Queerkopf, hat seinen Verstand verkehrt angezogen; zudem ein nüchterner, platter Geselle. Aber was kann absurder seyn, als mich einen Akosmisten zu nennen, mich, dessen erklärtes, konstantes Thema die Welt ist! — Ebenso falsch ist es, den Herbart einen Atheisten zu heissen, da er den physikotheologischen Beweis geltend gemacht hat, mit schaamlosester Reticenz der wahren Gründe in Kants Argumentation dagegen, die er so verfälscht vorbringt, der L...! Daran zu erinnern hat dieser Fichte Recht, und ist es das einzige Wahre in seinem Aufsatz. —

Treffend und wahr ist was Erdmann S. 210. sagt, über das Tragische in meinem Schicksal und die „Schande“ mich ignorirt zu haben. Wie doch die Wahrheit heraus-

platzt! magna est vis veritatis et praevalebit. Uebrigens hat er meine Lehre verdreht und verrenkt, um nur seine Marotte durchzuführen. Sogar Ausdrücke legt er mir bei, die ich theils gar nicht, theils nicht in dem Zusammenhang gebraucht habe. Das werden Sie genugsam bemerkt haben. — Des Fichte Aufsatz hingegen ist ein Gewebe von Lügen, von Anfang bis Ende. Ja, er treibt es bis zum eigentlichen Falsum, S. 233., wo eine Stelle von mir mit Gänsefüssen angeführt steht, die ich nie geschrieben habe: sogleich merkte ich, dass das nicht meine Sprache, nicht meine Ausdrücke wären: dennoch habe ich in allen meinen Schriften emsig danach gesucht, und finde sie nicht. Können Sie sie finden? Der Gedanke freilich ist mir nicht fremd. Vor 6 bis 8 Monaten las ich in einer Recension, der Autor berichte über philosophische Lehren, aber bloss auf Grundlage der Darstellungen dieses Fichte: „der Fichte sei aber nur mit grösster Behutsamkeit zu benutzen." Dies darf uns nicht wundern, da der Charakter vom Vater erbt: dieser war „ein Windbeutel", will sagen, ein Mensch, der es auf Illusion und Täuschung abgesehen hat: aber der hatte dazu Verstand und Talent, machte es also fein. Der Sohn hingegen ist, in Folge seiner Mutter, ein ...... und nun .... vermöge des väterlichen Charakters. Aber sehr vernagelt müsste der Leser seyn, der seiner Darstellung nicht anmerkt, dass Bosheit, Schlechtigkeit und Neid allein aus dem Kerl reden: und nun gar Leser, die mich schon sonst kennen! Sich wird er schaden, nicht mir; so gern er auch mich wieder vor der Welt zudecken möchte mit dem Scheffel, und ihr aufbinden, es wäre nichts damit, wäre viel Lerm um Nichts. Sogar moralisch sucht mich der Kerl zu verdächtigen, möchte mich als Mephistopheles darstellen! — Im Ganzen aber tröste ich mich mit Goethes Versen

„So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten:
Doch seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, dass wir reiten!"

Inzwischen habe ich meinerseits auch einen Aufsatz ent-

deckt, über die Parerga, und zwar wo ich ihn am wenigsten suchte, in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Heerd", überschrieben „ein Selbstdenker."*) Ist voller Lob, aber assäsonnirt mit einigem Tadel, der im Grunde mit dem Lobe gar nicht bestehn könnte, und auch sonst abgeschmackt ist; auch mit einer persönlichen Anzüglichkeit, zu welcher keinen Anlass gegeben zu haben mir über die Maassen Leid seyn sollte. Im Ganzen ist es recht hübsch, dass der nun auch noch hinterdrein fistulirt, als Piccolo, im Orchester, während Sie der Grundbass sind. Lesen Sie es ja!

Vor etwan 4 Wochen war an einem Sonntag Morgen Kilzer bei mir und sprachen wir, was wohl der Alte bei dem Bilde**) denken möchte: tritt herein der Briefträger mit einem Packet, ohne Brief, anonym: enthält das Portraitt, Daguerrotyp, eines alten Herren, in derselben Stellung, wie ich auf dem meinigen, nämlich den Kopf auf die Hand gestützt: er sieht recht brav, fest und vernünftig aus. Da habe ich ihm denn auch geschrieben, über die kleine Mystifikation, die ich mir erlaubt hätte, u. s. w. Er hat geantwortet, dass er keinen Augenblick gezweifelt hätte, wer das sei, und dass wenn er es aus Amerika erhalten hätte, er an meiner meditativen Stellung und an der Stirn mich sogleich erkannt haben würde. Ich hatte, auf sein Verlangen, ihm meinen Geburtstag gemeldet (den er mit seinen Töchtern feiern möchte!) und nun hat er wissen wollen, an welchem Wochentage ich geboren sei: Dies hat er herausgerechnet mittelst des tausendjährigen Kalenders, von dem er mir auch ein Exemplar schickt, und hat sich ergeben, dass es ein Freitag gewesen sei. Sie sehn, es geht weit.

Bald wird die Buchhändler-Abrechnung seyn: Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie herausbringen könnten, wie viel Exemplare***) der Hayn abgesetzt hat: ich glaube, dass es gut gegangen ist. Aber es gehört zur Buchhändler-

*) S. Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerd I., No. 5.

**) Dorguth in Magdeburg. Vergl. den 27. Brief.

***) der Parerga.

politik, stets mit dem Absatz unzufrieden zu seyn. — Auch bitte ich Sie, gelegentlich den Dr. Lindner zu fragen, ob ihm etwas Neueres über seinen alten Freund, den Baron L...... bekannt geworden sei; — und grüsse Sie herzlich.

Arthur Schopenhauer.

30.

Frankfurt a. M., den 23. Jan. 1853.

Mein werther Freund!

Ich fange an, einige Besorgniss Ihretwegen zu empfinden, weil ich seit ungefähr 2 Monat nichts von Ihnen vernommen habe und doch in meinem letzten Briefe Sie gebeten hatte, mir wo möglich zu melden, wie viele Exemplare der Parerga im ersten Jahre abgegangen sind. Sie werden doch nicht etwan krank seyn? Wir wollen das Beste hoffen.

Ihr endlich erschienener Aufsatz über den chemisch-physiologischen Streit*) hat alle meine Erwartungen übertroffen und ist durchaus zu loben. Sie haben sich Ihres Gegenstandes durch fleissiges Studium bemeistert und ihn dann mit Ueberlegung klar dargestellt in sehr guter Schreibart, ohne Nachlässigkeiten, so dass sie dastehn wie ein sorgfältig angekleideter Mann in sehr gemischter Gesellschaft. Die von mir gefürchteten Klippen Ihrer geringen Naturwissenschaft haben Sie glücklich vermieden und haben diesen sehr wichtigen, ein Indicium der Zeit liefernden Streit zuvörderst rein objektiv, unpartheiisch und sogar dramatisch dargestellt. Ganz vortrefflich lassen Sie zuletzt mich erscheinen, als Deus ex machina im Wolkenwagen, kommend, um die streitenden Partheien nicht so-

*) Der durch Moleschotts „Kreislauf des Lebens" veranlasste, in den Blättern für literarische Unterhaltung (1853, No. 2.) unter der Ueberschrift: „Streit der chemisch-physikalischen und der teleologischen Schule" erschienene Artikel. Diesen Artikel findet man auch in meinen Briefen über die Schopenhauersche Philosophie (Leipzig 1854) S. 178 ff. wieder abgedruckt.

wohl zu versöhnen, als mit langer Nase nach Hause zu schicken. Ich gefalle mir in der Rolle. Aber wahr ist's, jene Herrn vermeinen, mit ihrem Bischen Chemie, die Alles ist, was sie gelernt haben, die Welt- und Lebensprobleme lösen zu können: dann setzen sie den Feuerbach auf den Altar. Ich wollte daher, dass Sie sich noch etwas im Allgemeinen ausgelassen hätten, über die Rathlosigkeit solcher empirischer Naturforscher, sobald sie ein Mal an die Grenzen ihrer Wissenschaft stossen, wo sich dann ihr gänzlicher Mangel an philosophischen Studien offenbart, sie völlig albern dastehn und nun die alten, seit Jahrtausenden abgethanen Absurditäten wieder zu Markte bringen. Denn, was ist denn die ganze Sache Anderes, als ein Democritus redivivus? Demokrit kannte bloss die mechanischen Kräfte und liess aus diesen Alles entstehn: Mulder kennt bloss die chemischen und bedient sich dieser eben so. So einem Holländer und seinem Moleschott kommt es nicht in den Sinn, den Antheil des Subjekts an allen Naturerscheinungen in Rechnung zu bringen, wenn auf den Grund der Dinge gegangen wird; sondern roher, stupider Realismus umnebelt ihre Sinne. Daher ist ihnen unbedenklich der chemische Stoff das Ding an sich: er ist das Unveränderliche und Ewige: des Berzelius Aequivalenten-Tafeln übernehmen die Rolle des lieben Gottes: Thier und Mensch treten dann auf als Naturspiele, zufällige Konkremente, wie die Stalaktiten. Alles, wie gesagt, nur, weil kein philosophischer Grund gelegt worden, in ihren Studien, indem dio Herren in ihrer empirischen Dummdreistigkeit glauben, das 2000jährige Denken der Weisesten des ganzen Geschlechts habe nichts zu Tage gefördert und sei Posse: nur in Tiegel, Retorte und anatomischem Theater sei die Weisheit zu suchen; welchen Glauben die liebe Faulheit unterstützt. Als Metaphysik kennen sie nur den Katechismus und wissen keine andere Alternative, als zwischen dem Gott-Schöpfer und dem Materialismus; — wie die Engländer, Parerga II. p. 123. — Sehr lieb ist's mir, dass die Naturforscher ein Mal erfahren, dass bei mir auch für sie etwas zu suchen sei. (Wie

neulich der M. Carrière, mitten in seinem albernen Gewäsch, doch auf das Aesthetische in meinem Werke hingewiesen hat: denn Jeder sucht seine Sachen nur, wo das Aushängeschild sie ankündigt.) Zur Belehrung der chemischen Physiologen ist der §. 27, Bd. 1. meines Hauptwerks sehr geeignet und ihr ganzes Treiben darin vorhergesehn; wie überhaupt die Abwege, auf die man jetzt, an beiden Seiten, geräth, Materialismus und Tartüffianismus, — die Nothwendigkeit meiner Philosophie augenfällig machen und zeigen, wie heilbringend es sei, dass Einer der Kantischen Lehre treu geblieben ist und in der Stille den wahren Thronerben derselben aufgezogen hat, damit er jetzt, wo es zur Anarchie und Barbarei gekommen ist, — hervortrete als Retter aus diesen.

Bald zu vernehmen, dass Ihnen nichts zugestossen ist und Sie sich wohl und gesund befinden, ist der Wunsch

Ihres Freundes
Arthur Schopenhauer.

31.

Frankfurt a. M., den 17. Febr. 1853.

Mein werther Freund!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die Uebersendung und noch mehr für die Abfassung Ihres Buches.*) Denn durch dasselbe wird abermals ein Bedeutendes für die Verbreitung meiner Lehren geleistet, indem bei fast allen Ihren ästhetischen Untersuchungen meine Philosophie als Grundbass durchzuhören ist und viele wohlgewählte Citate aus meinen Werken angebracht sind, welches ich besonders geeignet erachte, mir Leser zu werben: denn es gehört etwas dazu, ehe die Leute sich entschliessen zu lesen, was weder zur Kurzweil, noch zum materiellen Nutzen dienen soll. Soweit subjektiv: objektiv betrachtet verdient Ihr Buch unbedingtes Lob in Hinsicht

*) meiner „Aesthetischen Fragen“ (Dessau, Gebrüder Katz, 1853).

auf Vortrag und Stil: alles klar, deutlich und bestimmt: sodann sieht man, dass es ein Werk des eigenen Nachdenkens ist: ferner ist es eine Ventilation der ästhetischen Grundprobleme, die dienen wird, auch bei Andern das Nachdenken über solche Gegenstände zu erwecken, und überhaupt enthält es sehr viel Wahres und Richtiges.

Im Einzelnen hätte ich freilich gar manche Einwendungen zu machen, wozu ich mündlich bereit sein würde, aber zum Schreiben ist das zu weitläuftig: auch erinnere ich mich, dass Sie den Tadel so wenig vertragen können, dass ich Ihre Werke zu kritisiren ganz verschworen habe. Allein in Erwägung Ihrer vielen und grossen Verdienste um die Verbreitung meiner Philosophie, will ich Ihrem Wunsch nach einem aufrichtigen Urtheil soweit nachkommen, dass ich die Hauptausstellungen, die ich zu machen hätte, Ihnen nicht vorenthalte.

Vielleicht wird mir's gelingen,
Mein barsches Naturell zu zwingen.

1) Im Aufsatz III. ist sogleich der Eingang und zugleich der Grundgedanke des ganzen Aufsatzes verfehlt.*) Nämlich Plato hat sehr treffend und richtig den charakteristischen Unterschied zwischen dem Angenehmen und dem Schönen d a r i n gesetzt, das bei Jenem stets ein B e d ü r f n i s s dem Genusse vorhergehen muss, als dessen Bedin-

*) Der Aufsatz III. meiner „Aesthetischen Fragen" handelt von den „Specifisch verschiedenen Arten des Wohlgefallens" und beginnt so: „Jedes Wohlgefallen entspringt aus der Befriedigung eines innern Bedürfnisses, setzt also nicht blos einen Gegenstand voraus, d e r gefällt, sondern auch ein Begehren, ein Bedürfniss, einen Appetitus, d e m es gefällt. Denn ein blosses Objekt, ohne ein es begehrendes Subjekt, kann eben so wenig Wohlgefallen e r r e g e n, als ein blosses Subjekt, ohne ein es afficirendes Objekt, Wohlgefallen e m p f i n d e n kann. Um daher die verschiedenen Arten des Wohlgefallens ihrem Wesen nach zu unterscheiden, müssen wir die verschiedenen Arten des demselben zu Grunde liegenden B e g e h r e n s ins Auge fassen." Hierauf unterscheide ich zwei grundverschiedene Arten des Begehrens: e i g e n n ü t z i g e s und u n e i g e n n ü t z i g e s Begehren, und weise nach, dass dem Wohlgefallen am Angenehmen und Nützlichen das erstere, dem Wohlgefallen am Wahren, Guten und Schönen das letztere zum Grunde liege.

gung; beim Schönen dies hingegen nicht der Fall ist; wobei er sogar, unter dem Angenehmen, die Wohlgerüche ausnimmt, als deren Eintritt erfreut, ohne vorhergegangenes Bedürfniss. Hauptstelle de rep. IX. p. 263. sq. ed. Bip. —

2) p. 50. „ein vollkommenes Weib ist schöner, als ein vollkommener Mann.“ *) — quae, qualis, quanta! Hier haben Sie ein höchst naives Bekenntniss Ihres — Geschlechtstriebes abgelegt: aber alle wahren Schönheitskenner werden dabei lächeln und die boshaften lachen. Sogar strenge beweisen lässt sich das Gegentheil, aus dem Bau des Mannes und des Weibes. Es steht hierin mit dem Menschengeschlecht nicht anders, als mit allen Thiergeschlechtern, mit dem Löwen, dem Hirsch, dem Pfau, dem Fasan u. s. w. u. s. w. Der sexus sequior ist sequior in jedem Betracht. Warten Sie, dass Sie in meinem Alter seyn werden, wie Ihnen dann diese kurzbeinigen, langleibigen, schmalschultrigen, breithüftigen, mit Zitzen exornirten Persönchen vorkommen werden: auch ihre Gesichter sind nichts, gegen die der schönsten Jünglinge, zumal die Augen, ohne Energie.

3) p. 51. hat mich schwer geärgert: „er sieht selbst ein, dass diese Erklärung nicht ausreicht“ **) — den Teufel

*) Seite 50. meiner „Aesthetischen Fragen“ spreche ich von der Stufenleiter der Schönheit in den Ideen oder Gattungen der Dinge, derzufolge eine vollkommene Erscheinung des menschlichen Typus eine höhere Schönheit ist, als eine vollkommene Erscheinung des thierischen. In ähnlichem Sinne hielt ich auch innerhalb der menschlichen Gattung ein vollkommenes Weib für eine schönere Erscheinung, als einen vollkommenen Mann.

**) Die hier bezeichnete Stelle lautet vollständig: „Die vollkommenste Erscheinung einer unschönen Idee kann nicht schön wirken. Zwar behauptet Schopenhauer, um seinen Satz, dass jedes natürliche Ding, also auch jedes Thier, schön sei, zu rechtfertigen, dass, wenn uns dieses bei einigen Thieren nicht einleuchten will, es daran liege, dass wir nicht im Stande sind, sie rein objektiv zu betrachten und dadurch ihre Idee aufzufassen, sondern hievon abgezogen werden durch irgend eine unvermeidliche Gedankenassociation, meistens in Folge einer sich uns aufdringenden Aehnlichkeit, z. B. des Affen mit dem Menschen, daher wir nicht die Idee dieses Thieres auffassen, sondern nur die

auch! meine Erklärung reicht, ästhetisch, vollkommen und überall aus: bloss bei der Kröte kommt sie zu kurz, weil hier nicht bloss von ästhetischem Missfallen, also von Hässlichkeit die Rede ist, sondern von einem geheimnissvollen horror ganz eigener Art, der auf einem metaphysischen Grunde beruhen muss, zu welchem ich dort Andeutungen gebe. Sie haben es hier gemacht wie meine Gegner: durch eine kleine Verschiebung des Ausdrucks, mich sagen lassen was ich nie verneint. Hätten Sie mich hier, wie sonst überall wörtlich angeführt, wär es nicht gegangen.

4) der Aufsatz IX!*) — Muss ich Ihnen sagen, dass er die partie honteuse des Buchs ist? — O nein, Sie wissen's ohne mich: denn Sie sind hier nicht Ihrer Ueberzeugung gefolgt: seufzend sind Sie hier meiner Philosophie untreu geworden: scio meliora proboque, deteriora sequor, war Ihr Spruch: an besserer Einsicht hat es Ihnen nicht gefehlt: bloss an Muth, an dem Muth, einem protestantisch-rationalistischen, optimistischen, platten und verschrobenen Publiko gegenüber, den wahren Sinn des Trauerspiels auszusprechen, wie ich ihn aufgedeckt habe, wo er dann meinen ganzen Pessimismus und asketische Moral zur Grundlage hat und wiederum diese zu bestätigen dient. — Des Aristoteles Furcht und Mitleid ist eine

---

Carricatur eines Menschen sehen, und eben so beim Anblick der Kröte durch ihre Aehnlichkeit mit Koth und Schlamm afficirt werden. (Parerga II., §. 212.) Indessen sieht er selbst ein, dass diese Erklärung nicht ausreicht."

Letzteres hatte ich aus Schopenhauers weiteren Worten gefolgert: „indessen reicht Dies hier doch nicht aus, den gränzenlosen Abscheu, ja das Entsetzen und Grausen zu erklären, welches einige Leute beim Anblick dieser Thiere, wie andere bei dem der Spinnen befällt: vielmehr scheint dies in einer viel tieferen, metaphysischen und geheimnissvollen Beziehung seinen Grund zu haben" u. s. w. (Vergl. Parerga II., S. 353. der 1. Aufl., S. 457. der 2. Aufl.)

*) Der Aufsatz IX. meiner „Aesthetischen Fragen", überschrieben: „Der tragische Held und das tragische Geschick", vertheidigt in Bezug auf die Tragödie die Ansichten des Aristoteles und Lessings und begründet die Wahrheit derselben sogar durch Schopenhauers ästhetische Grundansicht vom „reinen Subjekt des Erkennens."

sehr oberflächliche Auffassung. Ich aber bin hier, wie überall, 10 Klafter tiefer, als alle Andern gegangen: und Sie wissen's. Aber freilich viel Muth hätte es erfordert; auch viel Papier, zur Darlegung der Basis. Voltaire's schöne, edle Maxime: point de politique en littérature! il faut dire la vérité, et s'immoler, — ist bloss für die Heroen, welche sprechen: das Wahre sage ich, das Rechte thue ich, u. l. m. i. A." — Also verzeihe ich Ihnen diese Untreue aufrichtig; nur dürfen Sie nicht denken, dass ich Sie für viel besser halte, als den heiligen Petrus, — der ja 3 Mal seinen Herrn und Meister verläugnet hat, aus Mangel an Muth.*) Und wie musste ich Sie bedauern, als ich Sie nunmehr hier und auch noch p. 104. genöthigt sah, zum protestantischen Princip der poetischen Gerechtigkeit sich zu bekennen, — dem alle grossen Tragiker, Sophokles, Shakespeare, Calderon, Goethe, — Hohn gesprochen haben. Was hat die Desdemona, die Ophelia, die Cordelia verschuldet? — was der Egmont, der standhafte Prinz, der Oedip? — selbst Lear! ein Irrthum aus Altersschwäche. Sogar Schiller, der den Don Carlos und den Posa elend enden liess, dürfte daher sich moquiren über das protestantische, kategorische Imperativ-Princip der poetischen Gerechtigkeit:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Ein Gutes hat dieser IX. Aufsatz gewirkt, nämlich dass ich eine hübsche Seite gegen die poetische Gerechtigkeit geschrieben habe;**) — wie Alles was ich jetzt noch schreibe, bloss zum Behuf neuer Auflagen, mögen sie nun posthumisch oder anthumisch werden. Sogar die Komödie erhält erst bei mir, als Gegensatz der Tragödie, ihre ächte Erklärung. — Keineswegs lachen wir die Personen derselben beständig aus. — Ich hoffe, Sie wer-

*) Ich brauche dieser Beschuldigung gegenüber nur einfach auf den erwähnten Abschnitt IX. meiner „Aesthetischen Fragen" zu verweisen, aus dem zur Genüge hervorgeht, dass ich aus vollster Ueberzeugung dem Aristoteles und Lessing beigestimmt und gleich anfangs meine Beistimmung durch einen Schopenhauerschen Satz begründet habe.

**) Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. I., 299.

den diese Ausstellungen zu verdauen und zu beherzigen im Stande seyn. —

Noch ist zu loben, dass Sie lauter ältere und bewährte Schriftsteller anführen, hingegen von Schellings 4 Weltalterästhetik, Hegeln und seinen Gesellen, dem süsslichen Herrn Solger u. s. w. keine Notiz nehmen. Dass Sie aber gar den Helvetius gelesen haben, wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Helvetius. — So sehr es mich freut, dass Sie Stellen von mir beibringen, so würde es mich doch noch mehr freuen, wenn Sie auch bei der Korrektur solche genauer ansehen wollten. Den schlimmen Druckfehler p. 30. haben Sie zwar in den erratis korrigirt: aber der Wievielste sieht die errata an? Aber p. 78. steht „befragen", statt befragend. — p. 108. „Brav" statt »Bav"! —! p. 140. steht „zu thun" das erste Mal überflüssig. — p. 183. „befeindet" (ein Unwort) statt verfeindet; und „wenn" statt „dem".

Sollten mir Recensionen Ihres Buches vorkommen, so werde ich sie Ihnen mittheilen: eigentlich sehe ich aber doch nur wenige Journale durch: seit 1848 sind die meisten eingegangen, oder hier abgeschafft: Sie haben viel bessere Gelegenheit, im Königl. Lesezimmer.*) Ich wette, dass Vieles über mich gedruckt steht, davon ich nichts erfahre.

Ein herrlicher Spaass wäre es, wenn Sie öffentlich, in einem Journale, den Fichte befragen wollten, wo denn meine von ihm angeführte Stelle stehe,**) indem Sie meine Schriften doch ziemlich kennten, aber sie nicht zu finden wüssten und andererseits doch nicht glauben könnten, der Herr Professor habe ein Falsum begangen. Da würden wir sehn, wie er sich wände und drehte zum Erbarmen. Er weiss selbst vielleicht nicht, wo er's her hat. Beiläufig: in den Münchner Gelehrten Anzeigen vom 9. Februar ist Fortlage's Buch schmählich herunter gehunzt von Herrn Prantl, der aber selbst ein .... ist.

---

*) Im Journalzimmer der Königl. Bibliothek zu Berlin.

**) Vergl. den 29sten Brief.

Dass Sie nicht gut schlafen ist sehr schlimm: der Schlaf ist die Quelle aller Gesundheit und der Wächter des Lebens. Ich schlafe noch meine 8 Stunden, meistens ohne alle Unterbrechung. Sie müssen durchaus 1½ Stunden täglich rasch gehn, die Zeit dazu von sitzenden Amüsements wegnehmend; im Sommer viel kalt baden; wenn Sie Nachts aufwachen, ja nichts Gescheutes, oder irgend Interessantes denken, sondern bloss das fadeste Zeug mit vieler Abwechselung, aber in gutem korrekten Latein: das ist mein Mittel: probatum est; Grammatik und Syntax umnebeln die Sinne. Im schlimmsten Falle greift man zu Franklin's Mittel, steht auf, deckt das Bett auf und nach 2 Minuten im Hemd Herumgehen, legt man sich wieder hin; — ist fast unfehlbar.

Des Alten*) Brief erfolgt zurück und hätte eben so gut dort bleiben können. Das zu dechiffriren ist wie eine harte Nuss knacken, die nachher hohl befunden wird. Sie haben ganz Recht in dem, was Sie von ihm sagen.**)

Ihnen von Herzen Schlaf und Gesundheit wünschend

der Ihrige

Arthur Schopenhauer.

32.

Frankfurt a. M., den 26. Febr. 1853.

Sie werden, mein werther Freund, vor etwan 8 Tagen einen langen Brief von mir, mit dem des Dorguth darin, erhalten haben. Heute schreibe ich bloss, um Sie auf ein neues Buch des Prof. Noack in Giessen aufmerksam zu machen: „Die Theologie als Religionsphilosophie" 250 S. — An sich unbedeutend hat es viel Bedeutung für meine Philosophie. Nämlich auf den ersten 20 Seiten wird in extenso meine Metaphysik und Naturphilosophie vorgetragen, zwar im Hegeljargon, dennoch mit Gebrauch meiner

*) Dorguths in Magdeburg.

**) Dorguths Briefe waren eben so abrupt und confus geschrieben, wie seine kleinen Schriften.

Ausdrücke (Wille zum Leben, der sich stufenweise objektivirt u. s. w.), ja die Stellen von Euler und Goethe, die ich citirt habe, werden gleichfalls angeführt: trotz allen Dem aber werde ich im ganzen Buche nicht genannt; sondern Alles ist wie proprio Marte gegeben! Dabei wird der Atheismus der Sache so nachdrücklich hervorgehoben, dass es für einen Philosophieprofessor verwegen scheint. *) —

Nun ist es einerseits ein glänzendes Zeugniss für die Gewalt meiner Wahrheit, dass sie von denen bekannt und gelehrt wird, die mich so hassen, dass sie meinen Namen nicht hinschreiben mögen. Welch niederträchtiges Gemüth gehört aber andrerseits dazu, ein Buch so ernstlich zu studieren, den Inhalt sich anzueignen, ihn wiederzugeben, — und den Urheber desselben vertuschen zu wollen; und dann welche Dummheit zu glauben, dass das heut zu Tage Keiner merken, sondern man dem Herrn Lump die Weisheit zuschreiben würde; oder endlich welche Ehrlosigkeit, sich nichts daraus zu machen, dass man es merkt, — im Vertrauen darauf, dass mir gegenüber die Philosophieprofessoren Alles für erlaubt halten werden, und so der Versuch zu machen sei, meine Wahrheit ohne Umstände zum Gemeingut zu machen, um damit die leere und verschuldete Kasse deutscher Philosophie zu füllen, zum Besten des gemeinen, ja wohl gemeinen Wesens jener

---

*) In Schopenhauers „Senilia" findet sich hierüber folgende Stelle: „L. Noack, in seinem Buche „Die Theologie als Religionsphilosophie" 1853, trägt auf den ersten 20 Seiten meine Metaphysik und Naturphilosophie ganz zusammenhängend vor, wobei er sich sogar meiner Ausdrücke bedient, übrigens jedoch im ekelhaften Hegel-Jargon redet: — dabei bin ich im ganzen Buche nirgends erwähnt. Die ethischen und ästhetischen Lehren, welche Konsequenzen meiner Metaphysik sind, lässt er jedoch unberührt, um elende optimistische und hegelianische Flausen an deren Stelle zu setzen. Auch lehrt er, aus der empirischen Wahrnehmung des Nacheinander der Dinge entstehe die Zeit, und aus der des Nebeneinander der Raum. Dieselben unerhört rohen und absurden Lehren haben vor ihm schon Rosenkranz und Reichlin-Meldegg vorgetragen." (Vergl. die Vorrede zur 2. Aufl. des „Willens in der Natur" S. XI.)

Herren, mich aber nach wie vor zu ignoriren. — Meynen Sie noch, dass ich den Professoren zu viel gethan habe?! Sehn Sie das Benehmen von 1813 bis 1853.

Ich wünsche sehr, dass Sie das Buch je eher je lieber durchsehn, besonders aber die ersten 20 Seiten lesen wollten: ich hoffe, dass dies Sie veranlassen wird, es zu recensiren, da es ganz vor Ihr Forum gehört, und dass Sie die Infamie ganz kaltblütig der Welt blosslegen werden. — Noch ist zu bemerken, dass dieser Mensch bloss meine Metaphysik annimmt und verkündet, die daraus folgende Ethik und Aesthetik aber ignorirt, so fest sie auch damit verwachsen ist; — wie wenn Einer ein Thier fänge, es mitten durchschnitte und meinte, das Vordertheil werde für sich allein leben und so wolle er es vor seinen Karren spannen.

Ihnen handfesten Schlaf und damit gute Gesundheit wünschend

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

33.

Frankfurt a. M., den 30. März 1853.

Ich kann nicht umhin, mein werther Freund, Ihnen meinen aufrichtigen Dank abzustatten für die Treue und den unermüdlichen Eifer, mit dem Sie über Alles, was sich in Sachen meiner Philosophie regt, wachen, um mich davon in Kenntniss zu setzen: denn ausserdem würde ich von Allem was Sie berichten nichts erfahren haben, ausser der Recension des Dr. Lindner,*) die er mir geschickt hat. Ich bin mit derselben sehr zufrieden, da sie recht treffend ausspricht was ich voraus habe: nämlich „ächt und ehrlich" zu seyn. Habe demselben, auf seinen Wunsch, ein Daguerrotyp geschickt, welches Sie gesehn haben werden: wie finden Sie es?

*) In der Voss'schen Zeitung. Vergl. oben S. 101 fg.

Wenn man Sie lobt, freut es mich herzlich, auch wenn es Dinge sind, die ich tadele: denn ich sehe den Vorkämpfer meiner Philosophie gern geehrt.

Der Kilzer hat nicht nur alle meine Werke doppelt angeschafft, damit auch sein Sohn ein Exemplar hat auf die Universität mitnehmen können; sondern jetzt hat er sich gar noch die erste Auflage meines Hauptwerks bestellt, wegen der in der 2ten weggelassenen Stellen: ein erfreulicher Zug von Fanatismus!

Ein Heidelberger Prof. juris hat neulich mit mir, dem Kilzer, dem Emden und Andern an Einem Tisch soupirt, ohne dass ich mit ihm mehr, als ein Paar Höflichkeitsworte gesprochen, ist aber in Folge des Eindrucks meiner Person entschlossen, meine Philosophie ernstlich zu studieren und hat sich dazu vom Kilzer eine schriftliche Anleitung geben lassen. Noacks Neffe, Student, kam neulich zum zweiten Mal und brachte sein Stammbuch, neu angeschafft, damit ich als der Erste mich hineinschriebe.

Noacks Geschichte der Philosophie enthält auf Einer Seite und wenigen Zeilen eine so komplette Darstellung meines Systems, im Umriss und en mignature, dass er sie ohne eifriges und gründliches Studium meiner Schriften nicht hätte so abfassen können. Da hat sich wohl der Geist der Wahrheit seiner bemächtigt und gleich darauf hat er die Sache geradezu als objektive Wahrheit vorgetragen, in seiner „Theologie“, als ob sie eben auf seinem Mist gewachsen wäre. Das bleibt immer Unrecht, obgleich er die Absicht des Plagiats durch Verweisung auf seine Geschichte der Philosophie abwälzen kann. Lassen Sie ihn laufen, wenn Sie ihn nicht anfassen mögen.

Der Fichte, bloss nach Ihrem Bericht zu urtheilen, scheint doch einlenken zu wollen, bedenkend, dass durch starkes Tadeln des Aechten man sich blamirt. Denn nachdem er im vorigen Heft mich mit Feuerbach als Atheisten zusammengeworfen, ist jetzt meine Lehre „sehr entsinnlichend“! — „Spielraum für die eigene Thätigkeit“ der Philosophieprofessoren vermisst er an meiner Philosophie!

Das wären mir saubere Mitarbeiter! aber ich sollte das i machen, damit die Herren den Punkt darauf setzen können. Uebrigens, so sehr ich überzeugt bin, dass man über meine Philosophie hinaus, in der Längendimension, niemals wird gehn können; so lässt sie doch, in der Breite, noch viel Bereicherungen zu, als Belege, Erläuterungen, Anwendungen, in allen ihren Theilen. Wenn meine Denkweise nicht „absonderlich" wäre, so wäre sie eben der Herren ihre, quod Deus avertat.

Des Noacks eben erwähnte „Theologie als Religionsphilosophie" finde ich in Menzels Litteratur-Blättern vom 19. März unter der Ueberschrift „antichristliche Presse" wüthend heruntergehunzt, aber bloss wegen der Gottlosigkeit ihres Inhalts. Das schadet dem Buche nicht: denn dass dieser Menzel, der Denunziant, entweder der erbärmlichste Cagot, oder der nichtswürdigste Tartüffe ist, weiss die Welt. Von mir ist nichts darin gesagt: der kennt meine Philosophie nicht.

Vom Alten habe auch ich wieder einen langen Brief erhalten und dechiffrirt: er trägt mir seinen Realismus und das Stolper-Argument vor.*) Glücklicherweise ist er gegen mein Schweigen schon durch vieljährige Praxis abgehärtet.

Von Ihrem Buch**) habe keine Anzeige gesehn, ausser der in der „Monatsschrift." — Trotz Ihrer und meiner Vigilanz glaube ich, dass von Dem, was über mich gedruckt wird, etwan ¼ uns ganz entgeht.

Nun, alter Treufreund, bis auf Weiteres,

Leben Sie wohl!

Arthur Schopenhauer.

---

*) Dorguth polemisirte in seinen Briefen an mich gegen Schopenhauers Idealismus und führte in einem derselben das Stolpern über einen Stein als einen Beweis von der Realität der Aussenwelt an. Diesen Brief hatte ich Schopenhauern mitgetheilt. Die betreffende Stelle desselben lautet: „Schopenhauer müsste ja seinen eigenen Leib wegläugnen (und, mich dünkt, er konstruirt denselben auch ein Mal erst mit seinem subjektiven Apparate von Zeit, Raum und Kausalität), der ihm doch die Aussenwelt sehr direkt, ohne jenen Apparat erst in Thätigkeit zu setzen, fühlbar macht, wenn er z. B. stolpert und einen harten Fall zur Erde thut."

**) den „Aesthetischen Fragen."

34.

Frankfurt a. M., den 19. Aug. 1853.

Apostole primarie!

Ich habe lange nichts von Ihnen vernommen, ausgenommen, dass Lindner mir Ihre Freude über meine Englische Glorifikation*) vermeldet hat. Die hat mich auch weidlich ergötzt. Was Ihnen dabei entgeht ist die grosse Treue und Sorgfalt, mit welcher der Engländer meine Stellen übersetzt hat, so recht con amore, ohne seinen Zeitaufwand zu berechnen, — wie die Deutschen thun. Schon ein Jahr früher hat der Engländer die Parerga recensirt; was ich vielleicht nie erfahren hätte, wäre nicht zufällig der Dr. Mayer aus Mainz gekommen.

Die Professoren bleiben noch immer bei ihrer alten Maulhaltens-Methode gegen mich und ihre Scheu vor meinem Namen ist grösser, als die eines Frommen vor dem des Teufels: so z. B. in der ausführlichen Recension Ihrer ästhetischen Fragen in Brockhaus' Unterhaltungs-Blättern**) wird gegen Sie alles Mögliche zu Felde geführt: aber dass Sie die Sache nach meinen Grundsätzen behandelt und mich unzählige Mal citirt haben, — bleibt verschwiegen, obwohl es das Wesentliche ist: — aber mein Name soll nicht dastehn. Ein Anderer recensirt die sogenannte Religionsphilosophie des Noack, im Centralblatt, über die ich bei Ihnen geklagt, dass er den Kern meiner Metaphysik, sogar mit meinen Ausdrücken, vorträgt, ohne mich zu nennen: der Recensent giebt an, das wäre die Lehre des Reiff; — wiewohl er recht gut weiss, wo es her ist: aber ich darf nicht genannt werden: c'est convenu et juré. — Die feigen L....! — Im letzten Stück der Revue des deux Mondes steht ein langer Bericht über die deutsche Philosophie der letzten Jahre: da wird ausführlich berichtet über die genialen Leistungen der Herren Rosenkranz, Fichte, Chalybäus, Carrière u. s. w. u. s. w., — von

---

*) durch den Artikel der Westminster-Review.

**) In den Blättern für literarische Unterhaltung.

mir keine Silbe. Die Engländer hingegen urtheilen, wie immer, aus eignen Mitteln, und da lautet es anders. Des Ritter's von der traurigen Gestalt Geschichte der Philosophie seit Kant, erst in der deutschen Monatsschrift,*) dann als Pamphlet, werden Sie gesehn haben: ein Muster obiger Maulhaltenstaktik! Aber dieser nämliche .... hat die unglaubliche Frechheit gehabt, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen vom 1. Jan. 1853 p. 8. zu sagen, — was? Hören Sie: „es war nicht zu verkennen, dass die Lehre Kant's der gewöhnliche Theismus ist und zu einer Umgestaltung der verbreiteten Meinungen über Gott und sein Verhältniss zur Welt wenig oder nichts beigetragen hat.“ — Der Herr Professor ist nicht kassirt worden. — Aber dies zeigt die Moralität der Universitätsphilosophie. Aber Lügen, Verläumden, litterarische Falsa begehn? was verdient es?

Conrad Schwenck hat mich besucht: wir vertragen uns sehr gut. Er hat seine Conrektor's-Stelle niedergelegt. Der Prorektor Rödiger (Gymnasium) hatte mich schon früher besucht. Es heisst, er will auch niederlegen. Auch der Rector hat niedergelegt. Ich glaube, es steckt Pfaffenkabale dahinter. Die Stellen sind sehr hoch bezahlt. —

Ich hoffe, dass Sie von Ihrer mechanischen Ketzerei im Betreff des Tischrückens zurückgekommen sind. Lassen Sie damit den Faraday, Humboldt u. A. sich nach Herzenslust blamiren: habe meine Freude daran. Ist magische Wirkung des Willens. Sehn Sie ja, in der Zeitschrift für Litteratur des Auslandes, Anfang August, „Tischrücken in höchster Potenz.“ Leider habe ich es noch immer nicht zu sehn Gelegenheit gefunden.

Ihre Recension über Fülleborn**) habe gelesen: ist recht gut.

Lassen Sie mich bald hören, dass es Ihnen wohl geht und dass Sie so gesund sind wie die Fische im Wasser und in Frankfurt Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

---

*) In der Schwetschke'schen.

**) In den Blättern für literarische Unterhaltung, 1853.

35.

Frankfurt a. M., den 19. Sept. 1853.

Werther Freund.

Mit vieler Freude habe ich aus Ihrem Briefe vom 21. Aug. ersehn, dass Sie einen Band Briefe über meine Philosophie abgefasst haben. Niemand kann herzlicher, als ich, wünschen, dass Ihnen solche vorzüglich gerathen und gelungen seien. Sie werden wohl durch Reinholds Briefe über die Kant'sche Philosophie, die zu ihrer Zeit viel Beifall fanden, auf den Gedanken gekommen seyn. In der That ist es die beste Art, ein gegebenes System zu besprechen, und pro et contra darzulegen. Dass Brockhaus es nehmen und folglich auch Ihnen Honorar bezahlen will, bezeugt, dass meine Lehren anfangen, dem Publiko interessant zu seyn; was Er nach dem Absatz beurtheilt.

In den litterarischen Unterhaltungs-Blättern (von denen, beiläufig gesagt, zwei Drittel, zumal gerade die Citate, Augenpulver und Augengift sind) stand kürzlich eine sehr gute Recension der Vorlesungen über den Staat von Erdmann, deren Verfasser Bekanntschaft mit meiner Philosophie deutlich verräth, obwohl er mich nicht nennt: sollte sie von Ihnen seyn?*) —

Von Doss habe wieder einen 7 starke Seiten langen Brief erhalten, der von Anfang bis zu Ende aus Berichten über Experimente mit dem Tischrücken besteht, fast Alles aus seiner eigenen, eifrigst verfolgten Erfahrung. An der Realität der Sache zu zweifeln ist jetzt lächerlich, und freut es mich, dass die jetzt in viel zu hohem Kredit stehenden Empiriker sich daran gründlich blamirt haben, während zugleich die Pfaffen es als Teufelshandwerk verbieten.

Meine Tollhäuslerwuth gegen die 3 Sophisten hat so eben eine brilliante Rechtfertigung erhalten, durch die 2. Auflage des Antibarbarus logicus von Cajus, welche

---

*) Diese, in den Blättern für literar. Unterhaltung 1853, No. 35. erschienene Recension war von mir. Vergl. den 23sten Brief.

eine gründliche, ausführliche und con amore abgefasste Darlegung der Werthlosigkeit des ganzen Treibens, besonders aber der gänzlichen Leerheit, Hohlheit und Scharlatanei der Hegelschen Philosophie enthält: — lesenswerth; obwohl der Verfasser übrigens ein seichter Herbartianer ist, auch von Allem und Jedem redet, nur nicht von mir.

Ich hatte Ihnen geschrieben, dass ich in dem Aufsatz über die neue deutsche Philosophie in Revue des deux Mondes nicht genannt wäre: seitdem habe gesehn, dass ich doch genannt bin, aber bloss genannt, sans plus. Der Aufsatz, von einem Erz-Tartüffe abgefasst, ist insofern belehrend, als man sieht, wohin es in Deutschland und Frankreich mit der Philosophie kommen würde (in den Händen feiler Lumpe), — wenn Ich nicht wäre.

Jetzt fangen die Physiker plötzlich an, gegen Goethe's Farbenlehre zu polemisiren: woher denn Das? Die Sache war ja schon seit 40 Jahren entschieden, und verlor Keiner mehr ein Wort darüber. Mich nennen sie nicht: aber wir wissen doch Woher. Ihre Polemik, incl. des eiteln Dove, ist schlecht und unredlich. — Die Cholera ist in Berlin und Sie kränkeln. Hüten Sie sich! Es ist der ernstliche Rath Ihres Freundes

Arthur Schopenhauer.

36.

Frankfurt a. M., den 23. Sept. 1853.

Werthester Freund.

Vor allen Dingen wünsche ich, dass Gegenwärtiges Sie bei guter Gesundheit antreffe: Sie haben einen Choleraanfall gehabt! und wenn es auch nur Cholerine gewesen ist, so ist es doch, in meinen Augen, eine erschreckliche Begebenheit; da ich ein Choleraphobe von Profession bin und bloss als solcher seit 1831 hier wohne, in diesem cholerafesten Ort. Gebrauchen Sie ja alle Vorsichtsmaassregeln und trinken Sie nicht das Weissbier, sondern ehr

das Quassia-haltende Josty-Bier, wenn das noch am Leben ist. Hier bin ich auch allem Bier entzogen: Kant hasste das Bier, trank nie welches.

Ich freue mich sehr, dass Ihr Opus*) bereits im Druck ist und Ihnen auch bezahlt wird, welches, wie gesagt, ein gutes Zeichen für meine Philosophie ist. Mit dieser hat doch schon Mancher sich etwas verdient: nur ich nicht: comme de raison. — Dass die besagte Recension**) von Ihnen ist, freut mich ausserordentlich: denn sie ist vortrefflich und das Beste was ich von Ihnen gelesen habe. Wenn Ihre „Briefe" der gleichkommen; so werden sie nichts zu wünschen übrig lassen: aber dazu gehört Viel. Ich bin sehr neugierig darauf.

Ich schicke Ihnen den Brief des Doss, weil ich merke, dass Sie noch nicht im Glauben***) so recht fest sind und die Empiriker respektiren: o, die sollen sehn, „dass es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, — —!" Jetzt ist das Tischrücken (Times) nach Ostindien gekommen, wo es allgemeine Theilnahme findet. Sepoys (Hindu-Soldaten) hat man an den Tisch gestellt, die von nichts wussten, und einen Mordschreck kriegten, als er unter ihren Händen zu marschiren anfieng. Für meine Lehre ist es höchst wichtig und giebt den Leuten den Glauben in die Hand. Fand ich doch neulich in den Gutzkows Heerd-Blättern, in einem Aufsatz über Schlüssel-Drehen, gesagt, Das liefe Alles auf meine Lehre von der Macht des Willens zurück. Seht ein Mal! — Dazu kommen die Zauberkünste des Baron Düpotet, durch den blossen Willen: darüber „Reiseerinnerungen aus Paris, von Merk", 1852, daraus Auszüge im Conversationsblatt der hiesigen Postzeitung, mehrere Nummern, Anfangs Septr. d. J. stehn; wie auch „C. Scholl, Erster Blick in die Wunderwelt u. s. w." 1853. Stupende Dinge, die zu rechter Zeit kommen.

*) Meine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie."

**) Ueber Erdmann's „Vorlesungen über den Staat." Vergl. den vorigen Brief.

***) an das Tischrücken.

Des Cajus Antibarbarus, 2. Aufl. ist lesenswerth, wegen der grausamen Vivisektion der Hegelei darin. Dazu sind diese Herren gut. Fichte und Schelling werden nebenbei mitsecirt.

Vor 14 Tagen kam ein Dr. K.........., Lehrer an einer Realschule im Herzogthum ...., ein grosser Mann, von gegen 40 Jahren, trat ein, sah mich an, dass mir Angst wurde, und schrie: ich will Sie sehn! ich muss Sie sehn! ich komme, Sie zu sehn! Zeigte grossen Enthusiasmus. Meine Philosophie hätte ihm das Leben wiedergegeben. Scharmant! —

Von Herzen wünschend, dass Sie sich wohl befinden

Ihr Freund

Arthur Schopenhauer.

37.

Frankfurt a. M., den 15. Oct. 1853.

Herzlichen Dank, mein werther Freund, für Ihren Aushängebogen, der mich sehr erfreut hat*). Wie schön sich das ausnimmt in solchem Druck! Das wird der Tücke, mit der ich das methodische Schweigen über mich noch immer von den Professoren durchgeführt sehe, stark entgegen wirken. Nun aber will ich gleich Ihnen die Rüge schreiben, dass in der angefürten Stelle aus meinen Schriften drei hässliche Druckfehler stehen: videlicet:

p. 15 Z. 12 v. o. statt „jeder" l. „jener".
„ 16 „ 14 v. o. nach „dasselbe" fehlt „Wort".
„ — „ 3 v. u. „ „Meinungen" fehlt „der Philosophen".

Es ist mir überaus peinlich, im Druck meine Worte verunstaltet zu erblicken. Schon in Ihren ästhetischen Fragen hatte ich ein Paar solcher Fehler, ja noch ärgere entdeckt, und habe sie Ihnen angezeigt. Ich bitte Sie,

---

*) Ich hatte ihm von dem meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" vorangedruckten Artikel der Westminster-Review einen Abzug geschickt.

bei der Korrektur, wenn irgend ein Citat aus meinen Werken vorkommt, das Original jedes Mal zu vergleichen. O, dass Sie etwas von dem edlen Fanatismus des Kilzer hätten! der schon diesen Sommer mir ernstlich vorschlug, ich sollte ein Fidei-Commissum gründen, zu dem Zweck, dass stets darüber gewacht würde, dass in meinen Werken niemals auch nur eine Silbe geändert werden könne. In Folge desselben Fanatismus hat er sogar herausgebracht, wer jetzt das Haus in Danzig bewohnt, darin ich geboren bin, wie Dorguth früher den Wochentag meiner Geburt, der leider ein Freitag ist. Kilzers Ferien-Reise ist stets eine innere Mission, d. h. wo er irgend eine persona litterata gewahr wird, fährt er auf sie los, um sie zu meiner Philosophie zu bekehren. Durchaus wollte er die erste Auflage meines Hauptwerks haben: aber Brockhaus hat kein Exemplar mehr. — Von Ihnen also prätendire ich bloss genauen, unverkümmerten und unverfälschten Abdruck meiner Worte. Hoffe, nächstens den Schluss der Uebersetzung*) zu erhalten. Ich wollte, die ein Jahr ältere Recension meiner Parerga in derselben review wäre mit übersetzt.

Im Journal des Débats, und übersetzt in der Zeitschrift für Litteratur des Auslandes im Septbr., ist ein schlagender Aufsatz des Comte de Gasparin, pair de France, zum völligsten Beweise des Tischrückens unter Einfluss des Willens; — gegen die academie des sciences, welche ihre Dummdreistigkeit so weit getrieben hatte, zu erklären, sie würde alle Eingaben über das Tischrücken in den Papierkorb werfen. Die und Faraday und Humboldt sollen noch seufzen: si tacuissem philosophus mansissem! — Leider Gottes fehlt es mir an aller Gelegenheit zur Autopsie, so sehr ich mich auch darum bemühe.

Der Cajus Antibarbarus**) aber soll seufzen: nos, non nobis! (Devise der Norweg. Akademie.) Nämlich durch seine Demolition der Nachkantischen Philosophie vermeint

---

*) des erwähnten Artikels der Westminster-Review.

**) Vergl. den 35. Brief.

und beabsichtigt er, Platz zu machen für die Herbartische: aber diese grundverkehrten Flausen können Niemanden mehr täuschen: sie sind ohne Leben, weil ohne Wahrheit. Wüsste er für wen er dadurch Platz macht, — nämlich für mich, — so hätte er die Feder nicht angesetzt.

Dass Sie, mein theurer Apostel, nur ja sich nicht einfallen lassen, mir eine Illustration in der Illustrirten Zeitung zu veranstalten! *) Dî meliora! Ich will nicht mit meiner Person dem müssigen Lesepöbel zur Kurzweil dienen. Auch ein Porträtt vor Werken geziemt sich erst nach dem Tode des Verfassers. Ich weiss von keinem grossen Schriftsteller, dass er es bei Lebzeiten gethan, — wie die eitlen Gecken, z. B. Dove, vor seiner schlechten Kompilation über Farbenlehre. Weshalb schon das alte Epigramm:

Sorgt ja, dass doch von euern Zügen
Ein treues Bild der Nachwelt übrig ist:
Da sieht sie euch, Autoren, mit Vergnügen,
Wenn sie euch lange nicht mehr liest.

Ueberdies spottet schon Jean Paul über die Portraitts der Anatomen und Chemiker in der Allg. deutschen Bibliothek: — Er meint, nicht solchen Fachmenschen, bloss Dichtern und Philosophen gebüre ein Bildniss.

In der Anmerkung p. 21. haben Sie dem Engländer Unrecht gethan: **) Alle rein aposteriori gegebenen Differenzen, (also alles rein Empirische) entspringen aus Modificationen des Dinges an sich, die uns sehr mittelbar, durch Sinne und Intellekt, in dieser Form kund werden: — um nicht lange zu suchen, verweise ich Sie bloss auf Parerga II.

---

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass den Wünschen Derer, die ihn zu sehen brennen, wie der am Schluss des 36sten Briefes Erwähnte, ein Bildniss von ihm in der Leipziger Illustrirten Zeitung nebst kurzer Biographie entgegenkommen würde. Auch sollte er einer neuen Auflage seines Hauptwerks sein Bild beigeben.

**) Die hier gemeinte Anmerkung zu dem Artikel der Westminster-Review in meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" S. 21. ist nicht von mir, sondern von dem Uebersetzer des Artikels, Dr. Lindner.

p. 90. 91. und 141. Wenn Sie Einem die Augen ausstechen, sieht er freilich nichts. Caute incede, per Deos, latet anguis sub herba.

Freilich hätten Sie aus der Pest-Strasse*) wegziehen sollen! O, die Pflichten gegen sich selbst werden sehr vernachlässigt! was soll es denn erst mit den Pflichten gegen Andere, und gar gegen Gott werden! — von letzteren kenne schon ich z. B. nur noch Eine: die Pflicht der Höflichkeit, und hoffe, mit Brockhaus, dass Sie in Ihren Briefen, solche werden beobachtet haben.**)

Die Anekdote von Kant erinnere ich mich vollkommen, gelesen zu haben, in seinen Biographien, die ich habe: habe danach gesucht und nicht finden können. Liegt viel daran? ***)

Kommt mir eben von der Buchhandlung Erdmanns „Geschichte der Spekulation seit Kant", in 2 dicken Bänden. Darin stehen 37 grosse Seiten über mich. Habe noch nichts gelesen, gehe jetzt daran. Sie werden's ja auch lesen. Das kann dienen als Prodromus zu Ihren Briefen, — und wenn jetzt endlich die Welt nicht aufschaut; so schicke ich ihr den ..... auf den Leib.

Glück auf, alter Apostel, und vor Allem bleiben Sie gesund. Arthur Schopenhauer.

---

*) Ich hatte ihm geschrieben, dass in der Strasse, wo ich wohne, die Cholera grassire.

**) Brockhaus hatte, veranlasst durch die Erfahrungen, die er mit meinen Artikeln über Feuerbach (vergl. den 21sten Brief) gemacht, mich ersucht, im Punkte der Polemik gegen den Theismus in meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" vorsichtig zu sein.

***) In einer Illustrirten Zeitung war die Abbildung des Kant in Königsberg zu setzenden Denkmales mit einem begleitenden Artikel erschienen, in welchem erzählt war, dass ein Soldat auf Schildwache zu Königsberg beschlossen hatte, den ersten Vorübergehenden zu erschiessen. Kant war der erste Vorübergehende; aber seine Haltung und sein blaues Auge machte einen solchen Eindruck auf den Soldaten, dass er ihn vorübergehen liess und den Nächstfolgenden erschoss. In der Schubert'schen Biographie Kants (Werke Band XI.) hatte ich vergebens nach dieser Anekdote gesucht und daher Schopenhauer gefragt, wo sie zu finden.

38.

Frankfurt a. M., den 2. Nov. 1853.

Werther Freund!

Ich freue mich, zu ersehen, dass Ihr Buch*) noch diesen Monat fertig wird, da ich sehr begierig darauf bin. Es ist bewunderungswürdig, wie unermüdlich Sie als Vorkämpfer meiner Lehre dastehn; aber es wirkt und wird Ihnen einst eine Siegerkrone verschaffen.

Hinsichtlich der Anmerkung p. 21. der Uebersetzung der Review**) steht es eigentlich so: der Englische Evangelist trägt hier ausdrücklich nicht meine, sondern Kants Lehre vor, ganz in dem Sinne, wie ich sie, Parerga I. p. 86., 87. dargelegt habe, — und hat also so weit Recht; obschon p. 87. unten, alsdann meine Argumentation dagegen erfolgt: diese eben hat Lindner in der Anmerkung geltend gemacht: aber dazu war kein Anlass. Der Engländer referirt hier Kanten. — Ich meinerseits lehre: nicht in den Eigenschaften, weder den apriorischen, noch den empirischen, stellt das Wesen des Dinges an sich sich dar; wohl aber müssen die speciellen und individuellen Unterschiede dieser Eigenschaften, die Unterschiede in abstracto genommen, irgendwie ein Ausdruck des Dinges an sich seyn: z. B. weder die Gestalt, noch die Farbe der Rose; wohl aber Dies, dass die Eine sich in rother, die andere in gelber Farbe darstellt: oder, nicht die Form, noch die Farbe des Menschengesichts; aber, dass der Eine diese, der Andre jene Physiognomie hat.

Ueber Erdmanns Darstellung***) ist meine Meinung folgende. Die ersten 10 Seiten sind recht gut, weil er daselbst bloss meine 4fache Wurzel referirt, die er deutlich übersieht: aber danach hätte er dem Uebrigen meiner Philosophie 4 Mal so viel Raum widmen müssen, als er thut. Nun aber ist seine folgende Darstellung ein kon-

*) Meine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie."

**) Die im vorigen Briefe erwähnte Anmerkung Dr. Lindners.

***) Die am Schluss des vorigen Briefes erwähnte Darstellung der Schopenhauerschen Philosophie.

fuses Gewirre, das Keinem einen rechten Begriff davon geben kann. Er vermeidet meine Phrasen, ersetzt sie aber schlecht; hat die Grundlehren und das Eigenthümliche nicht hervorgehoben und kein Wort darüber gesagt, dass ich von den Andern specifisch verschieden bin, sondern da stehe ich, wie eben noch ein Schächer unter den Schächern. Wohl aber hat er, mit versteckter Malice, alle die anstössigen Sätze meiner Philosophie isolirt und ausser dem Zusammenhang hingeschrieben; um abzuschrecken. Eigentliche Lügen habe nur 2 gefunden. 1) Ich hätte gesagt, Leibnitz wäre gar kein Philosoph, sonder blosser Mathematiker und Polyhistor; — während ich wirklich gesagt habe, Leibnitz sei mehr Mathematikus und Polyhistor, als Philosoph gewesen. Ein grosser Unterschied! — Sie werden die Stelle kennen, ich weiss nicht, wo sie steht. — 2) Dass ich Hegeln „einen Pinsel unserer Zeit" genannt hätte, während ich in der That bloss die Hegelianer so benenne, indem ich sage: „daran haben die Pinsel unserer Zeit 20 Jahre lang ihr Genüge gehabt." — Aber ich weiss wieder nicht wo. O, ein Register! Die Biographie ist richtig.*) — Vielleicht recensiren Sie es. — Loben Sie nur den Antibarbarus: er leistet uns treffliche Dienste, durch seine Demolition der sogenannten nachkantischen Philosophie.

Ueber den Brockhaus und seine Tolldreistigkeit bin ich höchst aufgebracht.**) Was? eine deutsche Acade-

*) Erdmann hat seiner Darstellung eine kurze Biographie Schopenhauers vorangeschickt, die von diesem selbst herrührt. Dieselbe habe ich auch meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" vorangeschickt.

**) In den in meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" aus den Werken Schopenhauers citirten Stellen hatte ich genau dessen Orthographie und Interpunktion wiedergegeben; aber die Brockhaus'sche Officin kehrte sich daran nicht, sondern setzte die Stellen in ihrer Orthographie und Interpunktion. Als ich Brockhaus darüber zur Rede stellte, entschuldigte er es mit der in seiner Officin eingeführten „Hausorthographie", von der abzugehen grosse Uebelstände mit sich führen würde.

mia della Crusca, bestehend aus Handwerksburschen, denn das sind die Setzer, also aus Knoten! Ist es mit der Schande deutscher Sprachverhunzung und liederlicher Interpunktion, von welcher letztern die Brockhaus'schen Unterhaltungs-Blätter das non plus ultra liefern, noch nicht weit genug gekommen?! Soll Das par force eingeführt werden, durch einen Buchdrucker und seine Gesellen? Hausorthographie! Knoten-orthographie! der unverschämte .... denkt, die Firma da unten sei die Hauptsache; während sie ein Quark ist, danach ernsthafte Leser nicht sehn! „Es wäre ein Uebelstand, dass aus derselben Officin verschiedene Orthographien hervorgiengen!“ O nein, daran liegt gar nichts, rein nichts! Aber dass ein Ladenmensch, ein Buchdrucker und seine schwarzen Myrmidonen aus dem Schmierloch, die deutsche Sprache regieren wollen, ist nicht nur ein Uebelstand, sondern eine Infamie. Ich würde dem Kerl gleich meine Meinung schreiben: allein er ist Ihr Verleger, Ihr Organ, und daher uns unentbehrlich. Sagen Sie ihm von meiner Indignation, so viel Sie ohne Gefahr dürfen. Wenn aber ich irgend eine neue Auflage erlebe und der Verleger will (der Uniformität halber) bei ihm drucken lassen; so werde ich zuvor vom Brockhaus direkt ein schriftliches Versprechen fordern, dass meine Orthographie und Interpunktion haarscharf eingehalten werde: sonst soll er nie etwas von mir drukken. Unterweilen reiben Sie ihm das ne sutor ultra crepidam ein, so gut Sie können und dürfen. Aber erzählen Sie die Narrendreistigkeit aller Welt.

Vom Willen in der Natur waren im Sommer noch 95 Exemplare vorhanden: erst wenn sie verkauft sind, kommt's zur 2. Auflage.

Ueber Tischrücken bemerke ich, dass, nach ganz zuverlässigen übereinstimmenden Berichten, die sogenannte Kette der Hände völlig überflüssig, sogar hinderlich ist, weil diese gène die Kräfte und die Aufmerksamkeit der Personen ablenkt. Man soll die Hände bloss lose auflegen und fest wollen. Auch Berührung der Beine und Kleider schadet gar nichts. Das Alles sind Elektricitäts-

possen, die gar nicht hingehören. Hier ist Magie, metaphysische Kraft des Willens. Die ganze Sache ist für meine Philosophie höchst wichtig.

Ich grüsse Sie von Herzen!

Arthur Schopenhauer.

39.

Frankfurt a. M., den 28. Jan. 1854.

Hochwürdiger Erz-Evangelist!*)

Da haben Sie wahrlich mir einen grösstmöglichsten Gefallen erzeigt, und wenn irgend etwas es vermag, so muss Ihr Buch meiner Philosophie Bahn brechen; obgleich wir sehn, wie viel erfordert ist, um das Menschenpack dahin zu bringen, dass es seine Nasen in Bücher steckt, die weder Kurzweil, noch Nutzen versprechen, — wenn auch Aufschlüsse, an denen jenem Pack selbst am Meisten gelegen ist. Aber die Hohlheit und Langweiligkeit der Philosophaster, $\frac{1}{2}$ Jahrhundert hindurch, hat sie kopfscheu gemacht und der Philosophie allen Kredit geraubt. — Da kommen Sie und lösen Ihre Kanonen. Bravissimo. — Habe Ihr Buch 2 Mal mit unendlichem Pläsir gelesen: ist mir, als sähe ich in einem Konvexspiegel mein verkleinertes Bild. Ist eine vollkommen ähnliche Miniatur. Sie haben es machen können, weil Sie nicht nur eine vollständige Kenntniss und Verständniss meiner Philosophie haben, sondern so tief eingedrungen sind und sie so durchdacht und durchdrungen haben, dass Sie so viel davon wissen, wie ich selbst. Dies beweisen besonders die drei letzten, apologetischen Briefe; und durch das viele Studium sind Sie so zu Hause in meinen Schriften, dass Sie aus den entlegensten Winkeln heranschleppen, was Sie eben brauchen, oft Dinge, die 40 Jahre von einander ab-

*) Dieser Brief erfolgte auf Zuschickung eines Exemplars meiner „Briefe" über seine Philosophie, von denen er, ehe sie im Druck fertig waren, nichts erhalten hatte, als die Aushängebogen des vorangedruckten Artikels der Westminster-Review.

gefasst sind. Dass aber das Alles ganz zusammenpasst und fügt, beweist die Einheit und Festigkeit meiner Lebens- und Welt-Ansicht. Wie anders z. B. Schelling; sogar Spinoza; auch Kant; — bei Keinem liesse sich Das so machen: sie Alle haben gefackelt.

Da nichts auf der Welt vollkommen ist, will ich Ihnen sagen, was ich anders wünschte. 1) Die Basis ist zu breit für die Spitze, d. h. Sie haben in der ersten Hälfte die Präliminarien, über Begründung, Methode, u. s. w., sodann die Dianoiologie, den Satz vom Grunde und Alles, was daraus folgt, sehr ausführlich dargelegt. An sich ist Das sehr gut: aber dann hätte der metaphysische, ästhetische, ethische Theil auch so ausführlich seyn und das Buch 50 Seiten mehr haben sollen. Aber hier steht zwar das Wesentliche Alles da, jedoch knapp. Besonders ist die Aesthetik kurz abgefertigt. Sie berufen sich auf Ihre „Fragen."*) Aber erstlich haben nur Wenige Die zur Hand, da sogar das Publikum nicht ganz das selbe ist, und dann haben Sie daselbst mich zwar oft citirt, wo es in Ihren Kram passte, hingegen nicht das Gebäude meiner Metaphysik des Schönen dargestellt. So auch hier nichts über die Stufenfolge der Künste, über meine mir so hoch geltende Metaphysik der Musik und so Vieles. — Sodann ferner ist in Ihrer ersten Hälfte die Darstellung sehr systematisch, kommt Alles Eins nach dem Andern, justo ordine, ratione et numero: wäre auch die zweite Hälfte so, dann hätten wir ein ordentliches Kompendium meiner Philosophie. Aber in besagter zweiten Hälfte läuft Ethik und Aesthetik ziemlich bunt durch einander. Die Briefform freilich erlaubt Das.

2) Die Form anlangend, kommt es sehr unnatürlich heraus, dass Sie dem Freunde**) oft ausführlich wiederholen, was er gesagt hat, ja wieder citiren, was er citirt hat. Statt Dessen sollten seine Antworten selbst dastehn, wiewohl selten und kurz. Dieses letztere zu motiviren,

*) meine „Aesthetischen Fragen" (Dessau, bei Gebr. Katz, 1853).

**) dem fingirten Freunde, an den die „Briefe" gerichtet sind.

müsste er ein vornehmer Gönner seyn, der ohne eigene Mühe sich von den Sachen unterrichten, d. h. sie in's Maul geschmiert haben möchte. Das Publikum identificirt sich leicht mit solchem Gönner. — Und hierauf eben beruht grossen Theils die Aussicht auf Absatz und Erfolg Ihres Buchs: werden es alle Die lesen, die in der Kürze und summarisch belehrt seyn wollen: die Besten unter diesen werden dann aber sich getrieben fühlen, die Quelle selbst aufzusuchen. Sodann werden Die danach greifen, die schon jetzt für meine Philosophie gewonnen sind: und Deren giebt's doch eine Anzahl: und überhaupt zieht das Publikum Darstellungen aus zweiter Hand vor.

Ich soll Ihnen das Exemplar commentario critico et perpetuo exornatum zurückschicken:*) da hätten Sie es aber sollen planiren lassen: so aber ist jener Kommentar mit Bleistift edirt, was ihn sehr plump erscheinen lässt. Habe hingeschrieben was mir so der momentane Impuls eingab, ist Alles nicht von Belang, noch sehr ernstlich zu nehmen, besonders nicht zu Herzen. Ich bitte aber, nur nicht darauf zu repliciren; weil man auf Alles repliciren kann und sehr leicht, besonders wenn man dadurch dem Andern auflegt, alles Das zu sagen, was man selbst eben so gut weiss. Sondern ἃ γεγραφα, γεγραφα· und was Sie nicht wollen gelten lassen, lassen Sie laufen. Einige meiner Anmerkungen sind bloss sprachlichen Inhalts, und müssen Sie mir solche zu Gute halten, in Betracht, dass ich seit längerer Zeit mich in einem fortwährenden gereizten Zustande befinde, gegen die Ueberhand gewinnende schändliche Sprachverderbniss der „Jetztzeit." Die Nachricht von der „Hausorthographie"**) hat das Uebel bis zur stillen Wuth gesteigert: — da bin ich zum Silbenstecher geworden, — wie unser Napoleon III., als der Pöbel 1848

*) Ich hatte Schopenhauer ersucht, ein zweites, ihm zugeschicktes Exemplar meiner „Briefe" mit Randglossen zu versehen und mir zurückzuschicken. Dieses, mit seinen Randglossen versehene Exemplar erhielt ich kurz darauf.

**) Vergl. den vorigen Brief.

sich in England mausig machte, zum Constable (Polizeidiener) wurde.

Meine Empfindung bei Ihrem Buche ist auch der des Epikuros ähnlich, als er, nach Seneka, auf dem Sterbebette, seinen Metrodoros berief, mit ihm alle seine Dogmata nochmals durchgieng, et gaudebamus ob inventa nostra. — Immer hoffte ich, Sie würden noch ein Bissel Tisch rücken; ist aber nicht. Und dieses Experiment hat doch, in Beziehung auf meine Sache (eine von den Lumpen abgehetzte Redensart zu gebrauchen) eine „unberechenbare Tragweite.“ Ich singe:

Der Wille, der die Welt
Gemacht hat und erhält,
Er kann sie auch regieren: —
Die Tische gehn auf Vieren.

Und dazu einerseits die Anathemata der Pfaffen und andrerseits die Blamagen der Physiker! — Einen sehr lesenswerthen und langen Aufsatz über die Sache von einem Med. Dr. Schindler finden Sie in der Leipziger illustrirten Zeitung vom 19. Novbr. Er legt den Thatbestand genau, vollständig und systematisch dar und giebt, ohne alle Kenntniss meiner Philosophie (weshalb eben auch manche Dummheit mitunterläuft) eine Erklärung, die meiner Philosophie in die Hände spielt.

Die Sache mit Maupertuis *) ist viel wichtiger, als ich geglaubt hatte; da ich hier auf der Bibliothek Alles über den Streit, nur nicht diese Briefe vorfand. In Berlin sind Sie freilich an der Quelle, auf dem alten Schlachtfelde. Sie haben wohlgethan, es beizubringen, giebt Ihrem Buch Wichtigkeit für die Geschichte der Philosophie. Ich

*) In meinen „Briefen“ über die Schopenhauersche Philosophie hatte ich (im 14ten Briefe) aus den „Lettres“ von Maupertuis nachgewiesen, dass dieser schon vor Kant die Idealität des Raumes gelehrt. Die von mir (S. 140. meiner „Briefe“) angeführte Stelle aus Voltaire's „Akakia“, die mich hierauf geführt hatte, war in einem Briefe Beckers an Schopenhauer, den letzterer mir mitgetheilt hatte, erwähnt. Hierauf beziehn sich die obigen Worte: „mit Beckers Kalbe gepflügt.“ (Ueber Becker vergl. oben den 1sten Brief.)

glaube wirklich, dass Kant seinen Hauptgedanken daher hat, nämlich den ersten Wink dazu, worauf Alles ankommt. Aber Maupertuis behauptet bloss, ohne zu beweisen; — wenn nicht gar auch dieser noch einen Hintermann hat. Dass Kant nicht skrupulös in so etwas war, wissen Sie aus meinem Hauptwerk Bd. 2., p. 52. Auch Sie, mein Bester, haben hier mit Beckers Kalbe gepflügt, der uns diesen Hasen aufgejagt hatte: — aber er verdient's: warum ist er ein stummer — Apostel, der nichts als Akten schreiben will und sein Licht unterm Scheffel hält? Soll etwan darum die Wahrheit nicht zu Tage? Haben also Recht gethan.

Jetzt noch von einer fossilen glorificatio mei, die zu Tage gefördert worden. Mein alter Jugendfreund v. Quandt in Dresden, der mir seit 5 Jahren nicht geschrieben hatte, that es plötzlich vor 2 Monat, ganz allein um mir eine beträchtliche Stelle abzuschreiben, aus dem eben erschienenen Briefwechsel Goethe's mit Staatsrath Schulz, der Bevollmächtigter bei der Universität war. Goethe belobt meine Fähigkeiten und bezeichnet die Art unsers Umgangs näher, ist also die Ergänzung dessen, was ich in den Notizen für Erdmann*) darüber gesagt habe: wird der Nachwelt interessant seyn. Sie müssen es lesen: steht p. 149. — Dabei nennt er mich einen Gegner seiner Farbenlehre; während ich 40 Jahre nachher und 22 Jahre nach seinem Tode noch ganz allein dastehe und die Standarte seiner Farbenlehre hoch empor halte, schreiend: „ihr Esel, er hat Recht!“ — hier, in seiner alten Vaterstadt, in deren albo.**) Er thut es aber bloss, weil auch ich eine Herstellung des Weissen aus Farben lehre, und seine Maxime ist:

„Und weiche keinen Finger breit von Goethes Wegen ab.“

Dünzer, in einer Anmerkung, giebt richtig an, dass man, Parerga, p. so und so, meine wahre Meinung von

---

*) Für die, im 38sten Briefe erwähnte Biographie bei Erdmann, zu der Schopenhauer die Notizen geliefert.

**) In dem, am Schluss des Capitels zur „Farbenlehre“, im 2. Bd. der Parerga abgedruckten Albumblatt.

der Farbenlehre finde: dann bemerkt er sehr gelehrt, der Brief sei von 1816, wie auch in den Jahres- und Tagesblättern sei ich 1816 erwähnt, mein Umgang mit Goethe sei aber früher gewesen. Dacht ich, richtig! aber woher weiss der Mensch Das? — hab's herausmeditirt, — aus der Biographie bei Erdmann. —

Habe den 2ten Band der Ethik von Fichte durchblättert: ein ganzes System der plattesten Philisterei! — Habe durchblättert den 1sten Band Geschichte der neuern Philosophie von Kuno Fischer: ⅔ des Bandes Spinoza, hegelianisirt und mit dem krassesten Köhlerglauben an Spinoza als eigene festeste Ueberzeugung vorgetragen, die so empörende Moral des Spinoza noch outrirt! Das glaub' ich, dass er 100 Zuhörer in Heidelberg hatte; die Jungens laufen hin, um zu vernehmen was ihrer Gier und bösen Gelüsten zusagt, dass es weder Recht und Unrecht, noch Gutes und Böses gebe. Das Ministerium in Baden hat sehr Recht gethan, dem Menschen das Handwerk zu legen. Er steht da, als der letzte Hegelianer und Märtyrer — seiner Urtheilslosigkeit: kein Katholik glaubt so fest und blind an's Evangelium, wie er an die deliramenta Spinozae. Er hat gemeint, durch diesen Glauben alles eigene Denken zu ersetzen.

Im vorletzten Heft der Monatschrift*) steht eine Recension der Fortlage'schen Geschichte der Philosophie, darin am Ende schlecht von mir geredet wird: — ich denke, sie war von dem Harms, nisi fallor, unterschrieben. — Die Engländer haben sich soeben des Chalybäi Vorlesungen zu Dresden, über Geschichte der Philosophie, übersetzt, und nun macht das Athenäum sich darüber lustig, giebt so eine rechte Hegelsche Tollhäuslerstelle, Text und Uebersetzung, und beweist, dass daraus kein Mensch klug werden kann. Schon recht! warum übersetzt ihr solche ....?

Ihr Buch ist noch nicht erschienen:**) daran ist wie-

*) der Schwetschke'schen.

**) Meine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" erschienen im Buchhandel etwas später, als die Freiexemplare davon, die ich Schopenhauer zugeschickt hatte.

der bloss der Hausorthograph Schuld. Ich befürchtete, es hätte wohl gar die Censur ihre Klaue darauf gelegt; — (zumal vor circa 6 Wochen in hiesiger Postzeitung wieder erwähnt wurde, der Herausgeber der litterarischen Unterhaltungs-Blätter solle 3 Monat brummen für Ihre Recension des Feuerbachs, gegen Sie selbst aber wäre man in Berlin nicht eingeschritten.) Aber Suchsland sagt, es müssten Geschäftsrücksichten seyn.

Also, standhafter Apostel, meinen herzlichen Dank für Ihre neue Heldenthat, und meine aufrichtigsten Wünsche für Ihr Wohlergehn!

Arthur Schopenhauer.

40.

Frankfurt a. M., den 4. Febr. 1854.

Mein werther Freund!

Zu Ihrem Vorhaben mit dem Exemplar kann ich nicht mitwirken.*) Erstlich, weil die zwei hiesigen, ganz läppischen und hauptsächlich auf Weiber berechneten Tagesblätter gar nicht zur Besprechung eines rein philosophischen Buches geeignet sind. Zweitens, weil, wenn ich durch Kilzer, oder einen Andern denselben Das insinuiren liesse, man augenblicklich erkennen würde, dass Das von mir ausgeht und alle Welt erfahren würde, dass ich auf solche Art an meiner eigenen Verherrlichung hierselbst arbeitete. Das wäre, wie Sie selbst einsehn werden, meiner ganz unwürdig; — zumal ich der Demokritos dieses Abdera bin. Also bleibt das Exemplar zu Ihrer Disposition. Ich habe mein Leben lang mich von allen Kamaraderien rein gehalten, und denke es bis ans Ende zu bleiben. Schöner Artikel neulich im Unterhaltungsblatt über die Preisfrage zu Rouen.**)

*) Ich hatte ihm ein Exemplar meiner „Briefe" mit der Bitte geschickt, es an die Redaktion eines der Frankfurter litterarischen Blätter, welches er dazu am geeignetsten hielte, zur Besprechung abgeben zu lassen.

**) Die Akademie zu Rouen hatte, so viel ich mich erinnere, eine Preisfrage über die nachtheiligen Folgen der Kamaraderie für die Lit-

Fortlage hat zwar den Ritter getadelt,*) aber nicht über Das, was den grössten Tadel verdient, nämlich, dass er, nach hergebrachter Weise, mich ignorirt; welches dumm und niederträchtig zugleich ist.

Eben habe durchblättert Ennemoser, „der Magnetismus im Verhältniss zur Natur und Religion", 2. Aufl. 1853. Er hat über eine Seite aus dem Willen in der Natur abgedruckt, mit ehrlicher Anführung und Lob. Aber ausserdem hat er aus eben dieser Schrift viele von mir angeführte Belege abgedruckt, ohne mich zu nennen: das darf er freilich: denn wenn er sie auch nicht zusammengefischt hat, so hätte er sie doch zusammenfischen können. Dabei hat er sie verballhornt. Die Herren sind so arm an Wissen, dass sie, in ihrem selbsteigensten Specialfach, die Brosamen von meinem Tische auflesen. Dem Humboldt sagt er gröblich Bescheid, übers Tischrücken. Habe damit einen misslungenen Versuch gemacht, mit 4 kleinen Mädchen: sie waren wohl zu jung.

Und so, alter Freund, Glück auf!

Arthur Schopenhauer.

41.

Frankfurt a. M., den 4. März 1854.

Mein werther Freund!

Ich muss Sie von den neuesten Begebenheiten im Reiche meiner Philosophie in Kenntniss setzen.

An meinem Geburtstag kam Mancherlei. Erstlich Kilzer, mir feierlich zu gratuliren. Zugleich brachte er mir die Botschaft, dass es ihm gelungen war, eine ganz unfehlbare Tischrückerei für mich zu veranstalten. Von Doss lief ein 6seitiges Gratulationsschreiben ein. — Viel merkwürdiger aber ist das einliegende Schreiben eines

---

teratur ausgeschrieben, worüber die „Blätter für litterarische Unterhaltung" berichteten.

*) In den „Blättern für litterarische Unterhaltung."

Professors am Gymnasium zu B........, welches ich mir demnächst zurück erbitte: es kam begleitet von seinen operibus omnibus, vid. 2 von ihm aus dem Sanskrit übersetzte poetische Werke, ein Bericht über das Gymnasium, dem auch ein aus dem Sanskrit übersetztes Gedicht vorangeht, und endlich ein Englisches und ein Französisches Lesebuch, schön gebunden, und Auszüge aus der neuesten Englischen und Französischen Litteratur enthaltend. Dergleichen Huldigungen wollen etwas sagen. Ist also ein neuer Apostel. Habe ihm natürlich freundlichst geantwortet.

Gleichzeitig mit Ihrem Buch ist in Hamburg erschienen: Weigelt, Geschichte der neuern Philosophie, in populären Vorlesungen, erste Hälfte: schon auf dem Titel steht mein Name, und ¼ des Buchs, etwan 40 Seiten, enthalten meine Lehre. Die Darstellung ist im Ganzen richtig und mit sichtbarem Enthusiasmus geschrieben, freilich nicht ohne Mängel: aber was kann man auf 40 Seiten? Er gebraucht selten meine Worte, und dann meistens durch Zusammenziehung verstümmelt: er stellt die Lehren in seiner eigenen Sprache dar, wobei sie freilich verlieren: aber man sieht, dass er mich tüchtig studiert und wohl verstanden hat. Die Vorlesungen sind wirklich gehalten. Dies sind die Erstlingsfrüchte der neuen Gemeinde in Hamburg. Sie werden wohl noch irgend ein Mal Anlass erhalten, ein apostolisches Sendschreiben an diese Thessalonicher ergehn zu lassen.

Aber jetzt zur Unterwelt und ihrem finstern Treiben! Das neueste Stück des „Gränzboten" enthält einen Aufsatz über Ihr Buch,*) voll Gift und Galle: wir kommen Beide sehr schlecht weg und der anonyme .... lügt wie ein Russisches Bülletin. Thut nichts! muss seyn.

Es will der Spitz aus unserm Stall
Uns überall begleiten:
Doch seines Bellens lauter Schall
Beweist nur, dass wir reiten. G.

*) S. Grenzboten 1854, No. 9., über meine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie."

Er verdirbt sich durch seinen Zorn das Spiel: ihm wird man nicht glauben.

Das besagte Tischrücken wurde vor mir und einigen Gelehrten von einer jungen, überaus kindlichen, offenherzigen und liebenswürdigen jungen Frau ganz allein vollzogen, welche dazu die Begabung hat: es gieng nach zwei Minuten. Der Physiker Wagner behauptet fortwährend, es sei mechanisch. Auch ist es schwer zu entscheiden; da er mechanisch das Selbe leistete. Aber während zweistündiger Versuche habe ich mich überzeugt, dass es seine Richtigkeit damit hat. Der Unterschied ist sichtbar, wiewohl fein. Mir ist jetzt noch eine andere Gelegenheit versprochen. — Habe die 3te Auflage von les tables tournantes p. Silas, Delaage et Balzac, 46 Seiten.

Sie werden alles Angeführte natürlich lesen, vielleicht schon gelesen haben, und lassen Sie bald etwas von sich hören Ihren

beinahe besorgten Freund

Arthur Schopenhauer.

42.

Frankfurt a. M., den 26. März 1854.

Ich danke Ihnen, mein werther Freund, für mitgetheilte mancherlei Nachrichten, die alle interessant sind. Die Feuerspritze*) ist ein Prachtstück und überbietet Alles, was noch zu meinem Ruhm gesagt worden: Sie wissen dabei, scheint es, das Beste nicht, nämlich dass dieser „Kossak" vor einem Jahre in seinem Blatt gesagt hat: „und dann ein Citat aus dem verstorbenen Schopenhauer", — welches mir damals Lindner mit Indignation vermeldet hat. Weil aber im Himmel ein reuiger Sünder mehr gilt, als drei andere Fromme; so wollen wir diesen ein-

*) Die von E. Kossack zu Berlin herausgegebene Montagspost erschien anfangs unter dem Titel „Feuerspritze." Sie sprach wiederholt mit grossem Lobe von Schopenhauer.

reihen in unseren Kosaken-Pulk, gleich neben dem Nordhauser. *)

Schicken Sie mir ja Alles, was lesenswerth und hier nicht zu haben ist. Das Porto ist ja jetzt gering. Der Verfasser der Gränzboten-Lügensuppe ist gewiss ein Herbartianer: das sind die Allergiftigsten.

Sie werden sich über Fortlage's Recension **) geärgert haben, wie auch ich. Er kommt mir vor, wie ein böser Hund, mit einem Maulkorb: dürfte er nur, so würde er viel schlimmer von mir reden. Die Professoren-Tücke gegen mich schaut genugsam durch. Meine Sätze verdrehen und sie dann bekritteln, mich meistern und zurechtweisen, mich auf allerlei Art herabziehen zur Gleichheit mit den übrigen, ja, mit wahren Lumpen, und so dem Publiko insinuiren „ihr seht einen Mann wie andre mehr", meine Verneinung des Willens zum Leben, die anerkanntermaassen Quietismus ist, identisch halten mit Fichte's Thätigkeit um der Thätigkeit Willen, ***) welche zu exemplificiren ist durch Einen, der herumspringt und sich mit der Ferse in den Hintern schlägt, — das sind seine Künste. Er hat wirklich keine rechte Einsicht in meine Philosophie, ist zu faul und zu antheilslos gewesen, sich hineinzustudieren. Inzwischen haben mir einzelne seiner Aeusserungen gefallen, am meisten aber, dass er 2 Mal aus der Schule schwätzt: erstlich mit der sekretirten Re-

---

*) Vergl. den 22sten Brief über den Nordhauser Kosack.

**) Meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1854, No. 12.

***) Fortlage hatte in der erwähnten Recension gesagt: „Schopenhauer tritt mit seinem Princip der „Verneinung des Willens zum Leben" der Niederträchtigkeit des Eudämonismus eben so stark und schroff entgegen, als J. H. Fichte zu seiner Zeit demselben durch seine moralische „Thätigkeit um der Thätigkeit willen" entgegentrat, und als dem Radicalbösen von Seiten der Vernunft immer entgegengetreten werden soll. Dass Schopenhauer durch eine merkwürdige Verblendung übersieht, dass seine ethische Lehre auf denselben Punkt hinarbeitet wie die Fichte'sche der absoluten Thätigkeit um der reinen Thätigkeit willen, ist eine Folge seiner oben angedeuteten psychologischen Irrthümer" u. s. w.

cension des Willens in der Natur:*) — Die Heidelberger Jahrbücher sind es gewesen; da er selbst mir 1836, als er mich besuchte, sagte, dass er für diese eine Recension abfasse: er war Docent in Heidelberg: — und zweitens, am Schluss, seine naive Darlegung der saubern Professoren-Politik, — eine confessio Lumpacitatis.**) — Den Weigelt***) müssen Sie lesen: man kann merken, dass er sich zu meiner Philosophie bekennt: da wird er noch mehr liefern: der Feuerspritzenmann eben so. Hat es ein Mal Einer im Leibe, so quillt es heraus.

Der Krieg ist eine Kalamität auch für die Litteratur, zieht alle Aufmerksamkeit auf sich.

Grüssen Sie den Lindner und leben Sie gesund!

Arthur Schopenhauer.

P. S. Weil Sie, als Erzevangelist, Alles meine Philosophie Betreffende wissen müssen, füge ich Folgendes hinzu. Fortlage beruft sich, zum Weissbrennen der Philoso-

---

*) Fortlage sagt in der erwähnten Recension: „Schopenhauer klagt über das früher an der Tagesordnung gewesene „Secretiren" seiner Leistungen. Dies ist leider nicht eine leere Klage. Schreiber dieses selbst hat ein Document darüber in Händen in einer im Jahre 1836 von einer gewissen Reduction secretirten Recension von Schopenhauers „Ueber den Willen in der Natur" (Frankfurt 1836) aus seiner eigenen Feder."

**) Fortlage sagte am Schluss seiner Recension, nachdem er einige Verse aus Herder über die jeden Gedanken und jegliches Bild übersteigende Gottheit citirt hatte: „Es gab eine schöne Zeit in Deutschland, wo Solches und Aehnliches darauf rechnen konnte, für Das allgemein angesehen zu werden, was es ist, echter Herzton eines von den Ahnungen des Ewigen berührten Gemüthes — wo Schiller's schönes Wort auf weitverbreitetes Geständniss gefasst sein durfte:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Diese Zeit ist nicht mehr vorhanden. Heutzutage fragt man wiederum wie früher nur allein nach dem Zuschnitte der religiösen Montur. Der praktische und honnete Mann, so wird gerechnet, wird nicht so thöricht sein, sich nicht die geringe Gêne anlegen zu wollen, wenn es nun ein mal ausdrücklich sein muss."

***) Die im vorigen Briefe erwähnten populären Vorlesungen Weigelts „zur Geschichte der neuern Philosophie", Hamburg, Otto Meissner 1854.

phieprofessoren, auf eine Recension von Beneke,*) welchen armsäligen Pinsel er einen »Kernbeisser“ nennt und mich mit ihm parallelisirt. Diese Recension von 1820 war ein boshaftes Machwerk, eine Entstellung und Parodie meiner Philosophie, voll erlogener und mit Gänsefüssen bezeichneter Citate. Dies bewog mich, nicht eine Antikritik, sondern eine „nothwendige Rüge erlogener Citate“ der Redaktion der Jena'schen Litteraturzeitung einzusenden. Diese übersandte sie erst dem Beneke zur Beantwortung. Der kam zwei Mal zu mir, um die Sache mündlich beizulegen. Als er aber zum zweiten Mal vernahm „ich sei zu Hause, aber nicht zu sprechen,“ — berichtete mir die Magd „der arme junge Mann sei ganz blass geworden“. — Er hatte anonym recensirt, ich aber hatte ihn so sicher erkannt, dass ich besagter Rüge hinzufügte: „Die Recension sei von einem 22jährigen Dr. Beneke, der noch im letzten Semester als Student meine Vorlesungen besucht hatte.“ Jetzt half sich der lügenhafte Lump dadurch, dass er es dem Setzer in die Schuhe goss: „der hätte Gänsefüsse gemacht, die nicht im Manuskript ständen.“ Credat Judaeus Apella. Er hatte sich soeben habilitirt und wollte durch die Recension mich unterminiren.**) — Darauf also berufen sich die Herren, als mir gewordene gehörige Beachtung. Sie sind alle aus demselben Teig geknetet, und ist keiner unter ihnen, der nicht mich und meine Philosophie, als Störung ihres Handwerks, zum Teufel wünschte. Von ausserhalb der Universitäten muss meine Philosophie ins gelehrte Publikum dringen. Aber dann: vae victis!

---

*) Fortlage hatte in der erwähnten Recension gegen die Behauptung der Westminister-Review, dass die Welt als Wille und Vorstellung bei ihrem ersten Erscheinen nur von Herbart einer Beachtung gewürdigt worden sei, auf Benekes Recension in der „Jenaischen Litteratur-Zeitung“ hingewiesen und hinzugefügt: „Interessant bleibt es immer, dass von dem Kernbeisser anfangs Niemand anders gern Notiz nehmen mochte, als zwei andere Kernbeisser.“

**) Vergl. oben S. 361 fg.

43.

Frankfurt a. M., den 9. April 1854.

Alter Treufreund.

Einliegend erfolgen die beiden Briefe des Alten*) zurück, die Sie eben so gut hätten dort behalten und mir die Poenitenz sie zu lesen ersparen können. Ich bin nicht so rachsüchtig, dass ich Ihnen einen schon im März von demselben erhaltenen Brief, als Wurst wider Wurst, einlegen sollte, worin er auch mir seinen Schwanengesang oder „philosophischen Kehraus" ankündigt, wie auch einen Aufsatz gegen die Vaccination, den er in ein medicinisches Journal giebt. Er ist jetzt im Alter der Radotage, nichtsdestoweniger aber doch eine Respektsperson, nämlich der älteste Evangelist. Er hilft doch mit, indem er wenigstens das Kriegsgeschrei vermehrt. Hingegen ist einliegender Brief Beckers werthvoll. Er hat, unaufgefordert von mir, seine Meinung über Ihr Buch darin ausgesprochen. Seiner Kritik der Stelle p. 270. stimme ich gänzlich bei: auch mich hatte die Stelle verdrossen.**) Wie bewunderungswürdig, für mich zugleich erhebend, ist es, dass dieser mit Geschäften überladene Kreisrichter noch immer so gänzlich in den Einzelheiten und feinsten Subtilitäten meiner Philosophie zu Hause ist.

Die beiden mir von Ihnen empfohlenen Recensionen sind beide höchst erbärmliche Produktionen.***) Die in dem Gränzboten ist, meines Erachtens, nicht von dem-

---

*) Dorguths in Magdeburg.

**) In meinen „Briefen über die Schopenhauersche Philosophie" S. 269 fg. hatte ich auf den Unterschied des Kant'schen und Platonischen Idealismus, welche beide Schopenhauer für wesentlich identisch erklärt, hingewiesen und gezeigt, dass durch die Combination des Kant'schen mit dem Platonischen Idealismus das Wort „Erscheinung" bei Schopenhauer einen Doppelsinn erhält. Becker widerlegte diese meine Behauptung in einem Briefe an Schopenhauer, den dieser mir mittheilte.

***) Ich hatte ihn auf folgende zwei Recensionen aufmerksam gemacht: 1) „Die Philosophie des Willens" in Kühnes „Europa" No. 26. — 2) Recension des Weigelt'schen Buches in den „Gränzboten" No. 13.

selben Lump, der die erste gemacht hat; indem er deutlich zu erkennen giebt, dass er meine Philosophie erst aus diesem magern Auszug von Weigelt kennen lernt: und danach kritisirt er, nicht etwan den Weigelt, sondern mich, mit grösster suffisance, jedoch nicht mit dem Gift, wie der erste Lump. Der in der Europa ist ein schaler, breiter Phrasenmacher. Aber dieses Ungeziefer ist nützlich, zur Verbreitung meines Ruhms. Solchen Kerls glaubt Niemand; aber Jeder sieht, dass da etwas ist. —

Zu Weigelts Buch bemerke noch, dass seine Darstellung der Kantischen Philosophie schlecht ist, besonders weil er, statt die Idealität des Raums mit Kants eigenen, leicht fasslich zu machenden Gründen zu beweisen, sie durch seichtes Geschwätz zu begründen sucht. Fichte hat er viel besser dargestellt, wie auch Jakobin. Sein Enthusiasmus für mich verräth sich auch wann er von den Andern spricht.

Sonst ist mir nichts vorgekommen, noch übrigens vorgefallen, ausgenommen, dass ein Paar Studenten einzeln dagewesen sind, als ich nicht zu Hause war: das reist gleich weiter und kommt nicht wieder. Und ein junger Dr. Gwinner, Sohn des Senators, ist gekommen, mich „zu sehn und zu kennen."

Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Beneke's Nekrolog zugeschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessirt, die Laufbahn dieses Sünders zu sehn. Ich glaube, er hat es schliesslich dem Empedokles gleich thun wollen und ist in Gott weiss welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wohl einmal die goldene Brille ausgeworfen werden. Frägt sich, ob ein Dérangement seiner „Angelegtheiten", oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat. — Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, dass sie mich vor 23 Jahren

daraus vertrieben hat und hieher in's mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Erémitage!*) —

Zu einer litterarischen Arbeit für Sie würde sich die eigenen, welche ich Parerga Bd. I. p. 32. vorschlage:**) — aber die erfordert viel Studium und lange Zeit. —

Mit herzlichem Grusse

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

44.

Frankfurt a. M., den 11. Mai 1854.

Lieber, alter Freund!

Wir wollen jetzt nicht die Controverse über Ihre von Becker angefochtene Stelle***) weiter ausspinnen. Sollte Ihr Buch eine zweite Auflage erleben, so werde ich Ihnen Beckers Brief nochmals schicken, dass Sie kaltblütig in der Sache beschliessen. Becker war am 2ten Ostertage herübergekommen, bloss um den Tag mit mir zuzubringen. Habe ihm Ihren Brief und Glossen gezeigt: — aber Er und ich bleiben einig und bei unserm Sinn. Merkwürdig ist, dass auch der Alte †) in seinem neuen Produkt p. 15. zwei sehr bezeichnende Stellen über das punctum controversiae hat: er hatte Ihr Buch noch nicht gesehen. Nihil desperandum, d. h. eine 2te Auflage Ihres Buches ist wohl möglich, zumal Börne gesagt hat, dass

*) Vergl. oben S. 363.

**) Schopenhauer sagt dort: „Sehr zweckmässig würde eine von redlichen und umsichtigen Gelehrten gemeinschaftlich und gewissenhaft gemachte Sammlung der wichtigen Stellen und wesentlichen Kapitel sämmtlicher Hauptphilosophen seyn, in chronologisch-pragmatischer Ordnung zusammengestellt, ungefähr in der Art, wie zuerst Gedicke, und später Ritter und Preller es mit der Philosophie der Alten gemacht haben; jedoch viel ausführlicher: also eine mit Sorgfalt und Sachkenntniss verfertigte grosse und allgemeine Chrestomathie.“

***) Vergl. den vorigen Brief.

†) Dorguth in „Das Licht der wahrhaften kosmischen dem Irrlichte der Hegel'schen Dialektik gegenüber.“ (Magdeburg 1854.)

es eine Eigenheit der Deutschen sei, lieber ein Buch über ein Buch, als das Buch zu lesen, — und Recht hat.

Anlangend das Produkt des Alten, so habe ich aus Pflichtgefühl mir die Seelenmarter angethan, es ganz zu lesen: radotages d'un vieillard und wenige halb lucida intervalla. Im 78. Jahre soll man nicht mehr schreiben. Aber dazu hat er mir einen Brief von 12 vollen Seiten geschrieben! Da hat man erst sich durchzuarbeiten durch die Griffonage und nach der Dechiffrirung findet man lauter radotage. Man fühlt sich danach ganz verrückt im Kopfe, auch nach der Druckschrift. Habe ihm freundlichst, aber kurz geantwortet. Schrecklich, wenn die Geschwätzigkeit des Alters in die Tinte schlägt. Dabei ist er jetzt griess-gramisch geworden; so dass er sogar mit meiner Philosophie zankt. Es schadet nicht. Aber ich muss gestehn, mich geärgert zu haben über den Aufsatz „Philosophie im neuesten Gewand", in den litterarischen Blättern. *) Nachdem in eben diesem Journal so oft, so viel und so gross von mir geredet worden, kommt dieser Autor mit Klagen, es sei in unserer Zeit nichts geschehn in der Philosophie, sie sei ganz gestorben. Heisst das nicht, Ihnen die Lüge in's Gesicht werfen? Dieses freche Ignoriren meiner Leistungen ist heut zu Tage nicht mehr erlaubt, ist eine Infamie. Ich wollte, dass Sie einen launigen Aufsatz, etwan „Trost für den Herrn Verfasser von Philosophie im modernen Gewande" schrieben, und das mit der Malice. —

Eben habe den neuen Band der Rechtslehre von Stahl durchblättert. Mit welcher Frechheit so ein Tartüffe die Jugend zu belügen sucht! Plumpes, dummes, elendes Geträtsche. Freilich muss so ein Kerl mich ignoriren bis zum letzten Augenblick:

Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
Und wenn er sie beim Kragen hätte. —

Aber doch! allen Solchen zittert bei meinem Namen das Herz im Leibe. Glauben Sie mir's.

---

*) In den Blättern für litterarische Unterhaltung.

Unsrer Gewohnheit gemäss lege ich ein Huldigungsschreiben bei, aus Bern, von wo es, auf dem Wege des Buchhandels, fast 3 Monat unterwegs gewesen. Sein Buch ist „über den Kaufmann von Venedig“, so in der Manier Gervini, dem Shakspeare abstrakte, moralische Begriffe untergelegt, — worüber ich in Parerga mich moquirt habe. Studium meiner Philosophie, meint er? — Keine Spur. Habe jedoch ihm freundlich und höflich geantwortet, mit einem ganz leisen Wink, dass es nicht das Rechte sei.

O, eine Farce! — Kommt vor etwan 14 Tagen der E...... aus Paris, will Abends gleich weiter von Mainz hier durch, verfehlt aber die Eisenbahn und muss hier übernachten. (Sic narrat et forsitan mentitur.) Fällt ihm, da er an's Einkehren denkt, ein passus Ihres Buchs ein (den ich und Kilzer sehr desapprobiren, der Dem aber vielleicht das Interessanteste im Buch ist), nämlich vom Englischen Hof u. s. w.*) Denkt er, „der sitzt vielleicht noch da“. — Komm' ich zum Abendessen, erhebt sich ein Herr und stellt sich mir vor als „Prof. E...... aus H....“ Sein Aeusseres ist nicht übel: er hat tournure. Aber ein ordentliches, zusammenhängendes Gespräch konnte ich nicht auf die Bahn bringen: denn bei jedem Wort fährt er in die Tangente ab, eine Geschichte zu erzählen, die gar nichts damit zu thun hat. Sitzt uns gegenüber ein Quidam ignotus, Cigarre im Maul und Bart unter demselben, horcht erst auf unser Gespräch und dann mischt er sich gar drein. Ich, nach unwandelbarer Taktik, antworte ihm keine Silbe. Aber der E...... geht darauf ein und der Diskurs zwischen den Beiden wird immer lebhafter, so dass man mich zu vergessen scheint. Ich benutze die Zeit, mein halbes Huhn zu verzehren und meinen Schoppen darauf zu giessen, und dann erhebe ich mich plötzlich, mich freuend die Ehre gehabt zu haben, den Herrn Professor kennen zu lernen u. s. w. — Er konnte seine Ueber-

*) Die Erzählung S. 153. meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie“ von der Demonstration mit dem Weinglase.

rasehung und Verlegenheit nicht ganz verbergen, sondern bat um Erlaubniss „mich anreden zu dürfen, wenn wir uns wiederträfen.“ — !!! — Ich trug ihm meinen Gruss an Sie auf, wenn er nach Berlin käme. Wir sind keine Stunde zusammen gewesen, und meistens habe ich derweilen gegessen. — So benutzt der seine Gelegenheit. —

Eine Frage: Fallmerayer hat doch ein Mal in den Brockhaus'schen Conversations-Blättern eine schreckliche Exekution vorgenommen an dem nichtswürdigen Obskuranten Ringseis: in welchem Jahr ist das gewesen? — wenn Sie es wissen: mir liegt daran.

Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie aus dem Hayn herausbringen könnten, wie viele Exemplare der Parerga er im zweiten Jahre, also im Ganzen verkauft hat.

Leben Sie gesund, heiter und wohl!

Arthur Schopenhauer.

45.

Frankfurt a. M., den 22. Mai 1854.

Unsere Briefe, werther Freund, haben sich durchkreuzt. Ich danke Ihnen für die mir gegebenen Berichte, zu denen Ihnen das Königl. Lesezimmer*) so bequem den Stoff liefert, dass ich wünschen muss, Sie besuchten es öfter, als Sie zu thun scheinen: da würde manche mich betreffende Aeusserung mir zur Kunde kommen, von der ich in diesem Abdera nichts erfahre. Die beiden erwähnten Hefte des Journals von und für Philosophieprofessoren**) habe ich, wie auch die Abhandlung von Helmholz,***) dessen Vater (wahrscheinlich) mein guter Freund

---

*) Das Journalzimmer der Königl. Bibliothek zu Berlin.

**) Ich hatte ihn aufmerksam gemacht auf J. H. Fichte's Zeitschrift für Philosophie, 23. Bd., Heft 1. und 2., worin mehrfach von ihm die Rede war.

***) Ueber „die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen neuesten Ermittelungen der Physik“, Königsberg 1854.

gewesen ist, verschreiben lassen, und werde sehn. Die Herren würden wohlthun, in ihrer Winkel-Boutique,*) sich, mit Reden über mich, etwas zu menagiren; angesehn, dass ich soeben mit Suchsland abgeschlossen habe und die 2te Auflage des Willens in der Natur, verbessert und vermehrt, im September erscheinen wird, und zwar mit einer Vorrede, — auf die sich die Philosophieprofessoren freuen können. Ich erhalte auch ordentlich Honorar, wie ein grosser Junge, — 1 Carolin den Bogen! Der Hausorthograph**) soll es drucken, wenn er sich hinsichtlich der Orthographie zum Ziele legt; worüber ich direkt ein Wörtchen mit ihm reden werde: sonst nicht! es steht bei mir.

Dr. Lindner hat mir 2 sehr interessante Hefte des musikalischen Echo's gesandt, die Ihnen bekannt seyn werden. Der ästh. Kossak***) bedient sich darin gegen den R. Wagner meiner Aussprüche sehr passend und mit grossem Recht. Bravo!

Höchst lesenswerth ist einliegendes Huldigungsschreiben von Weigelt,†) welches von einem Exemplar seiner Vorlesungen und 4 Bändchen deutschkatholischer Vorträge begleitet war, in denen er bedeutendes Talent an den Tag legt.††) An ihm hoffe ich einen thätigen und gehörig fanatischen Evangelisten zu gewinnen, ja mehr als Das, da er, wie Paulus zu Athen, viva voce meine Lehre den Heiden verkündigt. Sie wissen, dass ich schon längst meine Freude an diesen Thessalonichern habe. — Ich habe ihm sehr huldreich geantwortet und ihm einen Brief von Becker (dessen Namen und Mainz ich aber abgeschnitten habe) beigelegt, in welchem dieser Weigelts Vorlesungen höchst gründlich kritisirt und ein so tiefes

---

*) So nannte Schopenhauer die Fichte'sche Zeitschrift.

**) Brockhaus; vergl. den 38sten Brief.

***) Zum Unterschiede von dem Nordhauser mathematischen Kosack nannte Schopenhauer den Berliner Kossak den „ästhetischen." Vergl. den 42sten Brief.

†) Dem Verfasser der im 41sten Briefe erwähnten Vorlesungen.

††) Weigelt war deutschkatholischer Prediger in Hamburg.

Verständniss meiner Philosophie, nebst Specialkenntniss jeglicher Stelle, an den Tag legt, dass ich es bewundern muss. Der Weigelt wird Respekt kriegen, wenn er sieht, was für Leute unter meiner Fahne stehn. Habe Beckern das alte Exemplar der Vorlesungen*) verehrt: — es soll ihn stimuliren zu einer Recension: aber er ist noch immer zweifelhaft und wankend. — Ach, was ist doch eine solche Philosophenschule mit ihren Aposteln schwer zu regieren! und am Ende gerathen sie gar einander in die Haare! —

Sie scheinen es mit dem Alten**) ein wenig zu strenge genommen zu haben: man muss seine vieljährigen Verdienste nicht vergessen und mit alten Leuten, wie mit Kindern, Geduld haben.

Habe nichts zu berichten, bitte um gelegentliche Zurücksendung beider Huldigungsschreiben und grüsse Sie, alter Urapostel, von ganzem Herzen.

Arthur Schopenhauer.

46.

Frankfurt a. M., d. 31. Mai 1854.

Werthester Freund!

Beckers Brief***) habe ich dem Weigelt nicht nur geschickt, sondern auch geschenkt, und weiss ihn nicht auswendig, so wenig wie was ich Alles dem Weigelt darüber geschrieben habe. Ich erinnere mich, dass Becker ihm vorrückt, S. 120. meinen Witz mit den Raben völlig missverstanden und vernichtet zu haben; wobei Becker den Witz durch ein Couplet von Heine erläuterte: darüber

---

*) Der Weigelt'schen.

**) Mit Dorguth, dem ich geradezu geschrieben hatte, dass er seine Schriften durch seinen verworrenen Stil ungeniessbar und unwirksam mache.

***) Den im vorigen Briefe erwähnten Brief Beckers, der die Weigelt'schen Vorlesungen kritisirt hatte. Ich hatte Schopenhauer um Näheres über diese Beckersche Kritik, auf die er so grossen Werth legte, ersucht.

habe auch ich den Weigelt zurechtgewiesen, zumal es herauskommt, als beneidete ich die Professoren um ihre Gehalte, die ich nicht brauche, und habe ihn ermahnt, meine Worte allemal ganz und unverkürzt zu geben. Die Einreden S. 153. ff. hat Becker ihm sehr schön widerlegt, unter Anderm ihm vorrückend, dass er sagt, ich muthete den Menschen die Askese, Verneinung des Willens zum Leben u. s. w. zu, während ich, sagt Becker sehr richtig, Niemanden irgend etwas zumuthe, sondern bloss die Welt abspiegele, zeige, was Jegliches sei und wie es zusammenhänge. Jedem sein Thun anheimgebend.

Weigelts Korrektur meines Endresultats persifflirt Becker mit

Lustig gelebt und seelig gestorben
Heisst dem Teufel sein Spiel verdorben.

Ich habe dem Weigelt gesagt, ihm sei die Askese, in Folge seiner Vorgänge und frühern Philosophie, noch zu fremd: er solle asketische Schriften lesen, zunächst „Theologia deutsch“ 1851. — Er kommt vom deutschkatholischen, perfiden, dem Christenthum, welches es vorgiebt, erzfeindlichen Wesen, vom Junghegelianismus, Feuerbach u. s. w. u. s. w. Auch ist er in meiner Philosophie ein Anfänger, verdient also durchaus Nachsicht. Zudem sagt er ja in seinem Briefe, dass er Manches wegwünscht was in seinem Buche steht und Vieles ändern möchte. —

Hinsichtlich der Askese verweist Becker den Weigelt, mit grossem Recht, auch auf die entscheidende und wichtige Stelle im zweiten Bande meines Hauptwerks, S. 603 und 4, anhebend p. 603 „Nächstdem aber sind“ u. s. w., schliessend mit „Die Gerechtigkeit ist das härene Hemd“ u. s. w.: die ganze 1½ Seite ist zur Sache. — Schon bei einer frühern Controverse habe ich Ihnen gesagt, dass ich mich nicht dazu verstehe, Alles, was ich mit grösster Besinnung und Concentration in meinen Schriften gesagt habe, flüchtig und zerstückelt in Briefen wiederzukauen. In meinen Schriften finden Sie Alles, was ich zu sagen habe.

Des Fichte saubere Recension der Parerga*) habe gelesen: — wie elend, dumm und nichtswürdig! — Nun die Herren werden im Herbst sehn, welche Besserung meines Verfahrens sie durch solche Belehrungen erzielen.**)

Im letzten Stück des sonst feindlichen Centralblatts finde ich das Buch von Graul über Tamulische Schriften den Verehrern meiner Philosophie empfohlen: sensu aequo. — Ist doch ein Zeichen der allgemeinen Kenntnissnahme.

Ich war des Glaubens geworden, dass der Dr. Oelsner***) der Baron Oelsner wäre, der in Konstantinopel gefangen sitzt. Besser vielleicht todt, als Das. Ob er wirklich todt ist? oder ein Canard? Ist Schade, war doch ein angehender Apostel für Frankreich, wo noch grosse Finsterniss herrscht.

Ich bin fleissig am Willen in der Natur — und wünsche Ihnen von Herzen Gesundheit und Wohlergehn.

Arthur Schopenhauer.

47.

Frankfurt a. M., den 22. Juni 1854.

Wenn ich, mein werther Freund, nicht aus Erfahrung wüsste, wie weit zurück Sie bisweilen in der allerneuesten Litteratur sind, so würde ich als gewiss annehmen, dass Sie bereits sich in grimmiger Indignation befänden über Rosenkranzens „Zur Charakteristik Schopenhauers“ in der „deutschen Wochenschrift“†) Heft 22. Ist's also nicht der Fall, so eilen Sie es zu lesen und sich in besagten Zustand zu versetzen. Was für ein erbärmlicher .... ist doch dieser Rosenkranz!

---

*) In Fichte's Zeitschrift für Philosophie 23. Bd. 1. Heft.

**) Dies deutet auf die Vorrede zur 2. Aufl. des „Willens in der Natur.“

***) Dr. Oelsner-Monmerqué (vergl. den 15ten Brief), dessen Tod in Frankreich die Zeitungen damals gemeldet hatten.

†) Herausgegeben von Karl Gödeke, Hannover, Verlag von Rümpler, 1854.

Schaden kann es mir nicht, ist nur Oel ins Feuer, er promulgirt mich, (als mein Herold) als „in Frankfurt erwählten Deutschen Kaiser!“ (der Philosophie *). — Ich kann nicht glauben, dass irgend Jemand, selbst ohne andre Kunde von mir, so einfältig seyn sollte, nicht zu sehn, dass der Verfasser jener Charakteristik ein von Neid und Grimm strotzender ... ist, der einen Mann von seltenen Eigenschaften anzuschwärzen bemüht ist, und nun aufrafft was er fassen kann, besonders moralische Topi, weil sie zur Verläumdung am geschicktesten sind. Nun aber ist er obendrein so dumm, so viel Gutes an mir zu loben (welches er zur Rettung der Ehre seines Geschmacks thut), dass Jeder sieht, dass das Schlechte was er sagt, damit gar nicht bestehn kann. — Meine Kaiserwürde erlaubt mir nicht, so einem ... zu antworten. Er greift mit moralischer Zimperei meine sehr richtige Theorie vom Recht zu lügen (in gewissen Fällen) an, Kants affektirte grausame Indignation gegen jede Lüge theilend und zum Schilde gebrauchend, und thut sehr tugendsam. **) Dabei

*) Rosenkranz hatte im Eingange der erwähnten „Charakteristik“ gesagt: „Wir Deutsche sind in der Politik das Volk der Viel- und Kleinstaaterei. Und so sind wir auch in der Philosophie das Volk der Polyarchie und Anarchie der Systeme. Wie aber in der Politik das Bedürfniss nach Einheit in früherer Zeit die Schilderhebung eines römischen Kaisers, in späterer die Zusammensetzung wenigstens eines Bundestages zur Folge hatte, so sehen wir auch in der Philosophie, dass abwechselnd irgend ein Philosoph von seinen Anhängern zum Kaiser des spekulativen Deustchlands ausgerufen wird, oder dass eine Coalition einiger wahlverwandter Philosophen, wie jetzt Fichte, Weisse und Ulrici sich als unsern philosophischen Bundestag gerirt. So sehr aber haben wir uns seit Kant's Tode an dies Schauspiel gewöhnt, dass dasselbe für das grosse Publikum kaum noch vorhanden ist, sondern in der Regel seinen Verlauf nur als ein Mysterium der Schulen und Universitäten nimmt. Die letzte dieser Schilderhebungen eines Kaisers der deutschen Philosophie hat für Preussen ein besonderes Interesse, weil der Mann, dem sie gilt, zwar lange schon in der Republik Frankfurt lebt, wo die deutschen Kaiser gekrönt wurden, aber doch in Preussen, in Danzig, geboren ist. Es ist Arthur Schopenhauer“ u. s. w.

**) Vergl. das oben S. 219., Anmerkung, Beigebrachte.

lügt er selbst nun aber knollig; z. B. p. 674., ich hätte gesagt „Schelling sei ein Unsinnschmierer." (Nie! seinen Meister und Lehrer habe ich mit Recht so genannt.) p. 675., „Redseligkeit eines Greises und Breite" wird mir vorgeworfen: wer hat je conciser als ich geschrieben? Vergleichen Sie mit dem, was er p. 677. mich über Jesus Christus sagen lässt, Das was ich gesagt habe, und die Stelle im Evangelio selbst mit seiner Angabe, die das „heimlich"*) verschweigt.**) — Das elende Pasquill in den Halleschen Jahrbüchern***) ist ihm eine Autorität gegen mich und eine „gründliche witzige Kritik": — es ist das Machwerk irgend eines anonymen hiesigen Judenjungen, der kein Latein versteht, und enthält grobe litterarische Falsa, — und mir wirft p. 676. der Rosenkranz vor, dass ich auf solche Dinge, und auf Herbarts anonyme Recension nicht geantwortet habe! — Wenn Rosenkranz uns doch sagen wollte, warum der Westminster-review-Artikel „in Deutschland geschrieben" seyn soll, da weder Sie noch ich wissen, wer der Verfasser ist.†) — p. 678., ich hätte „der subjektiven Willkühr die

*) Johann. 7, 10.

**) Rosenkranz wirft nämlich Schopenhauern (S. 677. seiner „Charakteristik") vor: „An nicht wenigen Stellen seiner Schriften freut er sich, durch seine Theorie des Rechts zur Lüge die Erfahrung aufzuklären, die wir täglich machen könnten, dass nämlich übrigens sehr redliche, edle, gebildete Menschen sich doch in tausend Verhältnissen nicht genierten, mit der grössten Ruhe zu lügen und dass das Bewusstsein darüber ihnen bei Andern keineswegs die Achtung raube. Selbst Christus führt er als einen solchen Lügner an nach Johannes VII, 8., wo derselbe seinen Jüngern zuerst sagte, er werde nicht zum Fest nach Jerusalem kommen, und hinterher doch hingeht."

Die Stelle der „beiden Grundproblemen der Ethik", auf die sich Schopenhauer hiegegen beruft, steht in der ersten Auflage derselben S. 229., in der 2. Aufl. S. 224 fg. —

***) Die in den Halle'schen Jahrbüchern erschienene, mit „spiritus asper" unterschriebene Recension der „beiden Grundprobleme der Ethik."

†) Rosenkranz hatte den, meinen „Briefen über die Schopenhauer-sche Philosophie" vorangedruckten Artikel der Westminster-Review einen „wahrscheinlich in Deutschland geschriebenen Artikel" genannt. — Später ergab sich, dass der Engländer John Oxenford der Verfasser desselben war.

Entscheidung eingeräumt," — ist grobe Lüge. *) — p. 679., „sollen uns prüfen, ob Jedermann so handeln würde"!!**) also handeln wie Jeder, wie der grosse schlechte Haufe! *οἱ πλεῖστοι ἄνθρωποι κακοί* ist Bias' Wahlspruch, und ist wahr, wie Jeder weiss. — ibid.: „mir (Arthur Schopenhauer) konnte nicht entgehn, wie viel Hang zur Grausamkeit im Menschen liegt." — O — ! darum habe ich Mitleid zum Princip gemacht, als das Gegentheil der Grausamkeit. — „Begriff des Guten und Bösen — oder Freiheit" — die sollen identisch seyn?!***) — p. 682. unten, „Abklatsch" — als hätte ich so geredet. †) — 681., oben, aus der Kantischen Philosophie hätte ich die sekun-

*) Seite 678. seiner „Charakteristik" wirft Rosenkranz Schopenhauern vor, dass er im Punkte der Nothlüge „der subjektiven Willkür die Entscheidung einräumt"; während die „beiden Grundprobleme der Ethik" (1. Aufl. S. 227 ff.; 2. Aufl. S. 222 ff.) genau die Fälle begränzen, in denen das Recht der Lüge eintritt.

**) Rosenkranz macht gegen Schopenhauers Moralprincip (das Mitleid) das Kantsche: „Wir sollen so handeln, dass wir wünschen können, die Art und Weise, wie wir in einem gegebenen Falle uns benehmen, zum allgemeinen Gesetz erhoben zu sehen" geltend und fügt hinzu: „Wir sollen uns prüfen, ob wohl an unserer Stelle Jedermann eben so handeln würde, als wir."

***) Rosenkranz's Worte, auf die sich Obiges bezieht, lauten (S. 679.): „Mitleid kann nun zwar Motiv des Handelns, niemals aber Princip der Moral sein, weil in ihm als solchem gar kein Begriff des Guten und Bösen oder der Freiheit liegt. Das Mitleid kann uns, namentlich wenn wir so sinnreich und höflich sind, es auch auf uns selbst auszudehnen, zum gefährlichsten laissez faire, laissez aller bringen, worin alle Moralität zu einer sentimentalen Stagnation versumpfen würde. Einem so denkenden und beobachtenden Manne als Schopenhauer konnte aber nicht entgehen, wie viel Hang zur Grausamkeit in der Menschheit verbreitet ist und er musste sich daher mit seinem angeblichen Moralprincip in die mannigfachsten Widersprüche verwickeln."

†) Rosenkranz referirt aus Schopenhauers Lehre: „Gerechtigkeit und allgemeine Menschenliebe seien nur vorbereitende Schritte zu diesem Act absoluter Selbstverleugnung, wie die indische und buddhistische Religion sie immer gelehrt hätten, und wie im Grunde auch das Christenthum sie fordere, obwohl dasselbe nur ein abgeschwächter und mannigfach verfälschter Abklatsch jener echten uralten Weisheit des Orients sei."

däre Natur des Intellekts „übrig behalten;“ *) während Kant nichts davon gewusst hat, noch sonst jemals irgend Einer. — p. 674. „Wurzel des Grundes.“ **)! — Nun Sie werden ja selbst die Blumen herausfinden.

Auch die saubere Recension meiner Parerga von Fichte***) habe ich gelesen. Wie niedrig und schlecht! — Die Herren kommen jetzt mit ihren Klystierspritzen, die Feuersbrunst zu löschen, deren Brandstifter Sie sind, und die nur desto heller auflodert.

In dem sonst uns feindlichen Central-Blatt wurde neulich ein Sanskritbuch Tamulica von Graul von einem sanskredanischen Silbenstecher recensirt, mit dem Beifügen, es würde auch interessant seyn „für die Verehrer der Schopenhauerschen Philosophie.“ Bravo!

Grüssen Sie den Lindner: was er mir geschrieben bestätigt sich. Von der von ihm als begeistert gemeldeten Magdeburger Garnison kam neulich zu mir Lieutenant v. S . . . ., ein Apostel, der mich so inne hat, wie Sie oder Doss, und bei jeder Gelegenheit eine Stelle aus meinen Schriften citirt: seit 3 Jahren liest er sie und gar nichts anders. Circa 20 Offiziere seiner Garnison wären von gleichem Eifer und hätten im Februar berathschlagt, ob sie mir nicht wollten eine gemeinsame Geburtstagsgratulation schicken: wäre aber unterblieben. Voyez-ça! — Ich hatte fallen lassen, dass ich im Englischen Hofe speise: am 2ten Tage drauf (seinem letzten hier) finde ich ihn daselbst, neben meinem Platz etablirt, mit noch einem sehr artigen Offizier seiner Garnison. Hatten grosses gaudium über mich: daher ich bis 3¾ Uhr blieb und nun,

*) Rosenkranz sagt gegen Schopenhauer als angeblichen „Vollender“ der Kant'schen Philosophie: „Vielmehr ist seine Vollendung zugleich eine völlige Vernichtung der Kant'schen Philosophie, aus welcher er nur den Unterschied des Wesens von der Erscheinung und die Absolutheit des Willens als des primitiven Dings an sich gegen den Intellekt als eine bloss secundäre, an das Substrat der Materie gebundene Function übrig behält.“

**) Rosenkranz citirt (S. 674.), statt „vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, — „vierfache Wurzel des Grundes.“

***) Vergl. den vorigen Brief.

froh meinen Kaffee und Schläfchen geniessen zu werden, nach Hause eilte: aber o weh! schon unten im Hafen werde ich angeredet von einem leibhaftigen — Philosophieprofessor, der bereits 1½ Stunden in meiner Stube auf mich gewartet hatte, da er express aus Homburg, wo er badet, gekommen war, mich zu kontempliren: jetzt hatte er mich nach den Daguerrotypen erkannt, trotz meinem Hut. Also gieng er mit. Es war Professor W.......... aus M......, derselbe, der als Docent dem E...... die Zuhörer weggenommen hat. Uebrigens nicht viel an ihm: aber pries mich unbändig und versicherte, dass Alles jetzt voll sei von meiner Philosophie in mündlichen und schriftlichen Aeusserungen. C'est charmant!

Dorguth hat ein Ding von 4 12°· Seiten über die Vaccine geschrieben und ich glaube, dass er darin Recht hat. Kilzers Sohn hat das Aeussere Dorguths sehr bedeutend und imposant gefunden, wie er seinem Vater schreibt.

Ich arbeite fleissig am „Willen in der Natur", der Kontrakt ist abgeschlossen.

Und somit Ihnen Heil und Segen wünschend

Arthur Schopenhauer.

48.

Frankfurt a. M., den 29. Juni 1854.

Meinen Dank, werther Freund, für Ihre Mittheilungen. Der scheussliche Unsinn des Athenaeum français wird mir vielleicht in Frankreich einen Vertheidiger erwecken.*)

*) In einer Recension meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie", stellte das „Athenaeum français" (Paris, 3. Juin 1854, p. 505.) Schopenhauer als einen „ennemi de la raison" dar und sagte: „Ce système est d'ailleurs la négation même du principe de toute philosophie; car il aboutit à prêcher l'anéantissement de la raison et comme la fin dernière de toute spéculation un ascétisme pareil à celui des faquirs .... Il est difficile de comprendre, à quel titre il se donne comme le continuateur de Kant, le philosophe, qui peut-être a placé le plus haut les droits et l'empire de la raison."

Taillandier ist, als ächter Franzos, gar artig und obligeant. Sein Brief erfolgt einliegend zurück.*) — Hauptsächlich will Ihnen heute offenbaren, wer der Verfasser des alten Pasquills in den Halle'schen Jahrbüchern**) ist. Dr. Emden hatte sich schon damals schrecklich darüber geärgert und war sehr bemüht, den Verfasser herauszubringen, aber vergeblich. Vor ein Paar Jahren sagte er mir, ein Paar Jüdische Doctoren seiner Bekanntschaft wüssten ihn, aber dürften es schlechterdings nicht sagen. Jetzt, weil er todt ist, haben sie es ihm gesagt: es ist Carové, der damals in freundschaftlichen Verhältnissen mit mir stand, auch über jene Recension mit mir unbefangen geredet hat. Mein hämischer Neider war er stets: vor 10 Jahren erzürnte ich mich mit ihm und war ihn los; wiewohl er sich nachher mit unverschämter Zudringlichkeit bemüht hat, wieder anzubinden. Er war ein sehr niederträchtiger Mensch und hat es oft gezeigt. All das Litteratenvolk hier sind stets vor Neid ergrimmt gegen mich gewesen. Ich habe sie alle stets gemieden.

Die Magdeburger Offiziere kannten den Dorguth gar nicht.

Einliegend ein Huldigungsschreiben vom Stamm Israel, welches mir gelegentlich zurück erbitte. Wenn das hebräische Zeug auch seine Richtigkeit hätte, so ist es ja gar nicht zur Sache. Gedenke Dem nicht zu antworten. Kaiserliche Reskripte erhält man nicht so leicht.***) Immer aber ist es ein Zeichen meiner um sich greifenden Wirkung; — als ob die Zeit gerade jetzt dazu reif geworden wäre.

Sie den Göttern empfehlend

Arthur Schopenhauer.

---

*) Ich hatte an Taillandier ein Exemplar meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" zur Besprechung in der Revue de deux Mondes geschickt und einen obligeanten Brief von ihm erhalten.

**) Der im 47sten Briefe erwähnten Recension der „beiden Grundprobleme der Ethik" von „Spiritus asper."

***) Anspielung auf Rosenkranz's „Kaiser der deutschen Philosophie" im 47sten Briefe.

49.

Frankfurt a. M., den 11. Septbr. 1854.

Alter Freund!

Endlich komme ich dazu, Ihnen zu schreiben: denn der „Wille in der Natur", bei der Eile des Verlegers, nahm alle meine Morgenstunden weg: der Druck ist fertig, bis auf die Vorrede, deren Korrektur ich Morgen erwarte: sie haben 4 grosse Bogen wöchentlich geliefert und ich hatte die letzte Korrektur: Orthographie ganz meine („Spaass" und „Strohm"), weil ich dem Hausorthographen ein Wörtlein über die Hausorthographie geschrieben hatte.*) Dazu kam zugleich noch eine zweite Arbeit, ebenfalls höchst pressirt, wie Sie aus beifolgendem Rosen farbnen Huldigungsschreiben solider Gattung ersehn werden:**) bin schon dabei: der Kontrakt ist abgeschlossen. Ich liess ihm die Wahl 750 Exemplare à 2 Dukaten den Bogen, oder 1050 à 3 Dukaten: ohne Zögern erwählt er das Letztere: — bedenken Sie, es handelt sich um ein 5 Bogen-Broschürchen, das vor 40 Jahren erschienen ist, über einen Gegenstand, der das Publikum gar nicht interessirt. Suchsland bat mich wiederholt, aufs Dringendeste, es ihm zu geben. Ich sehe, welches Gewicht mein Name sogar im Buchhandel hat. Suchsland lacht ins Fäustchen, dass er den süperben Willen in der Natur für einen lausigen Karolin den Bogen hat. Ich muss noch erst lernen, Honorar fordern: bin gewohnt Alles umsonst zu geben. Aber wartet, ihr Racker! — Die Leute sind des Teufels: präsentirt mir Suchsland einen Zettel, fremder Hand, mit: „Arth. Schopenhauer majorem anni 1813 partem in hoc conclave degit. Laudaturque domus, longos quae prospicit agros." — Sagte ich gleich: „Das hab ich 1813 im Gasthof zum Ritter in Rudolstadt, in einer Stube 2 Treppen hoch, in die Fensterscheibe geschrieben." Richtig; und

---

*) Vergl. den 38sten Brief.

**) Schopenhauer hatte von der Hartknoch'schen Buchhandlung die Aufforderung zu einer zweiten Auflage seiner Schrift „über das Sehn und die Farben" erhalten.

da haben sie's aufgestakert und copirt und hergesandt, — als heilige Reliquie. Hat mich besucht Herr Wiesike, grosser Gutsbesitzer bei Brandenburg, ist von Soden, wo er badete, 2 Mal, weil er mich nicht antraf, nach Frankfurt gekommen: sehr vernünftiger Mann. Item Dr. Asher aus Leipzig, mit einem grossen Manuskript, das ich lesen sollte, — gehorsamer Diener! verlangte aber durchaus etwas Geschriebenes, daher ihm ein Billet von 2 Zeilen in den Gasthof gesandt habe.

Vielen Dank für Ihren Aufsatz über Schelling.*) Was Sie darin sagen, ist Alles wahr: aber Sie sind doch nicht gerecht gegen ihn, sofern Sie das Gute verschweigen, was ihm doch nachzurühmen ist. Trotz allen seinen Possen und den grössern seiner Anhänger, hat er doch die Auffassung der Natur überhaupt wesentlich verbessert und gefördert; wie ich denn auch Manches an ihm gelobt habe. Begreife nicht, wie Sie in Ihrem Aufsatz über Schelling stets den Herbart zwischen Kant und mir anführen und mich mit ihm parallelisiren; nachdem Sie mir doch neulich geschrieben, Sie sähen ein, dass ich Recht hätte, seinen Kram einen Komplex von Verkehrtheiten zu nennen. Sie sollten nicht Wasser auf die Mühle der Herbartianer, dieser hartnäckigen Rotte, giessen. Er ist ein nüchterner Queerkopf, der sich seinen Verstand verkehrt angezogen hat. Becker war gestern hier, ist sehr erzürnt über den Rosenkranz und seine Lügen.**)

Sollten Sie nicht wissen, dass Reichlin-Meldegg in den letzten Heidelberger Jahrbüchern Ihre ästhetischen Fragen und Ihre Briefe über mich recensirt hat?! — und wie! — er ist unwissend. Das möchte seyn. Aber er recensirt meine Philosophie mit; führt eine Menge Stellen, angeblich von mir, mit Gänsefüssen an, die

---

*) In einer Beilage der Voss'schen Zeitung war von mir ein Artikel „Zur Erinnerung an Schelling" erschienen.

**) Ueber die im 47sten Briefe erwähnte Rosenkranz'sche „Charakteristik" Schopenhauers.

ich **nie** geschrieben habe, Ausdrücke die ich **nie** gebraucht habe, mit **sie**! — Nun, nun:

Den Teufel merkt das Völkchen nicht,
Und wenn er sie beim Kragen hätte!

Sie werden's bald sehn. — Erhalte eben die „Propädeutik der Philosophie“ von Noack, dem gräulichen Bücherfabrikanten. Der trägt abermals im grössten Theil seines Buches **meine Lehre vom Willen in der Natur** vor, vom „**Willen zum Leben**“, in allen Dingen, in chemischen, physikalischen u. s. w. Erscheinungen, führt auch an, was (nach meinem Bericht) Herschel über die Schwere gesagt hat; — besonders §. 54. und alle folgende, aber auch überall, das ganze Buch durch, meine Lehre, **ohne je mich zu nennen**. Aber doch! vorne, wo er Geschichte der neuesten Philosophie vorträgt, werde ich, p. 112. ganz zuletzt, **ein** Mal genannt, als **Vorläufer** des Reiff!! und eines Herrn Plank, welche die rechten Stifter der neuen Philosophie sind ....? Das Buch ist auch sonst interessant: z. B. im Weltall ist nur die Erde bewohnbar: das Uebrige ist bloss Theaterdekoration für selbige, — und „die Farbenlehre von Goethe und **Hegel**“ (!!!) und sonst. Sein Maass ist voll: ich wollte, sie übernähmen die Hinrichtung.

Sobald ich meine Exemplare vom Willen in der Natur erhalte, schicke ich Ihnen eines, und auch eines für Lindner. Nur eine Sache bitte ich mir aus: — dass Sie in der **Vorrede** nicht blättern und nicht das Ende zuerst ansehen, sondern sich hinsetzen und ordine et ratione et numero solche von Anfang bis zu Ende lesen, in Einer Sitzung, bei verschlossener Thüre. Dann schreiben Sie mir ganz aufrichtig, was Sie davon denken. Das Centralblatt und das Repertorium scheinen Ihre „Briefe“ sekretiren zu wollen. Da haben Sie die Herbartianer. Es heisst jetzt mit uns: *εἰς τον πολεμον και την μαχην!*

Ihnen von Herzen Glück und Gesundheit wünschend

Arthur Schopenhauer.

P. S. Habe soeben die Kaiserliche Thronrede (in Form einer Vorrede *) korrigirt und ratificirt. Majestät sind hahlt ungnädig; weil man denselben hat auf höchst dero Nase spielen wollen.

50.

Frankf. a. M., d. 5. Okt. 1854.

Von Herzen bedauere ich, mein werther Freund, dass Sie so arg vom Fieber heimgesucht worden sind. Wenn es nur mit der Herstellung seine Richtigkeit hat! Mein alter Freund, der Baron L...... hatte es ein Mal immer von Neuem, 6 Monat hindurch, und keiner China noch Chinin wollte es weichen. Da liess er es von einem Sattler besprechen: weg war's und kam nicht wieder. Sie können von ihm das Nähere erfragen.

Die drei Nummern von Litt. des Auslandes,**) das Schulprogramm***) und seine eigenen Zeitungsartikel hatte mir Lindner längst geschickt. Was ich nur aber gerade von Ihnen zu vernehmen hoffte, erwähnen Sie nicht: nämlich wer ist der Verfasser des guten kleinen Artikels, im Litter. Unterhaltungsblatt, „Schopenhauer und die Hegelianer"? ist ein neuer kleiner, gewiss noch junger Evangelist. Besonders möchte ich wissen wo er, wie er erwähnt, über die gegen mich vorgebrachten Verläumdungen bereits gesprochen hat. Das Programm zu lesen noch keine

---

*) Vorrede zur 2. Aufl. des „Willens in der Natur", die er mit Anspielung auf Rosenkranz's „Kaiser der deutschen Philosophie" (47ster Brief) so nennt.

**) In No. 106—108. des „Magazins für die Litteratur des Auslandes" erschien ein durch meine „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" veranlasster Artikel: „Arthur Schopenhauer, ein in England gerühmter deutscher Philosoph."

***) Das Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, welches eine Abhandlung von Pomtow brachte: „Ueber die Immanenz des Willens in den Dingen und in der Seele. Ein Versuch, die Frage: Wie ist das Erkennen möglich? nach Arthur Schopenhauers Principien zu lösen."

Zeit gehabt. In dem Magazin f. d. Litter. des Auslands ist der fromme Pajazzo da unten, *) der nichts von mir kennt, als eben den Artikel über mich, sehr possierlich. Ihre Briefe über meine Philosophie haben mir viel genutzt, aber der Stängel dieses Lotus ist, dass nun Leute, die nie ein Buch von mir in Händen gehabt, meine Philosophie, kompetent, kritisiren, bloss auf Grund jener Briefe; was mich natürlich verdriesst. So das Magazin des Auslands und auch der miserable Reichlin-Meldegg. Dieser führt sogar 2 Mal, mit Polemik dagegen, die Sätze als meine an, welche Sie S. 137. 138. aus einem gewissen Weber anführen. Muss man da nicht sagen, mit dem Kladderadatsch: ....?

Anbei 2 Exemplare des Willens in der Natur, Eins für Sie, das Andere bitte ich sogleich dem Doctori indefatigabili Lindnero zu überreichen, mit einem herzlichen Dank für Alles was er mir gesandt und was er darüber in seiner Zeitung geschrieben hat. Sie Beide!

Möge jeder brave Mann
Solche Evangelisten finden!
Seine Feinde würden dann
Strategisch verschwinden!

(ist zu singen.)

Haben Recht! zu meiner Mission gehört, ausser der innern Begabung und noch der äussern freien Lage und Musse, — auch noch, dass man alt werde, wie Methusalem und jung bleibe wie Radetzky.

Der Major aus Spandau freut mich:**) ganz kurios und absonderlich ist meine Wirkung aufs Militär: Magdeburg, Neisse, Neu-Ruppin und Spandau! während gerade die Offiziere sonst ehr um Alles andre, als um Philosophie sich kümmerten.

---

*) Der Autor der Anmerkungen unter dem Artikel No. 106 bis 108.

**) Ich hatte ihm von einem Verehrer seiner Philosophie, einem Major in Spandau, der mich besucht, geschrieben.

Die Farbenlehre macht mir viel zu thun, werde nicht fertig vor Ende des Monats.

Von Herzen Ihnen anhaltende und volle Gesundheit wünschend, wie sie hat

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

51.

Frankf. a. M., d. 6. Nov. 1854.

Werther Freund!

Endlich habe ich das verbesserte Exemplar der Farbenlehre*) abgeschickt und bleibt mir nur noch die Vorrede zu machen; — daher ich jetzt dazu kommen kann, Ihnen zu schreiben. Vor Allem bedauere ich, dass Sie noch immer vom Fieber heimgesucht werden: leider vermag ich nicht, es zu besprechen:

Der Teufel hat sie's zwar gelehrt:
Allein der Teufel kann's nicht machen.

Aber in Berlin wird es nicht an Leuten fehlen, die es können: fragen Sie nur unter den Weibern nach, jungen oder alten. Die wissen immer Dergleichen. In L......s Fall, der schlagend war, war es ein Sattler, der es ungern und durchaus nur gratis that. Solche Leute fürchten, die Bezahlung sei des Teufels Handgeld. — Wundervolle Beispiele der magischen Kraft des Willens habe kürzlich gesehn, vom Italiäner Regazzoni, 3 Mal öffentlich und 2 Mal privatim. Auch vom Psychographen habe Dinge gesehn, bei denen man nur die Wahl hatte zwischen abscheulichem Betruge und einem Mirakel: aber gegen den Betrug sprach viel — — 3 Kinder, ein stumpf aussehendes 18jähriges Mädchen und K.....s 14jährige Tochter mit dem ehrlichsten Gesichte, waren die agentia, und die Antworten theils verschmitzt, mitunter sackgrob.

Das philosophische Journal hatte ich schon, vor Ihrem

*) Das für die zweite Auflage der Farbenlehre bestimmte.

Briefe, gesehn. Ihr Aufsatz ist sehr gut und vollkommen wahr.*) Materialismus und Spiritualismus treten erst unter Voraussetzung des Realismus auf: aber dieser wird zuvor vom Idealismus todtgeschlagen. Des Ulrici Philosophiren**) scheint bloss in der Anlegung als Maassstab des Satzes vom Widerspruch zu bestehn: und da er bei Kant, wie bei mir, lauter Widersprüche erblickt, wird wohl Jeder begreifen, dass es daran liegt, dass er nicht zum Verständniss der Sache gelangt ist. Er schwätzt erbärmliches Zeug. Am meisten gefallen hat mir, dass Sie mich den gründlichsten Kantianer, und die Professoren Antikantianer nennen: das ist's! und das ganze Ding von Journal (auch am Schluss, hinten die Liebäugelei mit dem Leibnitz) ist ein Beleg, wie bestellt, zu meiner Vorrede.***) Ein kürzerer Ditto ist die Recension des Weigeltschen Buchs im Repertorium. Wenn die Herren, wie dort geschieht, von mir mit Geringschätzung und Spott reden; so vernichten sie sich selbst: denn damit ist's jetzt zu spät: man liest mich. Im ersten Kapitel der Farbenlehre werden Sie noch einen Blut ziehenden Peitschenhieb auf jene Antikantianer finden. Ich gehe damit um, den Herren vom philosophischen Gewerbe das Gewerbe zu legen. Und zugleich im selben Stück des Repertoriums die übrigen philosophischen Recensionen exemplifiziren »wie sich die Herren gegenseitig mit Bücklingen bedienen.« Bei Allem, was diese sämmtlichen L.... gegen mich thun, Jeder auf seine Manier, erkennt man, als ihr Hauptstreben, das Publikum vom Lesen meiner Schriften abzuhalten: denn liest man mich, so sind sie verloren. Ich glaube, dass sie über mein Emporkommen in wirklicher Desperation sind.

Einliegend der letzte Brief des würdigen Alten, †)

---

*) Mein in Fichte's Zeitschrift für Philosophie, 25. Bd. 1. Heft, erschienener Artikel über Trendelenburg: „Spinoza's Grundgedanke und sein Erfolg.“

**) Ulrici hatte zu meinem erwähnten Artikel ein Nachwort geliefert.

***) Der zweiten Auflage des „Willens in der Natur.“

†) Dorguths in Magdeburg.

3 Tage vor seinem Tode geschrieben, nebst dem seiner Tochter. Sie sehen daraus, dass er bis an den Tod gearbeitet hat, Propaganda für meine Lehre zu machen. Dass so ein Göttingischer Doctorand im Fach der Philosophie mich noch nicht kannte, ist horrend, und ist das Werk der Götting. Leute vom Gewerbe. Das Buch des Schlötel wurde gleich darauf recensirt in den Gött. Gel. Anzeigen und im Centralblatt. Im letzteren wurde kürzlich Noack recensirt und doch wenigstens gesagt, er hab' es von mir.

Gestern las ich im letzten Journal des Débats, also vom 3. oder 4. Nov. eine sehr lesenswerthe Recension von Alloury einer histoire du Cartésianisme p. Bouillier, 2 Vol. — worin in den stärksten Ausdrücken dargelegt wird, welche allgemeine Verschwörung gegen alle Philosophie jetzt in Frankreich herrscht, auf Anstiften der Pfaffen. —

Ich hätte gern von Ihnen vernommen, ob Sie in meiner Vorrede, oder Zusätzen,*) irgend Spuren des Alters, Altersschwächen u. dgl. gefunden haben.

Seit 8 Tagen habe einen Rheumatismus im Fuss, der mich von meinen Spazier-Läufen abhält, — worüber höchst indignirt bin, obwohl ich es durch eine Unvorsichtigkeit verschuldet habe. — Wenn nur Sie wieder ganz hergestellt wären! Es ist der herzliche Wunsch

Ihres Freundes

Arthur Schopenhauer.

52.

Frankfurt a. M., den 30. Nov. 1854.

Werthester Freund.

An Ihrem Briefe freut mich bloss, dass Sie das Fieber los sind: ich war darüber nicht ohne Besorgniss. Merken Sie sich was Aristoteles sagt: *ὁ βιος ἐν τῃ κινησει ἐστι*, und gehn Sie täglich möglichst viel, weit und rasch,

*) Zur zweiten Auflage des „Willens in der Natur."

als ob ich mit Ihnen gienge. Ohne Bewegung kann kein Mensch gesund bleiben. Meinen Rheumatismus habe ich wegkurirt, mit dem jetzt sehr beliebten Universal-Mittel, Branntwein mit Salz, welches ich Ihnen für dieses und 20 andere Uebel empfehle, nach Anleitung von Wm. Lee, „der Selbstarzt. aus dem Englischen“, 4. Aufl. 1850. 38 S. Sehr praktisch! —

Ueber Hinrichs stimme Ihnen vollkommen bei.*) Beiläufig: alle solche Bücher wie „Leben in der Natur“, „Geist in der Natur“, „Geist des Menschen in der Natur“ — haben den Titel von meinem gestohlen, was stets ein sicheres Zeichen des Mangels an aller Originalität ist.

Das „Sehn und die Farben“ muss nächste Woche erscheinen; werde sogleich Ihnen und Lindnern ein Exemplar einsenden. Lindners Geschichte der Oper habe soeben erhalten: bitte ihm vorläufig meinen Dank zu bestellen.

Mit der Pfäfferei auf Bestellung**) hat es keine Noth: sie befördert den Unglauben. Hier ist in „Frankfurter katholische Kirchenzeitung“, herausgegeben von Beda Weber, vor etwan 14 Tagen eine lange Kapuzinerpredigt gegen mich erschienen, die mir so wenig schaden kann, wie dem Wallenstein die im Lager: ist ganz krass.

Recht geärgert habe ich mich über Das, was Sie vom Regazzoni sagen, und muss mir jetzt vergegenwärtigen, wie viel Geduld man einem alten, bewährten, und hochverdienten Freunde, wie Sie sind, schuldig ist.***) Aber,

*) Ich hatte ihn auf Hinrichs: „Das Leben in der Natur, naturhistorisch-philosophisch dargestellt“, a's auf eine wunderliche Ausgeburt der Hegelei aufmerksam gemacht, ihm z. B. S. 82. citirend, wo das Innere der Natur dreist weggeläugnet und ihr Aeusseres für ihr Inneres erklärt wird. S. 37. polemisirt Hinrichs gegen Schopenhauer.

**) Auf Anlass seiner im vorigen Briefe gemachten Mittheilung über die Pfäfferei in Frankreich hatte ich auf die gleiche Pfäfferei bei uns in Preussen, namentlich auf Stahls „Umkehr der Wissenschaft“ und auf die Raumerschen „Schulregulative“ hingewiesen.

***) Auf seine Mittheilung über Regazzoni im vorigen Briefe bekannte ich mich als ungläubig und verwies ihn auf einen Artikel in No. 46. der „Gränzboten“, worin Regazzoni von zwei Frankfurter Aerzten als Betrüger entlarvt ward.

mein Bester, halten Sie mich etwan für einen alten Narren, der nicht weiss was er sieht? Wie sonst könnten Sie, ohne alle Zweifel und Bedenken und Rückhalt, mich des Irrthums zeihen, auf Autorität, wessen? — eines anonymen Aufsatzes im nichtswürdigen Gränzboten?! — Ich muss Ihnen schon ein Licht aufstecken. Diesen Aufsatz können Sie um dieselbe Zeit, in der Deutschen Allgemeinen Zeitung, und wahrscheinlich in 10 anderen Zeitschriften lesen. Denn er ist der Desperationsstreich einer Rotte von 14 hiesigen Medikastern, die dadurch für ihre Ehre und Leben (Fressen) kämpfen. Diese Elenden haben nämlich gleich nach der zweiten Sitzung des Regazzoni, aus Bosheit, Brodneid, Dummheit und Unwissenheit, ein Manifest in der Didaskalia mit ihren Unterschriften geliefert. „es wäre Alles Betrug und Regazzoni ein Scharlatan.“ (Emden weiss Einen von ihnen, der gar nicht dagewesen ist, und einen Andern, der unterschrieben zu haben bereut.) Tags darauf war ich mit im Kriegsrath, der bei Regazzoni gehalten wurde: ich konnte nicht, wie man wünschte, meine Feder zu Lokalstreitigkeiten profaniren. Alle Einsichtigen waren indignirt; aber hier fürchtet jeder Arzt zitternd die Clique der ärztlichen Gemeinschaft. Der bessere Theil des Publikums musste einsehen, dass Aerzte, die einen augenfällig kataleptischen Zustand, eine Art Starrkrampf, fast Scheintod, mit Komödienspielen zu verwechseln fähig sind, zu jeder Diagnose und Semiotik unfähig seyn und bleiben müssen. Und nun stand der ärztliche Kredit und das Fressen der Herren auf dem Spiel. Denn in hiesigen Blättern entstand ein lebhafter Federkrieg. Die 14 griffen zum Mittel des Ueberschreiens und haben Verläumdungsaufsätze an alle Blätter eingesandt: das ist Ihr Evangelium! — Magna est vis veritatis et praevalebit. Regazzoni's Aechtheit und Ehrlichkeit wird schon irgendwo zu Tage kommen: und dann wird Jeder es machen, wie ich, der ich das Didaskaliablatt gekauft habe, der 14 Namen wegen, damit nicht, bei einem plötzlichen Vorfall, weder für mich, noch meine Magd, noch meinen Hund, noch meine Katze, einer der 14 geholt

werde. — Mich freut, dass ich dem Regazzoni mein Zeugniss in sein Album geschrieben habe, klar und französisch.

Pomtow hat mir sein Programm*) eingesandt, auf dem Wege des Buchhandels, daher es 2 Monat unterwegs gewesen ist. — Erdmann, in seiner Rede an des Königs Geburtstag, erwähnt mich kurz, aber honorig.

Leben Sie wohl und gesund, und glauben ein ander Mal mehr implicite

Ihrem

Freunde

Arthur Schopenhauer.

53.

Frankfurt a. M., den 30. Dez. 1854.

Werther Freund!

Ich bedauere Ihr Augenübel, tröste mich jedoch damit, dass Sie schreiben, dass Schlangen**) rasch vorbeifahren: denn die schnelle, schwebende Bewegung, sobald man das Auge bewegt, ist charakteristisch für die mouche volante, ein Uebel, das schon Manchen geängstigt hat, aber ohne Gefahr ist: hingegen ist ein feststehender dunkler Fleck bedenklich, weil er auf der Retina ist, — die mouche volante ist bloss Verstopfung einer Zelle in den humoribus, meistens im hum. vitreo. Giebt es sich nicht, so sollten Sie den Jüngken befragen.

Mich beunruhigt, dass ich aus Anzeigen ersehen habe, dass das neueste Stück Westminster review, in seinen contemporary litt. einen Artikel Theology and philosophy hat, und die British Quarterly review, Januar-Stück, gleich vorn einen Artikel „on the philosophy of Kant“: wenn Sie doch wollten im Königl.Lesezimmer***) ein wenig hineingucken, ob etwas über mich darin vorkommt!

---

*) Das im 50sten Briefe erwähnte Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin.

**) Ich hatte ihm über die Schlangenform meiner mouches volantes geschrieben.

***) Im Journalzimmer der Königl. Bibliotbek zu Berlin.

Kilzer quält sich seit Jahren um die erste Auflage meines Hauptwerks, welche Brockhaus nicht mehr schaffen kann: darum sucht sein Sohn: denn Kilzers Fanatismus ist so stark, dass er jede Zeile von mir haben will, — also die ausgefallenen Stellen. Hat er doch ernstlich verlangt, ich sollte durch ein fidei-commissum dafür sorgen, dass nie eine Silbe geändert werden könnte. Hat er doch erkunden lassen, wem jetzt das Haus gehört, darin ich geboren bin: — einem Dr. med. Abegg; — wie einst Dorguth, dass ich an einem Freitag geboren bin. Durch solche Leute erfahre ich meine eigenen Personalia.

Einliegend 2 kuriöse Huldigungsschreiben. Der Ungar, nebst einer ganzen Cotterie schöner Geister, die gebannt sind (aus Deutschland) verlangen im Ernst, ich sollte im December nach Zürich reisen, ihre Neugier zu befriedigen! Habe höflich, freundlich und kurz geantwortet, dass ich auf schriftliche Controverse nicht eingehen könnte und gar nicht mehr reisete. Darauf ist erfolgt ein Buch von Richard Wagner, welches nicht im Buchhandel, sondern bloss für Freunde gedruckt ist, auf süperbem dikkem Papier und sauber gebunden: es heisst „der Ring der Niebelungen", ist eine Folge von 4 Opern, die er einst komponiren will, — wohl das eigentliche Kunstwerk der Zukunft: scheint sehr phantastisch zu sein: habe erst das Vorspiel gelesen: werde weiter sehn. Kein Brief dabei, sondern bloss eingeschrieben: „aus Verehrung und Dankbarkeit." —

Wenn Sie in der Kürze einen Begriff von der Vedanta-Philosophie, also der Brahmanischen Dogmatik haben wollen; so lesen Sie Graul's Tamulische Schriften, die ja sogar das Centralblatt den Verehrern meiner Philosophie empfohlen hat. Habe es soeben mit grosser Freude und wahrer Erbauung gelesen. — Das treibt den Foetor Judaicus aus, und wie! Oum! —

Von Herzen wünsche ich Ihnen ein wahrhaft glückliches und zumal gesundes neues Jahr!

Arthur Schopenhauer.

54.

Frankfurt a. M., d. 2. Febr. 1855.

Vielen Dank, werther Freund, für Ihren Artikel in der Vossischen,*) der mich recht gefreut hat: ich wüsste nicht, was man, an solchem Ort und bei beschränktem Raum, Passenderes und Besseres über die Sache sagen könnte. Der Purkinje, von dem 20 Mal mehr die Rede gewesen ist, als seine Sache verdient, hat gar nichts auf die Farben Bezügliches; sondern er hat seinen Augapfel gekniebelt und gezwiebelt, bis er auf der Retina allerlei Figuren sah, die er dann abgezeichnet hat: aber für alle Thatsachen und Experimente hat das Publikum grosse Empfänglichkeit: für Verständniss und Auslegung keine. Goethe lobte am liebsten das Unbedeutende.

Auch danke ich für die Notiz vom Gränzboten**) (man erfährt fast die Hälfte nicht), die ich nachgesehn habe: die Recension redet länger über das Motto, als über das Buch. Dieselbe Stelle, d. h. die erste Hälfte derselben, hat schon im Februar vorigen Jahres, Kossack in der Feuerspritze***) mit grossem Lobe abgedruckt. Scheint also, dass sie besondern Eindruck macht.

Verlieren Sie die Reviews nicht ganz aus den Augen. Hier haben wir blutwenig Journäle. — Pomtow†) ist recensirt, in dem Winkelblatt, das sich Centralblatt nennt: sehn Sie es ja an, wegen der Superklugheit und Malignität des Recensenten. — Fortlage's Psychologie habe angesehn. In der Vorrede stimmt er mir bei, in Dingen,

---

*) Ueber die zweite Auflage der Farbenlehre war von mir ein kurzer Artikel in der Voss'schen Zeitung erschienen, auf welchen mir ein Dr. Bernhard in derselben Zeitung es zum Vorwurf machte, dass ich Purkinje's, den Goethe so sehr gelobt, keine Erwähnung gethan.

**) Aus den „Gränzboten" hatte ich ihm berichtet, dass Johannes Scherr seinem Roman „Nemesis" ein Motto aus den Parergis II. §. 156. vorangeschickt.

***) E. Kossak in der Berliner Montagspost.

†) Vergl. das im 50sten Briefe erwähnte Programm mit einer Abhandlung von Pomtow.

die ich nie gesagt habe, und nachher meistert er mich über's Gedächtniss: überhaupt lässt er mich so im übrigen Tross mitlaufen. Psychologische Lappalien sind sein Fach und Behagen.

Lesen Sie einmal in Menzel's Litteraturblatt die „Neujahrsbetrachtungen“ dieses Cagot's: er triumphirt darin über den gänzlichen Verfall der Philosophie, die gar nichts mehr aufzuweisen hätte, und versichert, Alles kehre zur Kirche zurück!! — Von mir weiss er noch nichts: — Das ist aber tückische Verstellung von dem Tartüffe, und verdient er einmal mit der Nase darauf gestossen zu werden, dass sie blutet. Er meint mit dem abgenutzten Ignorirsystem durchzukommen.

L...... hat darüber, dass der Ungar meine Geschlechtsmetaphysik für etwas höchst Originelles hält, gelacht?! — Plagt ihn der Teufel? — Sie gehört zum Originellsten, was ich je geschrieben habe, und soll er mir sagen, wann und wo auf Erden jemals dieser Gedanke aufgestellt und durchgeführt worden. Ist ein Diamant, zumal in Verbindung mit den 3 vorhergehenden Kapiteln.

Einliegend 4 Huldigungsschreiben, davon Sie lesen werden so viel Ihre Geduld aushält. Der v. B........ ist ein 1848 verabschiedeter Preussischer Artillerie-Lieutenant, der mich vor 2 oder 3 Jahren besucht hat, ohne je eine Zeile von mir gelesen zu haben. Im letzten December hat er mir sein abgeschmacktes Buch „Dreieinheitslehre“, darin ich einmal beiläufig genannt werde, übersandt und bald darauf diese Epistel. Er möchte sich an den Schwanz meines Pegasus binden

„Dass ich ihn mit mir nehmen thät,
In die schöne grosse Ewigkeit,
Da wäre er gar zu gerren.“

Asmus.

In dem Zürich scheint so ziemlich der Teufel mit mir los zu seyn. Fort bien! — Die Kloppenheimer Epigramme *)

*) Aus Kloppenheim wurden ihm huldigende Epigramme zugesandt, die er mir mittheilte.

sind recht artig, habe sie so ohne Brief erhalten. — In Summa, man sieht, dass man wirkt und tiefen Eindruck macht. Das ist der Humor der Sache.

Freut mich, dass Jüngken Ihre Augen behandelt: tragen Sie die Kantharis in Geduld und melden Sie bald, dass die Fliege davon geflogen,

Ihrem Freunde
Arthur Schopenhauer.

55.

Frankfurt a. M., d. 8. Febr. 1855.

Werther Freund!

Mit der vermeinten Aeusserung L......s ist es wie Sie in Ihrem Briefe muthmaassen: ich habe dass gelesen, wo Sie da geschrieben hatten.*) Dass ich mich dieses Irrthums nicht zu schämen habe, bezeugt Tassoni, der Dichter der Sechia rapita, der in seinen Pensieri diversi, Venedig 1636, 4°., im 6. Buche, das 5. Kapitel überschrieben hat: Perchè molti uomini di grande intelletto sogliano abbagliasi, ed errare nel leggere, o nello scrivere. (Warum viele Leute von grossem Verstande sich zu täuschen pflegen, indem sie im Lesen oder Schreiben sich irren.) Und er hebt an: Che l'errare nello leggere, o nello scrivere, aggiungendo, o tralasciando, o cambiando le lettere, sia indizio di buono intelletto, non è mia sola opinione etc. (Dass das Irren im Lesen, oder Schreiben, durch Auslassen, Hinzufügen, oder Verwechseln von Buchstaben, ein Anzeichen eines vorzüglichen Verstandes ist, sage nicht ich allein u. s. w.) — Es gehört also zu den défauts des mes vertus. —

*) Die Erwiderung im vorigen Briefe betreffend die Aeusserung L......s über Schopenhauers Geschlechtsmetaphysik beruhte auf einem Missverständniss. Ich hatte nämlich an Schopenhauer geschrieben: „L...... hat über die Aeusserung des Ungarn betreffend Ihre Geschlechtsmetaphysik gelacht, da er Ihre Geschlechtsmetaphysik für etwas höchst Originelles hält.“ Statt da, hatte aber Schopenhauer gelesen dass.

Dem Cotta verdenk' ich's nicht.*) Alle solche Blätter sind für die Gebildeten, d. h. die Leute, die nichts gelernt haben und nichts lernen wollen. Die gelehrten Zeitschriften andrerseits sind in den Händen der Gilden und Cliquen. Schade, dass die Jena'sche Litteraturzeitung nicht mehr besteht.

Kürzlich brachte mir ein Herr Oehmer einen von ihm veranstalteten Abdruck eines Artikels aus der „Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften", der selbst übersetzt ist aus dem Dictionnaire de médicine: führt den Titel „der thierische Magnetismus", enthält das Wesentliche desselben, bekannte Dinge. Er hebt die Vorrede an: „Dies Schriftchen verdankt seine Veröffentlichung den gehässigen Angriffen, die auf den auch in hiesiger Stadt aufgetretenen Magnetiseur Regazzoni sowohl, als auf den thierischen Magnetismus direkt von einer gewissen Seite geschehen:" — dann vindicirt er den Regazzoni in einem besondern Fall. — Die Wahrheit wird zu Tage kommen, wenn auch nur mit der Zeit: aber die Verläumder sollen es büssen, ihr ganzes Leben lang, bis an's Ende. Die Zahl der indignirten Wahrheitsfreunde hier ist beträchtlich. Es geht nicht so hin: wir sind erbittert. Wartet! Oehmer ist Agent einer Auswanderungs-Gesellschaft und dabei Magnetiseur. Seine Brochüre hat 70 S. gr. 8°.

Bin gesund wie ein Fisch, wollte, Sie wären's auch, und grüsse Sie herzlich.

Arthur Schopenhauer.

56.

Frankfurt a. M., d. 14. März 1855.

Lieber Getreuer!

Die Ausfälle des Professor Hoffmann**) habe noch nicht erhalten können; freue mich inzwischen darauf, so

---

*) Cotta hatte einen Artikel von mir über Schopenhauers Farbenlehre für das „Morgenblatt" abgelehnt. Dieser Artikel erschien später in den Blättern für litterarische Unterhaltung.

**) In einigen Vorreden zu Baaders Werken.

arg sie auch seyn mögen: denn ich fürchte nur Eines, — das Schweigen, wie ein gebranntes Kind das Feuer.

In der Europa steht von Ihnen eine Kritik über die Vorlesungen des Dr. Spiess, die mir nicht gefällt: namentlich haben Sie als Gegensatz des Materialismus den Idealismus aufgestellt; während Sie, so gut wie ich, wissen und es im Philos. Journal dargethan haben, dass der Gegensatz des Idealismus der Realismus ist, und der des Materialismus der Spiritualismus: ersterer ein richtiger, letzterer ein falscher. Also was soll Das? Ich wollte lieber hören, dass Sie das Ding zwischen Wachen und Schlafen hingeschrieben haben, als dass es eine Concession ist, die Sie der Unwissenheit und Rohheit machen. Das soll man nie! sondern, wenn man wirken will, muss man nie fackeln, stets dieselbe Sprache reden und keinen Zoll weichen; sonst kommt man um allen Kredit. Uebrigens sehn Sie nur ein Mal Parerga II., §. 74. an. Auch hatten Sie hier schöne Gelegenheit, auf meine Philosophie zu verweisen, als welche allein aus jenem Labyrinth des Materialismus und Spiritualismus, in den sich die Empiriker jetzt verrannt haben, herausführt. Nun, Sie wollen Dies ja thun bei Ihrer Erörterung des Streits zwischen Carl Vogt und Rud. Wagner, — (der Eine ein rother Demokrat, der Andere ein Cagot und altes Weib). Also dessen getröste ich mich und absolvire Sie von Ihrer Sünde. Aber nur nicht gefackelt!

Der Lieutenant Sch . . . ist ein sehr guter und gar aufgeweckter Kopf, freue mich seiner Gesinnung und habe Alles mit Vergnügen gelesen.*) Wäre gut, wenn Sie die Satire zum Druck befördern könnten: aber wo? ich weiss nicht. Ein Mal hat er sich aber doch versehen, nämlich Bogen V., p. 2., wo er sagt: „die Geschwindigkeit ist das Maass für die Kraft." Minime gentium! sondern die Ge-

*) Von einem mir befreundeten Lieutenant im Ingenieur-Corps zu Königsberg, einem tüchtigen Mathematiker, war mir ein Manuscript zugekommen, welches eine scharfe Kritik von Rosenkranz's absurden mathematischen Lehren enthielt. Dieses hatte ich Schopenhauern mitgetheilt.

schwindigkeit multiplicirt mit der Masse giebt die „Grösse der Bewegung", welche das Maass der Kraft ist, wie ich Dies in meinem Hauptwerk Bd. II., p. 54—56. dargethan habe. — Der wird noch ein Mal etwas leisten. Ueber den Rosenkranz ist er grimmig, mit Recht. Die grösste Ignoranz hat aber dieser bewiesen in seiner Psychologie, die selbe, welche die Angriffe des Exner veranlasste, wo er (wenigstens in der ersten Auflage, die 2te habe ich nicht gesehn) sagt, die Astronomen behaupten sogar, dass der Sirius 3 Millionen Meilen von uns entfernt wäre!" während bekanntlich eine Linie von 40 Millionen Meilen sich zur Entfernung des Sirius wie ein untheilbarer Punkt verhält; weil er keine Parallaxe hat. Das sollten Sie dem Sch... nachweisen zu seiner Erbauung. Die Eselei der Hegelianer muss an den Tag: Hinrichs versteht kein Latein. Altenstein hat jeden Ignoranten, der sich nur zur Hegelei bekannte, zum Professor gemacht.

Zu meinem Geburtstag ist weiter nichts gekommen, als ein Gratulationsbesuch des treuen Kilzer und einliegendes Schreiben des Apostels Johannes,*) welches verdient von Ihnen gelesen zu werden. Besonders glücklich und ein herrlicher Einfall ist seine Beantwortung der Anklage des Rosenkranz, durch die Martha und Maria: lesen Sie nur die Stelle im Lukas nach:**) ich möchte als antithetischen Pendant daneben setzen des Mephistopheles:

---

*) So pflegte Schopenhauer Herrn v. Doss in München zu nennen. Vergl. den 5ten Brief.

**) Rosenkranz hatte am Schluss seiner „Charakteristik Schopenhauers" (Deutsche Wochenschrift v. Karl Gödeke, 1854, Heft 22., S. 681.) gesagt: „Lasst uns, statt an diese Philosophie des Todes, an Kant's Philosophie des Lebens halten und uns wünschen, dass statt des bei uns Deutschen schon so gewöhnlichen Quietismus endlich aus dem Glauben an den unfehlbaren Sieg des wahrhaft Guten auch eine Lust zum Handeln, ein Herausgehen zu grossen Thaten sich ergebe. Eine Philosophie, wie die Schopenhauersche, würde uns mit ihren klagenden Flötentönen vollends in die Todesregion indischer Passivität einlullen, während es uns Noth thut, durch den Trompetenklang des kategorischen Imperativs zum Kampf mit dem Elend und den Mühen des Lebens begeistert zu werden." Hiegegen nun hatte Herr v. Doss in

„Das sind die kleinen
Von den Meinen:
Hör' wie zu Lust und Thaten
Altklug sie rathen."

Jener Rosenkranzische Vorwurf ist schon öfter vernommen worden und wird noch wiederkommen, weil meine Philosophie den Zeitgeist vor den Kopf stösst. Es giebt, ihm zu begegnen, nichts Schlagenderes und Wirksameres, als jene beiden Stellen aus der Bibel und dem Faust.

Ist doch seltsam, dass meine Philosophie gerade bei den Offizieren so viel Anklang findet: in Magdeburg, Neisse, Neuruppin, Spandau und Königsberg. Aber Alles bloss in Preussen. Ich getröste mich, dass überhaupt auf Einen, der sich in Druck, Schreiben oder persönlich äussert, 100 kommen, auf die ich eben so gewirkt habe, die aber nicht auftreten. — Ueber das Motto des Romans*) steht auch im deutschen Museum ein Stossseufzer. Das Ding fängt an mir zu gefallen. — Sie haben Recht, „es kommt der Streit zwischen Physik und Metaphysik" —: der kann sehr in gloriam meam ausschlagen. Denn hier ist offenbar die Metaphysik im Recht: nur muss es auch die rechte seyn.

Freue mich, dass Ihre Augen sich bessern: versäumen Sie ja keine Vorsicht: bei so etwas ist es ein Glück in Berlin zu seyn, wegen der Aerzte.

Gesundheit und Geistesruhe, diese beiden höchsten Güter der Welt, wünscht Ihnen

Ihr Freund
Arthur Schopenhauer.

---

seinem, mir von Schopenhauer mitgetheilten Briefe auf Christi Ausspruch über die geschäftige Martha und die beschauliche Maria (Lukas 10., 38 fg.) hingewiesen.

*) Vergl. den 54sten Brief.

57.

Frankfurt a. M., den 2. Mai 1855.

Werther Freund!

Es freut mich, dass Sie wieder ein Büchlein vom Stapel lassen *) und dass ich darin stark berücksichtigt bin, wie auch, dass Brockhaus es Ihnen erträglich bezahlt. Sie haben da ein Thema gewählt, bei welchem, dem jetzigen realistischen Materialismus gegenüber, Sie meine Philosophie zu grossem Vortheil benutzen konnten. Ich will hoffen, dass Sie es gethan haben, obwohl Ihr Zweifel, ob ich damit zufrieden seyn werde, mir einige Besorgniss macht. Kein Mensch wünscht das Gelingen Ihrer Schriften mehr als ich.

Hier scheint, Gottlob, allmälig der Teufel los zu seyn: ich vernehme allerhand. Z. B. in Oel gemalt werde ich schon jetzt, von einem sehr vorzüglichen Maler, dessen lebensgrosse Venus und Cupido in der Pariser Ausstellung, die so Vieles streng abgewiesen hat, aufgenommen ist. Er ist ein Franzose, heisst aber Lunteschütz! Er hat schon im Winter (wohl absichtlich) sich zu mir an der Table d'hôte gesetzt und ist sehr oft dahin gekommen, so dass er mich oft im lebhaften Reden gesehn hat, weil ich allmälig, da er ein guter Kerl ist, mit ihm vertraut wurde und loslegte: dadurch kennt er meine wahre Physiognomie genau. Er kennt meine gloria bloss aus den Stadtgesprächen: aber er malt mich auf eigene Rechnung, obwohl er sehr theuer ist: ich fragte im Winter ein Mal, was er für ein Portraitt nähme, etwan 20 Louisdor? — Plus que cela war die Antwort. Es wird ebbes Rores werden: habe schon 2 Mal gesessen, gegen 2 Stunden, Vormittags: jetzt muss es einige Tage trocknen. Es kommt erst hier auf die Gallerie zur Ausstellung, dann nach Berlin auf die Ausstellung. Jott, was werden die Philosophieprofessoren sich daran weiden! und dann meine alten Bekannten und

*) Meine Schrift über „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie." Leipzig 1855.

meine neuen Freunde in Berlin. Er sagt, eine Gesellschaft junger Maler, von einem Heidelberger Studenten inficirt, hält Abends Vorträge und Disputationen über meine Philosophie, und gewisse Damen machen sich ihrerseits auch viel damit zu schaffen. Ergo (nebst den vielen Officieren) wird meine Philosophie ein grosses Publikum kriegen, nicht bloss auf den Schulen, den hohen, wie den niedern: — geht in's Volk, weil es Ernst ist.

Den Baadergesellen, d. h. sein Werk,*) habe noch immer nicht zu sehen gekriegt. So ein Narr bildet sich ein, dass was er gegen mich sagt, Gewicht haben und wirken müsse, — Jeder wird sehen, dass er ein Tropf ist: und dabei ist er so dumm, mich anzuführen, wörtlich: während jede Stelle, die man anführt, mir neue Leser schafft. Zudem kann er mit mehr Recht, als Persius sagen: quis leget haec? vel duo, vel nemo. Denn den scheusslichen Baader'schen Aberwitz liest kein Mensch: da mag er in seiner Polterkammer fluchen und schimpfen: es hört es kein Mensch. Aber ich danke Ihnen für den Bericht, da ich nun doch ungefähr weiss, was es ist.

Im „Jahresbericht des Frankfurter physikalischen Vereins" hat ein Dr. Oppelt dummes Zeug über meine Farbenlehre, — sie wäre gar keine Theorie, (wie auch Goethe's Farbenlehre nicht), sondern ein geistreiches Gleichniss. Dabei lobt er mich und giebt einen kurzen, verballhornten Extrakt der Intellektualität aller Anschauung. Das macht, er ist Lehrer der Physik am Gymnasio, trägt also schon seit Jahren das Neutonische Credo vor, zudem ist er einer der 14 Verläumder des Regazzoni.**) Zu bestreiten, dass meine Farbenlehre eine Theorie sei, ist unglaublich absurd: sie ist im strengsten Sinne des Worts Theorie.

Der Barthélemy de St. Hilaire, welcher sich an dem

*) Die vom Prof. Hoffmann herausgegebenen Werke Baaders, über deren, gegen ihn polemisirende Vorreden ich ihm berichtet hatte. Vergl. den 56sten Brief.

**) Vergl. den 52sten Brief.

Siegreich-Vollendeten versündigt hat, *) ist ja derselbe, den ich in der Vorrede zum Willen in der Natur p. XI. gerüffelt habe, als Cagot, mit dem Trinkgeld in der Hand. Die forcirte, feile Cagotage wird in Frankreich dieselben Folgen nach sich ziehn, wie in Deutschland, wo jetzt Alles sein gaudium über den C. Vogt hat, eben nur, weil er krassen Materialismus feil hat.

Ein Herr Candidus hat ein Religionsphilosophieehen ergehen lassen, welches bereits im Centralblatt und mirabile dictu auf dem Umschlag der revue d. 2 mondes recensirt ist: ich wittere aus beiden Recensionen einen wenigstens indirekten Einfluss meiner Lehre: sehn Sie sich's ja an. Fahren Sie ja fort, mir Alles mitzutheilen, was Ihnen auf mich Bezügliches vorkommt: thun mir damit sets einen grossen Gefallen.

Geben Sie bald Nachricht

Ihrem Freunde
Arthur Schopenhauer.

58.

Frankfurt a. M., d. 29. Juni 1855.

Werther Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr Buch, **) welches ich mit Aufmerksamkeit gelesen habe. Was Sie aus meinen Schriften anführen ist gut gewählt und angebracht: besonders ist mir lieb, dass Sie die Metaphysik der Geschlechtsliebe zur Sprache bringen, die bisher zu wenig, auch von Ihnen, beachtet worden, und die geeignet ist, die Menschen zu interessiren. Ihr Buch ist im Ganzen

*) Ich hatte Schopenhauer auf einen Aufsatz über den Buddhaismus von Barthélemy St. Hilaire in dem Compte rendue de l'Academie des sciences morales et politiques aufmerksam gemacht, worin der Buddhaismus „une foi hideux" genannt wird.

**) Meine Schrift über „Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie." Leipzig, F. A. Brockhaus 1855.

recht gut, besonders zeitgemäss und geeignet, dem grössern Publiko den rechten Gesichtspunkt für diese Dinge zu geben: auch ist der Plan wohl angelegt und durchgeführt. Als besonders gelungene Stellen hebe ich hervor S. S. 8, 173. „denn bis jetzt", *) und 185. **) Gegen Einzelnes hätte ich Manches einzuwenden. Z. B. S. 31 „das mathematisch Erhabene ist was nur durch Mathematik erkannt wird". — Gott behüte! es ist das durch seine blosse Grösse anschaulich Wirkende, im Gegensatz zum dynamisch Erhabenen. — Dies ist noch schlimmer, als dass Ihnen S. 70. der Ausdruck „physische Natur" entschlüpft ist. — Es ist falsch S. 38. die Geister im Hamlet und Macbeth mit den Zauberpossen des Johannisnachtstraums (die Uebersetzung Sommernachtstraum ist ein grober Schnitzer) und des Sturms zusammen zu stellen.***) Shakespeare hat an Geister geglaubt, wie alle Welt, mit Ausnahme des 18. Jahrhunderts und seiner Jünger. — Wahrhaft geärgert hat mich nur Eine Stelle S. 19. am Absatz; †) als wo Sie das gerade Gegentheil

*) Diese Stelle meiner Schrift lautet vollständig: „Der Dualismus zwischen Geist und Materie, als zwei grundverschiedenen Substanzen, der noch heute in den Köpfen mancher Philosophen spukt und ihren metaphysischen Systemen zum Grunde liegt, beruht nur auf einer begrifflichen Unterscheidung, durchaus aber nicht auf naturwissenschaftlichen Thatsachen, denn bis jetzt wenigstens hat uns die Natur noch kein blos ausgedehntes, eines immateriellen Princips entbehrendes Ding dargeboten, da jeder materielle Stoff durch ein geistiges Wesen, eine unsichtbare und nur in ihren Wirkungen erkennbare Kraft beseelt ist; noch auch hat sie uns ein blos denkendes, mit keiner Ausdehnung behaftetes Ding gezeigt, da das Denkende in uns, das Gehirn, ausgedehnt erscheint."

**) Seite 185. meiner Schrift weist nach, dass der Organismus nicht die letzte erklärende Ursache der Functionen ist, sondern der Zweck der Functionen das Erklärende des Organismus ist.

***) Diese Zusammenstellung war, wie aus dem S. 38. meiner Schrift über den verschiedenen Gebrauch des Wunderbaren Gesagten hervorgeht, keine Gleichstellung.

†) Diese Stelle lautet: „Wenn man die unorganische Natur als todt von der organischen als lebendigen unterscheidet, so beruht das nur auf einer zu engen Fassung des Begriffs des Lebens, indem man eine besondere Art des Lebens, die organische, zum Wesen

behaupten von dem, was ich im Willen in der Natur S. 77.*) gesagt und begründet habe. Wenn man durch vieles Nachdenken die wichtigsten Begriffe scharf bestimmt und gesondert hat, ist es zum Desperatwerden, sie so cavalièrement wieder durch einander geworfen und das Lied der alten Naturphilosophaster wieder angestimmt zu sehn, und dies von Anhängern! Denken Sie, man könne aus meiner Philosophie ein Stück herausschlagen und das Uebrige lassen? — Sie ist vielmehr wie ein Gewölbe, von dem kein Stein genommen werden kann, ohne das Ganze zu gefährden. Hätten Sie Recht, so wäre der Wille ein Accidenz des Lebens: ist falsch! Das Leben ist ein Accidenz des Willens, erst auf schon hoher Objektivations-Stufe eintretend. — Dazu kommt, dass Sie diese nämliche Seite 77 (des Willens in der Natur) citiren p. 22, wo sie gar nicht hingehört, sondern meine S. 22 des Willens in der Natur hätte citirt werden können, viel besser aber die Stellen, auf welche ich in der Farbentheorie S. 19, 2. Aufl. verweise. Ferner ist bei Ihnen S. 22 der Ausdruck mechanische Ursachen falsch:**) denn die physikalischen und chemischen gehören eben so gut dahin. Das à peu près geht nicht in irgend philosophirenden Schriften.

Jetzt habe ich meine Galle ausgeschüttet und es ist gut. —

Aus einliegendem Schreiben werden Sie sehn, welch ein Tumult und wie lebhaft der Antheil der Professoren ist an Allem, was mich betrifft, und wie sie es treiben! Ich glaube, dass sie alle den ganzen Tag an mich denken und herumschleichen, wie der Abt zu St. Gallen — „mir wird's vor den Augen bald gelb und bald grün, o guter

---

alles Lebens macht. Im weitern Sinne, wo Leben so viel bedeutet, als: aus sich wirken, eigene innere Kräfte äussern, ist die ganze Natur, sowohl die unorganische, als die organische, lebendig."

*) der 2ten Auflage.

**) Ich hatte S. 22. meiner Schrift die bewegenden Ursachen eingetheilt in mechanische Ursachen, Reize und Motive.

Hans Bendix" etc. — und dass ich ihnen Nachts noch im Traume vorkomme, als Wehrwolf.

Den Hoffmann*) (dessen Onkel, pucklichter Klaviermeister, mir schon vor 16 Jahren von ihm erzählt hat) habe gelesen Bd. 5, 30 Seiten, und Anmerkung p. 117, und Bd. 7, 27 Seiten, nebst Anmerkung p. 406. — Er schimpft was er kann, „frecher Gottesläugner, Esel" u. s. w., — ist aber so dumm, viele Stellen von mir beizubringen: aus solchen aber merkt Jeder, selbst wer mich nicht kennt, dass ich über solchen L . . . hoch erhaben bin. Aber er hat die Perfidie, unter den Stellen von mir auch solche einzufügen, die ein Interlokutor im Dialog über Religion sagt,**) als wär' es simpliciter meine Meinung, — da doch der andere Interlokutor gleich darauf das Gegentheil sagt. Solches Pack ist stets die obligate Begleitung des Verdienstes gewesen, und das steht nicht zu ändern.

Welchen eleganten und graziösen coup de pied au cul Lindner dem Rosenkranz giebt,***) — der deren noch mehr verdient, für seine übrigen Verläumdungen! — Die Professoren befolgen die Maxime des Don Basilio im „Barbier" gegen mich: „verläumden, verläumden! das ist das einzige Mittel." So wieder der v. Raumer in seiner Antrittsrede „über die doppelte Recension der Kritik der reinen Vernunft"; daher bitte ich Sie, die 3 Sgr. an den Wisch zu wenden, damit Sie sehn, wie man aus meinem höchst verdienstlichen Briefe über Kant,†) jetzt nach 18 Jahren, mir ein Verbrechen machen will, welche boshafte Verdrehungen und Uebertreibungen meiner Darstel-

*) Den Herausgeber der Baaderschen Werke. Vergl. den 56sten Brief.

**) im 2ten Bande der Parerga Cap. XV.

***) Dr. Lindner hatte in der Voss'schen Zeitung die Vermuthung Rosenkranz's, dass der Artikel der Westminster-Review in Deutschland geschrieben sei (vergl. den 47sten Brief) einen „Beitrag zur Aesthetik des Hässlichen" genannt.

†) In der Rosenkranz'schen Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft, in der Gesammtausgabe der Kant'schen Werke von Rosenkranz und Schubert II., S. X f.

lung man sich erlaubt, — und dies im akademischen Senat! Dann greift er zur reinen unbeschönigten Lüge, indem er p. 12 angiebt, ich hätte unter Kant's Motiven angeführt seine „Furcht für einen paradoxen Narren zu gelten“, hätte ihn als „kopfscheu vor dem Schein des Paradoxen“ geschildert, — während in meinem Briefe nicht eine Silbe, nicht eine Spur von dieser Suggestion zu finden ist und das Wort „paradox“ gar nicht vorkommt: — so belügt der ...... seinen akademischen Senat und das Publikum. Dann wird ein glänzender Gegenbeweis geführt, gerichtet gegen chronologische Argumente, — die ich gar nicht angewandt habe; — bloss, weil ich beiläufig den Tod Friedrichs II. erwähnt habe. Und das posaunt denn sein Cousin, der anonyme Sch... im litterarischen Centralblatt, wieder aus. Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Das Treiben ist infam. Vergleichen Sie damit das grosse Lob über eben diesen so fruchttragenden Brief, in dem schönen Aufsatz über die Parerga, in den „Jahreszeiten“, Dezember 1851: wie würdig redet dieses blosse Modejournal über mich, im Gegensatz der Stänkerei und Lügnerei solcher akademischen Antrittsreden, — besser „Abtrittsreden.“

Uebrigens musste ich, in jenem Briefe, Kants Schwächen und Fehler blosslegen und konnte ihn nicht schonen, weil ich die Kritik der reinen Vernunft in ihrer allein ächten und brauchbaren Gestalt herzustellen und die andere Ausgabe zu diskreditiren hatte: darauf kam es an und daran ist der Welt gelegen, viel, unermesslich viel! nicht aber daran, dass Kant als ein Chevalier sans peur et sans reproche dastehe.

Es scheint, dass Sie das Programm des Breslauer Gymnasiums, mit der merkwürdigen Rede des Dr. Körber nicht kennen, die mich sehr gefreut hat, mehr als der Pomtow, — so kurz auch die Stelle über mich ist: denn sie sagt das Rechte. Dabei ist's possierlich, dass der gute Mann den Mantel der Rechtgläubigkeit hat anthun müssen, der ihm so lose aufliegt, dass man jeden Augenblick denkt, er falle ab: und dann will er am Ende gar noch

mich unter demselben einschmuggeln! Lindner hat's mir geschickt. Aber, melancholisch möchte ich werden, wenn ich sehe, wie zufällig alle solche Sachen zu meiner Kunde gelangen, und bedenke, wie Vieles seyn mag, das ich nicht erfahre.

Endlich habe auch etwas von Moleschott gelesen, nämlich im »Kreislauf des Lebens“ 2. Aufl. 1855 das Kapitel „der Wille“, 31 Seiten stark. Hätte ich nicht gewusst, dass dies der berühmte Hr. Moleschott geschrieben hat; so würde ich es nicht einmal von einem Studenten, sondern von einem Barbiergesellen, der Anatomie und Physiologie gehört hat, herrührend glauben. So krass, unwissend, roh, plump, ungelenk, überhaupt knotenhaft ist das Zeug. Jetzt freut es mich, dass ich diese Gesellen in die Bedientenstube gewiesen habe. Und Dem giebt, nach Versicherung des Dr. Mayer in Mainz, Brockhaus 1000 Louisd'or für seine neue Physiologie von 30 und etlichen Bogen! Er wird sehn! — Selbst das Physiologische in dem Kapitel ist seicht, abgedroschenes Zeug. Dazu ist's grob antimoralisch, und hinten hängt dem ..... noch der rothe Lappen der Gauner-Republik aus der Tasche. Sehr recht hat man gethan, solchem Gesellen das jus legendi zu nehmen: das war unerlässlich. — Aus derselben Schule ist ein neues Buch von Dr. Büchner, Docent in Tübingen, über „Kraft und Stoff« — und ganz im selben Geist. Ich hoffe zuversichtlich, dass diesem Burschen auch das jus legendi genommen werde. Diese L.... vergiften Kopf und Herz zugleich, und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht.

Hier gewesen ist B......, hat, unter falschem Namen sich hier einen Tag versteckt gehalten, um im wohlverschlossenen Wagen, mit Zagen, mich zu besuchen. Ein schöner, sehr grosser junger Mann; scheint wirklich Kenntnisse zu haben, in orientalischen Sprachen; sagt, er wolle in Zürich meine Philosophie dociren: — ist vielleicht Wind. Beim Abschied — küsste er mir die Hand! worüber ich vor Schreck laut aufschrie.

Auch ist hier gewesen ein Amerikanischer künftiger

Docent der Universität Oxford bei Boston, Namens Young, mit Grüssen von Erdmann. Young ist ein intelligenter, wohlgezogener Yankee, mit dem ich 2¼ Stunden Englisch geredet und Englisch in's Stammbuch geschrieben: wundert sich, wie sehr Englisch ich sei.

Das Bild*) ist noch nicht fertig, obschon ich wenigstens 12 Mal gesessen habe, jedesmal 2 Stunden: aber nach 3 bis 4 Sitzungen muss es stets 14 Tage trocknen. Gehe jetzt gleich wieder hinüber in's Haus des Verfassers der deutschen Theologie, Parterrestube, dicke alte Grundmauern, wohl noch vom alten Gebäude, die selben, an denen Er sass.

Freut mich, dass Ihre Augen besser gehn: denn das geht Allem vor.

Mit herzlichem Gruss

Arthur Schopenhauer.

59.

Frankfurt a. M., den 15. Juli 1855.

Alter Freund!

Ihren Aufsatz in No. 27. der Europa**) hatte ich schon gelesen und gefunden, dass Sie von mir wohl hätten in einem etwas höhern Tone reden können, statt mich einigermaassen mit dem Helmholz zu parallelisiren. Sagen, „er und ich ständen auf demselben Boden" ***) ist wie sagen, der Montblanc und ein Maulwurfshaufen neben ihm ständen auf demselben Boden. Vor einem Jahr hat er einen abgeschmackten Aufsatz über Goethe's Farbenlehre verfasst. Sie hätten ihn dafür, dass er über das Sehn schreibt, ohne mich zu kennen, oder kennen zu wollen, herunterhunzen sollen, und nach Noten. — Ueberhaupt sollten Sie nie

*) von Lunteschütz; vergl. den 57sten Brief.

**) über Helmholtz's Vortrag zum Besten des Kant-Denkmals „über das Sehen des Menschen" (Leipzig, 1855).

***) Ich hatte dies blos in Bezug auf die Theorie vom Sehen gesagt.

vergessen, dass Ihr Hauptverdienst um Philosophie und Litteratur, welches bleiben, vielleicht selbst Ihren Namen perpetuiren wird, dies ist, dass Sie zuerst, mit grossem Nachdruck und seltener Beharrlichkeit, meiner Philosophie Eingang verschafft haben, — was Dorguth, vor Ihnen, vergeblich versucht hat. Sie haben dadurch nicht bloss um mich, sondern um diese Generation sich verdient gemacht. Das sollten Sie festhalten und nie aus dem Charakter fallen, dem eines treuen Evangelisten. Toleranz ist keine Apostel-Tugend und darf es nicht seyn.

Von Kuno Fischer's Geschichte der neuern Philosophie habe den 2. Band durchstöbert, der bloss bis vor Kant geht, werde aber doch schon darin obiter ein wenig (extra ordinem) besprochen, p. 466 und 395. Von der Hegelei unheilbar verdorben konstruirt er die Geschichte der Philosophie, nach seinen apriorischen Schablonen, und da bin ich als Pessimist der nothwendige Gegensatz des Leibnitz als Optimisten: und das wird daraus abgeleitet, dass Leibnitz in einer hoffnungsreichen, ich aber in einer desperaten und malörösen Zeit gelebt habe: Ergo, hätte ich 1700 gelebt, so wäre ich so ein geleckter, optimistischer Leibnitz gewesen, und dieser wäre ich, wenn er jetzt lebte! — So verrückt macht die Hegelei. Obendrein aber ist mein Pessimismus von 1814 bis 1818 (da er komplet erschien) erwachsen; welches die hoffnungsreichste Zeit, nach Deutschlands Befreiung, war.*) Das weiss der G........... nicht! — Uebrigens redet er von mir honorig: aber man merkt, es ist bloss, weil er sich nicht untersteht schlecht von mir zu reden; wie er gern thäte. — p. 395. wird mein Wille mit Kants „praktischer Vernunft" identificirt; — obgleich diese gerade sein Gegentheil ist, nämlich Das, was ihn bändigen und einschränken soll, zudem eine blosse Begriffs-Kombination der „Vernunft", — (worüber meine Ethik). Aber das thut nichts, sondern „vive l'à peu près"! — Die Schablonenmethode erfordert es:

*) Vergl. oben S. 306.

Hast du aus tüchtigem Holz ein festes Kreuz erst gezimmert,
Passt ein lebendiger Leib auch wohl zur Noth noch daran. G.

In Ch. Weisse's „Philosophie des Christenthums", einem dicken schwerfälligen Produkt, finde mich zwei Mal kurz erwähnt. Auch er spricht nicht schlecht von mir; aber bloss weil er sich's nicht untersteht: der stille Grimm steckt dahinter.

Verschwören Sie nur alle breiige Toleranz. Hätte ich mich bescheidentlich dem gütigen Urtheil der Herren subordinirt, da würden sie anders mit mir umspringen. Aber sie zittern und laxiren. So gern sie ihren Grimm gegen mich loslassen, durch Tadel; so bleibt er ihnen im Halse stecken, indem sie fühlen, dass sie sich für die Zukunft kompromittiren: daher sind sie „trotzig und verzagt." Dass sie meine Bücher viel mehr lesen, als sie sich merken lassen, ersehe ich daraus, dass sie von mir beigebrachte Stellen auch beibringen, ohne mich zu nennen, und kennen sie doch bloss von mir. Obiger Weisse z. B. kommt mit der Stelle des Hobbes vom Nunc stans u. s. w. und so Alle.

In meinem Letzten schrieb ich, dass ich erwartete, der Dr. Büchner würde für sein „Kraft und Stoff" suspendirt werden. Mit hoher Befriedigung ersehe aus der gestrigen Postzeitung, dass dies schon eingeleitet ist. Ihm geschieht Recht: denn das Zeug ist nicht bloss höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisirens. So ein Mensch hat nichts gelernt, als sein Bischen Klystierspritzologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben: und damit wagt er sich dummdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen Recht: erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.

Das Bild*) ist noch nicht weiter: er will durchaus

*) von Lunteschütz. Vergl. den 57sten Brief.

das Letzte daran erst im Rahmen malen: der hat acht Tage auf sich warten lassen und ist dann schlecht befunden, kostet ihm 30 fl., also muss ein neuer gemacht werden. Uebermorgen verreist er auf 10 bis 12 Tage nach Dresden und Berlin: also erst nach seiner Rückkehr wird's fertig gemalt: er verlangt noch 4 Sitzungen. Ich bin toll und desperat über das Treiben! —

Dass Sie mit Ihrer Lage zufrieden sind, freut mich herzlich und gebe der Himmel (Tien) dass es stets so bleiben möge!

Arthur Schopenhauer.

60.

Frankfurt a. M., den 17. Aug. 1855.

Werther Freund!

Dieses Mal hat es mit der Rechtfertigung, die Ihr Brief enthält, wirklich seine Richtigkeit und glaube ich Ihnen darin vollkommen.*) Sehe ich doch, wie nicht nur die Professoren, sondern auch ihre sämmtlichen Vetter und Gevatter gegen mich verschworen sind, und dazu haben sie 3 Gründe: 1) Die Schande, meine Philosophie 35 Jahre hindurch tief ignorirt zu haben, möchten sie dadurch abwälzen, dass sie nachwiesen und erhärteten, sie sei wirklich keiner Beachtung werth. — 2) Dieselbe darf nicht vom Katheder gelehrt werden: ergo soll sie auch nicht im Publiko gelten. — 3) Die Alltagsköpfigkeit der Herren steht ihr gegenüber da „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühl" und der Neid nagt an ihrer Leber. Daher also ihre zahllosen Ränke: Repertorium und Centralblatt recen-

---

*) Auf seine Vorwürfe im vorigen Briefe über meine „Toleranz" hatte ich ihm zu meiner Rechtfertigung geschrieben, dass, wenn ich in meinen Recensionen die Professoren so herunterhunzen wollte, wie er es wünscht, keine Redaction dieselben aufnehmen würde; dass ich gerade durch mein milderes Verfahren meinen Artikeln über seine Philosophie Eingang verschafft und dadurch Das für dieselbe geleistet habe, was er in seinem vorigen Briefe rühmt.

siren nichts, was zu meinen Gunsten spricht und nehmen Alles wider mich auf, was es sei: ja sie gehn in ihrer Niederträchtigkeit so weit, dass sie dem edlen Dorguth seinen ihm zuständigen Platz im Nekrolog nicht gönnen, sondern ihn unterschlagen; weil sie mich dabei nennen müssten. — Aber das ganze saubere Treiben wird ihnen nichts helfen: es ist mit der Verbreitung meiner Lehre schon zu weit gekommen: ein Abyssinisches Sprüchwort lautet: „wenn der Nil erst in Kahira ist, wird es keiner Dembea (einströmender Fluss) mehr gelingen, ihn zu fesseln.“ — Das sollen sie sehn, die ...... Die langsame, aber stetig wachsende Theilnahme des Publikums und der gränzenlose Enthusiasmus der Einzelnen, die jetzt schon Viele sind, bürgt uns dafür.

Von Herzen danke ich Ihnen, für alle litterarischen Mittheilungen Ihres Briefes. Die Kavillationen des Wirth*) werden Sie sich genugsam selbst widerlegt haben; aber bei den Professoren & Comp. sind alle Gründe gut, wenn sie nur gegen mich gerichtet sind. Nun, mögen die Herren sich verlustiren in ihrer finstern Winkelboutique: sie werden zeitig genug hören, was draussen vorgeht, wo der Tumult wächst und, nisi fallor, nach einigen Jahren eine seltene Höhe erreichen wird.

Den Artikel in der Revue d. 2. mondes**) hatte ich schon gelesen, und bin der Ansicht, dass dieser Reynaud mir sehr ähnlich denkt, nur dass er ohne Kant und ohne Transscendentalphilosophie naturalisirt: aber er beruft sich auf die faktische Misère der Welt, auf das Angeborenseyn des moralischen Charakters, sagt, wir müssen vor der Geburt existirt haben, und legt Brahmanische und Buddhaistische Denkungsart an den Tag. Sehr brav! —

Sein Recensent ist ein pflichtschuldiger Cagot, argumentirt gegen ihn aus dem Pater Malebranche und überhaupt aus Dieu und wieder Dieu und Dieu. Wo der alte Jude sich sehen lässt, verdirbt er freilich Alles: man

*) in Fichte's Zeitschrift für Philosophie, 24. Bd., 2. Heft.

**) über Reynauds „Ciel et Terre.“

schliesse ihm die Thüre zu. — Das Licht aus Osten wirkt auch schon in Frankreich. Der Dieu hat sich in Acht zu nehmen. Die Welt wird bald kein Machwerk mehr seyn wollen.

Mein Bild*) ist fertig und verkauft. Wiesike**) hat sich zu rechter Zeit eingefunden und hat es von der Staffelei weggekauft für 250 fl. — Das Unerhörteste aber ist, dass er mir und dem Maler sehr ernsthaft gesagt hat, er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: „Ja, ja! Sarastro herrschet hier." — Und A[no] 2100? —

Einliegend Huldigungsschreiben und Distichen vom Pfarrer G.... — Remittenda!

Gestern besuchte mich ein Kreisrichter V...... aus M........, durch Dorguth proselytirt, erst 28 Jahr alt, voll Eifer für den Herrn und sein Evangelium.

Leben Sie wohl und gesund.

Arthur Schopenhauer.

61.

Frankfurt a. M., den 7. Septbr. 1855.

Herzlichen Dank, werther Freund, für Ihre abermaligen litterarischen Mittheilungen: von der Hamburger Recension***) würde ich sonst nichts erfahren haben: wie ich gewiss Vieles, Gutes und Schlimmes, nie erfahre.

Sie werden Michelets Diatribe gegen mich im Philosophischen Journal †) wohl schon gelesen haben: Wahres, Gelogenes, Verdrehtes, Zusammengeworfenes durcheinan-

---

*) Das Oelgemälde von Lunteschütz. Vergl. den 57sten Brief.

**) S. oben Seite 99. über Wiesike. Schopenhauer scheint hier Wiesike's Worte nicht richtig zu referiren.

***) In No. 48. der Hamburger literarischen und kritischen Blätter war eine Recension meiner „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie" erschienen, in der mit grossem Lobe von Schopenhauer gesprochen wurde.

†) in Fichte's Zeitschrift für Philosophie.

der, mit einer Sauce von Unwissenheit, Dummheit, frommthuender Heimtücke darüber. Mich bekümmert's im Mindesten nicht: das kann mir bei keinem irgend vernünftigen Menschen schaden: ist eben nur „der Spitz aus unserm Stall." Wenigstens ist den Herren die Zunge gelöst. Mit Fortlage's zweitem Band der Psychologie habe 1½ Stunden verdorben: es ist das erbärmlichste Gefasel von der Welt und .... Kant und alle denkenden Geister bei Seite zu schieben, um seine elenden Flausen aufzutischen, ist empörend. Er denkt, man könne ungestraft ein .... seyn: — das steht noch dahin. Brockhaus wird da ein schönes Geschäft machen. Welcher Mensch kann das Geschmiere durchlesen? — Sehn Sie doch ja in der Vorrede „die klassische Stelle des grossen Genie's" — Beneke! —

Apropos! Der Michelet giebt wieder einen Beweis seiner unerhörten Unwissenheit und Unfähigkeit, in besagtem Aufsatz S. 44, indem er Kants Frage „wie sind synthetische Sätze a priori möglich?" erwähnt und dann fortfährt: „die affirmative Beantwortung dieser Frage" — Was Teufel heisst Das? — Aber schon vor etwan 12 Jahren hat er in der Hegelzeitung gesagt, dass, seit Kant diese Frage aufgeworfen, alle Philosophen „nach synthetischen Urtheilen a priori suchten." — Dieser Mensch, der sein Futter von der Philosophie hat, hat nicht die entfernteste Ahndung von dem Sinn der Frage, also davon, dass Kant frägt, wie geht es zu, dass wir vor aller Erfahrung über Zeit, Raum, Kausalität, mit völliger Sicherheit urtheilen? — Was ist da zu „affirmiren"? — Er verdiente .... traktirt zu werden: — denn er meint, es bedeute: „giebt es synthetische Urtheile a priori"? — Also .... Ich sage, sein Futter, Futter, für sich und Brut! — Denn es ist das a b c der Philosophie. — Und so ein .... urtheilt über mich. Ich bin zu gelinde gegen diese Philosophieprofessoren gewesen.

Einliegend ein Pack Zuschriften des begeisterten epigrammatischen Pfarrers. Sie müssen Sie nach dem Datum, justo ordine, lesen. — Der Brief des Fräuleins und ihr

Gedicht*) ist gar artig: das Gedicht ist **wirklich** gut. Es ist doch viel von so einem „Frauenzimmerchen." Alles quam primum **remitteudum**! —

Viele Besuche habe erhalten, Kreisrichter V..... aus M........., erst 28 Jahr alt, Proselyt Dorguths. — Hebler aus Bern, der mir sein Buch über Shylock geschickt hatte, auch noch jung. — Maler und Professor Baehr aus Dresden: der hat mir sehr gefallen, brav und gescheut: kennt alle meine Schriften sehr genau und ist voll davon: sagt, dass in Dresden grosser Antheil daran ist, besonders die Weiber wären ganz versessen darauf. — v. Hornstein, junger Komponist, Schüler R. Wagners, der auch, wie Hornstein sagt, sehr eifrig meine Werke studirt. Dieser ist noch hier, bezeugt mir übertriebene Ehrfurcht, z. B. steht vom Tisch auf, draussen denjenigen Favorit-Kellner zu suchen, den ich eben requirire. — Alle diese Leute sind sehr belesen in meinen Werken. — Bloss bei Tisch präsentirt hat sich mir Professor Warnkönig aus Tübingen, Jurist, mir durch sein jus naturae bekannt: präsentirte sich als Freund Fichte's, der sehr gut auf mich zu sprechen wäre, — credat Judaeus Apella! Der ist ein gar guter, freundlicher und gescheuter Mann: habe mehrmals mit ihm getafelt. Sagt mir viel Schmeichelhaftes über meine persönliche Erscheinung, die imposant seyn soll: aber ein alter Engländer, der nichts von mir weiss, sagte mir kürzlich das Selbe.

Der Recensent des Weigelt in den Gränzboten wirft diesem vor, dass er subjektiv, von einem bestimmten Systeme eingenommen, die übrigen darstelle: welches System das aber ist, sagt er nicht, weil er mich nicht nennen will. Solche Kerls sollte ich nicht .... nennen?

Mein Bild steht seit 14 Tagen auf der Ausstellung: ist gross Gelauf danach gewesen: wird von aller Welt bewundert und sehr ähnlich gefunden: bloss Emden, Kilzer und ich stimmen nicht ein. Was, Bild?! — Siccides mu-

*) Ein von einem Fräulein an Schopenhauer gesandtes Huldigungsgedicht.

sae, paulo majora canamus! Besagter Prof. Bähr hat mir eröffnet, dass v. Launitz, der hiesige Phidias, meine Büste zu machen wünscht: dabei setzte er mir dringend zu, ich möchte ein Mal hingehn, das Atelier des Launitz besehn: habe am Ende „Ja, ja" gesagt: aber ich halte auf Etikette: der Launitz muss zu mir kommen. Wenn er lange genug auf mich gewartet hat, wird er am Ende sagen: „Als der Berg nicht zum Propheten kam, ging der Prophet zum Berge." —

Sie sehn, der Nil ist bis Kairo.*) —

Mit herzlichen Wünschen für Ihr Wohlergehn

Arthur Schopenhauer.

62.

Frankfurt a. M., den 23. Septbr. 1855.

Werther Freund.

Da haben Sie ja wieder eine Kanone ersten Kalibers für mich abgefeuert, über die Farbenlehre!**) Bravo und schönen Dank! — Bin im Ganzen sehr damit zufrieden: Sie haben sachgemäss das Wesentliche in gehöriger Ordnung referirt. Jedoch betrüben mich zwei Unterlassungssünden: 1) dass Sie nicht haben die Herstellung des Weissen ordentlich aufgestellt, wie sie auf physiologischen und nicht auf physikalischen Gesetzen beruht. Das ist der Punkt auf dem i, die Rechnungsprobe. Dass sie beiläufig angedeutet ist, reicht nicht aus. 2) die eigentliche Verbindung meiner Theorie mit Goethe's Farbenlehre, und die Demonstratio a priori dieser letzteren, nach p. 70. — Je nun, ubi plurima nitent, muss man zufrieden seyn, hat Horaz gesagt.

In Menzels Litteraturblatt recensirt dieser den Weigelt, hat unter den 7 Philosophen des Titels***) meinen

---

*) Vergl. den 60sten Brief.

**) In den Blättern für litterarische Unterhaltung 1855, No. 37. über die zweite Auflage der Schrift „über das Sehn und die Farben."

***) Weigelts populäre Vorträge zur Geschichte der neuern Philosophie handeln über Kant, Fichte, Jacobi, Schopenhauer, Schelling Hegel, Feuerbach, welche sieben auf dem Titel genannt sind.

Namen gross gedruckt und redet ganz allein von mir, macht jedoch mich gar nicht so schlecht, wie ich von diesem Cagot erwartete.

Schliephake's Alte-Weiber-Moral *) ist in den Göttinger Gelehrten Anzeigen und in den Heidelberger Jahrbüchern höchst ausführlich und mit grösstem Lobe recensirt: bedenken Sie dazu, dass beide Blätter nie ein Buch von mir ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben, und fragen Sie sich, ob das .... sind.

Heut vor 8 Tagen meldete sich Professor Weisse aus Leipzig bei mir: meine Alte weiss Bescheid und brachte erst seine Visitenkarte herein (sie spielt jetzt die Rolle der Haushälterin Haydn's im Ochsenmenuett) und er wurde nicht vorgelassen. Der hat, nachdem Rosenkranz's Geschichte der Kant'schen Philosophie erschienen war, diesen in der Hallischen Litteraturzeitung getadelt, dass er mich mit aufgestellt habe, worauf Rosenkranz noch in seiner „Charakteristik" auspielt;**) dann hat er in seinem neuesten Buch von mir mit bloss verbissenem Grimm geredet, — und dann kommt er jetzt, seine Neugier zu befriedigen oder gar Kamaradschaft mit mir zu machen: — quos ego! —

Einliegend noch Eins vom Pastor G.... Remittendum! Er hat mir alle seine Epigramme in einem saubern Heft zusammengeschrieben übersandt, mit der Anzeige, dass kein Journal und kein Verleger sie nehmen will.

Sie stecken jetzt wieder in der Cholera! Die Götter mögen Sie schützen. Merken Sie Vorboten, nehmen Sie sogleich Bikarbonat von Soda, einen Theelöffel im

---

*) „Die Grundlagen des sittlichen Lebens" von Schliephake.

**) Rosenkranz spricht in seiner „Charakteristik" (in Gödekes deutscher Wochenschrift 1854, Heft 22., S. 675.) von der achtungsvollen Weise, mit welcher Fichte, der Sohn, Erdmann, Fortlage Schopenhauer in ihren Geschichten der neuern deutschen Philosophie behandelt haben, „während man im Jahr 1840 die Darstellung, welche ich in meiner Geschichte der Kant'schen Philosophie von Schopenhauer gegeben hatte, mir noch als ein Verbrechen zum Vorwurf machte, das aus einer Uebertreibung meiner bekannten Humanität entstanden sei", u. s. w.

Glas Wasser, wiederholt: von einem Bengalischen Offizier in der Times als unfehlbar empfohlen.

Der Himmel schütze Sie!

Arthur Schopenhauer.

63.

Frankfurt a. M., den 16. Okt. 1855.

Werther Freund.

Vielen Dank für Ihre Mittheilungen! Den Schultz-Schultzenstein habe noch nicht erhalten können:*) er wird wohl kommen. Mir ist es Recht, wenn nur von mir die Rede ist: solche Einwendungen habe ich nicht zu fürchten, und sie schaffen mir Leser.

Mit dem Fortlage, in der von Ihnen angeführten Recension,**) bin ich dies Mal sehr zufrieden: das ist der rechte Ton. Aber belustigend ist die Naivetät seiner Klagen über die Abwesenheit des alten Juden in meinem Lehrgebäude,***) als wo er in allen Winkeln vergeblich nach ihm gesucht hat. Alles Andere hat er gefunden: wäre nur auch Der da, so hätten, denkt er, die Philosophieprofessoren wieder auf ein Paar hundert Jahre etwas — ihre Schweine damit zu futtern.

Im hiesigen Conversationsblatt der Post-Zeitung vom 13. October steht eine Anzeige Ihrer „Briefe", welche diese empfiehlt und von meiner Lehre höchst enthusiastisch redet. Lesen Sie sie ja! Am selben Tage steht ein lobender Aufsatz über mich, besonders mit Hinblick auf die Wagner-Vogt'sche Kontroverse, in einem ganz neuen Blatt, „Frankfurter Museum, Süddeutsche Wochenschrift", von Otto Müller, der es mir auch zugesandt hat. Wird Sie ergötzen:

*) Schultz-Schultzenstein polemisirt in seiner Schrift: „Die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung" S. 55 ff. gegen Schopenhauers „Weltwillenslehre."

**) meiner Schrift „über die Naturwissenschaft" etc. in den Blättern für litterarische Unterhaltung.

***) Fortlage vermisste die Idee Gottes in Schopenhauers Philosophie.

auch mein Pudel kommt vor. — So wird also der Chorus über mich immer allseitiger. Der Nil ist bei Kairo angelangt.*)

Ich lege Ihnen zwei Briefe (remittenda) bei, einen von Wiesike**) und einen andern von meinem Geschäftsmann in Danzig, einem Wechselmakler und ganz illiteratus: diesem hatte ich vor Jahr und Tag geschrieben, dass wenn etwan in Lokal-Blättern meiner Vaterstadt etwas über mich gesagt würde und ihm zu Gesicht käme, er es schicken sollte: — darauf bezieht sich das Postscriptum. Es ist wenig daran gelegen, dass ein Advokat daselbst meiner Philosophie huldigt: aber der Humor der Sache ist dieser, dass wo man hinhorcht, man sogleich überall solche Stimmen vernimmt. Der Schluss des Briefes des Wiesike ist eben nur dadurch merkwürdig, dass er ganz, wie der Danziger Advokat, es rühmt, dass meine Philosophie auch den Ungelehrten zu Gute kommt. Und doch habe ich bloss für Gelehrte geschrieben. Aber es geht in Erfüllung, was Weigelt vor Jahr und Tag prophezeite, meine Bücher würden bald in den Händen aller Gebildeten seyn, und dann würde meine Lehre in's Volk dringen. Das sind grosse Dinge! und wir sehen's. Die Verlegenheit der Philosophieprofessoren wird immer grösser. Sie sollen sehn, die Guten.

Lunteschütz hat jetzt die Repetition meines Bildes angefangen: habe gestern ¼ Stunde zur Zeichnung gesessen: er will nämlich die Kopie besser als das Original machen: nur noch Ein Mal, aber 2 Stunden, zur Vollendung, will ich sitzen. Es wird diese Woche fertig, wird eine Weile hier ausgestellt und geht nachher nach Berlin, zur Ausstellung. Ei Sapperment, wie sich die Berliner wundern werden!

Was Sie über das Buch von Drossbach***) sagen,

---

*) Vergl. den 60sten Brief.

**) Dem im 60sten Briefe erwähnten Besitzer des Lunteschütz'schen Bildes.

***) Ueber „Das Wesen der Naturdinge und die Naturgesetze der individuellen Unsterblichkeit" von M. Drossbach.

macht mich glauben, er lehre Leibnitz'sche Monaden; — also alten Dreck.

Von einem Professor Haake in Nordhausen „Proben der Philosophie im Gymnasial-Unterricht" — berichtet das Centralblatt so, dass ich deutlich sehe, der Mann lehrt meine Philosophie: — natürlich nennt das Blatt mich nicht, — wie die Frommen nicht den Teufel. — Das neueste Repertorium giebt einen magern Bericht über Ihr letztes Buch, natürlich ohne meiner zu erwähnen. Diese ..... werden mit ihrem abgenutzten Maulhalten bald zum Spott werden.

Ich muss jetzt über die Brücke zum Lunteschütz, in's Herrenhaus des Verfassers der deutschen Theologie, um in jenen heiligen Hallen zwei Stunden zu sitzen.

Leben Sie gesund und vergnügt!

Arthur Schopenhauer.

Lunteschütz hat in Paris schon vorläufige Abrede mit einem Buchhändler genommen über seine Uebersetzung der Parerga; hat mir auch seinen Collaborator präsentirt.

64.

Frankfurt a. M., den 3. Nov. 1855.

Haben Sie Dank, werther Freund, für Ihre Notizen und Berichtigungen. Die Recension Ihres Buchs*) im Centralblatt hat mir viel Vergnügen gemacht. Sie haben nur noch nicht den Humor der Sache gefasst. Nämlich der Kerl giebt jetzt sein Schweig- und Sekretir-System auf, weil es nichts mehr hilft und nur ihn lächerlich macht. Er schreitet daher zur offenen Kriegserklärung und deklarirt, er sei „ein entschiedener Gegner meiner Philosophie": — aber was soll eine anonyme Kriegserklärung? wer erklärt Krieg? Dabei ist sein Ton trotzig und verzagt, ja, hat sogar schon eine Spur des Weinerlichen, in welches

*) Meiner Schrift „über die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie."

ihn übergehn zu sehn wir hoffentlich bald die Freude geniessen werden. — Auch ist es nicht wahr, dass Ihr Buch eine Parteischrift sei, nicht ein Mal, dass sie eigentlich im Geiste meiner Philosophie sei: er delirirt vor Wuth.

Der Reichlin-Meldegg in seiner Heidelberger Jahrbücher-Recension des Buchs von Fortlage stellt diesen als Anhänger meiner Philosophie dar. Nun habe ich in dem Buche vergeblich nach meinem Namen gesucht, aber wohl gesehn, dass er an die Stelle meines „Willens" den „Trieb" setzt, ein bildliches, aus der objektiven Welt genommenes, untaugliches Wort; und so sich meinen Grundgedanken pseudonym aneignen möchte; wonach er denn ein recht schlechtes Buch gemacht hat, zur Warnung Derer, die auf eigene Hand Systeme machen wollen, und nicht wissen, noch ahnden, was dazu erfordert ist.

Das Neueste ist im Journal d. Débats vom 1. Novbr. ein sehr langer Bericht über Histoire critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne par Bartholomèss: darin wird gesagt, dass die Franzosen wohl Fichte, Schelling, Hegel kennten, aber noch nicht Bauder (sic), Herbart und Schossenhauer (sic), welches Schade wäre; daher sie hier darüber Bericht erhielten. Ich habe hier wenig Hoffnung, das Buch zu sehen; aber Sie können es in einiger Zeit auf dem Königl. Lesezimmer finden und werden mich hoffentlich durch Bericht darüber erfreuen.

Was Sie sagen über Lunteschützens Uebersetzung *) ist wohl richtig: aber man hat nicht zu wählen, und andererseits sind Franzosen, die, wie dieser, sehr gut deutch können, höchst selten, und ist er ein ganz gescheuter und sehr guter Kerl: jetzt wird er, wenn er das zweite Bild anbringt, 500 fl. auf meinen Leib verdient haben, und sodann exploitirt er meine Seele. Ich lasse gewähren: gegen grobe Schnitzer garantirt mich die letzte Revision. Er hat vom Mit-Uebersetzer, der eben in Schle-

*) Ich war gegen die projektirte Uebersetzung der Parerga ins Französische von Lunteschütz, weil ich ihn als Maler der Uebersetzung nicht gewachsen, überdies aber auch die französische Sprache nicht geeignet zur Wiedergabe der Schopenhauerschen Gedanken hielt.

sien ist, einen Brief, wonach dieser dort schon fleissig übersetzt, und wollen sie zum Frühjahr fertig werden. Man muss aber nicht vergessen, dass Franzosen stets Franzosen bleiben, d. h. faul, leichtsinnig, windbeutlich: also ist auf nichts mit Sicherheit zu rechnen.

Von Trendelenburg habe einen Band philosophischer Vorlesungen in der Berliner Akademie, während 16—20 Jahren gehalten, durchblättert. Der hat eine Vorlesung über Herbarts Weisheit, und weiss von Allen zu erzählen, nur nicht von mir. Wahrlich vor diesen Herren hätte ich noch 10 Jahre nach meinem Tode unbekannt und unerkannt bleiben können. Die nicht-akademischen Gelehrten, Sie vor Allen, Dorguth, Lindner, Weigelt, die Westminster u. s. w. haben mich ans Tageslicht gebracht. Jene Fachleute sind die Kerkermeister der Kaspar Hauser. Aber wenn ich jetzt zurücksehe und überblicke alle gedruckten, brieflichen, mündlichen Huldigungen, und den Enthusiasmus und Fanatismus, da sage ich: „der Nil ist bei Kairo!" und schlage allen Lumpen ein Schnippchen!

Da es Ihnen Spaass macht, lege zwei Briefe des Pf. G.... bei (remittenda) und grüsse Sie herzlich!

Arthur Schopenhauer.

65.

Frankfurt a. M., den 24. Nov. 1855.

Ich eile, werther Freund, Ihren Brief zu beantworten, damit Sie nicht unnöthiger Weise sich bemühen mit einem Rapport über das Buch von Bartholomèss;*) da ich es gesehn und die von mir handelnden 26 Seiten gelesen habe. Bartholomèss ist Mitglied der Berliner Akademie und Correspondent des Instituts; wahrscheinlich ist er von der Colonie. Alle diese Gildenmenschen, Professoren und Akademiker, sehen auf mich mit dem Groll, mit welchem, zu allen Zeiten, ihres Gleichen auf meines Gleichen ge-

*) Siehe den vorigen Brief.

sehen haben. Ebenso dieser, der aber, trotzig und verzagt, es nicht wagt, mich eigentlich schlecht zu machen, jedoch thut, was er kann, mich zu verkleinern. Daher ist schon boshafter über mich geschrieben worden, — aber schwerlich dümmer. Er hat meine Werke nicht gelesen, sondern hin und wieder die Nase hineingesteckt, und polemisirt sogleich gegen Alles was er referirt, aus dem engen Cirkel seiner Ansichten heraus, wie ein armsäliger Laffe. Auch spricht er viel vom Dieu de Schopenhauer: ich möchte wissen, was das für Einer ist. Dabei ist er, wie alles solches Gelichter, bemüht, meine Person in's Spiel zu bringen, theils um pikant zu seyn, theils weil im Moralischen mehr Homogeneität mit den Erdensöhnen zu hoffen ist. Da erzählt er von meinem persönlichen Betragen in Rom und Neapel, d. h. im Jahre 18$\frac{18}{19}$, wo er wohl noch in der Wiege lag! und woher will er Das wissen? Es ist reines Phantasiestück. —

Wenn ich Sie jetzt schelte, so denken Sie darum nicht, dass ich Ihre grossen Verdienste um meine Philosophie und mich vergesse: das werde ich nie: aber ich sage was Recht ist. Sie haben die Stelle von mir „solchen Herren vom Tiegel und der Retorte“ u. s. w. citirt. Gleich ärgerte mich die Weglassung der „Retorte“,*) aber wenigstens 4 Mal hat sie mich von Neuem geärgert, da ich eben so oft sie von Andern, stets nach Ihnen, citirt gefunden habe. Freund, beschneiden Sie Dukaten und Louisdore, nur beschneiden Sie nicht (nach heutiger Mode) meine Sätze. Ich schreibe, wie ich schreibe und kein Anderer: da hat jedes Wort seinen Werth und seine Nothwendigkeit, wenn Sie solche auch nicht fühlen, noch erkennen. Ich verlange also, dass, wenn Sie mich citiren, Sie nie eine Silbe weglassen: dazu bin ich berechtigt; ja, es versteht sich, schon ehrlicherweise, von selbst. — Jetzt habe ich ausgetobt: das Herz ist rein und die Brust frei. Jetzt ad rem infamem, deinde ludicram.

*) Nicht ich hatte das Wort „Retorte“ weggelassen, sondern entweder der Setzer, oder der Redacteur meines Artikels, in welchem das erwähnte Citat vorkam.

Welches Sch........ das deutsche Publikum sei, ist daraus ersichtlich, dass nicht nur Vogts Brochüre,*) sondern jetzt auch das in jeder Hinsicht nichtswürdige Buch des Büchner,**) in 6 Monaten die dritte Auflage erlebt hat. In der Vorrede zu diesem p. XXVI. geht es über mich her, auf Anlass der oben besprochenen Stelle „vom Tiegel". Ich werde sodann für einen Ignoranten erklärt, — weil ich, „wie ihm **Augenzeugen** (!) erzählen", einen fanatischen Enthusiasmus für Reggazzoni ***) gezeigt hätte. — Also die Verläumdung der 14 unwissenden und boshaften Medikaster ist eine Autorität geworden, der man sich nicht widersetzen darf, bei Strafe ein Ignorant zu seyn. Man sollte ihm die goldene Regel Lessing's unter die Nase reiben, dass man gegen ein Buch sagen kann was man will; dass aber, sobald man etwas einfliessen lässt, was sich nicht aus dem Buche beweisen lässt, man nicht mehr ein Kritiker, sondern ein Pasquillant ist.

Jetzt ad rem ludicram. Im Willen in der Natur, 2te Auflage, p. 54. sage ich: „Dies ist der Sinn der grossen Lehre Kants" u. s. w. — Unser Büchner setzt p. 101.†) diese meine Stelle von „die Zweckmässigkeit" bis „geschaffen hat" als Motto über ein Kapitel und darunter „Kant"; — nochmals wiederholt er sie auf der folgenden Seite, mit eingefügtem „nach Kant". — Nun sollte man ihn fragen, wo denn Kant dies gesagt habe? — Kant hat es nie gesagt, sondern ich sage, dass es der Sinn seiner Lehre sei: es ist bloss meine Folgerung aus ihr. Dieser .... hat Kant nie gelesen, weiss auch nicht, was die Stelle besagt, ist ohne Ahndung von Allem: mich schimpft er in der Vorrede, auf Autorität von Stadtklatsch, stiehlt dann eine Stelle von mir, und begeht das falsum, Kant darunter zu setzen! — Es ist zu toll!

*) Ueber „Köhlerglaube und Wissenschaft."

**) Ueber „Kraft und Stoff."

***) Vergl. den 51sten und 52sten Brief.

†) der dritten Auflage von „Kraft und Stoff."

Und dann sehn Sie, wie viehdumm der Kerl p. 104 über die Zweckmässigkeit des Thierbaues redet, nachdem er mein unsterbliches Kapitel „Vergleichende Anatomie" gelesen und bestohlen hat.

Habe vergessen, Ihnen zu bemerken, dass Sie Unrecht haben, zu sagen, eine von der Erfahrung ausgehende Philosophie, wie meine, müsse, bei ferneren Fortschritten der Naturkunde, Modifikationen erleiden. Dann wäre sie Physik! nicht Metaphysik. Nie und nimmermehr kann meine Philosophie, und wenn das Oxygen zersetzt und das Einhorn entdeckt würde, irgend eine Modifikation dadurch erleiden. Sie geht von der Erfahrung aus, aber im weitesten Sinn; schwebt hoch über allem Detail und Mikrologie.

Herzlich grüssend

Arthur Schopenhauer.

66.

Frankfurt a. M., den 23. Dez. 1855.

Das habe ich freilich nicht denken können, werther Freund, dass man anders gedruckt hat, als Sie geschrieben:*) da heisst es nicht errare humanum, sondern necessarium est. Jetzt ist es an Ihnen, wenn auch nachträglich, zu toben, gegen den ......: geben Sie ihm zu vermerken, dass wenn eine Stelle von mir sich in sein Weiberblatt verirrt, Dies sei, wie wenn ein Prinz in eine sehr geringe Gesellschaft kommt: da soll man ihm nicht den Zipfel vom Rock schneiden. Die Officin ist's nicht: die druckt je mehr je lieber.

Die Sauerei des Michelet**) habe gelesen: der L... ist nicht der Rede werth.

---

*) Vergl. das im vorigen Briefe zu dem Worte „Retorte" Angemerkte.

**) Michelets Artikel in Fichte's Zeitschrift für Philosophie, 27. Bd., 2. Heft.

Ein Preussischer Offizier a. D., eben aus Würtemberg zurückgekommen, hat daselbst beim Bruder des Bartholomèss, den er, wie auch diesen selbst kennt, den Artikel über mich*) vorlesen gehört: er erzählt mir, dass Bartholomèss Professor in Strassburg und etwa 40 Jahr alt sei: und der will wissen, wie ich mich $18\frac{18}{19}$ in Rom und Neapel benommen habe!

Dr. Gwinner hat mir 2 sehr interessante Stücke über mich mitgetheilt. 1) In der Encyklopädie von Gruber und Ersch, sub voce Gefühl, Bd. 56, von 1853, welcher Artikel von Scheidler in Jena ist, welcher sehr hoch von mir redet und unter Anderem mich nennt „den Scharfsinnigsten der Scharfsinnigen“: ich finde, dass der Mann sich passend auszudrücken weiss. Es ist p. 12, 17 u. ff. u. p. 412. — Sie kommen auch darin vor. — 2) den 8. u. 9. Band der Werke Baaders, wo der Hoffmann in Vorrede und Text über mich Zeter schreit, al solito; jedoch giebt er zu, ich sei „ein grosser Philosoph“. Es ist Bd. 8. p. XIX, XXII, 27, 33, 88, 89, 103, 264, 297, 327, 332. und Bd. 9, XXII und 82 von Baader selbst, glimpflich. Von dieser Baaderei steht ein langer, lächerlicher ruhmrediger Puff im Konversationsblatt**) vom 15. Dezember, darin eine Stelle über mich, glimpflich; Sie auch genannt. Daselbst wird auch gesagt, dass die Hoffmannschen Einleitungen zu den Saal-Baadereien auch besonders abgedruckt sind, (scilicet damit die Welt sein Schimpfen auf mich höre, welches mir mehr Vortheil, als Schaden bringen wird; zumal er aus vollem Halse das Schlechte lobt, nämlich besagte höchst ekelhafte Schmierereien des bigotten und bornirten F. Baader.)

Kommt mir ein Brief aus Zürich, von einem K. R....., meldend, „in einem Kreise, zu dem er gehöre, seien meine Schriften mit solcher Begeisterung gelesen“, dass sie sehr wünschen — mein Bild zu haben, — in Daguerrotyp,

---

*) Die in dem 65sten Brief erwähnten 26 Seiten über Schopenhauer in der „Histoire critique des doctrines religieuses“ etc. par Bartholomess.

**) Im Frankfurter „Conversationsblatt.“

Zeichnung, Farbenbild oder wie, und dass der Künstler es an ihn schicken und den Betrag sich von der Post zahlen lassen möge. Die haben sich eine schöne Zeit gewählt, in den kürzesten, finstersten Tagen, wo Kälte und Schnee Alles erschweren. Indessen will ich es machen lassen, sobald die Tage etwas länger und heller sind. — Sie sehn, das Wachsthum des Ruhms befolgt die Gesetze einer Feuersbrunst, d. h. geht nicht in arithmetischem, sondern geometrischem, wohl gar kubischem Verhältniss, — und der Nil ist bei Kairo angelangt.*) Da mögen nachher die Professoren sich auf den Kopf stellen: frustra!

Mein Aussehen hat sich nicht sehr verändert seit 1847;**) sondern ich, Emden, Kilzer, Gwinner und meine Magd, sind darüber einig, dass das Bild von Lunteschütz nicht die eigentliche Aehnlichkeit hat, — sondern so ein faux air; daher das grosse Publikum und alle Uebrigen hieselbst es sehr ähnlich finden.

Somit wünsche ich Ihnen von Herzen ein recht glückliches und erquickliches Neues Jahr!

Arthur Schopenhauer.

67.

Frankfurt a. M., den 31. Jan. 1856.

Ihr langes Schweigen, mein werther Freund, fängt an mich besorgt zu machen, dass Sie krank seyn könnten; wie dies im Winter vielen Leuten widerfährt. Ich will das Beste hoffen, und fahre in Philosophicis fort.

Da soll die philosophische Fakultät zu Leipzig als Preisfrage aufgestellt haben „eine Darlegung und Kritik der Principien der Schopenhauerschen Philosophie.“ Das steht im Frankfurter Journal vom 5. Jan., und einige Tage später auch in der Postzeitung, und auch in der Kölnischen.

*) Vergl. den 60sten Brief.

**) Ueber Lunteschütz's Bild Schopenhauers hatte ich diesem geschrieben: Sie müssen sich entweder seit 1847, wo ich Sie sah, sehr verändert haben, oder Lunteschütz hat Sie nicht recht getroffen.

Ein aus Böhmen zurückgekommener Oesterreicher hat es daselbst in einer dortigen Zeitung sogar in Böhmischer Sprache gelesen! — Sonst pflegen diese Preisfragen nie in politischen Zeitungen erwähnt zu werden. Hier hat die Sache allgemeines Aufsehen erregt. Wird doch wohl keine Ente seyn? Das wäre Schade. So eine Preisfrage muss doch gedruckt und in extenso dastehn irgendwo; — wohl gar auf einem Zettel für die Studenten. Erlösen Sie mich von der Plage der Neugier. Ist mir die Sache um so unbegreiflicher, als die Leipziger Professoren meine Feinde sind: der älteste, Chr. Weisse, ist, wie gemeldet, diesen Sommer bei mir nicht angenommen worden. Hartenstein und Drobisch, Herbartianer, desperat darüber, dass meine Philosophie jenem Komplex von Verkehrtheiten alle Hoffnung geraubt hat, schimpfen auf mich was sie können im Centralblatt. Das Plausibelste scheint demnach, dass das Ding eine Mine ist, mich aufzusprengen. Schaffen Sie mir Licht, Licht, Licht!

Zwei neue Geschichten der deutschen Litteratur, von Gottschall und von Julian Schmidt, habe gesehn. Ersterer redet recht gut von mir, auf sechs Seiten, bin ganz zufrieden damit. Julian redet wie ein Esel und dazu mit Tücke: — er sagt, ich hätte Schellingen und Hegeln für Lügner und Betrüger erklärt; — Sie wissen, dass das gelogen ist. Gestern las ich in der Zeitung, ein Advokat habe auf 2jährige Arbeitshausstrafe für Herrn Julian angetragen. Sehr interessant: — er macht sich, sehe ich, überall angenehm.

Ich schicke Ihnen die Briefe zweier Kreisrichter. Aus Beckers Brief werden Sie ersehen, dass Helmholz mich abschreibt, ohne mich zu nennen, und Kanten zuschreibt, was mir gehört. Die Geistesarmuth, Neidhaftigkeit und Gewissenlosigkeit dieser .... ist immens.

V ...... schreibt, ich hätte das Bewusstseyn eines Ertrinkenden geschildert: — dass ich nicht wüsste: er muss das wo anders gelesen haben; — das Bedürfniss eines ausführlichen Registers zu meinen Werken wird gewiss überall fühlbar.

Geheimer Regierungsrath Crüger, ein Preusse, verspricht heilig, nach seiner bevorstehenden Versetzung mir ein Exemplar der Kritik der praktischen Vernunft mit Kants eigenhändigen Glossen, wohl beglaubigt, zu verehren; wogegen ich ihm mein Hauptwerk, 4fache Wurzel und Sehn und Farben gegeben habe.

Beruhigen und befriedigen Sie baldigst

Ihren Freund
Arthur Schopenhauer.

68.

Frankfurt a. M., d. 10. Febr. 1856.

Alter Freund.

Selber ist der Mann! Statt zu warten, dass aus Leipzig Ihnen die Lerchen gebraten in's Maul flögen,*) habe sogleich an das neue Apöstelchen daselbst**) geschrieben und sende Ihnen anbei dessen Antwort, die Ihnen interessant seyn wird, und welche auch sowohl von seiner Rechtgläubigkeit als seinem apostolischen Eifer erfreuliches Zeugniss liefert. Das darin erwähnte Programm ist betitelt: Rector commilitonibus certamina eruditionis indicit, enthält aber über die Preisfrage kein Wort weiter, als auch die Zeitungen hatten, ausser dem Zusatz, dass man diese Frage sowohl deutsch, als latein beantworten könne; — dazu die übrigen Preisfragen und die Entscheidung über die des vorherigen Konkurses. Das ganze 27 Seiten 4° starke Heft ist eingenommen von griechischen, angeblich von M. Brutus herrührenden Briefen, in Kriegsangelegenheiten, sehr schön gedruckt, aber mir uninteressant.

Neulich hat Marggraff eine Anzeige geliefert des Buchs von Levin Schücking über Geneanomie, das eine blosse Thatsachen-Kompilation ist, — und erwähnt nicht mein

---

*) d. h. Nachrichten in Bezug auf die im vorigen Briefe erwähnte Preisaufgabe.

**) Dr. David Asher.

schönes und gründliches Kapitel darüber;*) wiewohl er mich gelesen hat. Solche Leute aber erinnern sich bloss dessen, was sie Tags vorher gelesen haben: sie lesen bloss zum Behuf des Schreibens und haben ein kurzes Gedärm. Solche Omissionen, deren mir nur zu viele vorkommen, gehen jetzt noch hin: aber die Zeit wird kommen, wo, wer nicht weiss was ich über einen Gegenstand gesagt habe, sich als Ignoranten bloss stellt. Ueber mein besagtes Kapitel hatte der Michelet, in seiner gedruckten Rede über mich, gesagt, mein Gedanke wäre nicht originell, schon Büffon hätte das gesagt, wie zu ersehen aus Histoire des Travaux de Buffon, par Flourens. In der Hoffnung, Belege zu meiner besagten Lehre zu finden, liess ich das Buch kommen, finde aber weiter nichts, als unter der Seite 288, als Anmerkung ein Citat aus Hérault de Séchelles, voyage à Montbar, lautend: „Buffon avait ce principe qu'en général les enfants tenaient de leur mère les qualités intellectuelles et morales (!), et lorsqu'il l'avoit développé dans la conversation, il en faisait l'application à lui-même, en faisant un éloge pompeux de sa mère, qui avait en effet beaucoup d'esprit!“ — Sie sehn, wozu diese Menschen greifen, um mir nur irgend etwas anzuhaben.

Freue mich, dass Sie nicht krank sind und bitte ja damit fortzufahren.

Der Ihre
Arthur Schopenhauer.

P. S. Ich wünsche, dass Sie zu Ihrer Kritik des Naturalismus einen Verleger finden,**) und dass Sie meinen Standpunkt dabei festhalten mögen, — besonders bitte Parerga II., §. 74. zu berücksichtigen. Es ist unerträglich, wie heut zu Tage die Schweine in den Tag hinein naturalisiren, ohne alle Ahndung der Kantischen Transscendentalphilosophie.

---

*) Das Capitel über die Erblichkeit der Eigenschaften im 2. Bande der Welt als Wille und Vorstellung (Cap. 43.).

**) Dieselbe erschien später unter dem Titel: „Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum.“ (Leipzig, F. A. Brockhaus 1856.)

69.

Frankfurt a. M., den 1. März 1856.

Herzlichen Dank, alter Apostel, für Ihr Gratulationsschreiben.*) Auf gütige Anfrage habe zu sagen, dass ich vom Blei des Saturns wenig spüre,**) laufe noch immer wie ein Windhund, befinde mich vortrefflich, blase fast täglich mein Flauto, im Sommer schwimme ich im Main, welches zuletzt am 19. Septbr. geschehn, habe keine Gebrechen, und meine Augen sind noch ganz so, wie in meinen Studentenjahren. Bloss am Gehör leide ich, welcher Erbfehler mich aber schon im Jünglingsalter und allezeit belästigt hat. Vor 33 Jahren wurde, in Folge einer Krankheit, mein rechtes Ohr beinahe völlig taub, aber das linke blieb gut: nun aber nimmt, seit etwan 4 Jahren, auch dieses leise und allmälig ab. In der Konversation spürt man es nicht, so lange ich die Leute zur Linken und in der Nähe habe, und sie nicht besonders leise reden: aber im Theater ärgert es mich sehr, wenn ich auch ganz vorn im Parkett sitze: gehe nur noch in Possen, wo laut geredet wird; werde bald auf die Oper beschränkt seyn. Das ist Pech! —

Freut mich sehr, dass Brockhaus Ihr opus***) nimmt. Gewiss werden Sie in Ihrem Buch hervorgehoben haben: 1) dass dieser Materialismus eine fast nothwendige Folge des grossen Aufschwungs der Naturwissenschaften ist, die, Alles verdrängend, am Ende glaubten Alles in Allem zu seyn; wodurch der schon so oft dagewesene und immer wieder explodirte Materialismus sich wieder herausmachte. Hier verweise ich auf mein Hauptwerk Bd. II. p. 173 ff. —

2) Dass der Materialismus nicht besiegt werden kann vom Spiritualismus, weil dieser mit ihm auf derselben falschen Voraussetzung, dem Realismus, fusst; sondern

*) Zu seinem Geburtstag.

**) In dem Capitel über die Lebensalter im 1. Bd. der Parerga schreibt Schopenhauer die Schwere, Langsamkeit und Zähigkeit des Alters dem Blei des die sechziger Jahre beherrschenden Saturn zu.

***) Ueber den Materialismus.

ganz allein vom Idealismus, und zwar dem transscendentalen: wer von diesem nichts weiss, oder wissen will, gehört in die Bedientenstube. Seyn Sie nicht zu populär; die Sache verträgt es nicht. Ich brauche Ihnen nicht die Stellen zu citiren, wo ich alles Dies dargethan habe.

3) Ein Hauptargument der Materialisten ist das Gehirn, dessen blosse Funktion der Intellekt unstreitig ist: und hier unterliegt der Spiritualismus. Aber Sie wissen, dass der Intellekt eine blosse Funktion zum Behuf des Willens ist, ein Accidens, und dass der Kern des Menschen, der metaphysisch ist, ganz allein der Wille ist, der sich im Gehirn darstellt als der ganze Leib, und dass was im Selbstbewusstseyn als Intellekt auftritt, objektiv angeschaut, d. h. im Bewusstseyn anderer Dinge, sich als Gehirn darstellt, u. s. w. Sapienti sat. In meinen Werken, sammt und sonders, haben Sie ein ganzes Arsenal. — Vor einiger Zeit las ich eine Kritik dieses ganzen Materialismus (ich denke in Görres katholischen Blättern), darin Büchners Buch die „Quintessenz der ganzen Sauerei“ genannt wird. — A propros von diesem ....: ist ein Französischer Magnetiseur, Brunet de Balan, hier: war ich gestern Abend da: er ist vortrefflich, macht im Ganzen das Selbe, wie Regazzoni, aber einfacher, nicht so theatralisch, und die Aechtheit der Sache wurde so augenfällig, dass man ganz vernagelt seyn müsste, um daran zu zweifeln. Das ist auch eine Ehrenrettung des Regazzoni: die Wahrheit kommt heraus, und die 14 unwissenden Pflasterschmierer und Verläumder*) erhalten eine Wunde an ihrem Kredit, „dass sie's bis an ihr Ende spüren sollen.“ Habe auch mitgespielt, zu grosser Belustigung des Publikums, mit einem 14jährigen Bauernjungen aus der Nähe, der mit mir in rapport gesetzt war, jede meiner Bewegungen (im tiefen Schlaf stehend und gehend) nachmachte, Alles was ich in 5 Sprachen laut sagte, genau nachsagte: nun setze ich mich, und da packte er mich stark, riss mich gewaltsam vom Stuhl, und setzte sich darauf. Geweckt

*) Vergl. den 52sten Brief.

wusste er keine Silbe davon. Bis dahin aber war er **wie mein Schatten**, nicht von mir loszukriegen. Ganz **behext**! — Jubel des Publikums! —

Im Frankfurter Museum war neulich, in einem Aufsatz gegen die Materialisten, erwähnt, dass ich sie schon derb abgefertigt hätte. Vor wenigen Tagen gab dasselbe Blatt 3 Epigramme von G . . . ., das erste überschrieben „Göthe, Schopenhauer und Neuton“. Habe Ihnen unter Kreuzcouvert das Konversationsblatt mit dem Gedicht auf meinen Geburtstag geschickt, damit Sie sehn, wie man mich verherrlicht.

Leben Sie wohl und gesund!
Arthur Schopenhauer.

70.

Frankfurt a. M., den 13. März 1856.

Von beifolgenden 2 Lithographien,*) werther Freund, verehre ich die Eine Ihnen, die Andere dem Dr. Lindner, welchem ich sie zu überreichen bitte. Ich habe nur drei von der Kunsthandlung erhalten, davon ich die Eine, avant la lettre, behalte. Das Bild ist süperbe gerathen, auch Lunteschütz ist sehr zufrieden damit. Aber Sie werden, wie ich, sich ärgern über das pp in meinem Namen! Auch sollte der Vorname ausgeschrieben seyn. Habe gestern sogleich an die Kunsthandlung sehr nachdrücklich darüber geschrieben. — Alles kommt darauf an, ob die Abdrücke schon genommen sind: da ist's nicht mehr zu ändern. Lindner wird's wohl anzeigen in seiner Zeitung, da sollte er, wenn es nicht geändert wird, über das pp eine Jeremiade anstimmen. Mein Name ist ein **holländischer**, wir stammen aus Holland: im Deutschen steht nie ein einzelner Consonant zwischen zwei Vocalen, — wenn nicht einer ein Diphthong ist.**)

---

*) des Lunteschütz'schen Porträts Schopenhauers.

**) S. oben Seite 205.

Mit Ihrer Recension des Weigelt*) bin ich ungemein zufrieden: sie ist sehr gut. Im Anfang haben Sie über den Stand der Dinge aufrichtig und kühn berichtet, jedoch neben dem fortiter in re das suaviter in modo beobachtet: Sie sehn, da kann man Alles sagen: bloss starke und grelle Ausdrücke muss man vermeiden. Am Besten ist was Sie über Kant sagen: es zeugt von eigenem und ernstlichem Studio seiner Philosophie, darin man nie zu viel thun kann. Den Weigelt hätten Sie etwas tadeln sollen über seine Darstellung der Kant'schen Philosophie, die gerade das Schlechteste in seinem Buche ist.

Der erwähnte Magnetiseur Brunet**) macht seine Sache sehr gut: ich habe noch einer Privatdarstellung in seinem Zimmer beigewohnt. Allein die Abderiten dieses Abdera sind durch die Verläumdung der 14 Aerzte gegen Regazzoni***) so verdreht worden, dass Brunets dritte Darstellung so wenig Publikum hatte, dass sie nicht stattfand und er das Geld zurückgab. Ueber Regazzoni hat schon im November 1854 ein hiesiger Sprachmeister Dubourg eine schön geschriebene Brochüre von 31 Seiten publicirt „A. Regazzoni à Frankfort", darin er den Regazzoni vollkommen vindicirt, mit grösster Entschiedenheit, und die 14 behandelt, wie sie es verdienen. Man findet darin den ganzen Hergang der Kabale und die Wahrheit.

Brunet machte mir Hoffnung, mein linkes Ohr durch Magnetisiren herstellen zu können, habe 5 Mal mich ½ Stunde magnetisiren lassen: allein vergebens: ich spürte auch gar nichts. Provectior aetas!

Adieu, alter Freund, Glück auf!

Arthur Schopenhauer.

---

*) In den Blättern für litterarische Unterhaltung 1856, No. 9.

**) Vergl. den vorigen Brief.

***) Vergl. den 52sten Brief.

71.

Frankfurt a M., den 21. März 1856.

Mich plagt die Neugier, werther Freund, das bezeichnete Blatt der Montagspost zu sehn,*) daher ich Sie bitte, ein Exemplar desselben mir ungesäumt unter Kreuzcouvert zu schicken. Ich will sehn, was und wie er gedruckt hat und wie es sich ausnimmt. Ich fürchte sehr, dass er durch Auslassungen die Sache verstümmelt hat: denn es ist ein Ganzes und Alles im engsten Zusammenhang und kein Wort zu viel: aber es füllt 20 Seiten gr. 8°! Die kann er unmöglich in Einer Journalnummer bringen: sie successiv in mehreren zu geben, ist schlimm, sofern er nur Eine Nummer wöchentlich liefert. Kurzum schicken Sie es, presto! — Es ist mir lieb, dass er es gethan hat: die Richtigkeit meiner Ansicht hat einen starken Beleg am Morde Hinkeldey's: jetzt sind die Gemüther für meine Wahrheit darüber empfänglich. Auch dient es, dem grössern Publico meine Art und Kunst, durch diese Probe, bekannt zu machen.

Vom Kunsthändler Sachse u. Comp. habe auf meine Rüge wegen meines verhunzten Namens**) eine spöttische und impertinente Antwort erhalten: doch verspricht er, es zu ändern, sagt aber nicht, wie viele er schon abgedruckt hat.

Aus einliegendem Briefe des Amerikaners Young erfahren wir, wer der Reviewer***) gewesen ist: theilen Sie den Brief dem Dr. Lindner mit.

Das von Littré in der Revue d. 2 mondes †) ist oberflächliches und erbärmliches Gewäsch; dabei von krasser Ignoranz. — Schleiden ††) ist ein fader Geck; was ich aus

*) Kossak hatte in der Montagspost auf Schopenhauers Urtheil über das Duell hingewiesen und seinen Codex der „ritterlichen Ehre" citirt.

**) Vergl. den vorigen Brief.

***) Der Verfasser des Artikels der Westminster-Review. Young aus Boston nannte den John Oxenford als Verfasser.

†) Ein Artikel von Littré in der Revue d. deux mondes über die Tables parlantes.

††) Ich hatte Schopenhauern über Schleidens in der Sing-Akademie gehaltenen Vortrag über Magie berichtet.

seinem „Leben der Pflanze“ entnommen habe. Aber Das schreibt unablässig und predigt, und lernt nichts, und hat Freunde und macht sich geltend für etwas.

Gut reden soll man von den Leuten: ja, wenn sie danach wären!

Von der Parerga-Uebersetzung*) höre ich nichts; obwohl Lunteschütz behauptet, sein Mitarbeiter Monton übersetze sie auf Reisen! —

Blicke ich zurück, so sehe ich, wie meine Philosophie ganz allein durch Nicht-Professoren dem Publiko bekannt geworden und mein Ruhm durch sie entstanden ist; — während die Professoren, nachdem sie 35 Jahre lang durch tückisches Schweigen mein Licht unterm Scheffel gehalten, jetzt nach Kräften mich verunglimpfen: so der Fichte, Michelet, Rosenkranz, Hoffmann, Raumer in Erlangen, Ulrici, Bartholomess, u. s. w. u. s. w. — Sie haben das Meiste für mich gethan: jetzt vogue la galère!

Ergo pax vobiscum!

Arthur Schopenhauer.

72.

Frankfurt a. M., den 28. März 1856.

Werther Freund.

Was Sie über das gewissenlose Anpreisen des Baader sagen, ist vollkommen richtig. Sie haben den wahren Grund entdeckt. Ringseis in seiner Schandrede nennt ihn den grössten Philosophen der Deutschen. Er ist, nächst Hegel, der ekelhafteste Schmierer. Sein bornirtes Gewäsche wird wohl Keinen irre führen.

Der Bauernjunge,**) da Sie danach fragen, wurde keineswegs durch meinen Willen gelenkt, sondern war durch vorhergegangenes Streichen seiner und meiner Hand, in einander, an mich gekettet. Sogar was ich privatim zum

*) Vergl. den 63sten Brief.

**) Der im 69sten Briefe erwähnte.

Magnetiseur sprach, wie „es sei nun genug“ u. s. w. wiederholte er augenblicklich, zu unserer Störung und als ob er mich verspottete.

Jam de re nova magnaque: arrigite aures! Vor 3 Tagen kam mir der R..... aus Zürich, der im Januar mein Photograph hat machen lassen. Ein junger Mann von vortheilhaftem Aeussern, angehender dramatischer Dichter, kam aus Dresden, wo er mit dem Bähr konferirt hat: auch gehört er zu meiner Züricher Gemeinde: alle diese Apostel kennen sich. — Der nun machte mir die Eröffnung, man gehe damit um, an der Universität Zürich einen Lehrstuhl für meine, und ausschliesslich für meine Philosophie zu errichten, und man meyne, derselbe würde am besten durch Sie zu besetzen seyn, worüber er meine Meinung einzuholen beauftragt sei. Natürlich habe ich gesagt, Keiner tauge dazu so sehr, wie Sie. Betrieben wird die Sache von einem Regierungs-Rath Sulzer, der voll Eifer ist. Denken Sie sich nicht dabei einen Preussischen Regierungsrath, sondern das ist dort vielmehr ein Mann, der an der Regierung des Kanton's Theil nimmt. Freilich ist dies bis jetzt ein blosser Plan, Projekt, Vorhaben, und kann daher leicht zu Wasser werden. Indessen ist die grösste Eiche einmal eine Eichel gewesen, die jedes Schwein verschlucken konnte: auch ist der Fanatismus, der alle meine wahren Anhänger beseelt, immer ein starker Hebel. Zürich ist ein Sammelplatz aller heterodoxen Lehrer, Moleschott u. s. w. Sie haben nun Zeit, sich die Sache vorläufig zu überlegen. Zürich hat nur 200 Studenten. Sehr brilliant wird wohl die Besoldung nicht seyn: aber doch eine feste und ehrenvolle Anstellung, dabei schöner Aufenthalt, Schweiz, See, Alpen in der Nähe, Schweizer Athen, meine Gemeinde, viele Gelehrte, Künstler, ein ander Leben, als in dem gräulichen, magern Berlin und seiner Verruchtheit. Ich hätte grosse Ehre von der Sache. Sie aber sollen bedenken, was für Sie das Beste ist. Wir müssen es abwarten. Auch dieser R..... küsste mir beim Abschied die Hand, — eine Cärimonie,

an die ich mich nicht gewöhnen kann: muss wohl so zu meiner kaiserlichen Würde gehören.

Möge der Himmel Ihre Augen stärken! Herzlicher Wunsch

Ihres
Arthur Schopenhauer.

73.

Frankfurt a. M., den 7. April 1856.

Was Sie, werther Freund, über den Züricher Plan sagen, ist Alles wahr. Doch scheint mir, dass die Züricher etwas darin setzen, und sich ein Gewerbe daraus machen, den in Deutschland verkannten oder verhassten Bestrebungen eine Freistätte zu eröffnen, — in majorem Turici gloriam. In welchem Auftrage R . . . . . fragte, hat er nicht weiter specificirt: versteht sich im Auftrage der ganzen Partei, welche die Sache auf die Beine gebracht hat und im Rath durch den R. R. Sulzer vertreten wird. Kurzum:

„Da hilft nun weiter kein Bemühn:
Sind's Rosen, — nun sie werden blühn."

Die Recension über Weigelt im Centralblatt ist ein solches Compositum von Dummheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit, dass sie durchaus nicht mir, sondern dem anonymen Lump schaden wird.

So eben habe von Lindnern, dem ich sehr dafür zu danken bitte, die Zeitung mit einem sehr braven Aufsatz über die Farbenlehre von Opitz (der mir ganz unbekannt ist) erhalten und bin voller gaudium darüber. Die Wahrheit dringt durch! Dove, Helmholz, Brückner in Wien, u. s. w. werden sehn, was ihre beharrliche Vertheidigung des Falschen ihnen eintragen wird! — In Allem wird's bald heissen:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Ich sehe reichlich so alt aus, wie auf der Lithographie: Diable, ich bin im 69sten, dem Zeichen des Krebses.

Geh. Reg.-Rath Krüger, der in Paris ist, hat mir, in Folge meines Auftrags, einen Buddha von Bronce und schwarz lackirt, mit der Basis 1 Fuss hoch, geschickt. Kein Brief dabei. Aber er ist völlig ächt und ganz orthodox dargestellt: ich vermuthe, dass er aus der grossen Giesserei in Tibet ist; aber schon alt. Kriegt eine Console in der Ecke meines Wohnzimmers: da werden die Besucher, die ohnehin meist mit heiligem Schauder und considerablen Manschetten eintreten, gleich merken, wo sie sind, in diesen heiligen Hallen. Käme doch der Herr Pastor Kalb aus Sachsenhausen, der von der Kanzel gekeucht hat, „dass gar der Buddhaismus eingeführt werde in christlichen Landen.“

Glück und Gesundheit!
Arthur Schopenhauer.

74.

Frankfurt a. M., den 13. Mai 1856.

Ich bin noch immer ohne Nachricht von Ihnen, werther Freund, mit Ausnahme eines Blattes der Montagszeitung, welches Sie mir überschickt haben und wofür ich danke: hat mir Vergnügen gemacht. Ich muss Ihnen aber doch schreiben, damit Sie wissen, was im Hauptquartier vorgeht.

Die Fräulein v. Gayette ist bei mir gewesen, aber nur auf eine Viertelstunde, durch die Umstände gedrängt. Sie reist mit einem Dr. Georgens, mit welchem sie ein pädagogisches Journal „Der Arbeiter auf dem Erziehungsfelde“ herausgiebt, davon sie mir ein Pack gelassen: in Einem Stück werde ich angeführt: aber da lässt sie mich das Gegentheil von dem, was ich gesagt habe, sagen.

R..... aus Zürich hat mir zwei architektonische Brochüren von Semper geschickt, aber mit nur wenigen Zeilen: ist über Chromatoplastik und Architektur.

In Prutz's Museum wurde kürzlich Ihr letztes Buch*) angezeigt und sehr gelobt.

*) Ueber „die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie.“

Der Buddha*) ist von seinem schwarzen Ueberzuge befreit worden, ist von guter Bronce, glänzt wie Gold, steht auf einer schönen Konsole in der Ecke: so dass Jeder beim Eintritt schon sieht, wer in diesen „heiligen Hallen“ herrscht. Ist ein sehr seltenes Stück, wahrscheinlich aus Tibet. Der Geheime Rath Krüger, der ihn in Paris für mich aufgetrieben hat, will mich jetzt abermals malen lassen, vom Maler Hammel, in Oel, halbe Lebensgrösse, als Pendant zum Bilde des Justinus Kerner, vom selben Maler, welches schon 3 Wochen bei mir hängt. Diese Woche soll das Sitzen losgehn: kann mich dem nicht entziehn, wegen des obligeanten Krüger und der in den Hosen ihrer Väter steckenden Nachwelt.

Einliegend ein Gedicht und 3 Briefe (remittenda) aus dem Orient, Occident und Mittelreiche. Der Brief des Frauenzimmers, die sich nicht unterschrieben hat, ist von vieler Bedeutung, als Symptom. Bedenke ich nämlich, welche tiefe Wirkung und Enthusiasmus meine Philosophie in Ungelehrten, Geschäftsleuten und gar noch Weibern hervorgebracht hat, und wie Vieles der Art wir nicht erfahren; so kommen mir über die Rolle, die solche 1900 spielen wird, Gedanken, die ich schriftlich nicht ein Mal Ihnen mittheilen mag: Sie können Sie auf eigene Hand haben.

Wünsche vor allen Dingen, dass der Himmel Ihre Augen stärke!

Arthur Schopenhauer.

75.

Frankfurt a. M., den 6. Juni 1856.

Vielen Dank, in jedem Sinn, für Ihr Buch,**) mein werther Freund. Es hat mich sehr befriedigt und sogar

---

*) Vergl. den vorigen Brief.

**) Ueber den Materialismus, seine Wahrheit und seinen Irrthum. (Leipzig, F. A. Brockhaus 1856.) — Zum Verständniss der nachfolgenden, ins Einzelne gehenden Kritik dieses Buches ist es nöthig, die bezeichneten Stellen in demselben nachzusehen.

meine Erwartung übertroffen. Ich sehe mit Freuden, dass Sie an Einsicht, Klarheit und Kenntniss noch immer zunehmen. Die Disposition des Ganzen ist vortrefflich: erst widerfährt dem Materialismus sein Recht: dann wird er geschlagen, erstlich durch die Welt als Vorstellung, dann durch die Welt als Wille. Meine Philosophie erscheint dabei in höchst vortheilhaftem Licht, als die einzige Retterin von dem Abgrund des Materialismus. Ueberhaupt sehe ich, dass dieser meiner Sache gut thut, indem er die Menschen aufrüttelt und das metaphysische Bedürfniss anregt. Ich kann auch nicht bergen, dass es mich ergötzt hat, wie Sie den alten Juden ohne Umstände traktiren, ihn gleich bei Seite schiebend, damit er nur nicht meyne, dies Alles geschehe bloss ihm zu Ehren.

Jetzt will ich, Ihrem Wunsche gemäss, ins Einzelne gehn, aber nur unter der Bedingung, dass Sie mir nicht mit Gegenargumenten kommen: ich weiss genug, dass

„Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Oh, der behält's gewiss."

Sie können ja verwerfen was Ihnen nicht Recht scheint.

Ad p. 37. Mit grossem Aerger finde ich eine mir entnommene Phrase beschmutzt durch das infame Wort „Sommernachtstraum", — und dies nachdem ich Ihnen weitläuftig dargethan, dass dies Wort bloss der krassen Ignoranz deutscher Uebersetzer sein Daseyn verdankt.

p. 46. 47. Bravissimo! — Aber überhaupt haben Sie den dummen und unverschämten Burschen, der ein blosses Echo seiner Vorgänger ist, durchgängig zu glimpflich behandelt. Nun, Sie wollen sine studio et ira schreiben. Sehn Sie nur, wie der ......, p. 124. bei Ihnen, Fauna und Thierwelt als Gegensätze aufstellt, während es Synonyme sind.

p. 55. in der Anmerkung: „nicht verschmäht" — ein höchst ungeziemender Ausdruck: sollte heissen „redlich genug gewesen wäre" — der gedankenarme .... hat mich bestohlen. Ueberhaupt ist nichts an dem Menschen und sein Schriftchen über Wechselwirkung enthält nichts über

Wechselwirkung als solche, sondern abgedroschenes Zeug aus der Mechanik. Die Stelle, welche Sie p. 150. von ihm in extenso wiedergeben, ist absurdes Geschwätz.

p. 56., nach dem Gedankenstrich, ist was Sie sagen oberflächlich und sogar falsch: das Gesetz der Kausalität verhilft uns nicht zum Ding an sich; — wie ich gezeigt habe in „Vierfache Wurzel" p. 76—78. et alibi.

p. 64. „Ewigkeit des Stoffs" — hier und an vielen andern Stellen, z. B. p. 78. Stoffgesetze a priori, haben Sie sich der falschen Ausdrucksweise dieser Materialisten anbequemt. Die Kerle sind so unwissend, dass sie Stoff und Materie identificiren. Aber Stoff ist schon die Verbindung der Materie mit der Form: so z. B. die 60 chemischen Grundstoffe: deren Unvergänglichkeit ist aber sehr problematisch. Bis 1808 waren die Alkalien und Erden chemische Grundstoffe und einfach. Da zersetzte sie Davy; den übrigen kann es auch so gehn. Unzerstörbar ist bloss die Materie, die ohne Form, folglich bloss gedacht, nicht angeschaut wird. Sie allein ist die Substanz, deren Quantum nicht vermehrt, noch vermindert, werden kann. S. mein Hauptwerk II., c. 24.!

p. 67. oben et alibi, p. 178. unten verwechseln Sie (den Göttern sei's geklagt!) Ursache und Kraft! O, Freund, lesen Sie mein Hauptwerk Bd. I., §. 26. und die vierfache Wurzel p. 44. 45.

p. 68. — Nicht Kraft, sondern Materie ist die objektiv gedachte Kausalität! eheu! —

p. 73. mein Satz, (nach dem Absatz) verkümmert und verballhornt.

p. 114. in der Parenthese, — eine falsche Koncession: wir wollen und können das Wort nicht missen: es muss und soll bestehn und täglich gebraucht werden. Keine Koncession an die Dummheit! —

p. 146. in der Mitte: — Animalisch und Geistig ist das Selbe: functiones animales (im Gegensatz der naturales et vitales) ist die Thätigkeit des Gehirns und seiner Anhänge: also Das, was die Spiritualisten Geist nennen.

p. 175. oben: — „nie ein Einsichtiger“ — o! Kartesius, Malebranche, Leibnitz!!

ibid. unten: — „übersinnliche Ideen“ — so nennt man nicht die apriorischen Formen des Intellekts, — sondern Gott, Seele u. dgl. m.

p. 181. 183. — „Seele, Seele, Seele,“ — Ist ein Pfaffen- und Alte-Weiber-Wort, das man nicht gebrauchen soll, ein Unding, eine Fiktion der Spiritualisten. Aus Hass gegen dasselbe schreibe ich rigoristisch „Trübsälig“.

Das wären so die Hauptsachen: kleinere habe übergangen. Halten Sie nur diese Ausstellungen in Ehren.

Das aber hatte ich nicht erwartet, dass Sie ein ganzes Buch gegen diesen Büchner schreiben würden, ohne zu rügen, dass er in der Vorrede mich auf das Plumpste und Dümmste parodirt und dann Stadtklatsch über mich vorbringt, als Pasquillant, und nachher eine Stelle von mir zum Motto eines Kapitels nimmt und Kant darunter setzt, als Falsarius.*) Geringer apostolischer Eifer. — Mit einem solchen .... gehn Sie vielmehr honorifice um und behandeln ihn säuberlich. — Hacteuus de Evangelio; jam ad epistolas!

Vielen Dank für successiv gegebene sehr interessante litterarische Nachrichten. Ueber „Natur und Offenbarung“ sehe ich das Wo und Wie.**) — Der Erdmann nimmt sich meiner an gegen den Hoffmann: — seht ein Mal!***)

Schellings Bd. I. habe gehabt: †) schlug mir daraus der Qualm der Langweiligkeit entgegen und ich das Buch zu. „Das, was das Seyn ist,“ ††) — wie der Unteroffizier beim moralischen Abendunterricht in der Kaserne:

---

*) Vergl. den 65sten Brief.

**) Ich hatte ihm Mittheilungen aus dem Artikel „Arthur Schopenhauer und das Ding an sich“ von Prof. Dr. Karsch, in „Natur und Offenbarung“ (Münster 1855, 1. Bd., 2. Heft, S. 90—98.) gemacht.

***) In Fichte's Zeitschrift für Philosophie 28. Bd., 1. Heft, hat Erdmann dies in einem Artikel über „Baaders sämmtliche Werke“ gethan.

†) Schellings Einleitung in die Philosophie der Mythologie, im 1. Band der nachgelassenen Werke.

††) Gott ist nach Schelling „Das, was das Seyende ist.“

„der Soldat soll nicht nur brav seyn; er soll auch brav sind.“

Das Buch von Fichte*) hatte ich schon gehabt. Er macht es wie Sie in Ihrem Buche schildern: d. i. erst macht er mich als Karikatur zurecht, um mich in dieser Gestalt zu widerlegen und Victoria zu schreien. Er sagt, so ungefähr, ich hätte ertrotzt, dass sie mich nicht mehr ignoriren dürften: jetzt würden sie mich schlecht machen, zum Lohn dafür. Gerade wie Fortlage sucht er meine Hauptlehre sich dadurch anzueignen, dass er statt Wille Trieb setzt, — und möchte mit der Beute wegschleichen, sich so die wichtigste aller Wahrheiten aneignend, eine Wahrheit, welche vor mir kein Philosoph, in alter, mittlerer und neuer Zeit erkannt hat, nämlich dass das Primaire, der Kern unsers Wesens, der Wille ist, der Intellekt sekundär und accidentell: Alle, Alle, Alle, per saecula saeculorum, haben das Gegentheil gelehrt: die *διανοια, το γνωστικον, ἐπιστημονικον*, das penser, ist die Ureigenschaft ihrer angeblichen „Seele“, der Wille seine conclusio ex praemissis. — Das also möchten die Buben stehlen, und meynen, durch das Wort Trieb den Diebstahl zu verdecken. Wie dumm! Hier kommt es auf Erkenntniss des Dings an sich an, die nimmer aus der Erscheinung, der Vorstellung, dem Bewusstseyn von andern Dingen, geschöpft werden kann: daher aber stammt der Begriff Trieb, von treiben, wie eine Heerde, stets eine vis a tergo indicirend, bloss für den Zuschauer von aussen da. Der Wille offenbart sich allein dem Selbstbewusstseyn und ist dessen ganzer Inhalt. Hier lesen Sie den Willen in der Natur, p. 83—87. nach. Daher verwahrt sich der Fichte, er habe seine Sache nicht von mir: qui s'excuse s'accuse. — Ich will lieber, dass man mich geradezu bestiehlt, wie Noack, — als jenes niederträchtige Stipitzen.

Hinsichtlich der Geistererscheinungen kann ich

*) J. H. Fichte's Anthropologie, worin §. 179. und §. 251. der 1. Aufl. von Schopenhauer die Rede ist.

Ihnen, beim Himmel (Tien), nichts mehr sagen, als was diese Abhandlung enthält, besonders von 279 bis Ende: daran haben Sie sich zu halten.*) Freilich ist's das Gegentheil von Dem, was der Fichte daraus machen möchte, um Wasser für seine Mühle zu haben. Durchweg habe ich die Sache als problematisch behandelt und so gelassen. — Beiläufig: ist es nicht empörend, wie jener ....**) affektirt gegen mich vornehm zu thun? So ein Wurm.

Noch habe Meldung zu thun von einer schönen Cochonnerie, die in Ihrer Nähe ergangen ist. Ein Orientalist, von denen, welche ich zu einer Anstellung bei der Affenkomödie empfohlen habe,***) A. Weber, hat in Berlin den 1. März in der wissenschaftlichen Vorleserei-Gesellschaft eine Vorlesung über den Buddhaismus gehalten, erbärmlich, unwissend, voll Irrthümer und ein Paar Lügen dazu. Solche ist abgedruckt im Journal „das Ausland" (nicht Magazin für die Litteratur des Auslands) No. 13. 14. Mich erwähnt er als den Herold des Buddhaismus und als „einen immerhin geistreichen, aber jedenfalls verschrobenen Philosophen." —

Mein Buddha wird jetzt galvanisch vergoldet und wird herrlich glänzen auf seiner Konsole in der Ecke. Die Birmanen, laut Times, haben soeben eine ganze Pagode vergoldet: da darf ich nicht zurückbleiben. Noch ein Buddha ist hier, im Besitz eines reichen Engländers. Habe dahin gewallfahrtet, mein Satu zu sagen. Er ist in Lebensgrösse, aber nicht, wie meiner, von Bronce, sondern von einer papier-mâché-Masse, also ein Abguss, wahrscheinlich aus China, ganz vergoldet, und meinem in allen Stücken auf ein Haar ähnlich. Meiner ist mir lieber: ist ächt, Tibetanisch! jener unterscheidet sich ganz allein

---

*) J. H. Fichte hatte in seiner „Anthropologie" Schopenhauers Glauben an Geistererscheinungen in Widerspruch stehend gefunden mit seiner Lehre von der Vernichtung des Individuums durch den Tod. Ich fragte hierauf Schopenhauer, was er dazu sage.

**) J. H. Fichte in seiner „Anthropologie."

***) S. Parerga und Paralipomena II., §. 116., S. 240. der 2. Aufl. (1. Aufl. S. 190.)

durch eine flache Nase und kurze, feistere Gliedmaassen, — chinesisch! Meiner ist mager und langarmig: sonst tout craché. Das orthodoxe berühmte, sanfte Lächeln des Mundes haben Beide, exakt! Die Stellung, Kleidung, Frisur, Lotos, ganz dasselbe! Herr Pastor Kalb! sehn Sie hieher! Hum, Mani, Padma, Oum!*)

Mein zweites Bild ist weit vorgeschritten: wird gut, ganz anders, als das erste, nicht so ideal, mehr individuell.

Auf der Züricher Universität**) würde, gegen so vielen Materialismus, gerade meine Philosophie als stark idealistisches Gegengewicht sehr passend und dienlich seyn. Geduld! toutes les affaires sont longues sagt Voltaire.

Becker hat mir seinen Sohn und seinen Neffen geschickt und Professor Bähr in Dresden auch seinen Sohn. Geschieht, damit diese jungen Leute einst als alte Leute damit renommiren können, mich im Fleisch gesehn und gesprochen zu haben. Der junge Bähr, Student, kam aus Leipzig und erzählte, dass der Prof. Weisse wöchentlich ein philosophisches Konversatorium halte: da haben die Studenten über meine Philosophie disputirt, und dies hat den Anlass zur Preisfrage***) gegeben.

Heil und Gesundheit

Arthur Schopenhauer.

76.

Frankfurt a. M., den 28. Juni 1856.

Herzlichen Dank, werther Freund, für Ihre abermaligen litterarischen Mittheilungen, wodurch ich doch auch etwas erfahre von den Bannflüchen über mich, da in diesem Abdera so weniges zu haben ist. Die Philosophieprofessoren, da in ihrer finstern Hinterboutique,†) mögen schimpfen,

*) Vergl. über den Pastor Kalb den Schluss des 73sten Briefes.

**) Vergl. den 72sten Brief.

***) Zu der im 67sten Briefe erwähnten.

†) In Fichte's Zeitschrift für Philosopbie, aus welcher ich ihm die wiederholten Angriffe auf ihn mitgetheilt hatte.

nach Herzenslust: hört es kein Mensch. Die saubern Herren, nun es mit dem Ignoriren aus ist, wollen mich herunterschreiben, allseitig im Chorus. O, die Thoren! es ist wie das Feuer schüren, wonach es heller auflodert. Sie meinen, sie wären eine Autorität: die —! Ihre Stärke besteht bloss im Maul-halten, Schweigen, Ignoriren. Ein Mal aus dieser Position endlich vertrieben, sind sie verloren: Himmel und Erde ihnen Esel bohren. (Göthe.) Werden gesehen haben, wie neulich der anonyme .... im Centralblatt das Geschimpfe des Hoffmann gegen mich als „gründlich" herausstreicht. Habe ersehen, dass in Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung No. 36 — 44 ein Aufsatz steht über das Verhältniss der jetzigen Philosophie zur Theologie. Sollte es darin nicht etwan auch über mich hergehn? welches mir sehr angenehm wäre. Sehn Sie doch ein Mal nach. Hier wird auch Das nicht gehalten.

Aus dem Briefwechsel von Fichte und Schelling wird jeder Vernünftige erkennen, dass sie das waren, als was ich sie dargestellt habe. In welche Berserkerwuth diese Kerle gegen Kant ausbrechen, als er den Fichte desavouirt hatte! wie sie auf ihn schimpfen! Ihr Philosophiren war eben Spielen mit abstrakten Begriffen.

Das Buch von Schwarz*) soll den totalen Bankrott der Theologie darlegen. Sehn Sie doch im letzten oder vorletzten Prutz-Museum ein Schreiben aus Paris: darin wird eine religion naturelle eines Franzosen kritisirt, wobei man sich unverholen über den starrsinnigen, bornirten Theismus der Franzosen lustig macht, dagegen beifällig auf den Pantheismus und „Atheismus" hinweisend. Hat mich sehr ergötzt. Die Aktien des alten Juden sinken.

Habe nochmals Ihr Buch**) durchlesen und Folgendes nachzuholen. 1) p. XIII. falsche Konzession! Der Materialismus ist wesentlich unmoralisch, d. h. bietet

*) Geschichte der neuesten Theologie.

**) Ueber den Materialismus, seine Wahrheit und seinen Irrthum.

nicht das kleinste Fundament für Moral; es sei denn für egoistische, auf Reciprocität gehende.

2) Nochmals über die Anmerkung p. 55., an der ich bloss das „verschmäht“ getadelt hatte. Aber paulo graviora canamus! Da heisst es, der Kant'sche Beweis der Apriorität des Kausalitäts-Gesetzes hätte von mir „Berichtigungen“ erfahren. Das ist nicht wahr! Sondern schon 1813 habe ich, in der vierfachen Wurzel, im langen §. ad hoc, also §. 23. der 2. Auflage, den Kant'schen Beweis von Grund aus widerlegt, und darauf den neuen, mir gehörigen, allein richtigen und möglichen, von jenem total verschiedenen, an mehreren Ihnen bekannten Stellen aufgestellt, in besagter Abhandlung §. 21., auch in „Sehn und Farben“, u. s. w. Und da reden Sie bescheidentlich von Berichtigen. Der Helmholz entnimmt von mir, ohne mich kennen zu wollen, den Beweis und legt ihn Kanten bei, der nichts davon gewusst hat (vierfache Wurzel p. 74.), — aus Neid gegen den Lebenden; während er mich gelesen hat, Kanten aber nicht. Er ist ein ...., von dem Sie nicht so honorig reden sollten, ihn nicht neben mir nennen sollten, gleichsam, wie „das ist Einer und das ist noch Einer.“ — Chi non ha sdegno, non ha ingegno! Das habe Ihnen 1847 vorgesungen.

3) p. 84 in der 2. Anmerkung haben Sie nicht das Rechte citirt: dieses nämlich war: Ethik, p. 30—34; — vierfache Wurzel p. 46.; und Sehn und Farben, p. 18. —

4) p. 152. heisst es: „die ursprüngliche Einheit der Seele leugnen.“ Die habe ich ja gerade geleugnet, habe sie zersetzt, wie Lavoisier das Wasser: darüber im Willen in der Natur p. 19. — Ueberhaupt ist es mit der rationalen Psychologie, wie mit der rationalen Theologie. Also schicken Sie die Seele zum alten Juden, ihm Gesellschaft zu leisten, und lassen sie sie nicht ferner bei uns spuken.

Aus G....s einliegendem Brief ersehn Sie, wie er zum kompleten Evangelisten wird. Am besten gefällt mir, dass er sagt: „Schopenhauer hat nie eine unbedeutende Zeile geschrieben.“

Das zweite Bild ist schlecht ausgefallen, eine Art Karikatur, hab's dem Maler gesagt, und nun scheint es, dass er es nicht vollenden will. — Dagegen haben Oesterreichische Offiziere, die seit Jahr und Tag mich **täglich** bei Tisch sehn, Lunteschützens zweites Bild höchst ähnlich gefunden.

Im Frankfurter Museum haben wieder einige philosophische Disticha von G.... gestanden, davon 3 an mich: nämlich sein Einfall, warum sie nicht lieber einen Preis auf meinen Kopf setzen, nebst Antwort, in Hexameter gebracht.

Vale et nos amare perge!

Arthur Schopenhauer.

77.

Frankfurt a. M., den 11. Juli 1856.

Werther Freund!

Ich habe Ihnen abermals zu danken für Ihre litterarischen Mittheilungen und für die Mühe, die Sie sich gegeben, das Geträtsche des Dr. Karsch (er l. m. i. A.) zu lesen.*)

Sie werden das Buch des Cornill**) und wohl auch seine Recension Ihres letzten Buchs***) im Juniheft der Heidelberger Jahrbücher, gelesen haben. Er ist nicht feindselig oder malitiös gegen mich, sondern lobt mich oft und sehr, und ist sein Buch mir lieb, weil es beiträgt, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Allein er ist ganz roh und unwissend, ohne eine Ahndung von Transcendentalphilosophie, ohne alles Studium Kants, steht auf dem Standpunkt des gemeinen, platten Karrenschieber-Realismus (was er

---

*) Die in „Natur und Offenbarung" (1855, 4. und 5. Heft) erschienene Fortsetzung des im 75sten Briefe erwähnten Artikels von Prof. Dr. Karsch.

**) „Arthur Schopenhauer als Uebergangsformation von einer idealistischen in eine realistische Weltanschauung, dargestellt von Adolph Cornill", Heidelberg 1856.

***) Ueber den Materialismus.

besonders in der Recension naiv verräth: „unsere Gedanken über die Körperwelt, die freilich wären in uns, aber die Körperwelt stände ja doch, ohne unser Zuthun, draussen eben so da" — sic fere;) solche .... dociren Philosophie in Heidelberg! Von dem Karrenschieber-Standpunkt aus also beurtheilt er mich, mit einer Dreistigkeit und Superioritätsmiene, wie sie nur jetzt zu finden ist. Meine Philosophie ist eine Fortsetzung der Kantschen, diese selbst aber ist ihm wildfremd. Dafür wirft er mit philosophischen Kunstausdrücken um sich, die er nicht versteht, und mit andern selbst gemachten, die kein Mensch versteht (transscendenter Idealismus u. s. w.) und er selbst auch nicht. Er ist ein ....., der nichts weiss, der nichts gelernt hat, nichts versteht, ja nichts verstehn will: es ist ihm gar nicht drum zu thun: bloss schwätzen will er, um sich ein Ansehn zu geben und ein Buch zu machen. Er ist, wie Einer, der sich mit Gewalt in ein Gespräch mischt, ohne zu wissen, wovon die Rede ist, bloss auf Grund einiger aufgeschnappter Phrasen. Er ist der Sohn eines hiesigen Weinhändlers und hat sein Studium der Philosophie mit seiner Docentschaft derselben zugleich angefangen; — welches er selbst gesteht, wie mir der junge Dr. K....., der in Heidelberg studirt hat, berichtet. — p. VIII. kommt „empirische Erfahrung"! — Die ersten 30 Seiten sind noch erträglich: sogar bin ich mit p. 12 — 15 ganz zufrieden: aber das dort Behandelte ist das Einzige, was er verstanden hat. — p. 19 Zeile 12 von unten, ist das „ohne ihn" als ungeheure Ironie zu nehmen. Von da an wird es immer schlechter und geht über in das konfuseste Geschwätz: den Realismus im Gegensatz des Idealismus verwechselt er mit dem scholastischen Realismus gegen den Nominalismus. Alles wirft er durcheinander, schleppt das Heterogenste zusammen und will mir überall, nicht etwan Irrthümer, sondern Widersprüche beweisen. Ein dummer, schlechter Kunstgriff, dessen sich die ..... oft bedienen. Widerspruch in einem Autor soll man nicht eher annehmen, als bis zwei völlig unvereinbare Lehren nachgewiesen sind und Alles er-

schöpft ist, sie zu vereinen. Ich aber hätte, nach ihm, mir auf jeder Seite widersprochen: da müsste ich ein Mensch seyn, der nicht weiss was er redet: denn das heist Widerspruch. Z. B. p. 30 redet er von meiner Dianoiologie, dem Erkenntnissprocess, und bringt einen Satz bei aus Buch 3, von der Metaphysik des Schönen, der Auffassung Platonischer Ideen. So geht es durchweg auf seiner Jagd nach Widersprüchen, bei mir, dem konsequentesten und einheitlichsten aller Philosophen. — Sein ganzes betäubendes Gewäsch ist so konfus und sinnleer, dass schwerlich Jemand es ganz durchlesen wird: aber die Professoren in der Hinterboutique *) und das Centralblatt werden darin eine gründliche Widerlegung meiner ganzen Philosophie erkennen. — Bei solchen Büchern pflege ich mich zu trösten mit den aus meinen Werken beigebrachten Stellen: allein hier sind diese nicht nur meistens mit falschen Werken und Zahlen citirt, sondern auch oft durch die gräulichsten Druckfehler sinnlos gemacht: z. B. p. 57 steht statt „erkenntnisslosen Natur“ bloss „erkenntnisstheoretischen“, ohne alles Substantiv. — p. 60 statt „Genie“ — Chemie. — p. 75 statt „Mechanik“ — Materie. — p. 31 fortwährend statt „Objektität“ — Objektivität. — p. 15 statt „Verstand“ — Vorstand. — Statt Kanten zu studieren, hat der Mensch die sämmtlichen Schmieralien aller Philosophieprofessoren gelesen: Das ist sein philosophisches Studium, und von da aus übersieht er mich.

Moleschotts Rede **) habe geblättert: pretioses, affektirtes Gewäsch, seine Rohheit zu maskiren, und bekanntes Zeug als neu aufgetischt. Studieren Sie ein Mal Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft durch, und dann bedeuten Sie den hochtrabend von „Kraft und Stoff“ schwätzenden Barbiergesellen, Pillendrechslern und Klystiersetzern, dass Körper krafterfüllte Räume sind. Können sich in Ansehn bringen, wenn Sie's gescheut anfangen. Vermessenheit ist's von jenem Ignoranten-

*) In Fichte's Zeitschrift für Philosophie. Vergl. den 76sten Brief.

**) Moleschotts Antrittsrede in Zürich.

Pack, sich, ohne alles metaphysische Studium, an die letzten Gründe der Dinge zu machen. Ihre Unwissenheit muss ihnen unter die Nase gerieben werden, bis sie blutet.

Das zweite Bild soll doch vollendet werden, weil der Besteller es vortrefflich findet.

Vorige Woche bin in Mainz gewesen, habe Becker besucht, seine Frau gesehn, die noch eine Apostolin auf die Terasse brachte.

Professor Bähr aus Dresden war gestern wieder da und voll des lobenswerthesten Fanatismus: wollte seine ächt Russische Silber-Dose gegen meine alte, abgenutzte Leder-Dose austauschen, der Reliquie wegen, welches ich abschlug. Erzählte von einem Herrn de Wilde, der, früher in Preussen angestellt, ein wüthiger Fanatiker für mich war, bis er 85 Jahr alt, mit meinem Namen auf der Zunge, gestorben ist; — und von seinem (Bährs) Sohn, der seinen Besuch bei mir in einem begeisterten Briefe beschrieben hat. —

Der neuvergoldete Buddha glänzt auf seiner Console und ertheilt Ihnen seinen Segen.

Arthur Schopenhauer.

78.

Frankfurt a. M., den 30. Juli 1856.

Alter Freund.

Vielen Dank für die Mühe, die Sie sich gegeben hahaben, die Quintessenz aus der Saupastete des Karsch*) herauszuziehn. Ich ersehe, dass dieser ein ganz niederträchtiger Pfaffe ist, der sich nicht scheut, die frechsten Lügen aufzutischen, wenn auch Jeder mit meinen Werken Bekannte sie sogleich als solche erkennen wird, und Das assäsonnirt er mit seinem platten, Katholische-Pfaffen-Witz. Schaden kann mir sein Belfern im Geringsten nicht;

---

*) Aus dem im vorigen Briefe erwähnten Artikel, aus welchem ich für Schopenhauer einen Auszug gemacht hatte.

vielmehr hilft es, theils durch Erregung der Aufmerksamkeit, theils durch Hervorrufen der Opposition, jedenfalls in den Geistern, vielleicht auch in der Litteratur, da nicht Jeder so rücksichtsvoll ist, wie Sie.

Der Weisse muss das Publikum für sehr dumm halten, da er nicht denkt, dass Jeder sogleich merken wird, dass aus seiner Anmerkung*) bloss Neid und Hass des Guten spricht. Ist also auch erwünscht.

Cornill**) ist viel besserer Art: seine Bewunderung verräth sich an vielen Stellen: aber auch er möchte, der jetzt allgemeinen Aufgabe zu genügen, mit seinen Pygmäenkräftchen das Grosse herabziehn. Er versteht noch im Mindesten nicht den Idealismus, weil er, wie die ganze jüngere Generation, nicht aus Kants Schule, sondern aus Hegels Scharlatansbude kommt: sehn Sie z. B. wie er, p. 61 und 62, noch immer zur Welt als Vorstellung eine ihr entsprechende materielle Welt, ausserhalb des Kopfs sucht, und nicht begreift, dass gerade diese materielle Welt selbst eben unsere Vorstellung ist. Roh und unwissend sind diese Leutchen: das ist die Frucht der Hegelei. Es schadet mir nicht, sondern hilft: denn Jeder wird merken, dass Cornill seinen Autor nicht versteht und bloss deshalb so Vieles nicht zusammenreimen kann.

Die Kerle alle werden mich nicht herunterschreiben, sondern arbeiten an meinem Ruhm. Die mir schon jetzt bekannte Schaar der eigentlichen Enthusiasten ist gross genug, mir die Gewissheit zu geben, dass einst meine Philosophie in der Welt eine Rolle spielen wird, wie noch nie irgend eine andere, in alter oder neuerer Zeit. Das thut die Kraft der Wahrheit und die Wichtigkeit des Gegenstandes.

In der Zeitschrift „die Natur" ***) stehn „3 Briefe eines Materialisten": im letzten wird gegen Sie polemisirt, eigentlich gegen meinen Idealismus, ohne dass ich genannt werde. Flaches Geschwätz der gänzlichen Unwissenheit

*) Zu seinem Artikel über Schelling in den Blätt. f. lit. Unterhalt.

**) Vergl. den vorigen Brief.

***) Von Dr. Ule und K. Müller, 1856, No. 28—30.

und Rohheit dieser Pflasterschmierer, Pillendrechsler und Klystiersetzer. Apropos von solchen: die 14 Aerzte*) hieselbst werden der Nemesis nicht entgehn. Regazzoni, jetzt Ritter Regazzoni (légion d'honneur?) florirt in Paris: Dubourg**) war im September dort, berichtete mir: denn ich verliere es nicht aus den Augen. Und nun hat die hiesige Postzeitung vom 22. Juli, in der 1. Beilage, zwar im höhnischen Ton, berichtet, dass alle Blätter in Paris mit Enthusiasmus erzählen, wie er Mlle. Lucie, Sängerin, die ihre Stimme längst ganz verloren hatte, im somnambülen Zustande hat auf das Prächtigste singen machen. Dubourg will von ihm die Pariser Blätter darüber verschreiben. La vérité perce: die 14 sollen der Strafe nicht entgehn.

In Helfferich's „Philosophie der Geschichte" bin ich 2 Mal erwähnt. Hier gewesen ist Wiesike***) und Dr. Nordwall †): dieser 2 Tage hier gewesen und 2 Mal bei mir, jedes Mal 2 Stunden.

Mit den herzlichsten Wünschen

Arthur Schopenhauer.

79.

Frankfurt a. M., den 14. Aug. 1856.

Werther Freund!

Abermals meinen herzlichen Dank für interessante Mittheilungen. Von Sollys Buch††), das mir hier wohl nicht zu Gesicht kommen wird, hoffe ich noch Einiges von Ihnen zu vernehmen, — besonders falls ich nicht wirklich darin ignorirt bin. Das Ignoriren meiner fängt

---

*) Vergl. den 52sten Brief.

**) Vergl. den 70sten Brief.

***) Vergl. den 60sten Brief.

†) Aus Schweden. Vergl. den 21sten Brief.

††) „The Will, divine and human, by Thomas Solly." (Cambridge & London, Bell & Comp. 1856.) Diese Schrift trägt auf dem Titelblatt das Motto aus Cudworth: „The Will is the last thing in the soul, and the ultimate resolution of all others."

aber an, eine schlechte Spekulation zu werden: man ist alsdann nicht au niveau. Also wird der Neid auf andere Schliche denken müssen: sie werden aber alle bedenklich.

Den Cudworth habe in jüngern Jahren ein Mal aufgemacht: ist mir aber sogleich ein so entsetzlicher foetor Judaicus daraus entgegengefahren, dass ich's nicht wieder thue. —

Das Journal des Savans wird hier seit 1848 nicht mehr gehalten. *) Flourens hätte sollen das Maul halten und nicht von Dingen reden, die er nicht versteht. Er ist ein guter Physiolog, tauglich, an der Hand des Experiments, seine Wissenschaft zu fördern. Aber Das will gleich den Bichat meistern, mit „il ne s'appercoit pas", — wie mich der Cornill meistert mit „hätte er bedacht". Il ne s'appercoit pas, dass er .... Mich kennt natürlich so ein Mensch wie Flourens nicht: ist das Schuld meiner Unbedeutsamkeit oder seiner Unwissenheit? — Kenne ich ihn doch und habe alle seine Hauptschriften gelesen, besitze sie sogar. Aber Deutsch lernen! Kann ich doch 7 Sprachen und gut. Aber meistern will so Einer, — den Bichat! — Er verwechselt die Motive mit den durch sie erregten Leidenschaften; versteht nicht das a b c der Sachen. Was Sie darüber sagen ist ganz richtig; — aber ist noch das Wenigste von Dem, was sich sagen liesse.

Der Cornill**), mit seinen Widersprüchen, und seinem Dualismus! — Sein Kopf ist unfähig, meinen grossen Gedanken in seiner Einheit zu erfassen: daher geht er darum herum, bricht hier ein Stück ab und dort ein Stück, hält sie dann beide zusammen, und weil sie sich nicht an einander fügen, schreit er „Widerspruch!" Das ist freilich leichter als einzugehen auf ein grosses, tief durchdachtes Gedankensystem und dem Urheber desselben in alle Gänge zu folgen, und dann zu sagen, was man etwan dagegen hat; — wie Aenesidemus gegen Kant gethan. Aber wo, auf jenem

*) Ich hatte Schopenhauer auf einen Artikel im Journal des Savants (1856, Mai) aufmerksam gemacht, in welchem Flourens gegen Bichat polemisirt. Vergl. Welt als Wille und Vorstell. 3. Aufl. II., 300 fg.

**) Vergl. den 77sten Brief.

Gange, der Muth und die Kraft das Herrchen verlässt, und seine Beinchen einknicken, bleibt er liegen und schreit lieber „Widerspruch"! — Eben so Taillandier: „ici commencent les contradictions!" Wie nur solche . . . . . . Köpfe glauben können, dass Geister meines Schlages nicht das simpelste aller logischen Gesetze, den Satz vom Widerspruch, beobachten werden, oder ihr Leben hindurch an einem System arbeiten, ohne von Dem, was sie lehren, einen durchdachten, deutlichen Begriff, und ein klares Bild vor Augen zu haben, wobei die Möglichkeit alles Widerspruches wegfällt; — sondern wähnen, dass sie warten müssten, auf Kerls, die so gemein sind, wie die Fliegen an der Wand; Kerls, wie sie jeder Hans unfehlbar macht, wenn er sich zu seiner Grete legt. Ihr Name ist Legio; — wir gehen einzeln durch die Jahrhunderte. —

Dualismus! 1) woher wisst ihr, dass ein solcher überall falsch seyn muss? — Und 2) wenn ich sage: der Mond hat zwei Seiten, davon wir die eine sehn, die andere nie: ist das Dualismus? — Erscheinung und Ding an sich, — Wille und Vorstellung, eben so wenig. —

Taillandiers 4½ Seiten über mich, in der neuesten Revue des 2 mondes, erster Aufsatz, werden Sie wohl schon gelesen haben. Französisches Geschwätz, möglichst viel von der Person: und woher weiss er, dass ich sei „tout etonné du bruit que font ses ecrits dans le monde"? — Das bin ich so wenig, dass Emden dem Nordwall *) erzählt hat, dass ich schon vor 20 Jahren ihm meinen dereinstigen Ruhm vorher gesagt habe, — was den Nordwall sehr verwundert hat.

Büchner ist wie die Hunde, die heute gegen uns knurren, morgen wedeln: **) ist Eins wie das Andere zu achten. Aber mir gefällt was er im Text dazu sagt, „Liebig müsse ein Anhänger meiner Philosophie geworden

---

*) Dem am Schluss des 78sten Briefes erwähnten Schweden.

**) Dies bezieht sich auf die Vorrede zur 4. Auflage von „Kraft und Stoff", worin Büchner Schopenhauers Geist und Scharfsinn in einer Anmerkung lobt.

seyn:“ wäre mir sehr lieb: etwas Lunte scheint danach Liebig allerdings gerochen zu haben.

Berichtet die Allg. Deutsche Zeitung und nach ihr das Frankfurter Journal vom 7. Aug., Ehrenberg in seiner Rede habe meinen Witz von Münchhausens Zopf erwähnt: *) dazu muss er doch mehr erzählt haben, den Witz zu erläutern; vielleicht hat er's bloss aus Ihrem neuesten Buch, wo Sie p. 70—73. die betreffenden Stellen sehr gut zusammengestellt haben. Es scheint, man flüchtet jetzt zu mir vor dem Materialismus. Der ist überhaupt ein Ferment, das meiner Philosophie sehr zu Statten kommt; — wie anderntheils die Pfäfferei. Bravo! Das metaphysische Bedürfniss wird mit allen Hunden gehetzt. Schön!

Ist dagewesen Dr. B...... aus dem Herzogthum Sch......, jetzt in A....., Lehrer an einer Schule. Voll Enthusiasmus; hatte vor 3 Monat meine Person im Traum gesehn, und sie sei richtig ausgefallen. — Nordwall hat sich 2 Photographen meiner Person gekauft: habe Das dem Künstler frei gegeben: er hat schon ziemlich viel abgesetzt.

Kuno Fischer sagt in der Vorrede zu seinem Buch über Bako von Verulam, „sich in der Philosophie orientiren heisse heut zu Tage nichts Anderes, als die Kantische Philosophie aufs Gründlichste studieren“: recte. Aber meynt Kant, dass er ohne mich dergestalt rehabilitirt seyn würde? Ne, mein Alter, wahrhaftig nicht. Und die drei Sophisten, wie sie daliegen, und die Dummheit des Sohnes Schellings, die Korrespondenz des Vaters mit Fichte herauszugeben, daraus klar ist, dass die Kerls waren was ich sie genannt habe. Und Hegel kommt allmälig gar auf den Schindanger.

---

*) S. Welt als Wille und Vorstellung I., 31. (3. Aufl. I., 32.) und meine Schrift über den Materialismus S. 73. — Die hier erwähnte Ehrenberg'sche Rede ist die am 3. Aug. zur Feier des Geburtstages Friedrich Wilhelms III. gehaltene.

Hammels Bild ist eine Karikatur,*) hab's ihm tüchtig gesagt; er ist desperat, wagt nicht es auszustellen. Lunteschütz drängt mich 4 Mal zu sitzen, dann ist's neue Bild fertig: die Hitze ist mir zu gross, über die Brücke zu gehn.

Ἔῤῥωσο!
Arthur Schopenhauer.

80.

Frankfurt a. M., den 17. Sept. 1856.

Ihr langes Schweigen, mein werther Freund, fängt an, mich zu allarmiren. Hoffentlich sind Sie nicht krank, oder etwan nur von der Reisesucht, die so allgemein grassirt, ergriffen, und werden wohl gar nächstens hereintreten. Wo nicht, so lassen Sie von sich hören! — Mad. L...... ist dagewesen, sehr artige, hübsche, junge Frau. Mit der wird L...... wohl auskommen können. Aber wir sind doch die eigentlichen coelibes, — quasi coelites, dicas. — Auch von H........ war wieder da, war vor zwei Monat in Zürich gewesen, wo Herwegh Buddhaismus studirt, durch mich dahin geführt.

Werden wohl schon wissen, dass Sie stark heruntergehunzt sind, in Görres theologisch-politischen Blättern, Heft 4.**) Trösten Sie sich: ich habe dabei auch meinen Theil derb abgekriegt. Von diesen katholischen Pfaffen war nichts Anderes zu erwarten: sind die nächsten Anverwandten des Dr. Karsch,***) — wohl gar dieser selbst: denn dicht davor wird die „Natur und Offenbarung" sehr empfohlen. — Jedoch, ich habe schon brieflich getadelt, dass Sie die Materialisten in der Moral weissbrennen wollen, ohne zu berücksichtigen, was ich „vierfache Wur-

---

*) Vergl. den 76sten Brief.

**) In einem Artikel „Der Kampf gegen den physiologischen Materialismus" in G. Phillips' und G. Görres' historisch-politischen Blättern, 38. Bd., 4. Heft, meine Schrift über den Materialismus betreffend.

***) Vergl. den 75sten Brief.

zel" p. 116. et alibi gesagt habe: da hat nun so ein Kerl in diesem Punkt schönes Spiel.

Besser machen es die Protestantischen Pastöre: haben Anfangs dieses Monats hier im Sandhof einen grossen Kongress gehalten, dabei Kalb*) präsidirte und Bestreitung des Materialismus das aufgegebene Thema war. Die Rede des Kalbes ist gedruckt im hiesigen „Volksblatt": da geht er, wider Erwarten, ganz glimpflich mit mir um, indem er gegen den Materialismus ein Paar Stellen aus meinem Hauptwerk, und zwar nach der ersten Ausgabe, anführt, darunter die von Münchhausen, und bemerkt, ich hätte Das schon vor 40 Jahren geschrieben. Er muss wohl den Buddha da in dem Winkel noch nicht ansichtig geworden seyn: Mad. L...... hat ihn gesehn und kann Ihnen sagen, wie erbaulich Das ist.

Die Ehrenbergische Rede**) habe erhalten, aber die Stelle über mich und den Münchhausen ist nicht darin. Hat er sie mündlich gesagt und nachher ausgelassen? Hoc dicas. Oder ist's eine Ente gewesen?

Gestern habe Ihre Kritik des Leibnitz von Kuno Fischer***) gelesen und bin mit dem über mich Gesagten ganz zufrieden, wie auch mit dem Ganzen.

Der Rosenkranz recensirt breit in Prutz's Museum des Schwarz Geschichte der Theologie und bringt hämisch und lügenhaft bei, meine Philosophie hienge mit dem Materialismus zusammen; — während Sie diesen aus ihr widerlegen. Sein Plan ist, mich auf alle Weise zu verläumden.

Dubourg, †) der ungewöhnlich magnetische Kraft hat, hat meinen Hund wohl 8 Mal magnetisirt, die hinkende Vorderpfote, an der ich seit ¾ Jahren kurire, herzustellen: sed frustra. Bin desperat.

Certiorem me reddas, te valere!

Arthur Schopenhauer.

---

*) Vergl. den Schluss des 73sten Briefes.

**) Vergl. den 79sten Brief.

***) In den Blättern für litterarische Unterhaltung.

†) Vergl. den 70sten und 78sten Brief.

P. S. Wenn Sie können, so lesen Sie doch in der Beilage des Journal de Frankfort vom 14. Sept. was über Taillandiers Artikel in der Revue d. 2 mondes und über seine deutschen litterarischen Konnexionen ausführlich berichtet wird. — Bartholomess ist gestorben.

81.

Frankfurt a. M., den 8. Octbr. 1856.

Alter Freund und treuer Apostel!

Danke herzlich für gegebene Berichte, besonders aus dem Hengstenberg.*) Das wäre Schade, wenn die Pfaffen nicht auf uns schimpften. Schon längst übrigens amüsirt mich die Frechheit mit Schlauheit gepaart, die in dem von denselben eingeführten Ausdruck „objektive Wahrheit“ für „Kirchendogmen“ liegt, — während dies gerade die allersubjektiveste ist, die Glaubenssachen. Ich glaube nicht, dass irgend Jemand viel auf das Geschwätz dieser Pfaffen giebt, als eben sie selbst unter einander, ein Paar alte Weiber und wohl bezahlte Tartüffes. Aber das Görres-Blatt**) müssen Sie doch lesen.

Während alle wohl geschmierten Recensenten mit Respekt von der Korrespondenz des Fichte und Schelling reden, hat schon vor circa 2 Monat Menzel in seinem Litteraturblatt ehrlich dargethan, wie die Lumperei und Scharlatanerie der Kerle darin an den Tag kommt. Ebenso hat er Fichte's Anthropologie analysirt und ihre ganze Albernheit dargethan. Das Blatt Menzels enthält überhaupt viel Gutes, Gescheutes und ist wohl geschrieben. Nur muss man die häufigen Anfälle von Monomanie, nämlich religiöser, hinnehmen. Dabei zweifelt man

*) Aus der in No. 64. und 65. der Hengstenberg'schen „Evangelischen Kirchenzeitung“ erschienenen Recension meiner beiden Schriften über „die Naturwissenschaft“ etc. und den „Materialismus“, in welcher Recension auch Schopenhauers Erwähnung geschieht.

**) Den im vorigen Briefe erwähnten Artikel der „Historisch-politischen Blätter.“

immer, ob's nicht bloss Tartüffianismus ist: aber ganz toll, zum Lachen. — Freilich sind die litterarischen Blätter sehr schlecht geworden.

Die Anführung im Gubitz-Kalender*) ist gar nicht zu verachten: ich werde sie hier sehn, sobald er heraus ist.

„Schreibe, damit Dir geschrieben werde," — sagt die Bibel. Und somit wünsche ich Ihnen klare Augen und klaren Geist und verharre

der Alte
Arthur Schopenhauer.

82.

Frankfurt a. M. den 31. Oct. 1856.

Tausend Dank, alter Freund, für Ihre abermaligen Berichte und Abschriften. Sie sehn, wie all das Pack bemüht ist, mich herunter zu schreiben; es aber so ungeschickt angreift, dass es mir nichts schaden kann: die Herren vergessen, dass das lesende Publikum nicht mehr durchweg ein solches ist, was mich nicht gelesen hätte und daher ihren Lügen glaubte; und sodann wählen auch diese Lumpe, eine Autorität zu haben, die ihren Worten Gewicht gäbe: weit gefehlt! — Da will der Weisse mich zum Schellingianer machen,**) meint, durch kluge Kombination, so am Pult, die Feder im Maul, hätte ich, durch chemische Aussonderungen, aus des Schellings aufgewärmtem Spinozismus, meine Philosophie gemacht! Ehr könnt ihr Gold aus Mist ziehn. Auslachen wird man ihn. Und meine „Herzlosigkeit"! Die besteht vorzüglich darin, dass ich seine Visite nicht angenommen habe.***) — Habe es in der Protestantischen Kirchenzeitung, die hier gehal-

*) In dem Volkskalender von Gubitz für 1857 ist Schopenhauer citirt.

**) In einem Artikel über den „Kampf des Glaubens gegen den Materialismus" in der „Protestantischen Kirchenzeitung" 1856, No. 38.

***) Vergl. den 62sten Brief.

ten wird, nachgelesen. Der Fricke nun wieder:*) erst schwärzt er mich an, als einen Heiden und Unchristen (dies gerade wird Manche reizen, mich zu lesen); dann spricht er mir die Originalität ab, macht mich zum Hegelianer und Gott weiss was; citirt die Stelle des Schelling wieder:**) Dem habe ich vorgebeugt Parerga I., p. 124.***) Dann lobt er mich ein wenig, — um sein Urtheil und Geschmack nicht zu prostituiren. Und das Publikum sollte nicht sehn, dass aus allen diesen Menschen Neid, Hass des Guten und Angst um ihre Rockenphilosophie spricht? — Voltaire sagt mit Recht: ces gens là servent à répandre votre renommée.

Das Gewäsch der Westminster review hat mich wirklich geärgert; †) weil es ein Compositum ohne Gleichen von Lügen und Absurditäten ist. Ich glaube nicht, dass Oxenford††) das geschrieben hat; er müsste denn Alles, was er selbst über mich gesagt hat, vergessen haben, oder dies Mal besoffen gewesen seyn.

Wenn ich nicht sehr irre, so ist es Bona Meyer, der vor ein Paar Jahren ein Buch über die Zoologie des Aristoteles herausgegeben hat, darin er mich wiederholt anführt, mich als zoologische Auktorität gebraucht, auch meine Sätze diskutirt. — Sie nennen ihn einen „gescheuten, jungen Mann,“ — vielleicht wohl: aber ich sage Ihnen, dass er ein platter Geselle ist: dies bezeugt die von Ihnen abgeschriebene Stelle:†††) sie läuft darauf hinaus, dass

*) In den Blättern für litterarische Unterhaltung war ein Artikel von dem Theologen Fricke erschienen.

**) Schelling's: „Wollen ist Urseyn.“

***) Diese Stelle befindet sich in der 2ten Aufl. im I. Bd. S. 145. mit einem Zusatz.

†) Dies bezieht sich auf eine Recension des Cornillschen Buches in der Westminster-Review 1856, No. XX. Octob. S. 531.

††) Der Verfasser des meinen Briefen über die Schopenhauersche Philosophie vorangedruckten Artikels der Westminster-Review.

†††) Der Anlass der obigen Angriffe auf Bona Meyer ist Folgendes: Ich hatte Schopenhauer auf eine Stelle über ihn in Jürgen Bona Meyer's „Voltaire und Rousseau in ihrer socialen Bedeutung“ (Berlin, bei Reimer 1856) S. 47., wo Voltaires Kampf gegen den Optimismus mit dem seinigen zusammengestellt wird, aufmerksam gemacht. Zugleich hatte

moralisch es bloss auf die physische That ankomme, gleichviel aus welchen Motiven sie geschehe; — (wobei er sich hinter das schlechte zweideutige i. e. équivoque Wort lieben versteckt): aber bei ihm steht es so: Titus hungert; ich helfe ihm: da ist's einerlei, ob ich es thue aus Mitleid und Herzensgüte, oder aus dem nobeln Princip (besonders der gescheuten jungen Leute) „eine Hand wäscht die andre:" wenn nur Titus den Bauch voll kriegt, darauf allein kommt es an, und Das ist das eigentlich Reale an der Sache. — Sehen Sie, dies ist der niedrige, infame Realismus, der, von dem ich rede Parerga II., §. 109.*) — Schämen müssen Sie sich, von einem solchen Burschen gelobt zu seyn, weil Sie mit ihm in Ein Horn gestossen haben, bei der Entschuldigung der Moral der Materialisten.**) Die

---

ich ihm eine Stelle aus einem Artikel desselben Jürgen Bona Meyer über die sensualistische Moral (in Fichte's Zeitschrift für Philosophie, 29. Bd. 1. Heft S. 165.) angeführt, um ihm zu zeigen, dass ich mit meiner von ihm getadelten Ansicht (in „der Materalismus" S. VI. bis XIII.) über die Ungefährlichkeit des Materialismus für die Moral nicht allein stehe. Schopenhauer hatte nämlich diese meine Ansicht über den Materialismus eine „falsche Koncession" genannt. (Vergl. den 76sten Brief.) Die ihm nun hiegegen angeführte Stelle Bona Meyers, in welcher dieser mir beistimmt, lautete: „Ob ich glaube, meinen Nächsten zu lieben, damit er mich wieder liebe, oder weil meine Natur es so will, das macht für die Beurtheilung einen Unterschied, thatsächlich keinen. Die Hauptsache ist, dass ich ihn liebe. Bei Beurtheilung der sensualistischen Moral wird diese faktische Gleichheit viel zu häufig übersehen. Dies Uebersehen kann nur Erbitterung der streitenden Parteien nach sich ziehen. Mehr noch thut dies die alberne Beschränkung, die man zu allen Zeiten der Moral des Interesses aufbürdete, als sei ihr Ziel fleischliche Lust im niedern Sinne. Es ist gut, dass Frauenstädt auch gegen diese neuerdings wieder beliebte Folgerung einen Feldzug unternommen; das Unrechtthun verhilft den Gegnern der Nutzmoral niemals zum Siege."

Hierauf nun bezieht sich obiges gegen Bona Meyer Geschriebene.

*) S. zweite Aufl. II., §. 110.

**) Diese ganze Polemik Schopenhauers, welche der Anlass eines Bruches zwischen mir und ihm wurde, beruhte auf einem Missverständniss. Weder ich nämlich, noch Jürgen Bona Meyer hatten gelehrt, dass es moralisch sich gleich bleibe, aus welchem Motive eine gute That geschehe, (z. B. der hungrige Titus gespeist werde,) wenn sie nur überhaupt geschehe; sondern ich (in meiner Schrift über

Moral der französischen Materialisten ist ein Gewebe plumper Sophismen. Helvétius ist vortrefflich im Intellektuellen, — de l'esprit; schlecht im Moralischen, — de l'homme. Meine Philosophie ist tief; sie ist aber auch hoch: Das sollten Sie nicht vergessen. Sie gelten jetzt als mein erster Schüler, mein Haupt-Evangelist, — und werden einst Ruhm davon erndten: aber irrlichterlieren Sie nicht hin und her!

„Geh' er nur grad, ins Teufels Namen,
Sonst blas' ich ihm sein Flackerleben aus."

Ich will, dass Sie mir Ehre machen, und nicht das Gegentheil: möge es nie dahin kommen, dass ich sagen müsste was Voltaire dem Spinoza in den Mund legt: „j'ai de plats écoliers et de mauvais critiques." Also schwören Sie ab dem Teufel, d. i. der materialistischen Moral, oder der Toleranz gegen eine solche, und lassen Sie es bei dem Einen lapsus bewenden. Toll genug, dass ich hier, gegen Sie, auf der Seite der Görres'schen Blätter im gelben Umschlag*) stehn muss: — dahin haben Sie es gebracht. — „Wohl gebrüllt, Löwe!" Gehn wir weiter. Zuvor jedoch noch mein ernstlicher Rath, dass Sie jetzt einmal wieder meine Preisschrift über das Fundament der Moral, wie auch das 4te Buch (der Welt als Wille und Vorstellung) durchlesen, als eine Ihnen sehr nöthige medicina mentis.

Also weiter. Im Gubitz-Kalender steht von mir bloss eine kleine Stelle, und diese ganz verballhornt, nicht bloss

---

den Materialismus S. VI.—XIII.) und Jürgen Bona Meyer (in der angeführten Stelle aus Fichte's Zeitschrift) hatten dem Sinne nach beide nur behauptet, dass es sich gleich bleibe, wie eine moralisch gute Handlung ausgelegt werde, ob sie materialistisch, als eine Stoffwirkung, oder sensualistisch, oder sonst wie erklärt werde; wofern sie nur eine wirklich moralisch gute ist. Ich hatte in der erwähnten Stelle meiner Schrift über den Materialismus nicht, wie Schopenhauer mir vorwirft, die Nutz-Moral der Materialisten entschuldigt, sondern den theoretischen Materialismus nur gegen die Anklage, dass er mit seiner Erklärung der geistigen Erscheinungen als Stoffwirkungen alle Moral unmöglich mache, in Schutz genommen.

*) Des im 80sten Briefe erwähnten Artikels der „historisch-politischen Blätter", deren Umschlag ein gelber war.

den Worten, sondern auch dem Sinne nach. Die Freiheit, die man heut zu Tage sich unredlicher Weise mit Anführungen nimmt, ist arg. — Das Original der Stelle steht in meinem Hauptwerk II. p. 178. 179. —

In Gutzkows „Narrenwelt“ steht sein alter Artikel aus dem Küchenheerd,*) über die Parerga. Seine ganzen drei Bände scheinen eben daher genommen zu seyn; so dass das Publikum sein fades, gemeinplätziges Geschwätz jetzt nochmals aufgewärmt zu geniessen kriegt: und der hat 5000 Abonnenten! und Julian Schmidt eine 3. Auflage nach 9 Monaten, und Humboldts Briefe an seine Freundin 6 Auflagen: — da seht, was das deutsche Publikum ist! — Die litterarischen Unterhaltungsblätter werden immer schlechter: Zeising über Lazarus — das Pack kennt nicht was ich über Humor, über Ehre und Ruhm geschrieben habe, und kommt mit solchem Geträtsch.**) Lob des Schlechten kommt dem Lober heim: zweifeln Sie nicht daran. —

Ist mir eingefallen, dass Sie in Ihrem letzten Buch***) hätten anführen sollen, was ich am Schluss der Vorrede zu „Sehn und Farben“ gesagt habe.†)

Einliegender Brief eines Handwerkers ist von Gewicht: er bestätigt Weigelts Prophezeiung, dass meine Philosophie in's Volk dringen würde; — wenn auch dieser Mann eine Ausnahme ist. Habe ihm sehr freundlich geantwortet und gewünschte Notizen gegeben, besonders aber ihm empfohlen die neue Auflage der „Theologia deutsch“, — welche ich, beiläufig und zum zweiten Male, Ihnen auch zu lesen empfehle, was gewiss noch nicht geschehen ist:

---

*) Aus den „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ I. No. 5. über Schopenhauer als „Selbstdenker.“

**) Zeising hatte das Buch von Dr. M. Lazarus über „Das Leben der Seele“ (Berlin 1856) in den Blättern für litterarische Unterhaltung gelobt. Der erste Band dieses Lazarus'schen Buches enthält eine Abhandlung über „Ehre und Ruhm“ und eine über den „Humor als psychologisches Phänomen.“

***) Ueber den Materialismus.

†) Seite VI. der 2ten Aufl. „über das Sehn und die Farben.“

bei Ihnen gehn die Produkte des Bona Meyer vor. Es wäre jedoch eine gute Nachkur zu obiger medicina mentis.

In den Heidelberger Jahrbüchern, September, hat der Cornill einige Materialisten recensirt und ein so verworrenes, langweiliges Gewäsche geliefert, wie nur möglich. Der Mensch ist sehr unwissend: da spricht er durchweg von Idealismus, wo er Spiritualismus meint, — und so machen es jetzt die Meisten. Ich wünsche sehr, dass Sie irgend eine Gelegenheit vom Zaun brächen, um allen diesen Ignoranten plan und deutlich zu sagen, was Idealismus und was Spiritualismus sei, — zwei höchst verschiedene Dinge, welche direkt nichts gemein haben. Thun Sie das! es wird ein Wort zu seiner Zeit seyn. —

Der berühmteste hiesige Maler ist jetzt Göbel, und ist es durch das, Anfang dieses Jahres ausgestellte Porträtt einer alten Bäuerin, die im Gesangbuch liest, wobei, wie man deutlich sieht, sie die Lippen bewegt. Es hat viel Aufsehn und Journalgekrähe gemacht. Der hat vor 3 Wochen sich gemeldet, mein Porträtt zu machen, welches ich gern zugestanden habe. Nun aber ist er krank, an Skropheln. Das aber wird ein rechtes, ächtes Porträtt werden!

Und sonach bitten wir den Himmel, Tien, dass er Sie in seinen allmächtigen Schutz nehme.

Arthur Schopenhauer.

83.

Frankfurt a. M., den 6. Dez. 1859.

Mein alter Freund.*)

Ihre fortgesetzte Theilnahme an meiner Philosophie freut mich von Herzen: die Beweise derselben in Journälen

*) Zwischen diesem letzten Briefe Schopenhauers an mich und dem vorigen vom 31. October 1856 liegt ein Zeitraum von mehr als drei Jahren, während dessen er nicht an mich geschrieben hat. Auf seine Invektiven gegen mich und Bona Meyer im vorigen Briefe hatte ich ihm nämlich unumwunden zu verstehen gegeben, dass er sich sein „Brüllen" erspart hätte, wenn er nur auf den eigentlichen Sinn meiner

habe ich zum Theil bemerkt: das Beste darunter erwähnen Sie nicht, die Biographie in der Illustrirten Zeitung, mit der ich sehr zufrieden bin.*)

Aber die zunehmende Verdunkelung Ihrer Augen ist beklagenswerth: wenn doch der Jüngken helfen könnte! — Mein linkes Ohr wird auch allmälig immer schwächer. Im Uebrigen bin ich kerngesund.

Die Zusätze in meiner neuen Auflage**) Ihnen anzugeben ist nicht möglich, weil sie fast alle kurz und überall eingefügt sind: im zweiten Band betragen sie 100 Seiten, im ersten 36. Sie werden sie am leichtesten her-

---

und der Meyerschen Behauptung eingegangen wäre, statt ihr in der Hitze sogleich einen Sinn unterzulegen, den sie gar nicht hatte. Ich hatte ihm auch nachgewiesen, dass er sogar Dasselbe behaupte, als ich und Jürgen Bona Meyer, indem ja auch er in der Welt als Wille und Vorstellung I., §. 66. erkläre, dass die tugendhaften Handlungen unabhängig seien von abstracten Dogmen und Philosophemen, also von der Auslegung, welche die Vernunft ihnen giebt. Es könnten also Handlungen von moralischem Werth auch bei materialistischer Auslegung derselben, bei Ableitung derselben aus Stoffbewegungen, bestehen. Weiteres aber, als eben dieses, hätte ich in meiner Vertheidigung des Materialismus, und in Uebereinstimmung mit mir Bona Meyer, nicht behauptet. — Ich war so überzeugt, dass Schopenhauer im vorigen Briefe mir Unrecht gethan, dass ich ohne Scheu ihm Vorwürfe über seine Heftigkeit machte, die ihn mitunter hindere, richtig zu lesen, was dasteht. Er brach hierauf die Correspondenz ab. Da er nun nicht mehr an mich schrieb, schrieb auch ich nicht mehr an ihn. Gelegenheit an ihn zu schreiben nahm ich erst wieder, als er mir nach dem Erscheinen der 3ten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ ein Freiexemplar derselben durch Brockhaus zugeschickt hatte. Da schrieb ich ihm einen Dankbrief, worin ich ihm zugleich über meine fortgesetzte Thätigkeit für seine Philosophie berichtete, und hierauf folgte obiger sein letzter Brief.

*) Auf an mich ergangene Aufforderung der Redaction der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ hatte ich für dieselbe zu dem Bildnisse Schopenhauers eine kurze Biographie und Charakteristik desselben geliefert. (S. „Illustrirte Zeitung“ 1858, No. 805.)

**) Der 3. Aufl. der „Welt als Wille und Vorstellung.“ Ich hatte ihn ersucht, mir die Seiten der 3. Aufl., welche Zusätze enthalten, zu bezeichnen.

ausfinden, wenn Sie die Seitenzahl jedes Kapitels mit der in der 2. Auflage vergleichen: im ersten Band die der Bücher. Von längeren kann ich Ihnen nur folgende angeben: Bd. 2., S. 39. 300. 641. 710. —

Die Professoren sind bemüht, mich schlecht zu machen: Rosenkranz im 2. Band seiner Hegel-Logik; Noack im 2. Bd. seines Schellings, wo er versichert, ich hätte Alles gestohlen von Fichte und Schelling. Auch hat er einen eigenen höhnischen Artikel über mich in seinem obskuren Journal: *) es kommen zu lassen ist mir nicht die Groschen werth. — Carrière in seiner Aesthetik erwähnt mich nebenbei als einen unbedeutenden.

„Den Teufel merkt das Völkchen nicht, und
wenn er sie beim Kragen hätte."

Die sollen sehn! —

Die Ney**) ist das liebenswürdigste Mädchen, so mir je vorgekommen. Sie ist jetzt in Hannover, kommt zu Weihnacht nach Berlin zurück. Die Büste ist, wie ich vernehme, jetzt in Berlin ausgestellt: sobald daselbst das artistische Eigenthum juristisch festgestellt ist, wird sie durch Abgüsse vervielfältigt: ich kriege eine geschenkt. Den Preis werden Sie in ihrem Attelier im Lagerhause erfahren können. — Göbel, unser bester Maler, hat mein Porträtt in Oel letzten Winter vollendet und jetzt selber es in Kupfer gestochen, ist beinahe fertig und soll dann in Berlin verlegt werden. Das Original ist natürlich noch bei ihm, wird auch nach Berlin, Wien u. s. w. gehen.

Ich kriege wohl nicht die Hälfte zu sehn von dem was über mich geschrieben wird: das in der konstitutionellen, wie auch das in der Novellen-Zeitung, vom 14. September, hat mir Asher angegeben, sonst ich es nicht würde erfahren haben. Letzteres ist eine satirische Beschreibung meiner Person von Mad. B . . . ., weil ich nicht

---

*) In der „Psyche" 1859, 2. Bd. 1. Heft, S. 17 — 44.

**) Die Bildhauerin, welche Schopenhauers Büste gemacht.

habe mit ihr konversiren wollen, bei Tische: — 8 Tage lang: mit den Protokollen dieser gehofften Konversationen gedachte sie ihre Hotels-Rechnungen zu bezahlen.

Wenn Ihnen etwas vorkommt, davon Sie glauben, es könnte mir unbekannt bleiben, werden Sie durch einen Wink darüber sehr verbinden

Ihren Freund
Arthur Schopenhauer.

III. Nachlassstücke.

Die nachfolgenden Stücke aus Schopenhauers Erstlingsmanuscripten und aus seinen Vorlesungen beanspruchen keine selbstständige Geltung, sondern sollen blos zur Bestätigung des in den Memorabilien über beide Gesagten dienen. Sie konnten dort keine Stelle finden, weil sie den Zusammenhang zu sehr unterbrochen hätten.

Die Aphorismen aus den Erstlingsmanuscripten sind als Aphorismen von Schopenhauer geschrieben und zwar in dem Zeitraum von 1812—1818, theils zu Berlin, theils zu Weimar und Dresden. Sie stehen in seinen Heften sehr zerstreut, unterbrochen durch Anderes. Ich aber habe sie ihrer Verwandtschaft nach zusammengestellt. Man wird in ihnen das bestätigt finden, was ich über den dualistischen Grundcharakter der Schopenhauerschen Lehre gesagt habe.

Was die Schopenhauerschen Vorlesungen betrifft, so habe ich bereits oben S. 364—366. das Nöthige darüber gesagt und zugleich die Gründe angegeben, die mich bewegen, Proben aus ihnen zu veröffentlichen, obgleich Schopenhauer aus formellen Gründen gegen den Druck von Vorlesungen war.

Die Proben, die ich hier gebe, sind aus den Einleitungen und Exordien genommen. Schopenhauer hat nämlich dem Vortrag der „Grundzüge der gesammten Philosophie", d. h. der vier Bücher der Welt als Wille und Vorstellung, eine allgemeine Einleitung über das Studium der Philosophie vorangeschickt; sodann hat er in einem besondern Exordium über seinen Vortrag und dessen Methode die Gründe auseinandergesetzt, die ihn bestimmen,

das Ganze der Philosophie, also Dianoiologie (Erkenntnisslehre), Metaphysik der Natur, des Schönen und der Sitten, die sonst getrennt vorgetragen werden, in einen Vortrag zusammenzufassen und in einem Semester zu absolviren. Endlich hat er auch noch jeder der genannten vier Disciplinen oder vier Bücher der Welt als Wille und Vorstellung, so wie auch einzelnen Kapiteln derselben, kurze Einleitungen oder Exordien vorangeschickt. Diese Einleitungen und Exordien scheinen mir am geeignetsten, den Geist und Charakter seiner Vorlesungen kenntlich zu machen; daher ich die nachfolgenden Proben aus ihnen gewählt habe.

---

1. Aus Schopenhauers Erstlingsmanuscripten.

Dass die meisten Menschen keine Philosophen werden, kommt daher, dass das Konkrete, Einzelne der Erscheinung, die Mannigfaltigkeit der Erfahrung, durch ihren Schein von Realität, ihre Aufmerksamkeit fesselt, so dass, wenn sie sich von jenen abziehn sollen zu einer Betrachtung des Ganzen der Erfahrung, ihnen angst und bange wird, wie dem Kind, wenn die Amme weggeht. Dem Philosophen hingegen wird eben in diesem Strom der einzelnen Erscheinungen angst und bange; und wie jene nicht die Geduld haben, sich vom Einzelnen und Mannigfaltigen zu entfernen, und es fortfliessen zu lassen, um das Ganze zu betrachten; so hat dieser nicht die Geduld, das Einzelne zu betrachten, bevor er weiss, was er aus dem Ganzen zu machen hat.

Philosophie hat viel Aehnlichkeit mit der Anatomie des Gehirns: falsche Philosophie, d. h. falsche Weltansicht, und falsche Anatomie des Gehirns zerschneiden und trennen was als Eins und ein Ganzes zusammengehört, und vereinigen dagegen in den abgeschnittenen Stücken fremd artige Theile. Wahre Philosophie und wahre Anatomie

des Gehirns zerlegen Alles richtig, finden und lassen als Eins was Eins ist und legen heterogene Theile auseinander.

Finden wir Widersprüche in der Welt, so ist dies ein Zeichen, dass wir den wahren Kriticismus noch nicht besitzen und was Zwei ist für Eins halten.

Ein theoretischer Philosoph ist, wer von den Vorstellungen aller Klassen ein Abbild in Begriffen, also für die Vernunft, geben kann, eben wie der Maler, was er gesehn, auf der Leinwand, der Bildner in Marmor, der Dichter in Bildern für die Phantasie abbildet.

Ein sogenannter praktischer Philosoph dagegen ist wer umgekehrt sein Handeln nach Begriffen leitet: also wie Jener das Leben in den Begriff, so trägt dieser die Begriffe in's Leben über: er handelt folglich durchaus vernünftig, d. i. konsequent, planmässig, überlegt, nie übereilt oder leidenschaftlich, lässt sich nie durch den Eindruck des Augenblicks bestimmen.

Der theoretische Philosoph bereichert die Vernunft, er schenkt ihr: der praktische nimmt von ihr, lässt sie sich dienen.

Der Karakter der Welt würde Falschheit seyn, wenn mit der Anschauung des Dinges die eigentliche Erkenntniss seines Wesens nicht vollendet wäre, sondern man, um diese zu erreichen, etwas vom Dinge ganz Verschiedenes, seinen Grund, suchen müsste. Die so von einem zum andern weiter geschickte Erkenntniss ist nur die endliche, ist nur für die Vernunft, für die Wissenschaft: die philosophische Erkenntniss aber ist in sich ruhend und vollendet, sie ist die Platonische Idee, welche man durch klare, objektive, innere Anschauung erhält: da giebt sich jedes Ding für Das, was es ist,

spricht sich selbst rein aus, und schickt nicht von einem zum andern, wie der Satz vom Grunde.

Die Philosophie ist so lange vergeblich versucht, weil man sie auf dem Wege der Wissenschaft, statt auf dem der Kunst suchte. Daher hat keine Kunst so entsetzliche Pfuscherei aufzuweisen, als diese. Man suchte das Warum, statt das Was zu betrachten; man strebte nach der Ferne, statt das überall Nahe zu ergreifen; man gieng nach Aussen in allen Richtungen, statt in sich zu gehen, wo jedes Räthsel zu lösen ist. Man war im Theoretischen auf eben die Art thöricht, wie wir Alle beständig im Praktischen sind, wo wir vom Wunsch zur Befriedigung und dann zum neuen Wunsch eilen und so das Glück endlich zu finden hoffen, statt nur ein einziges Mal in uns zu gehen, vom Wollen uns loszureissen und im besseren Bewusstseyn zu beharren.

Der Satz vom Grunde in seinen vier Gestalten gleicht einem Sturm ohne Anfang und Ende, der Alles mit sich fortreisst: auch die Wissenschaft geht seinen Weg stolzirend, im Wahn eines Ziels: aber die Kunst gleicht dem ruhigen Sonnenlicht, das kein Sturm erschüttert und das den Sturm durchschneidet. — Der Philosoph vergesse nie, dass er eine Kunst treibt und keine Wissenschaft. Lässt er sich im Mindesten von jenem Sturm von der Stelle rücken, lässt er sich auf Ursach und Wirkung, auf Früher und Später, oder gar auf Abspinnen aus Begriffen ein; so ist ihm die Philosophie verloren, und an ihrer Statt werden ihm Mährchen. Nicht dem Warum gehe er nach, wie der Physiker, Historiker und Mathematiker, sondern er betrachte bloss das Was und lege es in Begriffen nieder (die ihm sind was der Marmor dem Bildner), indem er es sondert und ordnet, jedes nach seiner Art, treu die Welt wiederspiegelnd, in Begriffen, wie der Maler auf der Leinwand.

Die horizontale Linie ist der Weg der Wissenschaft und des Genusses, die senkrechte der Weg der Kunst

und der Tugend. — Wer bei Begriffen bleibt, wird kein Künstler und Philosoph: dieser muss den Begriff, die Vernunft fahren lassen und unbefangen anschauen, eben damit er alsdann die Begriffe und die Vernunft bereichere. So muss der Held das Leben aufgeben, um das Leben zu gewinnen.

Ein Philosoph kann nur Der seyn, der frei von aller Reflexion die Welt anschauen und die Ideen erfassen kann, wie der bildende Künstler und der Dichter, zugleich aber die Begriffe so in seiner Gewalt hat, dass er die Welt darin ausdrücken und wiederholen kann,

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt
Befestigt in dem dauernden Gedanken.“

Dem Philosophen muss bei aller Lebhaftigkeit der Anschauung die Reflexion immer ganz nahe liegen: ja, er muss einen gleichsam instinktartigen Trieb haben, Alles was er anschaulich erkannt sogleich in Begriffen auszudrücken, wie geborene Maler bei Allem was sie sehn und bewundern, sogleich zum Griffel greifen.

Alle Philosophen haben darin geirrt, dass sie die Philosophie für eine Wissenschaft hielten, und sie daher am Leitfaden des Satzes vom Grunde suchten.

Nach Welt-Anfang und Ende, Zustand vor und nach dem Tode u. s. w. fragen, worin der Zweck fast alles Philosophirens vor Kant bestand, und wozu uns allerdings die blosse Vernunft treibt: — dies ist das widersprechende Beginnen, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung erkennen zu wollen. Die Sonderung und Erkenntniss beider ist die wahre Philosophie.

Alle Mythen vom Zustande nach dem Tode, von Vergeltung und Strafe, alle Religionen sind solche Versuche, das Ding an sich nach den Gesetzen der Erscheinung

zu konstruiren: nach einer solchen Konstruktion wäre die Welt eine Frucht, deren dicke Schaale ihre ganze Masse ausmachte, ohne Fleisch und Kern. So gut gemeint solche Mythen, so zweckdienlich und erspriesslich sie seyn mögen, sie sind doch für den Philosophen, was chinesische Götzen dem Phidias wären. Und auch die Wahrheit hat ihre Rechte.

Alle Philosophen bis Kant, d. h. alle Dogmatiker, sind eigentlich Leute, die die Quadratur des Zirkels suchen: denn indem sie durch Gesetze und Verhältnisse der Zeitlichkeit die Ewigkeit erklären wollen, suchen sie das Aufgehen inkommensurabler Grössen.

Zwischen Dogmatismus und Kriticismus ist weiter kein Unterschied, als der, dass der Kriticismus ein Versuch ist, uns aus dem Traum des Lebens zn wecken, der Dogmatismus hingegen ein nur noch weit festeres Einschlafen.

Die Kant'sche Philosophie lehrt, dass das Weltende nicht ausser uns, sondern in uns zu suchen ist.

Die Philosophen des Alterthums haben viele ganz heterogene Dinge in einen Begriff vereint: Beispiele davon liefert jedes platonische Gespräch in Menge. Die grösste Verwirrung und Verwechselung der Art ist aber die der Ethik mit der Politik. Der Staat und das Reich Gottes oder Moralgesetz sind so heterogen, dass ersterer eine Parodie des letztern ist, ein bitteres Lachen über dessen Abwesenheit, eine Krücke statt eines Beines, ein Automat statt eines Menschen.

Bei den Griechen, ins Besondere bei Homer, ist das bessere Bewusstseyn noch gar nicht der Vernunft

kund geworden und hat daher noch gar keinen Ausdruck in der Rede gefunden. Diesen konnte es erst spät, mittelbar, bildlich, durch sehr künstliche Vorrichtungen (Religion, Philosophie) erhalten. Damals ruhte es noch ganz im Innern des Geistes, wie ein Gott im Allerheiligsten, und bestrebte sich nicht, in das vernünftige empirische Bewusstseyn zu kommen, als in eine ihm wesentlich fremde und unzugängliche Region. Daher hält sich Homer so einzig und ohne Wanken in der Sinnenwelt, behauptet ihr ausschliessliches Recht auf Realität. Auch die Götter sind ganz in ihr, als der die Perspektive schliessende und das Auge befriedigende Horizont.*)

In Mährchen, Arabesken und dem Parmenides des Plato liegt das Anziehende, das Aesthetische darin, dass das Unmögliche als möglich erscheint, und doch ein Schein von Wahrheit beibehalten ist: nur ein einziges Gesetz ist aufgehoben oder verändert, z. B. in Arabesken das Gesetz der Schwere; alles Uebrige ist geblieben, aber dennoch ist ein ganz neuer Lauf der Dinge entstanden, bei jedem Schritt überrascht uns von Neuem das sonst Unmögliche, das Schwierige ist leicht, das Leichte schwer geworden, aus dem was Nichts schien quillt eine Welt hervor und das Ungeheure verschwindet in Nichts.

Dass dieses ästhetisch auf uns wirkt, d. h. das bessere Bewusstseyn aufregt, kommt daher, dass wir inne werden,

*) Eine andere, variirende Stelle lautet:

Homer, der reinste Ausdruck der alten Welt, führt uns das Reissen, Laufen, Hadern und Toben der Welt vor, wie es der Gegenstand unseres empirisch-vernünftigen Bewusstseyns ist. Aber das bessere Bewusstseyn in uns, das durch alles Jenes unberührt und unerschüttert, tief im Innern thront, hat er objektivirt und (eben wie die einzelnen Kräfte der Natur) personificirt in den seeligen, unsterblichen Göttern, die vom Olymp ruhig dem Getümmel zusehn, und für die das Alles nur ein Scherz ist. Ein vorzügliches Beispiel giebt Ilias 22., Vers 100—200., wo man sich von der Angst des gejagten Hektors recht an den Göttern erholt, ganz wie das bessere Bewusstseyn unsere Zuflucht ist aus dem Drangsal der Welt.

wie bedingt diese Sinnenwelt und ihre Gesetze sind, wie unwesentlich, zufällig: und dagegen erkennen wir desto deutlicher den Gegensatz, Das, mit dem man nicht so spielen kann, das Unbedingte, Wesentliche, Nothwendige.

Parmenides spielt mit der logischen Möglichkeit, wie eine Arabeske mit der physischen: sein Genuss ist desto höher, weil nicht nur die Sinnenwelt, sondern auch der Verstand, als Zufälliges, Nichtiges erscheint.

Moralische und ästhetische Formen und Regeln darf man nicht so antasten, das würde ganz den entgegengesetzten Effekt hervorbringen, ist daher auch noch in keinem Mährchen, und keiner Arabeske, auch nicht im Parmenides geschehn. Vielmehr ist der Gesang der Hexen im Makbeth fair be foul and foul be fair. Hexen, Teufel, Schicksal, sind ja auch das realisirte und personificirte Böse, Nichtige, Zufällige.

J a k o b B ö h m hascht beständig nach den Ideen aller Dinge und möchte sie fassen und darstellen: aber überall ergreift ihn wieder der Satz vom Grunde und zwingt ihn, statt dessen, Mährchen zu erzählen. So gleicht er einem Fluss, der die Bilder der Gegend abspiegeln möchte, wenn nicht der Wind seinen Strohm in Wellen triebe, so dass die Oberfläche uneben wird.

So wie die a l t e n G ö t t e r dem Fatum unterworfen sind; so setzen die c h r i s t l i c h e n P h i l o s o p h e n über ihren G o t t die aeternae veritates, d. h. die metaphysischen, mathematischen und logischen Wahrheiten, (Einige auch die Gültigkeit des Moralgesetzes), als welche nicht durch Gottes Wille, noch von ihm abhängig, im Gegentheil auch in Hinsicht auf ihn gültig sind.

Ich habe auf einem früheren Bogen auseinandergesetzt, wie diese Welt so voll Jammer, Zwiespalt mit sich selbst,

Irrthum, Thorheit, Bosheit, seyn muss, weil sie ist durch Das, was nicht seyn soll. Eben daher kann der Verstand, als welcher auch bedingt ist durch Das, was nicht seyn sollte, nämlich die Zeitlichkeit, — nie das wahre Wesen der Dinge erkennen.

Der vollkommene Philosoph stellt theoretisch das bessere Bewusstseyn rein dar, indem er es genau und gänzlich vom empirischen sondert. Der Heilige thut dasselbe praktisch. Beiden ist es karakteristisches Merkmal ihrer Vollkommenheit, dass sie keinen Theil des empirischen Bewusstseyns schonen, unter welcher Gestalt es auch erscheinen mag.

Meine ganze Philosophie lässt sich zusammenfassen in den einen Ausdruck: die Welt ist die Selbsterkenntniss des Willens.

(Nach einer Erklärung gegen die Ableitung des thierischen Lebens aus Elektricität und Chemismus, dessen wieder aus Mechanismus, und so immer des Näheren aus dem Ferneren, des Unmittelbaren aus dem Mittelbaren, des Starkerscheinenden aus dem Schwacherscheinenden, des Ansich aus der Erscheinung):

Ich schlage den entgegengesetzten Weg ein: aus der Art wie das Motiv Deinen Willen bewegt, sollst Du verstehen, wie die Ursache die Wirkung bewegt, aus den auf Motiven erfolgenden (vulgo willkürlichen) Bewegungen Deines Leibes die ohne Motive erfolgenden (organischen, vegetativen), aus diesen die lebende Natur, den Chemismus, den Mechanismus: also aus dem Unmittelbaren das Mittelbare, aus dem Nahen das Ferne, aus dem Vollkommenen das Unvollkommene, aus dem Ding an sich, dem Willen, die Erscheinung.

Dies ist die eigentliche Originalität meiner Lehre, wodurch sie durchaus im Gegensatz steht mit allen frühe-

ren Versuchen, und von Grund aus die Methode der Untersuchung ändert. — Nicht aus der Erscheinung das Ding an sich, was ewig misslingen musste, sondern umgekehrt soll erklärt werden. — Aus Dir sollst Du die Natur verstehen, nicht Dich aus der Natur. Das ist mein revolutionäres Princip.

Es war zu voreilig, dass man aus dem bisherigen Misslingen die Hoffnung auf eine genügende Philosophie aufgab. Man hätte wenigstens denken sollen, dass auch hier est quadam prodire tenus. Aber die Hoffnung soll man aufgeben, dass eine genügende Philosophie, das Abbild der Vollendung der Besinnung des Menschen, je dem dumpfen, besinnungslosen, taumelnden Pöbel einleuchten können und à la portée de tout le monde seyn werde. Sie wird Kunst seyn und, wie diese, nur Wenigen wirklich daseyn. Denn für die Meisten sind weder Mozart, noch Raphael, noch Shakespeare je dagewesen: eine unübersteigbare Kluft trennt diese auf immer von der Menge, wie die Nähe der Fürsten dem Pöbel unzugänglich ist.

Anders kann es auch mit der ächten Philosophie nicht seyn.

Meint ihr denn, die Philosophie werde nicht seyn, wie jedes ächte Kunstwerk, das unerreichbare Maass, an dem Jeder seine eigene Höhe misst? sondern sie werde seyn wie ein Rechnungs-Exempel, das auch der Beschränkteste und Geistesärmste sich vollständig aneignen und übersehen kann?

Die Duplicität unsers Bewusstseyns offenbart sich theils praktisch in der Duplicität des Willens, der ein zwiefaches höchstes Gut hat, wovon keines sich auf das andere zurückführen, sich ihm unterordnen, sich mit ihm vereinigen lässt, auch keines zu erlangen ist, ohne dass das andere völlig rücksichtslos aufgegeben werde.

Theils aber offenbart die Duplicität des Bewusstseyns sich theoretisch in Folgendem.

Gehn wir vom Objekt aus, so ist uns die Materie das erste, das wichtigste: wir kennen keinen andern Gegenstand des Forschens, keine höhere Weisheit, als wie aus der Materie die Weltkörper, die chemischen Grundstoffe, die Species der Gesteine und besonders die Organisationen hervorgegangen sind: die chemische Verwandtschaft der Stoffe und die Polarität sind die Hauptdata, die Ausgangspunkte zu jener Reihe von Ursachen und Wirkungen, mit deren Auflösung alle Weisheit gefunden seyn wird. Wir vergessen dabei ganz, dass das Alles nur unsere Vorstellungen sind, und dass Ursach und Wirkung seyn nur für unsern Verstand etwas bedeutet, und dass die Zurückführung auf seine Gesetze eine Erklärung ist, mit der selbst wieder ein neues Poblem beginnt, nämlich diese Gesetze selbst. Wir übersehen demnach, dass jede noch so folgenreiche Erklärung, sobald sie von irgend einem Datum, das nicht weiter erklärt, sondern faktisch angenommen wird (wie hier Materie oder Ursach und Wirkung) und diesseit dessen sich alle Erklärung hält, ausgeht, dem hölzernen Vogel auf der Stange zu vergleichen ist, den man willkührlich zum Ziel seines Strebens gemacht hat, und den zu erlangen man Alles aufbietet, der aber, sobald er erlangt ist, doch nur ein hölzerner Vogel bleibt. Mit einem Wort, eine bedingte Erklärung macht mich nur relativ klüger.

Auf diesem Standpunkt ist uns Alles nichtig, was nicht den Raum füllt, nicht Materie ist, daher auch die platonischen Ideen, die einzigen Formen der Dinge. Jordanus Brunus scheint mir auf diesem Standpunkt zu stehen: daher sein Eifern gegen die Platonischen Ideen, sein Beweisen und Preisen der Unendlichkeit der Körperwelt, deren innere treibende Kraft er Gott nennt.

Alles bisher Gesagte zeigt die Eine Seite des Bewusstseyns, die in Verstand, Sinnlichkeit und Vernunft befangene, und zwar, insofern sie, wie es ihr am angemessensten ist, vom Objekt ausgehend reflektirt. — Diese

nun wird ganz vernichtet durch das bessere Bewusstseyn (wie dieses durch jene). Mit dem Eintritt des bessern Bewusstseyns verschwindet jene ganze Welt, wie ein leichter Morgentraum, wie ein optisches Blendwerk; nur nach ihrer Bedeutung fragen wir noch, nach den platonischen Ideen, welche auszudrücken alle Zeit und aller Raum nebst ihrem Inhalt nur die Buchstaben, der rohe Stoff waren;*) und selbst die Ideen verschwinden zuletzt, indem das Bewusstseyn sich zurückzieht in die ewige Ruhe und ungetrübte Seeligkeit, die geistige Sonne des Platon. (Rep. VII.) Es wird jetzt klar, dass die vorhin ewige, unverrückbare, unendliche Realität der Materie doch nur eine relative war, die nämlich davon abhing, dass das Bewusstseyn als Subjekt auftrat, für welches allein Objekte da sind. Das Bewusstseyn beweist aber jetzt, dass es auch anders, als als Subjekt auftreten kann, und hier ist die Freiheit, die Möglichkeit, selbst theoretisch die Welt zu vernichten.

Welch ein Gegensatz! Einerseits finden wir nur die Materie als real, bleibend, wahrhaft seiend, die Form dagegen als hinfällig, verschwindend, nichtig. Andererseits ist nur die Form das Reale, von Zeit und Raum Freie, die nur die Art ihres Erscheinens sind, wie die Materie eben nur ihre Sichtbarkeit. Die Form (ειδος) ist unvergänglich, weil sie ausser der Zeit liegt; die Materie ist unvergänglich, weil sie in unendlicher Zeit (die ihr nichts anhaben kann) besteht.

Diese Antinomie liegt nicht in der Vernunft, sondern sie ist der Wendepunkt, auf dessen Spitze die Welt balancirt: sie ist einer der Ausdrücke des Gegensatzes zwischen empirischem und besserm Bewusstseyn: jede ihrer Antithesen ist wahr und ist falsch, je nachdem man auf diesem oder jenem Standpunkt steht. Sie ist theoretisch, was Tugend und Laster praktisch. Der erste

*) Diese doppelte Ansicht stellt Platon dar im Sophista, p. 259—266.

Standpunkt ist der der Wissenschaft, der zweite der der Kunst. Zum ersten leitet die Vernunft, zum zweiten das Genie. Alle Philosophen haben auf einem von beiden gestanden. Auf dem ersten Aristoteles und fast Alle: auf dem zweiten sehr wenige, aber Platon und Kant. Auf dem ersten steht der Empirismus, aber eigentlich ebenfalls der Rationalismus, weil eben die Vernunft so gut, als Sinne und Verstand, dem empirischen Bewusstseyn angehört, der Erkenntniss nach dem Satz vom Grunde: als der wahre Gegensatz vom Empirismus und Rationalismus steht auf dem zweiten Standpunkt der ächte Kriticismus.

Der ersten Ansicht ist die Form eine Nebensache, ein Zufälliges, Eines, dessen vergängliche Dauer im Gegensatz der unendlichen Zeit, in der die Materie immer beharrt, gänzlich verschwindet: die Materie dagegen ist Alles, ist real. — Der andern Ansicht ist die Form allein beachtenswerth, da nur sie Bedeutung hat, indem sie Ausdruck der Platonischen Ideen ist: die Materie dagegen kommt bloss in Betracht, sofern sie die Form ausdrückt.

In der hier aufgestellten Gestalt drückt sich vielleicht am deutlichsten der Gegensatz aus, der alle Menschen in zwei Parteien, nämlich die Vernünftigen und die Genialen theilt, welche Parteien sich einander in tausendfachem Streit entgegenstellen. Bald will die erste das Nützliche, dagegen die andere das Schöne. Bald will die erste Egoismus, die zweite Tugend und Aufopferung. Die erste müsste, um konsequent zu seyn, immer reinen Materialismus predigen, wie das Système de la Nature. Aber sie ist meistens nicht resolut genug dazu und hilft sich durch eine andere Welt in Wolkenkukuksheim, durch Theismus, durch Religion. Man sieht, der Name ihrer Anhänger ist Legio. (Diese entgegengesetzten Ansichten stellt Platon auf im Sophista, p. 259—266. — Siehe Jakobi's Darstellung der Philosophie des Bruno, in seinen Briefen über das System des Spinoza, 1789. p. 269—287).

Aber das bessere Bewusstseyn kennt weder Objekt noch Subjekt: es steht also auf keinem von beiden Standpunkten, da auch die platonische Idee ein Objekt ist.

Aber seine Aeusserung, das Genie, steht auf dem zweiten Standpunkt. Seine andere Aeusserung, die Heiligkeit, besteht darin, dass man die Idee der Welt anschaut und sie nicht will.

Die platonische Idee: Das ist das wahrhaft Seyende der Welt, die Welt, über die man zu beschliessen hat, ob man sie will oder nicht, mit völliger Allmacht zur Ausführung seines Willens.

Eine Erfahrung, an der sich die Duplicität unsers Bewusstseyns deutlich macht, ist unsere in verschiedenen Zeiten verschiedene Gesinnung gegen den Tod. Es giebt Augenblicke, wo, wenn wir den Tod lebhaft denken, er in so fürchterlicher Gestalt erscheint, dass wir nicht begreifen, wie man mit solcher Aussicht eine ruhige Minute haben könne und nicht Jeder sein Leben mit Klagen über die Nothwendigkeit des Todes zubringe. — In andern Zeiten denken wir mit ruhiger Freude, ja mit Sehnsucht an den Tod.

In beiden haben wir Recht. In der ersten Stimmung sind wir ganz vom zeitlichen Bewusstseyn erfüllt, sind nichts als Erscheinungen in der Zeit; als solchen ist uns der Tod Vernichtung und als das grösste Uebel mit Recht zu fürchten. In der andern Stimmung ist das bessere Bewustseyn lebendig und es freut sich mit Recht auf die Lösung des geheimnissvollen Bandes, durch welches es mit dem empirischen Bewusstseyn in die Identität Eines Ichs verknüpft ist. Denn mit dem empirischen Bewusstseyn ist nicht nur Sündhaftigkeit, sondern auch alle Uebel, die aus diesem Reiche des Irrthums, des Zufalls, der Bosheit und Thorheit folgen, und endlich der Tod nothwendig gesetzt. Der Tod ist gleichsam eine durch das Leben kontrahirte Schuld, die anderen minder gewiss bestimmten Uebel ebenso. Die Bibel und das Christenthum lassen daher mit Recht durch den Sündenfall den Tod in

die Welt kommen und die Beschwerden und Noth des Lebens: („du sollst dein Brod im Schweisse deines Angesichts essen“ u. s. w.). — Die Bosheit Anderer, durch die wir leiden, ist der Anlage nach auch in uns und also durch unsere Menschwerdung verschuldet, und wir deshalb ihren Wirkungen mit Recht anheimgefallen. Das Zeitliche in uns gehört der Zeit, muss in ihr leiden und vergehen: für Selbiges ist keine Rettung. Nur das Ewige kann durch Selbstbejahung, d. i. Tugend, sich retten. Verläugnen wir es hingegen, d. i. sind lasterhaft, so sind wir eben darum ganz Zeitwesen und ganz dem Uebel und Tod anheimgefallen.

Asketik ist Negation des zeitlichen Bewusstseyns, Hedonik seine Affirmation. Der Brennpunkt dieser Affirmation ist Befriedigung des Geschlechtstriebes: daher ist Keuschheit die erste Stufe zur Asketik und macht den Uebergang von der Tugend zu ihr. Daher würde, wenn sie allgemein würde, das Menschengeschlecht aussterben, d. h. das unerklärbare Bestehen des zeitlichen Bewusstseyns neben dem bessern nicht mehr seyn, das bessere also sich rein affirmiren, von welcher Affirmation Tugend ja eben die Erscheinung ist.

Der Weise erkennt sein Leben hindurch, was Andere erst im Tode, d. h. er weiss, dass das ganze Leben Tod ist. Der Thor ist der schlafende, träumende Galeerensklav: der Weise der wachende, der seine Ketten sieht und ihr Klirren hört. — Wird er das Wachen zum Entkommen benutzen?

Durch die Sünde ist der Tod in die Welt gekommen, sagt das Christenthum. Aber der Tod ist bloss der übertriebene, grelle, gellende, plumpe Ausdruck dessen, was die Welt durch und durch ist. Also ist es wahrer zu sagen: die Welt ist durch die Sünde.

Das Leben ist der Korrekturbogen, daran die im Setzen begangenen Fehler offenbar werden. Auf welche Weise sie offenbar werden, wie gross oder klein die Lettern sind, ist ganz unwesentlich. Daraus erhellt die gänzliche Unbedeutsamkeit der äussern Erscheinung des Lebens, die Unbedeutsamkeit der Geschichte: denn wie es einerlei ist, ob ein Druckfehler mit grossen oder kleinen Lettern gedruckt ist; so ist es im Wesentlichen einerlei, ob ein böses Gemüth sich abspiegele als ein Welteroberer, oder als ein Gauner oder hämischer Egoist. Im ersteren Fall sehn ihn Alle, im letzteren vielleicht nur er selbst; aber darauf, dass er selbst sich sehe, kommt es an.

Nichts ist abgeschmackter, als die Mährchen zu verlachen vom Faust und Andern, die sich dem Teufel verschrieben. Das einzige Falsche an der Sache ist nämlich nur dies, dass es von Einzelnen erzählt wird, wir aber Alle in dem Fall sind und das Paktum geschlossen haben. Wir leben, streben entsetzlich das Leben (das doch nur eine lange Galgenfrist ist) uns zu erhalten, (wir füttern den Delinquenten, der doch hängen muss), wir geniessen, und für Alles Das müssen wir sterben, sind dafür dem Tode anheimgefallen, mit dem es nicht Spaass ist, sondern bitterer Ernst. Er ist eben wirklich der Tod für alle zeitliche Wesen, für uns wie für die Thiere, für die Thiere wie für die Pflanzen, ja wie für jeden Zustand der Materie. So ist's, und das empirische vernünftige Bewusstseyn ist wirklich keines Trostes fähig. Dagegen aber auch ist ewige Quaal nach dem Tode ein Unding, so gut, als ewiges Leben: denn das Wesen der Zeit, ja des Satzes vom Grunde, von dem die Zeit nur eine Gestaltung ist, ist eben dieses, dass nichts Festes, wirklich Bestehendes seyn kann, Alles nur vorüberfliegt, nichts dauert, nichts beharrt.

Es entsteht in mir bisweilen das lebhafteste Bewusstseyn, dass ich von jeher dagewesen sei, und es wirkt grosse Erhebung und Stärkung in mir.

Bisweilen wieder drängt sich mir ein Verwundern über die Gegenwart auf und die Frage: warum ist dies Jetzt denn gerade jetzt? Ich habe versucht, dieses auch in Andern anzuregen, indem ich sagte: Das Zukünftige wie das Vergangene sind nicht wirklich. Die Gegenwart allein ist wirklich und wir die durch sie Beglückten.

Jenes Bewusstseyn unendlicher Vergangenheit; dies Verwundern über Das, was allein ich keinen Augenblick aus dem Auge verlieren kann, die Gegenwart, — — beides ist Täuschung, oder vielmehr ist es zeitlicher Ausdruck meines überzeitlichen Seyns.

Wie in unsern Träumen Verstorbene als Lebende auftreten, ohne dass ihres Todes auch nur gedacht werde; so wird, nachdem unser jetziger Lebenstraum durch einen Tod geendigt, alsbald ein neuer anheben, der nichts weiss von jenem Leben und jenem Tode.

Der Mythos von der Seelenwanderung ist so sehr der gehaltreichste, bedeutendeste, der philosophischen Wahrheit am nächsten stehende, von allen Mythen, die je ersonnen worden, dass ich ihn für das non plus ultra der mythischen Darstellung halte. Daher auch haben ihn Pythagoras und Platon verehrt und angewandt, und das Volk, bei welchem er als Volksglaube allgemein herrscht und auf das Leben entschiedenen Einfluss hat, ist eben deshalb als das Mündigste anzusehn, wie es auch das älteste ist.

Der Mensch, indem er sich mit seinem unmittelbaren Objekt (Leib) verwechselt, sich als Zeitwesen erkennt, geworden zu seyn glaubt und vergehn zu müssen, — gleicht Einem, der am Ufer stehend den Wellen nachsieht und selbst fortzuschwimmen glaubt, während die Wellen feststehn; da er doch ruht und nur die Wellen ziehn.

Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eigenes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod ein Erwachen.

Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben ist eine Nacht, die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alp wird.

Wie wir von einem Orchester, das sich vorbereitet, eine grosse schöne Musik zu erheben, nur verworrene Töne, vorübereilende Anklänge, hin und wieder anhebende Tonstücke, die aber nicht vollendet werden, kurz Stückwerk aller Art hören; so im Leben scheinen nur Bruchstücke, schwache Anklänge, unvollendete Anfänge und Probestücke von Glückseligkeit, von einem befriedigten, genesenen, in sich reichen Zustande durch, aus dem Gewirre des Ganzen.

Welches Stück auch Einer im Orchester anhebt, er muss es fallen lassen, es gehört nicht her, es ist das rechte nicht, nicht das grosse und schöne, das kommen soll.

Es sage es sich Jeder unverhohlen, dass er eine unendliche Zeit hindurch lebt, um entweder zu leiden, oder sein ganzes Wollen aufzugeben. — Ich bin was jeder Zeit ist, jederzeit war und jederzeit seyn wird. Und nur ich selbst kann meinen Schleier heben.

Der auf das Ganze des Lebens sich verbreitende, der erlösende Schmerz ist allein wahrhaft tragisch: hingegen der auf einem einzelnen Objekt haftende ist, indem er im gebrochenen Willen ohne Resignation nur den Zwiespalt, den innerlichen Widerspruch des Willens oder des Lebens darstellt, immer komisch, sei er auch noch so

heftig. So der Schmerz des Geizhalses über die verlorene Schatulle. Wenn gleich der Schmerz der tragischen Person auch von einem einzelnen bestimmten Objekt ausgeht, so bleibt er doch nicht dabei stehen; vielmehr nimmt die tragische Person die einzelne Betrübniss nur als Symbol für das ganze Leben und überträgt sie demnach auf dieses.

Willst nach Gottes Gebot auf den Kopf der Schlange Du treten,
O so leid' in Geduld, dass sie die Ferse Dir sticht.

Woher das verborgene Entsetzen des Verbrechers über seine eigene That? — Daher, dass er tief im Innersten sich bewusst ist, dass der Gequälte vom Quälenden bloss durch Zeit und Raum verschieden ist, dasjenige aber, das wesentlich der Quaal unterworfen, das Leben ist, und er dieses Leben eben durch seine That mit solcher Gewalt bejaht hat, dass ein dieser Gewalt gleicher Grad von Quaal seiner wartet, ehe der Wille des Lebens in ihm stirbt.*)

Die schöne Seele kann, ehe sie das Leben von der schrecklichen Seite kennt, seine Süsse begierig schlürfen und mit Unschuld: nicht aber kann sie eine böse That begehen, d. h. Anderen Leiden verursachen, um sich Freuden zu bereiten, weil alsdann ihr deutlich vor Augen steht, was sie thut, und sie, wenn auch noch so jung und unerfahren, das fremde Leiden so deutlich sieht, als die eigenen Genüsse. Darum ist jede böse That der Bürge für unzählige andere, sobald die Umstände sie veranlassen werden.

Jeder, der nicht freiwillig, aus Einsicht in das Nichtige und Unseelige des Wollens oder Lebens, welches Eins

*) Dies ist Schopenhauern eingefallen „bei der Herodias von Leonardo da Vinci.“

ist, den sinnlichen Genüssen entsagt und die Gelüste also zu tödten sucht, ein Solcher spricht aus, dass er es den Quaalen und dem Tode überlassen wolle zu thun, was er selbst durch bessere Erkenntniss nicht vermag, nämlich die Lust (welche der Kern des Lebens ist) in ihm zu tödten. Er gleicht der Messalina, welche, obgleich sie sich verloren sieht und von ihrer Mutter ermahnt wird, ihrem Leben ein Ende zu machen, es nicht vermag, vergeblich den Stahl gegen die Brust wendet und abwartet, dass der Tribun vollziehe, was sie zu thun nicht Kraft hat. (Tacit. Annal. XI., 37. 38.)

Gegen den Selbstmord liesse sich sagen: Der Mensch soll sich über das Leben erheben, soll erkennen, dass alle Vorgänge und Begebenheiten, Freuden und Schmerzen sein besseres und inneres Selbst nicht berühren, dass also das Ganze ein Spiel ist, ein Schimpf-Turnier und kein Kampf im Ernst; dass er daher keinen Ernst einmischen soll, welches er aber thun würde auf zweierlei Weise: erstlich durch das Laster, welches nichts ist als ein jenem innern und bessern Selbst Zuwiderhandeln, wobei er also dieses Selbst zum Spott und Spiel macht, das Spiel aber zum Ernst: zweitens durch den Selbstmord, in welchem er nämlich zeigt, dass er keinen Scherz versteht, sondern ihn als Ernst nimmt, daher als ein mauvais joueur den Verlust nicht gelassen erträgt, sondern wenn ihm schlechte Karten auszuspielen zugefallen sind, mürrisch und ungeduldig nicht weiter spielen will, die Karten hin wirft und das Spiel stöhrt.

In dem Selbsttödten (Schiwa) erscheint der Wille zum Leben so gut, als im Wohlbehagen der Selbsterhaltung (Wischnu) oder auch in der Wollust der Zeugung (Brahma). Dies ist die innere Bedeutung der Einheit der Trimurti, welche Jeder von uns ist und bald das eine, bald das andere der drei Häupter herausstreckt.

Die Menschen, welche aus hoffnungsloser Liebe sich zu Tode sehnen oder sich den Tod geben; — oder die, welche ihr Leben an die Meinung Anderer oder irgend einen andern Quark setzen und es im Zweikampf oder andern gesuchten Gefahren einbüssen, — ja sogar die, (aber ich steige eine merkliche Stufe abwärts), welche nicht aus Liebe zum Gewinn, sondern aus Liebe zu heftigem Hoffen und Fürchten das Wohlseyn ihres Lebens auf eine Karte oder Würfelfall setzen; — diese Alle, und mit einem Wort alle von einer Leidenschaft wirklich Beherrschten wird unsere Philosophie tadeln und für Thoren erklären, die in dem, was wünschenswerth ist, irrten: verachten werden wir sie nicht, sondern sogar, wenn wir sie mit den eigentlichen Philistern, die es auf ein langes und bequemes Leben gescheut anlegen, vergleichen, sie gewissermaassen achten und diesen vorziehn. Denn Jene gleichen Solchen, die um die Gewürze aus einem Gericht, die eingemachten Kleinigkeiten aus einem Kuchen herausnaschen zu können, ihre Ansprüche an das nahrhafte Gericht, den massiven Kuchen selbst aufgeben: Diese im Gegentheil Solchen, die um das nahrhafte Gericht, den massiven Kuchen ungeschmälert geniessen zu können, auf jene Kleinigkeiten Verzicht thun. Sie verhalten sich also zu Jenen, wie der Magen zum Gaumen. Wir sollen aber weder Magen, noch Gaumen seyn.

Wie ein Mensch, der in's Meer gefallen, gerade dadurch, dass er auf den Grund stösst, wieder in die Höhe kommt: so bringt Menschen der besten Art oft die Sünde zur Bekehrung; so das Gretchen im Faust. Die Sünde wirkt hier wie ein entsetzlicher Traum, dessen Schrecken den ganzen Schlaf von uns abschüttelt.

Wie es eine Teleologie der Natur giebt, so giebt es eine noch viel geheimnissvollere der Moral; d. h. gewisse Einrichtungen der Natur in Beziehung auf den Menschen erscheinen als Beförderung seiner Moralität zum

Zweck habend. Diesen Charakter trägt nämlich das ganze Verhältniss der Natur zu den Bedürfnissen des Menschen, wohin auch die Nothwendigkeit der Kollision der Menschen unter einander gehört. Wäre nämlich nicht eine Menge theils natürlicher, theils durch Menschen hervorgebrachter Uebel dem menschlichen Leben aufgelegt, so würde alle Moralität und vielleicht durch das stete sinnliche Wohlseyn jede Regung des bessern Bewusstseyns unmöglich: so wäre es im Schlaraffenland: dort wäre keine Tugend möglich und auch kein Trauerspiel.

Die Unschuld ist wesentlich dumm. Dies daher, weil der Zweck des Lebens (ich bediene mich dieses Ausdrucks eigentlich nur figürlich und könnte sagen, das Wesen des Lebens oder der Welt) der ist, dass wir unseren eigenen bösen Willen erkennen, dass er Objekt für uns werde und wir demnach uns im Innersten bekehren. Unser Leib ist schon der Objekt gewordene Wille, und die Thaten, die wir seinetwegen vollbringen, zeigen uns das Böse dieses Willens. Im Stande der Unschuld, wo aus Mangel an Versuchung das Böse unterbleibt, ist daher der Mensch gleichsam nur der Apparat zum Leben, und das, wozu dieser Apparat da ist, bleibt noch aus. Eine solche leere Form des Lebens, leere Schaubühne, ist an sich selbst wie alle sogenannte Realität (Welt) nichtig, und da sie nur durch Handlung, Irrthum, Erkenntniss, durch die Konvulsionen des Willens Bedeutung erhalten kann, ist ihr Karakter Nüchternheit, Dummheit. Ein goldenes Zeitalter der Unschuld, im Schlaraffenland, ist daher fade und dumm, auch eben nicht ehrwürdig. Der erste Verbrecher, der erste Mörder, Kain, der die Schuld und durch sie erst in der Reue die Tugend und somit die Bedeutung des Lebens erkannt hat, ist eine tragische Figur, bedeutender und fast ehrwürdiger, als alle die unschuldigen Schlaraffen.

In Hinsicht auf das menschliche Elend giebt es zwei entgegengesetzte Stimmungen unseres Gemüthes.

In der einen ist uns das menschliche Elend unmittelbar gegenwärtig, an unserer eigenen Person, an unserem eigenen Willen, der heftig will und überall gebrochen wird, welches eben das Leiden ist. Die Folge davon ist, dass er immer heftiger will, welches sich in allen Affekten und Leidenschaften darstellt. — Wer völlig in der beschriebenen Stimmung ist, wird fremdes Wohlseyn, das ihm begegnet, mit Neid, fremdes Leiden ohne Theilnahme ansehn.

In der dieser entgegengesetzten Stimmung ist uns das menschliche Elend bloss als Erkenntniss, also mittelbar gegeben. Die Betrachtung des Leidens Anderer ist vorherrschend und zieht unsere Aufmerksamkeit vom eigenen Leiden ab. In der Person Anderer nehmen wir das menschliche Leiden wahr, sind mit Mitleid erfüllt, und das Resultat dieser Stimmung ist allgemeines Wohlwollen, Menschenliebe: aller Neid ist verschwunden, und statt dessen freut es uns zu sehen, wenn irgend einer dieser gequälten Menschen einige Linderung, einige Freude erfährt.

Ebenso nun giebt es in Hinsicht auf die menschliche Schlechtigkeit und Verderbtheit zwei entgegengesetzte Stimmungen.

In der einen nehmen wir die Schlechtigkeit mittelbar wahr, an Andern. Daraus entsteht Unwillen, Hass und Verachtung der Menschheit. In der andern nehmen wir die Schlechtigkeit unmittelbar an uns selbst wahr: daraus entsteht Demuth, ja Zerknirschung.

Zur Beurtheilung des moralischen Werthes des Menschen ist es sehr wichtig, welche von diesen vier Stimmungen paarweise in ihm vorherrschen. In sehr vortrefflichen Charakteren wird die zweite der ersten Abtheilung und die zweite der zweiten Abtheilung vorherrschen.

Ein absolutes Gebot (kategorischer Imperativ) ist ein Widerspruch: jedes Gebot ist bedingt.

Das Moralgesetz ist ganz und gar bedingt. Es giebt eine Welt und eine Ansicht des Lebens, in der es gar

nichts gilt, noch bedeutet. Diese Welt ist eigentlich die reale Welt, in der wir als Individuen leben: denn jede Rücksicht auf Moralität ist eine Verleugnung derselben und unsres Individui. Jene Ansicht aber ist eben die Ansicht nach dem Satz vom Grunde, im Gegensatz der Anschauung der Ideen.

Ueberall erscheint der Gegensatz zwischen dem Allgemeinen und dem Einzelnen: jener als der rechte, dieser als der unrechte Weg.

	Allgemeines.	Einzelnes.
Metaphysik.	Platonische Idee.	Das Werdende, nie Seiende.
	Kants Ding an sich.	Erscheinung.
	Weisheit der Vedas.	Maja.
Aesthetik.	Reines Subjekt des Erkennens mit Ruhe und Seeligkeit.	Dem Willen fröhnendes Erkennen mit Angst und Sorge.
	Heiterkeit der Kunst.	Erbärmlickeit der Wirklichkeit.
	Platonische Idee als Objekt der Kunst.	Einzelnes Ding als Objekt des Willens.
Moral.	Aus Erkenntniss des Wesens der Welt entsprungene Abwendung des Willens vom Leben, Resignation, Tugend, Weltüberwindung, Asketik, wahre Gelassenheit, Willenlosigkeit.	Heftiger Wille zum Leben überhaupt, aber Krieg mit der einzelnen Erscheinung, Leidenschaft, Geiz, Zorn, Neid, stets wachsender Durst, Laster, Bosheit. Selbstmord, nach schwerem Kampfe, als völlige Erscheinung der Entzweiung des Willens zum Leben mit sich selbst.
	Tödtung des Willens.	Tödtung des Leibes.

2. Aus Schopenhauers Vorlesungen.

Aus der Einleitung über das Studium der Philosophie.

Ich glaube nicht voraussetzen zu dürfen, dass die Meisten von Ihnen sich schon sonderlich mit Philosophie beschäftigt, ein eigentlich methodisches philosophisches Studium getrieben haben. Dieser Umstand würde mir willkommen seyn, wenn ich darauf die Voraussetzung gründen könnte, Sie völlig unbefangen in dieser Art der Betrachtung zu finden, ohne alle vorgefasste Meinung, und daher meinem Vortrage desto empfänglicher offen stehend. Aber diese Voraussetzung wäre ganz falsch. Ein Jeder von Ihnen bringt schon eine ganz fertige Philosophie mit, ja er hat sich sogar, wenigstens halb und halb, nur in dem Vertrauen hergesetzt, eine Bestätigung derselben zu vernehmen. Dies kommt nun zum Theil daher, dass jeder Mensch ein geborener Metaphysikus ist: er ist das einzige metaphysische Geschöpf auf der Erde. Daher auch manche Philosophen Das, was im Allgemeinen gilt, als speciell nahmen, und sich einbildeten, die bestimmten Dogmen ihrer Philosophie wären dem Menschen angeboren; da es doch nur der Hang zum metaphysischen Dogmatisiren überhaupt ist, den man jedoch leicht in der Jugend zu bestimmten Dogmen abrichten kann. Alles philosophirt. Jedes wilde Volk hat Metaphysik in Mythen, die ihm die Welt in einem gewissen Zusammenhang zu einem Ganzen abrunden und so verständlich machen sollen. Dass bei jedem Volke (obwohl bei einem mehr als dem andern) der Kultus unsichtbarer Wesen einen grossen Theil des öffentlichen Lebens ausmacht, ferner dass dieser Kultus mit einem Ernst getrieben wird, wie gar keine andere Sache; endlich der Fanatismus, mit dem er vertheidigt wird; — dies beweist, wie gross die Macht hyperphysischer Vorstellungen auf den Menschen ist, und wie sehr ihm solche angelegen sind. Ueberall philosophiren selbst die Rohesten, die Weiber, die Kinder, und nicht etwan

bloss bei seltenen Anlässen, sondern anhaltend und recht fleissig und mit sehr grossem Zutrauen zu sich selbst. Dieser Trieb kommt nicht etwan daher, dass, wie Manche es auslegen, der Mensch sich so erhaben über die Natur fühlt, dass sein Geist ihn in Sphären höherer Art, aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit zieht, das Irdische ihm nicht genügt u. dgl. m. Der Fall ist selten. Sondern es kommt daher, dass der Mensch mittelst der Besonnenheit, die ihm die Vernunft giebt, dass Missliche seiner Lage einsieht, und es ihm schlecht gefällt, sein Daseyn als ganz prekär und sowohl in Hinsicht auf dessen Anfang als auf dessen Ende ganz dem Zufall unterworfen zu sehn, noch dazu es auf jeden Fall als äusserst kurz zwischen zwei unendlichen Zeiten zu finden, ferner seine Person als verschwindend klein im unendlichen Raum und unter zahllosen Wesen. Dieselbe Vernunft, die ihn treibt, für die Zukunft in seinem Leben zu sorgen, treibt ihn auch, über die Zukunft nach seinem Leben sich Sorgen zu machen. Er wünscht das All zu begreifen, hauptsächlich um sein Verhältniss zu diesem All zu erkennen. Sein Motiv ist hier, wie meistens, egoistisch. Gäbe man ihm die Gewissheit, dass der Tod ihn ganz zu Nichts macht; so würde er meistentheils sich alles Philosophirens entschlagen und sagen nihil ad me.

Die Philosophie, die, wie ich behaupte, Jeder von Ihnen mitbringt, ist nun theils aus diesem dem Menschen natürlichen Hange entsprungen, theils hat sie aber auch von Aussen Nahrung erhalten, fremde fertige Lehren sind ihr zugeführt und, durch die eigene Individualität modificirt, in diese aufgenommen worden. Hieher gehört theils die Religion, deren Unterricht mehr und mehr die Form einer Philosophie angenommen hat und sich mehr auf Ueberzeugung, als auf Offenbarung stützen will; theils ist mit allen Wissenschaften die Philosophie so sehr verwebt, dass, Einer mag getrieben oder gelesen haben was er will, immer Philosopheme mit eingeflossen sind.

Also darf ich Ihren Geist keineswegs als eine tabula rasa in Hinsicht auf das Vorzutragende betrachten. Und

da dem so ist, so wäre es mir am liebsten, wenn Sie Alle alle vorhandenen Systeme genau kennten. Dass Sie hingegen nur ein einziges der dagewesenen Systeme studirt hätten und Ihre Denkweise ihm angepasst hätten, wäre mir nicht willkommen: denn bei Einem und dem Andern, der etwa mehr zum Festhalten des Erlernten als zum Aufnehmen des zu Erlernenden fähig und geneigt wäre, könnte so ein einmal vertrauensvoll ergriffenes System zum Glaubensartikel oder gar zu einer Art von fixirten Vorstellungen geworden seyn, die allem Andern, und sei es noch so vorzüglich, den Zugang versperrte. Aber wenn Sie die ganze Geschichte der Philosophie schon kennen gelernt hätten und von allen Systemen einen Begriff hätten, dies wäre mir lieb. Denn Sie würden alsdann am leichtesten dahin kommen, einzusehen, warum der Weg, welchen ich mit Ihnen zu gehen gedenke, der richtige ist oder wenigstens seyn kann, in dem Sie bereits aus Erfahrung wüssten, dass alle jene früher versuchten Wege doch nicht zum Ziele führen und überhaupt das Schwierige, ja Missliche des ganzen Bestrebens deutlich eingesehen hätten, statt dass Sie jetzt manchen jener von Philosophen verschiedener Zeiten eingeschlagenen Wege wohl von selbst gewahr werden und sich wundern möchten, warum man ihn nicht einschlägt. Denn ohne Vorkenntniss der früheren Versuche möchte der Weg, den wir vorhaben, Manchem befremdend, sehr umständlich und beschwerlich und ganz unnatürlich scheinen: denn freilich ist es nicht der, auf den die spekulirende Vernunft zuerst geräth, sondern erst, nachdem sie die von selbst sich darbietenden und so leicht zu gehenden als falsch befunden hat, durch Erfahrung gewitzigt ist und gesehen hat, dass man einen weitern Anlauf nehmen muss, als die weniger steilen Wege erfordern.

Es ist ein Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie und auch ein Fortschritt, so gut als in der Geschichte anderer Wissenschaften, obgleich man hieran zweifeln könnte, wenn man sieht, dass jeder neu auftretende Philosoph es macht, wie jeder neue Sultan, dessen erster

Akt die Hinrichtung seiner Brüder ist, nämlich jeder neu auftretende Philosoph damit anfängt, seine Vorgänger zu widerlegen oder wenigstens abzuleugnen und ihre Sätze für null und nichtig zu erklären und ganz von Neuem anhebt, als ob nichts geschehen sei; so dass es ist wie in einer Auktion, wo jedes neue Gebot das frühere annullirt. Die Feinde aller Philosophie benutzen dies: sie behaupten, Philosophie sei ein völlig vergebliches Streben nach einem schlechterdings unerreichbaren Ziel: daher sei ein Versuch darin gerade so viel werth, als der andere, und nach allen Jahrhunderten noch gar kein Fortschritt gemacht worden; denn man höbe ja noch immer von Vorne an. In diesem Sinne ruft Voltaire aus: „O Metaphysik! wir sind gerade so weit, als zur Zeit der Druiden!“ — Solche entschiedene Feinde der Philosophie kann man nicht aus der Philosophie, die sie nicht gelten lassen, widerlegen, sondern nur aus der Geschichte, nämlich so: Wenn in der Philosophie noch nie etwas geleistet worden, noch kein Fortschritt gemacht worden und eine Philosophie gerade so viel werth wäre, als die andere, so wären nicht nur Plato, Aristoteles und Kant Narren, sondern diese unnützen Träumereien hätten auch nie die übrigen Wissenschaften weiter fördern können: nun aber sehen wir durchgängig, dass zu jeder Zeit der Stand aller übrigen Wissenschaften, ja auch der Geist der Zeit und dadurch die Geschichte der Zeit ein ganz genaues Verhältniss zur jedesmaligen Philosophie hat. Wie die Philosophie eines Zeitalters beschaffen ist, so ist auch jedes Mal alles Treiben in den übrigen Wissenschaften, in den Künsten und im Leben: die Philosophie ist im Fortgang des menschlichen Wissens, folglich auch in der Geschichte dieses Fortgangs gerade das, was in der Musik der Grundbass ist; dieser bestimmt allemal den Ton und Karakter und den Gang des Ganzen: und wie in der Musik jede einzelne musikalische Periode oder Lauf dem Ton entsprechen und mit ihm harmoniren muss, zu welchem der Bass eben fortgeschritten ist: so trägt in jeder Zeitperiode das menschliche Wissen jeder Art durchweg das Gepräge der Philosophie, die zu

solcher Zeit herrscht, und jeder Schriftsteller, worüber er auch schreibe, trägt allemal die Spuren der Philosophie seines Zeitalters. Jede grosse Veränderung in der Philosophie wirkt auf alle Wissenschaften, giebt ihnen einen andern Anstrich. Den Beleg hiezu giebt die Litterargeschichte durchweg. Daher ist jedem Gelehrten das Studium der Philosophie so nothwendig, wie dem Musiker das Studium des Generalbasses. Denn die Philosophie ist der Grundbass der Wissenschaften. Auch nimmt man, wenn man die Geschichte der Philosophie im Ganzen überblickt, sehr deutlich einen Zusammenhang und einen Fortschritt wahr, dem ähnlich, den unser eigener Gedankengang hat, wenn bei einer Untersuchung wir eine Vermuthung nach der andern verwerfen, eben dadurch den Gegenstand mehr und mehr beleuchten, er in uns immer heller wird, und wir zuletzt bestimmt urtheilen, entweder wie sich die Sache verhält, oder doch wie weit sich etwas davon wissen lässt. So sehen wir auch in der Geschichte der Philosophie die Menschheit nach und nach zur Besinnung kommen, sich selbst deutlich werden, durch Abwege sich belehren lassen, durch vergebliche Anstrengung ihre Kräfte üben und stärken. Durch die Vorgänger wird Jeder, auch wenn er sie verlässt, belehrt, wenigstens negativ, oft auch positiv, indem er das Gegebene beibehält und meistens weiter ausbildet, wobei es oft eine ganz andere Gestalt erhält. So liesse sich also allerdings in der Geschichte der Philosophie eine gewisse Nothwendigkeit, d. h. eine gesetzmässige, fortschreitende Entwicklung erkennen, wenigstens ebenso gut, ja gewiss besser, als in der Weltgeschichte, obgleich dort wie hier die Individualität derjenigen, die zur Wirksamkeit kamen, als ein zufälliges Element stark eingreift und den Gang der Philosophie wie den der Weltbegebenheiten sehr modifizirt. Stillstände und Rückschritte sind in der Geschichte der Philosophie wie in der Weltgeschichte: dort, wie hier, giebt das Mittelalter einen traurigen Anblick, ist ein Versinken in Barbarei. Aber aus dem Rückschritt erhebt sich immer die Kraft wie neugestärkt durch

die Ruhe. Man hat ein gewisses Verhältniss wahrgenommen zwischen dem jedesmaligen Zeitgeist und der Philosophie und auch wohl gemeint, die Philosophie würde durch den Zeitgeist bestimmt: aber es ist gerade umgekehrt: die Philosophie bestimmt den Geist der Zeit und dadurch ihre Begebenheiten. Wäre im Mittelalter die Philosophie eine andere gewesen, so hätte kein Gregor VII. und keine Kreuzzüge bestehen können. Aber der Zeitlauf wirkt negativ auf die Philosophie, indem er die zu ihr fähigen Geister nicht zur Ausbildung und nicht zur Sprache gelangen lässt. Positiv wirken auf die Philosophie nur die vorzüglichen Geister, welche die Kraft haben, die Menschheit weiter zu bringen, und die nur als seltene Ausnahmen aus den Händen der Natur hervorgehen: auf diese nun aber wirken allerdings ihre Vorgänger, am meisten die nächsten, dann auch die ferneren, von denen diese abhiengen; also wirkt auf den Philosophen eigentlich nur die Geschichte der Philosophie, nicht die Weltgeschichte: ausser sofern diese auf den Menschen wirkt, es ihm möglich macht, seine Individualität auszubilden, zu entfalten, zu benutzen, nicht nur für sich, sondern auch für Andere.

Nehmen wir nun dem Gesagten zu Folge eine gewisse nothwendige Entwickelung und Fortschreitung in der Geschichte der Philosophie an, so müssen wir auch ihre Irrthümer und Fehler als im gewissen Sinne nothwendige erkennen, müssen sie ansehen, wie im Leben des einzelnen vorzüglichen Menschen die Verirrungen seiner Jugend, die nicht verhindert werden durften, sondern in denen man ihn gewähren lassen musste, damit er eben vom Leben selbst diejenige Art der Belehrung und Selbstkenntniss erhielte, die ihm auf anderem Wege nicht beigebracht werden konnte, für die es kein Surrogat gab. Denn das Buch wird nie geschrieben werden, welches die Erfahrung ersetzen könnte: durch Erfahrung aber lernt man nicht nur Andere und die Welt, sondern auch sich selbst kennen, seine Fehler, seine Irrthümer als solche, und die richtigen Ansichten, zu denen man, vor Andern, von Natur

bestimmt ist und von selbst die Richtung nimmt. Oder wir mögen die nothwendig durchzumachenden Fehler ansehen, wie Blattern und ähnliche Krankheiten, die man überstehen muss, damit das Gift aus dem Leibe komme, das seiner Natur anhieng. Demnach können wir uns nicht wohl denken, dass die Geschichte der Philosophie so gut mit Kant, als mit Thales anfangen konnte. Ist aber eine solche mehr oder minder genau bestimmte Nothwendigkeit in der Geschichte der Philosophie, so wird man, um den Kant vollständig zu verstehen, auch seine Vorgänger gekannt haben müssen, zuerst die nächsten, den Chr. Wolf, den Hume, den Locke, dann aufwärts bis auf den Thales.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich, dass mir nichts willkommener seyn könnte, als dass Jeder von Ihnen schon eine Kenntniss der Geschichte der Philosophie mitbrächte und dass er besonders meinen nächsten Vorgänger, ihn, den ich als meinen Lehrer betrachte, genau kennte, nämlich Kant, denn was seit Kant geschehen ist, ist in meinen Augen ganz ohne Gewicht und ohne Bedeutsamkeit, wenigstens für mich, also ohne Einfluss auf mich. So sehr ich aber auch das Studium der Geschichte der Philosophie Ihnen empfehle, so wünsche ich doch nicht, dass, wie oft geschieht, die Geschichte der Philosophie selbst Ihre Philosophie werde. Denn das heisst, statt denken und forschen zu wollen, nur wissen wollen, was Andere gedacht haben, und diese todte Notiz neben andern todten Notizen aufspeichern. Wer zum Denken von Natur die Richtung hat, muss erstaunen und es als ein eigenes Problem betrachten, wenn er sieht, wie die allermeisten Menschen ihr Studiren und ihre Lektüre betreiben. Nämlich es fällt ihnen dabei gar nicht ein, wissen zu wollen, was w a h r sei, sondern sie wollen bloss wissen, was g e s a g t w o r d e n i s t. Sie übernehmen die Mühe des Lesens und des Hörens, ohne im Mindesten den Zweck zu haben, wegen dessen allein solche Mühe lohnen kann, den Zweck der Erkenntniss, der Einsicht: sie suchen nicht die Wahrheit, haben gar kein Interesse an ihr. Sie wollen bloss wissen, was Alles in der Welt gesagt ist, eben nur um davon mitreden

zu können, um zu bestehen in der Konversation, oder im Examen, oder sich ein Ansehen geben zu können; für andere Zwecke sind sie nicht empfänglich. Daher ist beim Lesen oder Hören ihre Urtheilskraft ganz unthätig und bloss das Gedächtniss thätig. Sie wägen die Argumente nicht, sie lernen sie bloss. So sind leider die Meisten: deshalb hat man immer mehr Zuhörer für die Geschichte der Philosophie, als für die Philosophie selbst. Zum Denken sind wenige Menschen geneigt, obwohl Alle zum Rechthaben. Das Räthselhafte des Daseyns ergreift Wenige mit seinem ganzen Ernst: hingegen zum blossen Wissen sind Manche geneigt, zum Kunde erhalten von dem Ueberlieferten, theils aus Langeweile, theils aus Eitelkeit, theils um zum Broderwerb das Gelernte wieder zu lehren und so das Ueberlieferte weiter zu überliefern von Geschlecht zu Geschlecht, ohne dass Die, durch deren Hände es geht, selbst Gebrauch davon machten. Sie sind dabei den Post-Sekretären gleich, die den Brief empfangen und weiter befördern, ohne ihn zu eröffnen. Es sind die bloss Gebildeten und bloss Gelehrten, die bei aller Bildung und Gelehrsamkeit im Grunde ihres Herzens oft vom Ganzen und dem Wesen des Lebens dieselbe nüchterne und einfältige Ansicht behalten haben, die sie in ihrem 15ten Jahre hatten, oder die das Volk hat, wie man leicht sehen kann, wenn man sie einmal ernstlich ausfragt und von den Worten zu den Sachen kommt. Diese reinen Gelehrten, Ueberlieferer des Ueberlieferten, haben jedoch den Nutzen, dass das Vorhandene durch sie sich erhält und zu dem selbstdenkenden Menschen gelangen kann, der immer nur als eine Ausnahme, als ein Wesen von ungewöhnlicher Art dasteht. Er wird durch jene Ueberlieferer mit seines Gleichen in Verbindung gesetzt, die einzeln und zerstreut in den Jahrhunderten lebten, und kann so die eigene Kraft durch die Bildung stärken und wirksamer machen: wie man durch die Postsekretaire in Verbindung gesetzt wird mit seinen entfernten Anverwandten. — Es sollte mir leid thun, wenn unter meinen Zuhörern sich Viele befänden, deren Tauglichkeit sich auf blosses Empfangen zum Hin-

legen oder Weiterbefördern beschränkte. Doch kann ich Das nicht ändern. Ich kann Keinen umformen, sondern auf Jeden nur nach Maassgabe der Fähigkeiten wirken, die ihm die Natur ein für allemal gegeben. Selbst das Wort Fähigkeiten passt nicht recht zur Philosophie. Es deutet auf ein Können, ein Leisten: das ist gut, wenn man einen Künstler, Handwerker, oder einen Arzt oder Advokaten zu bilden hat; diese sollen Können und Leisten lernen; hier aber gilt es, dem Menschen von seinem Daseyn und dem der ihn umgebenden Welt eine richtigere und deutlichere Vorstellung zu geben. Es ist also nicht sowohl von Fähigkeiten zum Lernen die Rede, als von dem Grade der Klarheit des Bewusstseyns, mit dem Jeder sein eigenes Daseyn und das der ihn umgebenden Welt auffasst. Dieser Grad der Klarheit ist die Basis der Empfänglichkeit für Philosophie. Je klärer und heller in einem Menschen das Bewusstseyn, die Anschauung der Welt ist, desto mehr wird sich ihm das Räthselhafte des Daseyns aufdringen, desto stärker wird das Bedürfniss gefühlt werden, irgend einen Aufschluss, eine Rechenschaft vom Leben und Daseyn überhaupt zu erhalten; desto weniger wird man zufrieden seyn, eben nur zu leben und in der Dürftigkeit dieses Lebens die sich täglich meldende Noth immer nur abzuwehren, bis unter vielen getäuschten Hoffnungen und überstandenen Leiden das Leben eben abgelaufen ist, ohne dass man sich die Musse gemacht hätte, je ernstlich darüber nachzudenken. Dies aber ist der Fall Derer, deren Bewusstseyn schwächer, dunkler ist und der thierischen Dumpfheit näher steht. Wie das Thier dahin lebt, ohne weiter umzuschauen als nach seinen Bedürfnissen, und sich daher nicht wundert, dass die Welt da ist und so ist, wie sie ist; so sind auch die Menschen von geringeren Anlagen ohne merkliche Verwunderung über die Welt. Sie finden eben Alles ganz natürlich: allenfalls überrascht sie irgend eine ungewöhnliche Erscheinung und macht sie auf deren Ursache begierig: aber das Wunderbare, was im Ganzen aller Erscheinungen liegt, das Wunderbare ihres eigenen Daseyns werden sie nicht

inne. Sie sind daher geneigt, diejenigen auszulachen, die sich darüber wundern, darüber nachsinnen, und mit solchen Forschungen sich beschäftigen. Sie meynen, dass sie viel ernstere Dinge vorhaben, das Sorgen für sich und die Ihrigen und allenfalls das nähere Orientiren über den Zusammenhang der Erscheinungen unter einander, zum nützlichen Gebrauche derselben. Aber diese ihre Lebensweisheit theilen sie mit den Thieren, die eben auch dahin leben, für sich und die ihrigen sorgen, unbekümmert, was das Alles 'sei und bedeute. — Die Klarheit des Bewusstseyns, auf welcher das Bedürfniss und die Anlage zur Philosophie beruht, zeigt sich daher zuerst durch ein Verwundern über die Welt und sein eigenes Daseyn, welches den Geist beunruhigt und es ihm unmöglich macht, dahin zu leben, ohne eben über das Leben selbst zu denken. Dieses Verwundern gab schon Platon als die Quelle der Rhilosophie an, indem er sagt: *μαλα γαρ φιλοσοφικον τουτο το παθος, το θαυμαζειν. οὐ γαρ ἀλλη ἀρχη φιλοσοφιας ἡ αὐτη.* (Admirari illud admodum philosophica affectio est; neque ulla alia res philosophiae principium ac fons est.)

Um sagen zu können, wie viel Anlage Einer zur Philosophie hat, müsste ich wissen, wie in seinen Augen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich darstellen, ob als sehr verschiedene Dinge, oder fast Eines wie das Andere; ob sein Bewusstseyn in diesen Strohm der Zeit so tief eingetaucht ist, dass es selbst sich mit ihm fortbewegt, oder ob es den Strohm der Zeit an sich vorüberfliessen sieht und ihn als etwas Fremdes mit Verwunderung beobachtet. Damit Einer das Wunderbare und Räthselhafte der Zeit auffasse, wodurch man besonders zur Philosophie getrieben wird, ist erfordert, dass er eine lebhafte Phantasie habe, aus einem eigenen Grunde: nämlich nur ein Solcher vermag die Scene seines Lebens, die vor 10 Jahren da war, jetzt so lebendig zu vergegenwärtigen, als die wirklich jetzt gegenwärtige Scene, wodurch dann die Verwunderung entsteht über die Form unseres Daseyns, die Zeit, vermöge deren jenes Ferne, so Reale, so zu gar nichts wird, wie die Vergangenheit nichts

ist, und dieses Schicksal auch jeden Moment treffen muss, in dem wir eben uns befinden.

Wo nun die erwähnte Klarheit des Bewusstseyns und das aus ihr hervorgehende Verwundern sich nicht findet, da ist eben keine Anlage zur Philosophie. Ihr Vortrag ist für einen Solchen, was dargebotene Speise dem nicht hungernden Magen. Vor allen Dingen muss ja das Räthsel haben Der, dem man die Auflösung desselben geben will; sonst ist ihm diese ein Wort ohne Bedeutsamkeit. Dieses Räthsel aber wird durch den Eindruck der anschaulichen Welt gegeben, durch die Klarheit, mit der sie im Bewusstseyn dasteht. Das Abstrakte, durch Worte Ausgedrückte, hat stets seine Bedeutung allein durch die Beziehung auf das Anschauliche. Wo also jene Klarheit des Bewusstseyns fehlt, ist alles Philosophiren sehr vergeblich und bildet allenfalls Schwätzer, nicht Philosophen. — Uebrigens sind auch solche Leute, die wegen der Dumpfheit ihres Bewusstseyns ohne Bedürfniss und ohne Anlage zur Philosophie sind, darum doch nicht ohne eine Art von Philosophie, von System religiöser oder anderer Art; denn sie sind doch Menschen und bedürfen als solche einer Metaphysik: aber sie haben eben das erste beste festgehalten und sind meistens sehr hartnäckig in dessen Behauptung, weil, wenn sie es fahren liessen, Dies ihnen die Nothwendigkeit auflegen würde, zu denken, zu forschen, zu lernen, was sie eben vorzüglich scheuen und daher sehr froh sind, so Etwas ein für alle Mal zu haben, was sie jeder Arbeit dieser Art überhebt.

Ich sprach von den Fortschritten der Philosophie, die ihre Geschichte uns darlegt. Da Philosophie zwar die Erfahrung im Allgemeinen, aber doch keine specielle Erfahrung voraussetzt, wie z. B. Physik, Astronomie thun; so liesse es sich, ungeachtet der erwähnten nothwendigen Entwicklung in ihrem Gange, doch nicht leugnen, dass vielleicht durch besondere Begünstigung des Schicksals, durch die Geburt der ausgezeichnetsten Geister und ihr Zusammentreffen in derselben Zeit die Fortschritte sehr viel schneller hätten seyn können, ja vielleicht die Wahr-

heit, gesetzt dass sie gefunden werden könne, gleich Anfangs getroffen wäre. Vielleicht ist Letzteres sogar in gewissem Sinne wirklich der Fall gewesen, jedoch in einem Lande, dessen Kultur von der europäischen ganz getrennt gewesen ist, in Hindostan. Nämlich die Resultate dessen, was ich Ihnen vorzutragen gedenke, stimmen überein mit der ältesten aller Weltansichten, nämlich den Veda's. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob, was ich lehre, dort schon stehe. Die Veda's, oder vielmehr die Upanischaden, d. i. der dogmatische Theil im Gegensatz des Liturgischen, haben keine wissenschaftliche Form, keine nur irgend systematische Darstellung, gar keine Fortschreitung, keine Entwicklung, keine rechte Einheit. Es ist kein Grundgedanke darin ausgesprochen; sondern sie geben bloss einzelne, sehr dunkele Aussprüche, allegorische Darstellungen, Mythen u. dgl. Den Einheitspunkt, aus dem dies Alles fliesst, wissen sie gar nicht auszusprechen, noch weniger ihre Aussprüche durch Gründe zu belegen, nicht einmal sie in irgend einer Ordnung zusammenzustellen; sondern sie geben gleichsam nur Orakelsprüche voll tiefer Weisheit, ganz vereinzelt, dunkel und bildlich. Hat man jedoch die Lehre, welche ich vorzubringen habe, inne; so kann man nachher alle jene uralten indischen Aussprüche als Folgesätze daraus ableiten und ihre Wahrheit nun erkennen, so dass man annehmen muss, dass was ich als Wahrheit erkenne, schon auch von jenen Weisen der Urzeit der Erde erkannt und nach ihrer Art ausgesprochen, aber doch nicht in seiner Einheit ihnen deutlich geworden war; so dass sie ihre Erkenntniss nur in solchen abgerissenen Aussprüchen, welche das Bewusstseyn ihrer hellsten Augenblicke ihnen eingab, nicht aber im Ganzen und im Zusammenhang an den Tag legen konnten. Eine Erkenntniss dieser Art war also möglich gleich Anfangs, ohne dass durch die lange Reihe der Philosophen die Vernunft Gewandtheit, Selbstkenntniss und Witzigung erhalten hatte: aber eine Erkenntniss in jener Form hat keine Waffen gegen skeptische Angriffe jeder Art oder gegen Nebenbuhler, die andere Lehren vortragen. Es ist hiemit

gerade, wie in der Astronomie. Schon in der ganz alten Zeit lehrten die Pythagoräer, dass die Sonne stehe und die Erde nebst den Planeten um sie laufe: es war der Ausspruch einer unmittelbaren Erkenntniss, eines ahndungsvollen Treffens des Richtigen: aber die Gründe zeigen, das System beweisen, es im Einzelnen durchführen, anwenden, berechnen, das konnten sie nicht. Darum blieben sie auch ohne Anerkennung, ohne Einfluss, und konnten ihre Wahrheit nicht gegen den herrschenden Irrthum geltend machen, wie er sich im Ptolemäischen System ausspricht, welches von jener richtigen Lehre der Pythagoräer nicht verhindert wurde aufzukommen und allgemein zu gelten. Erst nach den gesammelten Erfahrungen und Belehrungen zweier Jahrtausende konnten Kopernikus, Kepler, Galilei dieselbe Wahrheit auf einem festen Fundament aufstellen und sie gegen alle Angriffe schützen, weil sie auf dem wissenschaftlichen Wege dazu gelangt waren, und den ganzen Zusammenhang der Sache einsahen.

So also steht, was ich hier vorzubringen habe, obwohl es mit den uralten indischen Aussprüchen sehr genau übereinstimmt, dennoch im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung der Philosophie im Occident und reihet sich an die Geschichte derselben an, ergiebt sich gewissermaassen als ein Resultat daraus.

Darum ist Geschichte der Philosophie die beste Einleitung zu dem, was ich vorzutragen habe. Ohne dieselbe wird schon der Anfang unsers Ganges, nämlich das Anheben von der Betrachtung des Subjekts, unseres Selbst, unseres Erkenntnissvermögens, Manchem befremdend seyn und seiner Neigung widerstreiten. Denn im Geiste des Einzelnen ist die Anlage und der Hang, denselben Gang zu gehen, den die Erkenntniss des ganzen Menschengeschlechts gegangen ist. Dieser Gang fängt an mit dem Nachdenken über die Aussenwelt, aber er endigt mit dem Nachdenken über sich selbst. Man fängt damit an, über das Objekt, über die Dinge der Welt bestimmte Aussprüche zu thun, wie sie an sich sind und seyn müssen: dies Verfahren heisst Dogmatismus. Dann erheben sich

Zweifler, Leugner, dass es so sei, wie man sage, Leugner, dass man irgend etwas davon wissen könne, d. i. der Skepticismus. Spät erschien, nämlich mit Kant, der Kriticismus, der als Richter beide hört, beide vermittelt, ihre Ansprüche abwägt, durch eine Untersuchung nicht der Dinge, sondern des Erkenntnissvermögens überhaupt, und demgemäss angiebt, wiefern sich von den Dingen, wie sie an sich sind, etwas wissen lasse und welche Schranke hier das Erkennen als solches nach seiner ihm wesentlichen Form setze.

In der occidentalischen Philosophie, welche wir von der orientalischen in Hindostan, die gleich Anfangs einen viel kühneren Flug nahm, gänzlich unterscheiden müssen, finden wir nun diesen natürlichen Gang. Der Mensch bemerkte zuerst Alles, nur sich selbst nicht, sich übersah er, und seine ganze Aufmerksamkeit haftete auf den Dingen ausser ihm: sich sah er nur als ein kleines Glied in der Kette dieser, nicht als eine Hauptbedingung des Daseyns der Aussenwelt, wie er es doch ist. Demnach suchten die Philosophen in Jonien, mit denen man die Geschichte der occidentalischen Philosophie anhebt, nicht sowohl die Natur überhaupt ihrem Daseyn nach, als die bestimmte gegebene Natur ihrer Beschaffenheit nach zu erklären. Sie suchten daher einen Grundstoff, der vor allen Dingen gewesen und durch dessen Veränderung Alles geworden wäre. Sonach war die erste Philosophie eigentlich Naturwissenschaft. Diese Philosophen fragten nicht, wie überhaupt eine Natur möglich sei, — diese ihrer Natur nach vorhergehende Frage warf zuerst Kant nach drittehalb tausend Jahren auf; — sondern sie fragten bloss wie eine so und so beschaffene Natur, als diese hier vorhandene ist, entstehen konnte. Erst Kant, nach $2\frac{1}{2}$ Jahrtausenden, also fragt nach einer Erklärung dessen, was die ersten Philosophen als gar keiner Erklärung bedürftig, als das, was sich von selbst versteht, angenommen hatten.

Ich sagte vorhin, dass, nachdem in der alten, wie in der neuern Zeit die Philosophie theils Dogmatismus, theils Skepticismus gewesen war, deren Krieg durch

alle Jahrhunderte gedauert und in den mannigfaltigsten Gestalten sich dargestellt hatte, Kant endlich diesen Streit auf immer zu entscheiden unternahm durch eine Untersuchung des Subjekts, der Erkenntnisskräfte, um ein für allemal festzusetzen, was sich, auf dem Wege, den man bisher als den allein möglichen angesehen hatte, leisten lassen könne. Dieser Weg bestand aber darin, dass man die Aussenwelt, die Objekte, als für sich bestehende schlechthin reale Dinge betrachtete und dennoch durch Grundsätze, die vor aller Erfahrung gewiss wären, entscheiden wollte, wie ein für allemal solche Dinge beschaffen seyn müssten: dies nannte man Ontologie. Kant zeigte, dass eben weil man vor aller Erfahrung über ihre Beschaffenheit urtheilen könne, sie keine Dinge an sich wären, sondern Erscheinungen. Und diese Wahrheit, dass eben weil wir über die Beschaffenheit der die vorhandene Welt ausmachenden Dinge das Allgemeinste durchaus vor aller Erfahrung, d. i. a priori wissen, diese Dinge selbst schlechterdings nur Erscheinungen sind, nicht Dinge an sich, nicht so, wie sie erscheinen, für sich bestehende Wesen, und der hieraus entspringende Unterschied zwischen Erscheinung und Ding an sich — ist der Kern der ganzen Kant'schen Philosophie, die Erkenntniss davon ist der Geist derselben. Kant führte dadurch die Philosophie so sehr von der Aussenwelt in die Innenwelt zurück, warf ein so helles Licht in das Subjekt alles Erkennens, zeigte eine so grosse Bedeutsamkeit des Subjekts im Verhältniss zu allem möglichen Objekt, — dass sich der Philosophie ein ganz neuer Weg, eine neue Sphäre eröffnete, die bis dahin unbekannt geblieben, ja die Kant selbst noch nicht erblickte, weil seine Kräfte, so ausserordentlich sie auch waren, durch das, was er geleistet, ihr Maass erfüllt sahen; so dass er, weil er nicht zum zweiten Mal jung werden und einen neuen Anlauf nehmen konnte, zwar die Menschheit um ein Grosses weiter brachte, jedoch auf einen Punkt, auf welchem sie nicht auch nur einige Jahre hindurch stille stehen konnte, sondern sogleich das Bedürfniss fühlte, weiter zu gehen,

den ersten besten, die sich darboten, sich als ihren Führern anvertraute und die sonderbare Periode zahlloser Ausgeburten, ephemerer, zum Theil monstroser Erscheinungen erlebte, welche die Geschichte der Philosophie dieser letzten 30 Jahre ausmachen. Dieses Alles beweist, dass Kant nichts weniger leistete als was er vermeinte, eine endliche Entscheidung aller metaphysischen Streitigkeiten und einen endlichen Ruhepunkt der Philosophie; sondern ganz im Gegentheil eine neue Bahn eröffnete, die so einladend war, dass Unzählige sie betraten, ohne dass einer mit dauerndem Glück und sichtbarem Gewinne sie gegangen wäre.

Wie wichtig, wie inhaltsreich Kants Schriften seyn müssen, können Sie schon aus dem Angeführten abnehmen: daher ich Jedem das Studium derselben empfehle. Wer es ernstlich treibt und fähig ist einzudringen, wird, wie ich Ihnen schon neulich sagte, einen ganz andern Blick in die Welt erlangen, die Dinge in anderm Lichte sehen, er wird sich und der Dinge mit mehr Besonnenheit bewusst seyn und merken, dass die Erscheinung nicht das Ding an sich ist.

Da ich in Dem, was ich Ihnen vortrage, von Kant ausgehe, so wird wer dessen Philosophie studirt hat, mich viel leichter und vollständiger fassen. Jedoch darf ich bei meinem Vortrag die Kant'sche Philosophie nicht voraussetzen, vielmehr werde ich die Hauptlehren derselben in jenen aufnehmen und ausführlich darstellen. Viele Lehren Kants habe ich unrichtig befunden und in einer Kritik seiner Philosophie dies dargethan. Die Hauptlehren, welche ich beibehalte, sind gerade die einfachsten, deren Darstellung keine grosse Weitläuftigkeit erfordert, daher ich sie desto leichter einweben kann. Jedoch wird immer Der Vieles voraus haben, der durch Studium der eigenen Schriften Kants die ganz eigene, unglaublich wohlthätige Einwirkung seines ausserordentlichen Geistes unmittelbar empfangen hat. — Nun aber wieder, um Kant ganz und gar zu verstehen, ist es von grossem Nutzen, ja nothwendig, seine Vorgänger zu kennen, einerseits Leibnitz

und Wolf, andererseits Locke und Hume. Erst nachdem man durch Kant auf einen viel höheren Standpunkt gestellt, nun mit Superiorität gerüstet, zu diesen vorangehenden Lehren zurückkehrt, sieht man, wo sie eigentlich gefehlt, erstaunt, wie sie so grosse Dinge, so starke Unterschiede übersehen konnten, und indem man nun aus ihnen lernt, wohin jenes Uebersehen, jene Fehltritte führen, versteht man den Kant selbst sehr viel besser, als vorher, und ermisst zugleich die ganze Grösse seines Verdienstes. Einen ganz ähnlichen Nutzen gewährt nun durchweg das Studium der Geschichte der Philosophie. Es ist eine Geschichte von Irrthümern, aber sie sind überall mit Wahrheiten vermischt, und diese Wahrheiten lernt man vollständiger und gründlicher kennen, nachdem man sich daran geübt hat, sie von so verschiedenen Irrthümern, mit denen sie zu verschiedenen Zeiten noch verknüpft auftreten, herauszusondern, abzuscheiden.

Leider ist mir nicht vergönnt, die Geschichte der Philosophie mit Ihnen zu durchgehen. Ich muss in den unserm Zusammenseyn gewidmeten Stunden mich bestreben, Ihnen nicht mein Studium, sondern die Resultate meines Studiums und meines Denkens mitzutheilen. Das Beste, was ich vermag, ist, Sie auf den Standpunkt zu stellen, auf welchem ich selber stehe; ich kann Ihnen aber nicht zeigen, was Alles vorhergehen musste, ehe es überhaupt möglich war, dahin zu gelangen. Jedoch werde ich, bei manchen Anlässen, die Gelegenheit benutzen, einige Philosopheme aus berühmten Systemen zu erläutern, da nämlich, wo wir auf einem Standpunkt stehen, von dem aus sie besonders deutlich werden, sowohl was das Wahre in ihnen, als was den Ursprung und die Auflösung des Irrthums in ihnen betrifft.*) —

---

*) Hierauf folgt eine kurze Uebersicht des Entwicklungsganges der Geschichte der Philosophie von Thales an.

Aus dem Exordium über seinen Vortrag und dessen Methode.

Ich habe die Grundzüge der gesammten Philosophie angekündigt und habe daher in einem cursus alles Das vorzutragen, was sonst als Erkenntnisslehre überhaupt, als Logik, als Metaphysik der Natur, Metaphysik der Sitten oder Ethik, Rechtslehre, Metaphysik des Schönen oder Aesthetik in eben so vielen verschiedenen cursus vorgetragen wird.

Der Grund, warum ich in Eines verknüpfe, was man sonst trennt und mir dadurch die zu einer Zeit zu leistende Arbeit sehr häufe, liegt nicht in meiner Willkür, sondern in der Natur der Philosophie. In Gemässheit nämlich der Resultate, zu denen mich mein Studium und meine Forschungen geführt haben, hat die Philosophie eine Einheit und innern Zusammenhang, wie durchaus keine andere Wissenschaft. Alle ihre Theile gehören so zu einander, wie die eines organischen Leibes und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Verständlichkeit einzubüssen, und als lacera membra, die ausser dem Zusammenhang einen widerwärtigen Eindruck machen, dazuliegen. Denken Sie sich ein erkennendes Wesen, das nie einen menschlichen Leib gesehn hätte, und dem nun die Glieder eines solchen Leibes einzeln und nach einander vorgelegt werden, könnte ein solches wohl eine richtige Vorstellung erhalten vom ganzen menschlichen Leibe, ja nur von irgend einem einzigen Gliede desselben? Wie sollte es die Bedeutung und den Zweck der Hand verstehen, ohne sie am Arm, oder des Armes, ohne ihn an der Schulter gesehen zu haben, u. s. w.? Gerade so nun ist es mit der Philosophie. Sie ist eine Erkenntniss vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind und die in uns ist, eine Erkenntniss davon im Ganzen und Allgemeinen, deren Licht, wenn sie gefasst ist, nachher auch alles Einzelne, das Jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere

Bedeutung aufschliesst. Diese Erkenntniss lässt sich daher nicht zerstückeln und theilweise geben und empfangen.

(Dieses wird näher auseinandergesetzt und gezeigt, wie in der Philosophie die verschiedenen Disciplinen auf einander hinweisen und sich gegenseitig beleuchten. Alsdann fährt Schopenhauer fort:)

Dieselbe Nothwendigkeit, meine Herren, welche mir es auflegt, alle diese so weitläuftigen Lehren in einem Cursus zu begreifen und sie im Zusammenhange vorzutragen, fordert von Ihnen, dass auch Sie solche im Zusammenhange zu fassen sich bemühen und nicht etwan blosse Bruchstücke daraus nehmen und solche jedes für sich zu verstehen und zu benutzen versuchen. Ich erinnere Sie an das obige Gleichniss vom Leibe und dessen Gliedern. Bei einer, so grosse Einheit und so wesentlichen Zusammenhang habenden Lehre, als die Philosophie in der Gestalt ist, die ich ihr gegeben habe, setzt nicht bloss das Folgende das Vorhergängige nothwendig voraus, wie dieses bei jeder Wissenschaft der Fall ist; sondern hier kommt noch dieses hinzu, dass eben wegen jener organischen Einheit des Ganzen das früher Vorzutragende seine nähere und völlige Erläuterung erst durch das später Folgende erhält, das Spätere erst die näheren Beziehungen und Anwendungen des Vorhergegangenen zeigt, und Sie daher nicht nur alles zuerst Vorzutragende wohl zu fassen und sich zu merken haben, sondern sich auch hüten müssen vor einem voreiligen Urtheil über dasselbe, indem Sie erst durch das Spätere die gehörige und nothwendige Erläuterung desselben erhalten. Bei jeder Wissenschaft erhält man den vollständigen Begriff von derselben erst, nachdem man den ganzen Cursus durchgemacht hat und nun auf den Anfang zurücksieht. Aber bei dem, was ich Ihnen vortragen werde, ist dies noch viel mehr der Fall, als irgendwo. Glauben Sie mir ganz gewiss, dass Sie erst bei dem Schlusse meines gesammten Vortrages den Anfang desselben vollständig verstehen können: und wenn Sie daher etwan hin und wieder Einiges nur mit Wider-

streben auffassen sollten; so denken Sie, dass erst das Nachfolgende die Ergänzung und die Erläuterung dazu liefert. Denn der Zusammenhang der Philosophie in der Gestalt, welche ich ihr gegeben habe, ist nicht, wie der aller übrigen Wissenschaften, ein architektonischer, d. h. ein solcher, wo die Basis bloss trägt, ohne getragen zu werden, dann jeder Stein getragen wird und wieder trägt, bis der Gipfel bloss getragen wird, ohne selbst zu tragen; sondern jener Zusammenhang ist ein organischer, d. h. ein solcher, wo jeder Theil eben so sehr das Ganze erhält, als er vom Ganzen erhalten wird: daher hier eigentlich das Ganze erst dann recht verstanden werden kann, nachdem man alle Theile gefasst hat, und sogar die Theile zu ihrem erschöpfenden, völlig genügenden Verständniss auch schon das Ganze voraussetzen. Dies ist eine Schwierigkeit, die hier im Wesen der Sache liegt und nur überwunden werden kann von Ihrer Seite durch Aufmerksamkeit, Geduld und Gedächtniss, von meiner Seite durch die Bemühung, Alles so fasslich als möglich zu machen, Das, welches am Meisten das Uebrige voraussetzt, zuletzt zu nehmen, und den Zusammenhang aller Theile stets nachzuweisen und immer Rückblicke und Seitenblicke zu eröffnen.

Die Ordnung, welche ich erwähle, weil sie die Verständlichkeit am meisten befördert, macht es nothwendig, von der Untersuchung des Erkenntnissvermögens und der Theorie des Vorstellens und Erkennens auszugehen. Dieses ist aber bei Weitem der trockenste Theil des ganzen Cursus. Hingegen sind gerade Aesthetik und Ethik, welche ich zu allerletzt nehme, Das, welches am meisten Interesse erregt und Unterhaltung gewährt. Wäre es mir bloss darum zu thun, durch etwas Anziehendes Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln nnd vor's Erste zu gewinnen, so müsste ich einen gerade umgekehrten Gang nehmen. Da ich aber mich lieber bestrebe, gründlich, als anziehend zu seyn, so wünsche ich, dass Sie durch den Ernst und das Trockene des ersten Theils unserer Untersuchung nicht

mögen die Ausdauer verlieren oder sich abschrecken lassen, auszuharren, bis auch unmittelbar interessantere Dinge kommen.

Exordium der Dianoiologie.

Wenn man in einem Hause zu thun hat, pflegt man, ehe man hinein geht, doch einen Blick auf die Aussenseite zu werfen. Wir haben es mit dem Intellekt von innen zu thun, d. h. vom Bewusstseyn ausgehend. Vorher wollen wir ihn kurz von Aussen ansehen. Da ist er ein Gegenstand der Natur, Eigenschaft eines Naturprodukts, des Thieres und vorzüglich des Menschen. So ganz empirisch, ohne vorgefasste Meinung ihn betrachtend, müssen wir ihn eine Funktion des menschlichen Lebens nennen, und zwar, wie alle andern Funktionen an einen besondern Theil gebunden, an das Gehirn. Wie der Magen verdaut, die Leber Galle, die Nieren Urin, die Hoden Saamen absondern, so stellt das Gehirn vor, sondert Vorstellungen ab, und zwar ist dieses (nach Flourens Entdeckung 1822, Memoires de l'Acad. des sciences 1821—22, V. 5—7.) ausschliesslich Funktion des grossen Gehirns, während das kleine die Bewegungen lenkt. Also der ganze Intellekt, alles Vorstellen, Denken, ist eine physiologische Funktion des grossen Gehirns. Aber diese Funktion hat etwas Eigenes, was sie gar höher stellt, als die Galle, welche die Leber, und den Speichel, welchen die Speicheldrüsen absondern, nämlich dieses: die ganze Welt beruht auf ihr, liegt in ihr, ist durch sie bedingt. Denn diese existirt nur als unsere (und aller Thiere) Vorstellung, und ist folglich von dieser abhängig und ohne sie nicht mehr.

Vielleicht scheint Ihnen Das paradox, und es ist wohl noch Einer und der Andere von Ihnen, der ganz ehrlich meint: wenn auch der Brei aus allen Hirnkasten geschlagen würde, so blieben darum Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Elemente doch stehen. — Wirk-

lich? — Besehen Sie doch die Sache etwas in der Nähe. Stellen Sie sich eine solche Welt ohne erkennendes Wesen einmal anschaulich vor: — da steht die Sonne, die Erde rotirt um sie herum, Tag und Nacht und die Jahreszeiten wechseln, das Meer schlägt Wellen, die Pflanzen vegetiren: aber Alles, was Sie jetzt sich vorstellen, ist bloss ein Auge, welches Das Alles sieht, ein Intellekt, der es percipirt, also eben das ex hypothesi Aufgehobene. Sie kennen ja keinen Himmel und Erde und Mond und Sonne so schlechthin, an und für sich; sondern, Sie kennen bloss ein Vorstellen, in welchem das Alles vorkommt und auftritt, nicht anders, wie Ihre Träume des Nachts auftreten; welche Traumwelt das Erwachen Morgens vernichtet. Nicht anders wäre offenbar diese ganz Welt vernichtet, wenn der Intellekt aufgehoben oder, wie eben gesagt, der Brei aus allen Hirnkasten geschlagen wäre. Ich bitte, nicht zu meynen, das sei Spaass: es ist Ernst. Die Konsequenzen, welche daraus für die Metaphysik fliessen, gehn uns hier nichts an. Wir betrachten es hier bloss, um auf die grosse Wichtigkeit, die hohe Dignität des Intellekts aufmerksam zu werden, der der Gegenstand unserer ferneren Betrachtung ist, und zwar jetzt von Innen ausgehend, vom Bewusstseyn desselben: wir stellen Selbstbetrachtung des Intellekts an.

Exordium des Kapitels von der Verneinung des Willens zum Leben, oder von der Entsagung und Heiligkeit.

Wir sind mit der Betrachtung der ethischen Bedeutung des Handelns jetzt eigentlich zu Ende. Das Wesen von Recht, Unrecht, Tugend, Laster, ist erklärt und ausgelegt in Folge unserer Metaphysik der Natur. Ich könnte insofern meinen Vortrag hier beschliessen. Allein ich habe noch ein Kapitel abzuhandeln über einen Gegenstand, den die Philosophen sonst nie mit in ihre Betrach-

tung gezogen haben, die *Resignation*. Ich habe über diesen Punkt viele Widersprüche hören müssen, und sage es Ihnen, damit Ihr Urtheil um so freier bleibe, mir beizustimmen, oder nicht. Von meiner Weltansicht ist jedoch dies Kapitel von der Resignation ein sehr wesentlicher Theil. Denn das Wesen der Resignation ist Verneinung des Willens zum Leben, also die Antithese der früher dargestellten Bejahung des Willens zum Leben. Durch diese Betrachtung der Verneinung des Willens zum Leben allein wird das Ganze meiner Philosophie abgeschlossen, indem dadurch allein das Daseyn der Welt als *relativ* erscheint, nämlich als völlig abhängig vom ewig freien Willen, der eben sowohl, als er die Welt wollen kann, sie auch *nicht* wollen kann. Die Welt ist uns eben nur die Darstellung, das Abbild des Willens zum Leben, durch welches Abbild er sich selbst erkennt, sein eigenes Wesen ihm als Vorstellung gegeben wird. Wir haben daher zu betrachten, welche Rückwirkung auf den Willen selbst diese Erkenntniss haben kann, wodurch wir erst ein Ziel, einen Zweck der erscheinenden Welt erkennen. — Wir haben ferner das Daseyn als dem *Leiden* wesentlich verknüpft erkannt: natürlich erhebt sich die Frage, ob wir denn diesem leidenden Daseyn durch ein unwiderrufliches Fatum auf ewig anheimgefallen sind, oder ob es eine Erlösung davon giebt; denn dass der *Tod* nicht aus der Welt herausführt, ist gezeigt, so wenig als die Geburt eigentlich hineinführt: nur unsere Erscheinung hat Anfang und Ende, nicht unser Wesen an sich.

Ueber dieses Alles nun giebt dies letzte Kapitel einen Aufschluss und ist sonach der Schlussstein des Ganzen. Ihre Beistimmung bleibt frei. Immer aber bemerken Sie ein für allemal, dass alle meine ethische Betrachtungen nie die Form des Gesetzes oder der Vorschrift haben, ich nie sage, man *soll* dies thun und jenes nicht, sondern ich immer nur mich *theoretisch* verhalte und das Thun jeder Art auslege, deute, was im Innern dabei vorgeht darlege, in Begriffen.

Unsere bisherige ethische Betrachtung über Recht, Unrecht, Tugend, Laster, nahm ihren Hauptlehrsatz aus der Metaphysik der Natur, wo uns die Einheit des Dinges an sich bei der Vielheit seiner Erscheinungen gewiss geworden war. In diesem letzten Kapitel von der Resignation oder Willenslosigkeit berücksichtige ich mehr den dritten Theil, die Metaphysik des Schönen, insofern nämlich wir schon dort, in der ästhetischen Anschauung, schon einen Zustand der willenslosen Erkenntniss gefunden haben, also einen Zustand, in welchem wir da sind, ohne zu wollen, für den Augenblick. Also zur Sache.

Druckfehler.

Seite	44,	Zeile	20	von	oben,	statt:	schönsten	lies:	schönen.
-	65,	-	19	-	unten,	-	mannisti	-	monuisti.
-	70,	-	16	-	unten,	-	$\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{4}$	-	$\frac{2}{3}$ und $\frac{1}{3}$.
-	104,	-	8	-	oben,	-	von	-	vor.
-	111,	-	5	-	unten,	-	Dornguth	-	Dorguth.
-	126,	-	5	5	oben,	-	zur	-	zum.
-	177,	-	4 u. 5	-	oben,	-	αγεωμετρητως	-	αγεωμετρητος.
						-	αχαντιατως	-	αχαντιατος.
-	280,	-	16	-	obeu,		seinen	-	ibren.
-	382,	-	2	-	oben,	-	es	-	er.
-	456,	-	9	-	oben,	-	Regazzo	-	Regazzoni.
-	505,	-	14	-	oben,	-	sie	-	Sie.
-	513,	-	6	-	oben,	-	instrikate	-	intrikate.
-	531,	-	1	-	oben,		ibnen	-	Ihnen.
-	577,	-	9	-	oben,	-	verneint	-	vermeint.
-	608,	-	11	-	unten,	-	Geständniss	-	Verständniss.
-	740,	-	9	-	oben,	-	dass	-	das.

(Die übrigen Druckfehler wolle der Leser sich selbst verbessern.)